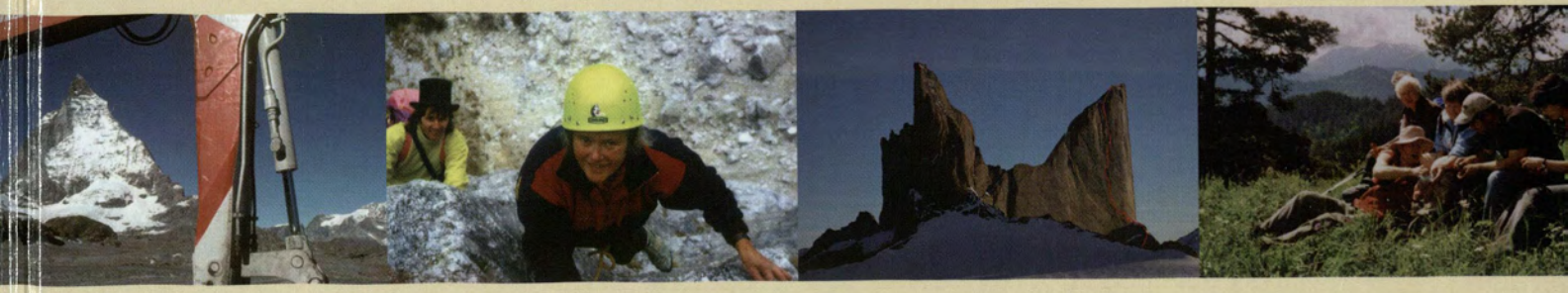
ALPENVEREINSJAHRBUCH



BERG 2010

Alpenvereinsjahrbuch

BERG 2010

Zeitschrift Band 134

Jahrbuch-Redaktion
Walter Theil

Jahrbuch-Beirat

Andrea Händel, DAV
Georg Hohenester, DAV
Heinz Röhle, DAV
Gerold Benedikter, OeAV
Oskar Wörz, OeAV
Franz Mock, AVS

Herausgeber
Deutscher Alpenverein, München
Österreichischer Alpenverein, Innsbruck
Alpenverein Südtirol, Bozen



INHALT

Top-Thema: Lebensraum Alpen im Wandel

Werner Bätzing	Verschwinden die Alpen als menschlicher Lebensraum?	12
Peter Donatsch	Kühe, Käse – und die Zukunft?	22
Hans Haid	Modellprojekte in den Alpen	30
Felizitas Romeiß-Stracke	Tourismus in den Alpen – eine immerwährende Erfolgsgeschichte?	38
Rudi Erlacher	Landschaft als Produkt?	44
Heike Aghte	Alpenverkehr: Auf dem Weg zur Trendwende?	50
Jürg Meyer	Das Hochgebirge im Schwitzkasten Die Folgen der Klimaerwärmung	60
Jan Gürke	Wildnis im Wandel: Spielplatz Berg	68
Joachim Kuhlemann John Reinecker Ingrid Krumrei Christina Schuster Hildegard Westphal	Klimawandel am Mittelmeer Auf der Suche nach Korsikas Gletschern	76
Jürgen Winkler	Die Ideologie vom Wachstum	84













Bergsport Heute

Thomas Huber	Eiszeit – Alexander und Thomas Huber aktuell	92
Andreas Mühlleitner	Sokotra – Inselwandern im Zaubergarten der Evolution	98
Folkert Lenz	Chimborazo, Cotopaxi und Co. Die Vulkane Ecuadors	104
Gaby Funk	Das Hölloch im Kleinwalsertal	112
Tamara Schlemmer	Wettkampfklettern. Eine persönliche Innenansicht	120
Helmut Knabl	Wettkampfklettern – Geschichte und Entwicklung	126

Kultur und Wissenschaft

Volker Schenk	Traumland Georgien – Eine Reise in den Kaukasus	134
Eberhard Neubronner	Georgisches Tagebuch	146

AV-JAHRBUCH BERG 2009

Johannes Haslauer	»Nur für sehr geübte Steiger« Die voralpinistische Phase am Beispiel Wetterstein	160
Heinz Jungmeier	Hochalmspitze – Geschichte der Erstbesteigung	174
Ingeborg Schmid-Mummert	M ist zu Hause – Bergunfälle	184

Alpine Geschichte

Clemens M. Hutter	Die Römer...fanden die Alpen »scheußlich«	192
Peter Pallua	Das Marteller Frühmesserbuch	198
Franziska Torma	Willi Rickmer Rickmers	204
Ingrid Runggaldier Moroder	»Meinem Mann zuliebe« ...die Höhenbergsteigerin Hettie Dyhrenfurth	212
Robert Steiner	Gefeiert, verfolgt, ermordet: Ewgeni und Witali Abalakow	224
Birgit Antes	Hermi Lottersberger – Och'n geh i nit	236
Andreas Hohl	Ötzi, Trenti und das Sperkmandl – Paläotourismus im Trentino	244

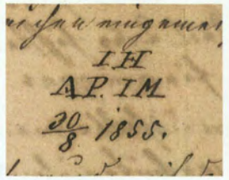
KartenGebiet/GebietsThema: Tuxer Alpen

Martin Roos	Blätterteig zwischen Tux und Brenner	258
Lene Wolny	Der Weg ist die Zirbe	266
Gerald Aichner	»Die stillen Tuxer«	270
Peter Haßlacher	Die Zukunft der Tuxer Alpen	278

Forum Alpenverein

Carla Bräunig Korbinian Ballweg Andreas Weber	Zugsache – das Auto ist überholt! Mobilitätsförderung des JDAV	288
Thomas Burger	Durchs Tor des Scheiterns Lernfeld Eiger-Nordwand	294
Max Bolland	Wo geht's lang? – Alpin-Chronik	304

KARTENBEILAGE: Tuxer Alpen (Wegausgabe) 1:25.000















Vorwort

von Walter Theil

Die gegenwärtige (wirtschaftliche) Krisensituation verleiht dem diesjährigen TOP-Thema »Lebensraum Alpen im Wandel« eine zusätzliche Aktualität. Nicht allein die klimatischen Veränderungen wirken sich spürbar auf den größten zusammenhängenden Naturraum in Europa aus. Die Alpen durchlaufen heute auch als Lebensraum für über 14 Millionen Menschen und als stark geforderter Verkehrs-, Wirtschafts- und Erholungsraum einen krisenhaften Wandlungsprozess. »Wenn der Wind des Wandels weht, bauen die Einen Schutzmauern, die Anderen bauen Windmühlen.« Die chinesische Weisheit deutet an: intelligente, nachhaltige und zukunftsweisende Entscheidungen sind zu treffen.

Die Alpen sind - geologisch gesehen - ein relativ junges Gebirge und auf Grund natürlicher Prozesse in ständiger Bewegung. Die verschiedenen Höhenstufen sind durch unterschiedliche Klima-, Vegetations- und Landschaftsformen geprägt und bilden insgesamt ein sehr labiles und dynamisches ökologisches System, das sehr sensibel auf natürliche Faktoren und auf menschliche Einflüsse und Eingriffe reagiert. Die Alpen fungieren als »Frühwarnsystem« und als Testfall für »neue innovative Lösungen« (W. Bätzing).

Künstlicher Speichersee, touristische Aufstiegshilfen und Verkehrsschilder – menschliche Eingriffe verändern die Lebensräume der Alpen...



Die detailreichen Beiträge zum TOP-Thema liefern eine Vielzahl von kritischen Anregungen und Gedanken und zeigen auf, dass die gegenwärtige globale Krise auch Chancen für kleinräumige Lösungen, neue Netzwerke und intelligente Zukunftsstrategien bietet. Die Alpwirtschaft braucht die Verbindung von Tradition und Moderne, naturorientierte Modellprojekte können die regionale Landwirtschaft stärken und die Tourismusorte in den Alpen müssen sich angesichts veränderten Urlaubsverhaltens und klimatischer Veränderungen neu positionieren.

Voraussetzung dafür ist, dass die Alpen nicht zu einer Erlebnislandschaft »designt« werden (Rudi Erlacher), sondern als selbst erfahr- und erlebbarer Lebensraum erhalten bleiben. Dazu gehören eine artenreiche Natur, eine regionale Identität, eine auf Nachhaltigkeit angelegte Nutzung und das Recht auf »Sich-verlaufen-dürfen« (Jan Gürke).

Die eigene, sinnliche Primärerfahrung kann weit mehr als alle Statistiken und publiziertes Expertenwissen das persönliche Tun beeinflussen und zu konkreten Verhaltensänderungen führen.

Die Aussicht auf eine Trendwende im Alpenverkehr bleibt eher vage, hier sind wie bei wirtschaftlichen Fragen überhaupt im Zeitalter der europäischen Integration und globaler Märkte (zwischen-)staatliche Regelungen gefordert. Um diese aber mit Leben zu füllen, ist weiterhin das wache Engagement der Naturschutzverbände und vor allem das einsichtige Verhalten jedes Einzelnen gefragt.

Die Vielfalt alpiner Lebensräume unterstreichen auch die Beiträge in der Rubrik »Bergsport heute«. Die Huberbrüder suchen extreme Herausforderungen in der menschenfeindlichen, eiskalten Antarktis, Andreas Mühlleitner spürt den Schönheiten und Gefährdungen eines Naturparadieses im Indischen Ozean nach und Gaby Funk entführt uns in die kargen, geheimnisvollen Tiefen des Höllochs im Kleinwalsertal. Warum das Wettkampfklettern seinen Weg aus der Natur in die Halle nahm, lässt sich beim Lesen von Folkert Lenz' verregneter Bergreise zu den Vulkanriesen in Ecuador gut nachvollziehen.

Reisen in ferne Bergregionen sind – wie uns Eberhard Neubronner und Volker Schenk in ihren Beiträgen über Georgien und Swanetien vermitteln – immer auch Reisen in fremde Lebens- und Kulturräume. Und sie zeigen eindrucksvoll, wie stark gesellschaftliche Entwicklungen auch die abgelegensten Naturräume prägen. Dass neue Fakten auch bei den eigenen Bergen zu neuen Erkenntnissen führen können, veranschaulichen Heinz Jungmeier, der die Erstbesteigungsgeschichte der Hochalmspitze modifizert, und Johannes Haslauer, der an Hand der neu gefundenen Zugspitzkarte unser Wissen um die voralpinistische Geschichte des Wettersteingebirges spezifiziert.

Die historischen Porträts von Willi Rickmer Rickmers und von Hettie Dyhrenfurth geben uns tiefe Einblicke in die Expeditionsabenteuer des letzten Jahrhunderts und zeigen uns – besonders eindrucksvoll die abenteuerliche Lebensgeschichte der russischen Bergsteigerlegenden Ewgeni und Witali Abalakow– wie unmittelbar der Alpinismus in vielen Fällen mit den gesellschaftlichen und politischen Strömungen seiner Zeit verknüpft war. Hermi Lottersberger wiederum verkörpert beispielhaft eine gelebte Bergsteigerkarriere abseits der öffentlichen Aufmerksamkeit, während Clemens Hutter und Peter Pallua in ihren Beiträgen Quellen anführen, die darauf hinweisen, dass die Alpen bereits seit langem im Bewusstsein der Menschen präsent waren: sei es für die Römer als ein zu überwindendes raumpolitisches Hindernis oder für die Marteller ihr unmittelbarer Lebensraum. Andreas Hohl unternimmt einen launigen Ausflug in die Welt des Ötzis und sinniert mit satirischer Feder über die Anfänge des Trentiner Tourismus.

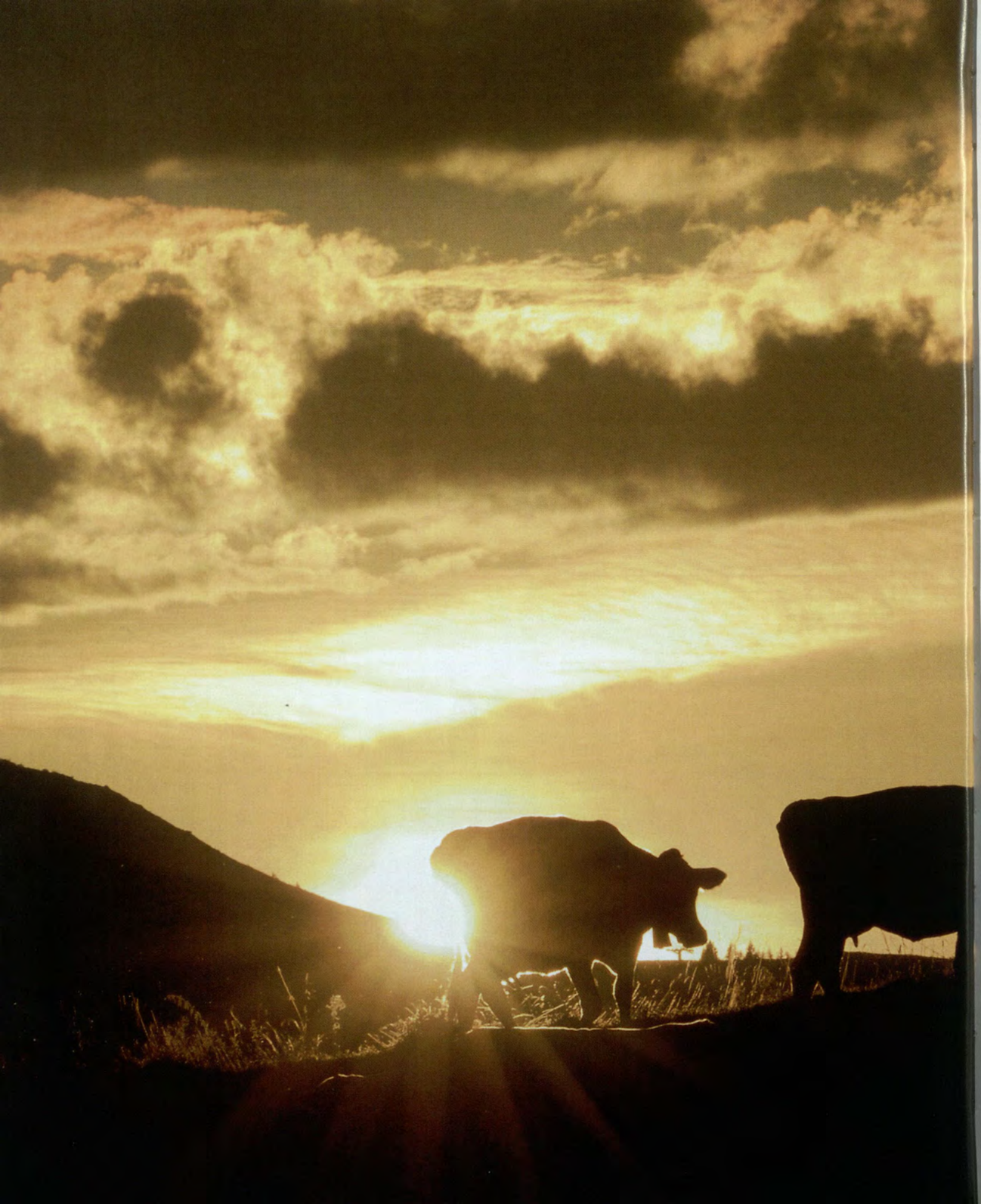
Die Tuxer Alpen gelten als eine weitgehend »stille« und insgesamt noch wenig erschlossene Hochgebirgsregion. Welchen Gefahren dieses Paradies für Skitourengeher ausgesetzt ist, aber auch welche Möglichkeiten bestehen, das touristische Potenzial auf umweltverträgliche Art zu entwickeln und naturschützerische Aspekte mit menschlichen Nutzungsansprüchen in Einklang zu bringen, kommt in der Gebiets- und Kartenrubrik zur Sprache.

Max Bolland listet in seiner alpinen Chronik die Topleistungen der alpinen Szene auf, resümiert über die zunehmende Schwierigkeit, medial gemachte von wirklich Bahn brechenden Ereignissen unterscheiden zu können, und zeigt uns beispielhaft, dass Höchstleistungen nicht allein im messbaren Bereich zu finden sind, sondern auch als menschliche Charaktereigenschaften zu Tage treten können.

... und jeder Einzelne trägt mit seinen Ansprüchen und Handlungsweisen dazu bei, bestimmt Tempo und Ausmaß dieser Entwicklung mit.

»Nicht der Anfang, das Ende trägt die Last.« Wir sollten uns diesen Ausspruch von F.G. Jünger in Erinnerung rufen, wenn wir uns aus Bequemlichkeit oder Gleichgültigkeit notwendigen, aber nicht unmittelbar zwingenden Veränderungen verweigern. Wenn der JDAV Anstöße für umweltverträgliches Verhalten beim Bergsteigen thematisiert oder wenn wir den dramatischen Erfahrungsbericht von Thomas Burger über seinen Unfall in der Eiger-Nordwand und das Leben danach lesen. Veränderung tut not – Das gilt generell für unser Verhalten in und unseren Umgang mit dem Lebensraum Alpen. Oder um mit Matthias Horx zu sprechen: »Überleben durch Wandel ist besser als Untergehen mit Prinzip!«





Lebensraum Alpen im Wandel

TOPTHEMA

Werner Bätzing

Peter Donatsch

Hans Haid

Felizitas Romeiß-Stracke

Rudi Erlacher

Heike Aghte

Jürg Meyer

Jan Gürke

Joachim Kuhlemann u.a.

Jürgen Winkler

Verschwinden die Alpen als menschlicher Lebensraum?

Der Wandel der Alpen in den letzten 130 Jahren und ihre Zukunft in einer globalisierten Welt

VON WERNER BÄTZING

Wenn man über den »Lebensraum Alpen im Wandel« und über seine Zukunft nachdenken will, dann ist es wichtig, dass man keine falschen Klischeebilder der Alpen im Kopf hat, sondern von einem realitätsnahen Alpenbild ausgeht. Aus diesem Grund wird zuerst die Ausgangssituation der Alpen vor dem Einsetzen des großen Wandels dargestellt, dann wird beschrieben, wie dieser Wandel die Alpen in allen Bereichen verändert, und zum Schluss geht es um die Zukunft der Alpen.



Blick vom Schweizer Jura auf die Berner Alpen. Die Alpen sind – verglichen mit Himalaya, Anden oder Rocky Mountains – ein eher kleines Hochgebirge, das mitten in Europa zwischen alten und bedeutenden Städten liegt. Deshalb wurden die Alpen bereits sehr früh, schon in der Römerzeit, wirtschaftlich und kulturell mit dem außeralpinen Europa verflochten. Alle Bilder vom Autor.

1. Die Situation der Alpen vor Beginn des großen Wandels

Vor Beginn des großen Wandels, also in der vorindustriellen Zeit, waren die Alpen keineswegs eine »heile Welt« mit einer vom Menschen nicht oder nur randlich beeinträchtigten Natur in Form von »schönen Landschaften«, und sie waren auch kein autarker, archaischer Lebensraum, der von Europa abgeschottet war – diese Alpenbilder entstehen erst spät in den europäischen Industriestädten und stellen ein Zerrbild der Alpen dar.

In der vorindustriellen Zeit waren die Alpen flächenhaft landwirtschaftlich genutzt, und aufgrund der hohen Bevölkerungsdichte wurde jedes Fleckchen Vegetation – selbst Grasbänder zwischen Felsen – genutzt. Dabei hatte die bäuerliche Nutzung die Alpen im Laufe der Zeit tief greifend ökologisch verändert, indem der Wald zu Gunsten von Acker-, Wiesen- und Weideflächen gerodet worden war. Aus der zuvor fast vollständig bewaldeten Naturlandschaft Alpen war so eine offene Landschaft geworden, die keineswegs als »naturnah« bezeichnet werden konnte, sondern tiefe und fundamentale Natureingriffe und -veränderungen beinhaltete.

Weil die bäuerlichen Nutzungen jedoch langfristig angelegt waren (Berücksichtigung der nachfolgenden Generationen) und daher die ökologische Stabilisierung der genutzten Flächen einen hohen Stellenwert besaß, führten diese Naturveränderungen – trotz der Tiefe der Eingriffe – in den meisten Fällen nicht zu Naturzerstörungen. Dies beweisen Ackerterrassen im Unterengadin, die von der Bronzezeit bis heute genutzt werden, genauso wie viele andere Flächen, die seit dem Mittelalter produktive Nutzflächen ohne Degradation darstellen. Man kann sogar feststellen, dass die Artenvielfalt und die landschaftliche Vielfalt der Alpen durch diese bäuerlichen Eingriffe deutlich größer als im Naturzustand geworden ist.

Die Landwirtschaft im Alpenraum war im 18. oder 19. Jahrhundert keineswegs so archaisch, wie die ersten Touristen glaubten. Auch wenn die Bauernfamilien fast überall in den Alpen eine Selbstversorgung anstrebten, so beweisen die zahllosen Marktorte und Märkte, dass sehr viele Produkte regelmäßig getauscht und ge-/verkauft wurden. Der Austausch zwischen klimatisch unterschiedlichen Regionen – einmal zwischen Tallagen in den Alpen und hoch gelegenen Seitentälern, zum anderen zwischen Alpen- und Voralpenregionen – spielte damals neben der Selbstversorgung eine wichtige Rolle. Daher ist es sinnvoll, dieses System als marktoffene Selbstversorgerwirtschaft zu bezeichnen. Und daneben gab es zahlreiche Arbeitsplätze im Bergbau (Erzabbau in Höhen zwischen 2000 und 3000 m und Verhüttung der Erze in den Alpentälern) und im Handwerk, sodass die Alpen keineswegs rein bäuerlich geprägt waren.

Darüber hinaus waren die Alpen auch keine »Welt für sich«: Die zahlreichen Wirtschaftsverflechtungen sowie der traditionelle Saumverkehr, der sehr dezentral geprägt war und bis zu 300 Übergänge nutzte, sorgten dafür, dass die Alpen eng mit Europa verbunden waren. Dies zeigt sich vielleicht am eindrucksvollsten an den mittelalterlichen »Ketzerbewegungen«, die sich jeweils sehr schnell in ganz Europa – und auch überall in den Alpen – ausbreiteten. Die Alpen waren also auch kulturell keineswegs von Europa abgeschottet.

Auch die Idee, dass die Alpen damals ein rein ländlicher Raum gewesen seien, ist falsch: Städte wie Bozen, Innsbruck oder Chur gehörten zum traditionellen Leben im Alpenraum hinzu, und hier gab es eine Hochkultur, die für die Identität alpiner Regionen eine große Bedeutung hatte. Zwar waren Städte in den Alpen seltener und kleiner als im fruchtbaren und gut nutzbaren Flachland, aber die Situation der Alpen war durchaus mit der vieler anderer ländlichen Regionen in Europa vergleichbar.

Fassen wir zusammen, so waren die Alpen in der vorindustriellen Zeit ein flächenhaft genutzter Lebens- und Wirtschaftsraum (Landwirtschaft als Basisnutzung, ergänzt durch dezentralen Bergbau und Handwerk in fast allen Tälern) mit einer Reihe von städtischen Knotenpunkten, die mit dem ländlichen Raum eng verflochten waren. Die später für den Tourismus so wichtigen Felsen und Gletscher waren damals jedoch als Ödland nur ein Nutzungshindernis und spielten ökonomisch wie kulturell keinerlei Rolle. Alle Wirtschaftsaktivitäten basierten so direkt auf alpinen Ressourcen und die Art und Weise der Nutzung war so eng an der ökologischen Stabilisierung der genutzten und veränderten Natur orientiert, dass sich die Lebens- und Wirtschaftsformen im Alpenraum sichtbar von denen außerhalb der Alpen unterschieden. Daher können wir von einem spezifischen Lebens- und Wirtschaftsraum Alpen sprechen.

Allerdings waren die Alpen dabei in Europa kein Sonderfall: Wie in anderen ländlichen Räumen Europas basierte die Wirtschaft auch in den Alpen auf einer flächen-



In manchen Gebieten ist die Situation der Alpen vor Beginn des großen Wandels auch heute noch sehr gut wahrzunehmen, wie hier in der Gemeinde Gsteig/Berner Oberland, wo Landschaft und Siedlungen immer noch deutlich bäuerlich geprägt sind, auch wenn die Siedlungen durch Neubauten (für Auspendler und Zweitwohnungen) verdichtet und der Gipfel hinten durch eine Seilbahn erschlossen wurde.



Ackerterrassen im Oberengadin in 1800m Höhe, die vom 14. Jahrhundert bis 1965 als Äcker und seitdem als Mähwiesen genutzt werden, ohne dass die lange Nutzung zur Degradation dieser Flächen geführt hat.

haften bäuerlichen Nutzung, die durch Handwerk, Gewerbe, Handel und städtische Wirtschaft ergänzt wurde (Normalfall), und die Auseinandersetzung mit der alpinen Umwelt führte lediglich zu einer Modifikation dieses europäischen Grundmusters, nicht jedoch zu einer völlig anderen Wirtschaft und Lebensform.

2. Die Veränderung der Alpen durch den großen Wandel

2.1. Wann setzt der große Wandel ein?

Grundsätzlich können wir feststellen, dass der große Wandel mit der Industriellen Revolution verbunden ist, die von außen in die Alpen eindringt, dass sich die Alpen lange Zeit dagegen sperren, dass sie am Ende aber doch davon erfasst und tief greifend verändert werden. Deshalb ist die Frage nach dem Anfang durchaus nicht trivial.



Die Reste des ehemaligen Goldbergbaus in 2000m Höhe bei Bad Gastein/ HoheTauern. Der Bergbau und die Verarbeitung der Golderze im Gasteiner Tal war vom 15. bis zum 18. Jahrhundert eine Quelle großen Reichtums für dieses Tal; im 19. Jahrhundert wurde beides eingestellt

Die vorindustriellen Normen und Werte werden erstmals durch die Französische Revolution 1789 und die napoleonische Herrschaft in den Alpen (bis 1815) wirtschaftlich und politisch in Frage gestellt, was allerdings anschließend überall sofort wieder zurückgenommen wird. Den zweiten Anlauf stellen die Revolutionen des Jahres 1848 dar, die in weiten Teilen der Alpen zur Aufhebung der Grundherrschaft führen, was die Lage vieler kleiner Bergbauern deutlich verschlechtert.

Aber die Industrialisierung dringt erst relativ spät *direkt* in den Alpenraum ein, denn die Alpen sperren sich aufgrund ihres Reliefs, ihrer fehlenden industriellen Ressourcen und ihrer kulturellen Widerständigkeit lange dagegen. Erst um 1870-80 quert die Eisenbahn die Alpen (Brenner 1867, Gotthard 1882), um 1880 entsteht der erste, wirtschaftlich relevante Tourismus in den Alpen, um 1880 führt die erste große europäische Agrarkrise zur Aufgabe zahlreicher Bergbauernhöfe und um 1890 entstehen in den Alpen große Industrieanlagen auf der Basis der Wasserkraftnutzung. Deshalb kann man sagen, dass der große Wandel der Alpen ab 1880 einsetzt.

2.2. Phase 1: Industriegesellschaft (1880-1955)

Die Auswirkungen der Industriellen Revolution – radikale Verbilligung der industriell hergestellten Produkte – führen dazu, dass in den Alpen die Erzgewinnung und Erzverarbeitung und der Abbau anderer Bodenschätze eingestellt wird (die Alpen sind reich an armen Lagerstätten, deren Abbau im neuen Kontext nicht mehr konkurrenzfähig ist), dass der traditionelle Saumverkehr, ein wichtiger bäuerlicher Nebenerwerb, zusammenbricht (ab 1805 durch den Bau der Fahrstraßen, später durch die Eisenbahn) und dass das dezentral verbreitete Handwerk nicht mehr konkurrenzfähig ist, während zugleich die Landwirtschaft überall in den Alpen stark geschwächt wird, weil sie mit der immer intensiveren Landwirtschaft der europäischen Gunstregion immer schlechter konkurrieren kann. Deshalb werden die Alpen flächenhaft als Wirtschafts- und Lebensraum geschwächt.

Die Aufwertungen im Alpenraum, die dank der Industrialisierung möglich werden, betreffen dagegen nur ausgewählte kleinere Flächen: Erstens wachsen alle Alpenstädte mit einem Eisenbahnanschluss sowohl bei den Arbeitsplätzen wie bei der Bevölkerung stark, zweitens werden zahlreiche energieintensive Industriebetriebe in den Alpen angesiedelt (nur in Tallagen mit Eisenbahnanschluss), und drittens führt der so genannte »Belle-Epoque-Tourismus« – ein typisches Phänomen der Industriegesellschaft – zum starken Wachstum von etwa hundert Tourismusorten (zu 80% in den Schweizer Alpen gelegen, Eisenbahnanschluss als Voraussetzung). Die zahlreichen dezentralen Aktivitäten der Alpenvereine (Bau von Hütten und Wegen) sind für die weitere touristische Entwicklung der Alpen zwar sehr wichtig, schaffen in dieser Phase allerdings erst relativ wenige neue Arbeitsplätze. Damit konzentrieren sich die Aufwertungen räumlich sehr stark auf einige Bänder (große Täler mit Eisenbahn) und einige Punkte (Tourismusorte im eigentlichen Gebirgsraum).

Dadurch werden die Alpen im Vergleich mit den europäischen Industriestaaten in dieser Zeit deutlich geschwächt: Als Gesamtregion verlieren sie zwar keine Einwohner, aber ihr Bevölkerungswachstum liegt doch ein Drittel *unter* dem der sieben Staaten mit Alpenanteil, und dies ist ein deutlicher Hinweis auf ihre Entwertung als Lebens- und Wirtschaftsraum im industrialisierten Europa. Noch deutlicher wird die Entwertung auf Gemeindeebene: Die Hälfte aller Alpengemeinden verliert in diesem Zeitraum deutlich an Einwohnern, während die andere Hälfte deutlich wächst – in den Alpen setzen jetzt erstmals völlig gegenläufige Entwicklungen ein.

Die Industrialisierung beendet in den Industriestaaten die flächenhaften Nutzungen des Agrarzeitalters und führt zu starken räumlichen Gegensätzen zwischen extrem wachsenden Industriestädten/-gebieten und einem »Hinterland«, das entwertet wird. Und wir können feststellen, dass die Alpen – als industrielle Peripherie – ab 1880 die gleiche Entwicklung mit vollziehen.

2.3. Phase 2: Übergangsphase (1955-1980)

1955 setzt in Europa eine Phase eines starken und langanhaltenden Wirtschaftswachstums ein, das auch die Alpen erfasst. Im neuen Europa (Eiserner Vorhang, EWG), das jetzt in Nord-Süd- statt wie vor dem Krieg in West-Ost-Richtung strukturiert ist, liegen die Alpen noch zentraler mitten in Europa als vorher, sodass sie jetzt – v.a. entlang der Transitrouten – noch stärker mit der europäischen Wirtschaft verflochten werden.

Dadurch werden die Alpenstädte weiter aufgewertet, deren Erreichbarkeit sich durch den Bau neuer Straßen und Autobahnen noch einmal verbessert, sodass sie ein starkes Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum verzeichnen. Die Vollbeschäftigung in den großen europäischen Zentren führt ab 1960-65 dazu, dass zahlreiche arbeitsintensive Industrieproduktionen in Form von neugegründeten Tochterbetrieben in den Alpenraum ausgelagert werden, um hier vom großen Arbeitskräftepotential ohne gewerkschaftliche Tradition profitieren zu können. Diese neuen Betriebe werden in Alpentälern mit guter Erreichbarkeit angesiedelt. Auf dem Höhepunkt dieser Entwicklung um das Jahr 1970 herum, gehört jeder zweite Arbeitsplatz im Alpenraum zum sekundären Wirtschaftssektor (Handwerk, Industrie, Bauwirtschaft, Wasserkraft).



Alter Saumweg und Sust (Warenlager für die zu transportierenden Güter) im Dorf Splügen an der Splügenpassroute. Nach Einstellung des Saumverkehrs verarmte das zuvor wohlhabende Dorf.

Die dritte Aufwertung verdankt sich der Entwicklung des europäischen Massentourismus, von dem die Alpen in dieser Phase besonders stark profitieren (Bau zahlreicher Pensionen, Hotels, Zweitwohnungen, Seilbahnen, Skipisten). Allerdings werden keineswegs die gesamten Alpen touristisch erschlossen, sondern maximal etwa 60% aller Alpengemeinden. Da es sich dabei jedoch eher um kleine Gemeinden handelt, fällt ihr Wachstum im Vergleich mit denen der Städte und der Industriegemeinden quantitativ weniger stark ins Gewicht.

Alpentäler ohne diese drei Aufwertungen verlieren in dieser Zeit weiterhin Ein-

Die riesigen »Palast«-Hotels – hier das Hotel »Cresta Palace« in Celerina im Oberengadin – sind die baulichen Symbole des Belle-Epoque-Tourismus. Sie sind adligen Schlössern nachempfunden und wenden sich an die Oberschicht.



wohner und Arbeitsplätze, und dabei handelt es sich nach wie vor um große Gebiete.

In absoluten Zahlen gesehen wächst die Bevölkerung der Alpen in dieser Boomphase so stark wie nie zuvor und danach, was mit unzähligen Neubauten und Neuerschließungen aller Art verbunden ist, wodurch sich zahlreiche städtische Elemente in den Alpen ausbreiten. Relativ gesehen gleicht sich jetzt das Bevölkerungswachstum der Alpen demjenigen der europäischen Staaten immer mehr an und liegt am Ende dieser Phase zum ersten Mal leicht darüber, ohne dass jedoch die inneralpinen Gegensätze dadurch geringer werden.

Der Industriestandort Visp im Wallis, im Hintergrund das Mattertal. Die erste Industrieanlage entstand hier zu Beginn des 20. Jahrhunderts, und nach 1960 wurden die Industrieanlagen weiter ausgebaut.



Auch diese Entwicklung ist typisch für viele ländliche Regionen in Europa, wobei lediglich die relativ starke Position des Tourismus etwas herausfällt, die aber in Regionen mit Gebirgen, Seen und Küsten ebenfalls anzutreffen ist.



Ein neues Gebäude im Gewerbegebiet »Dienstleistungszentrum Kramsach« im Inntal zwischen Kufstein und Innsbruck. Solche Gebäude sehen hier genauso aus wie überall in Europa, und sie besitzen keinen spezifischen Alpenbezug.
Foto: Matthias Wenzel

2.4. Phase 3: Dienstleistungsgesellschaft (ab 1980)

Ab der Mitte der 1970er Jahre setzt die Globalisierung der Wirtschaft ein, was durch den Zerfall des Kommunismus 1989 noch einmal stark beschleunigt wird. Dadurch verändern sich auch für die Alpen die Rahmenbedingungen erheblich.

Als erstes werden ab 1975/80 zahlreiche Industriebetriebe in den Alpen aufgrund von Automatisierung oder Verlagerung der Produktion in Billiglohnländer geschlossen, wodurch sehr viele Arbeitsplätze wegfallen. Allerdings wird darüber – im Unterschied zur Berglandwirtschaft und zum Tourismus – nicht öffentlich diskutiert, weil die Industrie üblicherweise aus den Alpen ausgeschlossen wird.

Als zweites setzt im Alpentourismus nach 30 Jahren steten Wachstums ab 1985/90 eine Stagnationsphase auf hohem Niveau ein, die bis heute andauert und in der sich der Tourismus wieder stärker räumlich konzentriert. Da der Welttourismus in dieser Zeit stetig weiter wächst, verlieren die Alpen erstmals seit Entstehung des Tourismus Marktanteile. Ursache für diese neue Entwicklung sind weniger die Alpen (schlechtes Image des Alpensommers) als allgemeine Veränderungen wie günstige Fernreisen, neue Destinationen, größere Reiseerfahrung und stagnierende Bevölkerung in Europa.

Damit fallen zwei der drei Wachstumsbereiche der Phase 2 jetzt aus, was aber durch neue Wachstumsimpulse mehr als kompensiert wird.

Die Alpenstädte wachsen dank starker wirtschaftlicher Verflechtungen mit den europäischen Zentren jetzt noch stärker als vorher, und Alpenstädte in der Nähe des Alpenrandes werden jetzt zu Vororten von außeralpinen Großstädten umgewandelt (z.B. Thun und Interlaken zu Vororten von Bern), was mit einem starken Wachstum von Bevölkerung und Verkehr verbunden ist.

Ganz neu werden jetzt Alpenrandgebiete ab 1980 erstmals zu Wohnregionen von außeralpinen Metropolen oder Großstädten umgewandelt (bei Nizza, Genf, Wien und München besonders stark ausgeprägt). Die davon betroffenen Gemeinden wachsen ganz besonders stark, sogar stärker als Gemeinden in der Nähe der inneralpinen Städte, und diese Gebiete verzeichnen in dieser Zeit das stärkste Bevölkerungswachstum im gesamten Alpenraum.

Entlang der stark befahrenen Transitrouten entstehen jetzt so genannte »ubiquitäre« Arbeitsplätze, also solche Arbeitsplätze, die sich allein der guten Erreichbarkeit und der zentralen Lage der Alpen mitten zwischen wichtigen Metropolen verdanken, die aber mit den Alpen und ihre Ressourcen selbst nichts zu tun haben. Dadurch wird die bandartige Verstädterung entlang der dezentralen Verkehrsachsen in den Alpen zusätzlich gefördert.

Die Alpenregionen ohne moderne Wirtschaftsimpulse verlieren auch in dieser Phase weiterhin Einwohner und Arbeitsplätze, und hier ist inzwischen der Rückgang so groß geworden, dass diese Gebiete jetzt menschenleer werden. Sie entwickeln sich langsam über die Zwischenphasen der Verbuschung und Verwaldung in Richtung Wildnis, was mit großen Artenverlusten und einem Rückgang landschaftlicher Kleinräumigkeit verbunden ist. Davon sind heute 21% der Alpenfläche betroffen. Durch den permanenten Rückgang der Landwirtschaft, die räumliche Konzentration des Tourismus und die Probleme in der Bauwirtschaft und im Handwerk erleben daneben weitere 24% der Alpenfläche eine deutliche wirtschaftliche Schwächung.

Dank des starken Wachstums der Alpenstädte, der neuen Wohnregionen am Alpenrand und der Gebiete entlang der großen Transitachsen – das wegen der hohen Bevölkerungsdichte quantitativ viel stärker ins Gewicht fällt als die Bevölkerungsverluste im übrigen, dünn besiedelten Alpenraum – wächst die gesamte Alpenbevölkerung zwischen 1980 und 2000 deutlich stärker als der europäische Durchschnitt.

Auch diese Entwicklung unterscheidet sich wenig von der anderer ländlicher Räume in Europa, in denen die eigentlichen ländlichen Gebiete ebenfalls entwertet werden und sich die Bevölkerung immer stärker auf die Regionalstädte im ländlichen Raum konzentriert (periphere Verstädterung).

2.5. Bilanzierung dieses Wandels

Während die Alpen in der ersten Phase zwischen 1880 und 1955 im Verhältnis zur europäischen Entwicklung deutlich entwertet wurden, holen sie zwischen 1955 und 1980 immer mehr auf und übertreffen seit 1980 sogar das europäische Durchschnittswachstum.

Damit sind aber *innerhalb* der Alpen fundamentale Veränderungen verbunden: Die ehemalige flächenhafte Nutzung und Besiedlung, die die Alpen als offene Landschaft so stark und so charakteristisch geprägt hatte, ist bis heute sehr stark zurückgegangen: Entweder es wird modern gewirtschaftet, was nur auf ausgewählten kleineren Flächen möglich ist (tiefe und verkehrsgünstige Tal- und Beckenlagen, im eigentlichen Gebirgsraum nur eher wenige punktförmige Tourismuszentren) und was mit einer starken Verstädterung und Zersiedlung verbunden ist, oder es wird nahezu jede Nutzung aus Gründen mangelnder Wirtschaftlichkeit eingestellt (flächenhaft im eigentlichen Gebirgsraum sehr verbreitet), was mit Überalterung, Entsiedlung und Verwilderung der traditionellen Kulturlandschaft verbunden ist. Deshalb sind die Alpen heute durch extreme räumliche Gegensätze geprägt, aber dies ist ein Charakteristikum ganz Europas.

Orientierten sich die traditionellen Nutzungen an den Ressourcen der Alpen, so basieren viele moderne Nutzungen auf der Lagegunst der Alpen im Zentrum Europas und auf der exzellenten Erreichbarkeit entlang der großen Transitachsen, haben also mit den Alpen eigentlich nichts mehr zu tun. Das kann man auch optisch wahrnehmen: Die modernen Wirtschafts-, Gebäude- und Siedlungsformen sehen in den großen Alpentälern oder in den Tourismuszentren genauso aus wie in ganz Europa oder in der gesamten globalisierten Welt, und es fehlt ihnen jeder Alpenbezug, der die traditionellen Nutzungs- und Siedlungsformen so charakteristisch geprägt hatte.

Die Stadt Lugano wuchs wie alle Alpenstädte sehr stark, und sie breitet sich inzwischen weit in ihr Umland aus.

Waren die traditionellen dezentralen Nutzungsformen darüber hinaus langfristig-nachhaltig unter Berücksichtigung der



ökologischen Stabilität geprägt, so orientieren sich die modernen Nutzungsformen an kurzfristigen Abschreibungszeiträumen, und sie können aus Gründen der internationalen Konkurrenzfähigkeit die ökologische Stabilität auch gar nicht mehr berücksichtigen. Deshalb ist es kein Zufall, dass Intensivlandwirtschaft, Wasserwirtschaft, Tourismus, Verstädterung, Zersiedlung und



Ein neues Gewerbegebiet in der Gemeinde Strass im Zillertal in unmittelbarer Nähe zur Autobahn A 12 München – Innsbruck. Hier sind vier Speditionen ansässig sowie weitere Firmen, die diesen Standort nur wegen seiner sehr guten Erreichbarkeit in Europa gewählt haben und die mit dem Alpenraum eher wenig zu tun haben.
Foto: Matthias Wenzel

der explosionsförmig zunehmende Verkehr zahllose Umweltprobleme verursachen. Und diese treffen auf einen Alpenraum, in dem aufgrund der Klimaerwärmung große katastrophale Naturereignisse immer häufiger auftreten. Beides zusammen führt dazu, dass die ökologischen Gefährdungen in absehbarer Zukunft *jede* Nutzung im Alpenraum bedrohen können.

Zusammenfassend kann man also feststellen, dass die Auswirkungen der Industriellen Revolution (Entwertung der alpinen Ressourcen, kurzfristiges Wirtschaften ohne Berücksichtigung der Umwelt) dazu führen, dass die Alpen ihren Charakter als ein spezifischer Lebens- und Wirtschaftsraum in Europa verlieren, indem sie entweder auf eine gesichtslose Weise verstädtern oder indem sie menschenleer werden. Heute ist es aufgrund der direkten wirtschaftlichen Konkurrenz und des billigen Verkehrs kaum noch möglich, das Wirtschaften im Alpenraum unter Bezug auf die eigenen Erfahrungen, Traditionen, Kultur und auf die Umwelt so zu modifizieren, das »alpenspezifische« Formen und Strukturen entstehen. Die Alpen sind dafür ein anschauliches Beispiel; jedoch laufen die gleichen Veränderungen in allen europäischen ländlichen Räumen auf eine ähnliche Weise ab, sodass die Alpen den Normalfall und keinen Sonderfall darstellen.

Unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit ist dies als eine gigantische Fehlentwicklung zu bewerten: Das moderne Wirtschaften zerstört seine eigenen kulturellen und ökologischen Voraussetzungen, indem es die kurzfristige Konkurrenzfähigkeit absolut setzt, und die extremen räumlichen Gegensätze – hier Intensivnutzung und Verstädterung, dort Brache und Entsiedlung – schaffen extrem fragile Raumstrukturen, die nicht dauerhaft-langfristig existieren können. Die Alpen machen diese Fehlentwicklung aufgrund ihres extremen Reliefs, ihrer schwierigen Umwelt und der kleinräumigen Verzahnung von Gunst- und Ungunstflächen ganz besonders anschaulich deutlich.

3. Zur Zukunft der Alpen

3.1. Die wahrscheinliche Zukunft der Alpen

Geht man davon aus, dass sich die globalen und europäischen Rahmenbedingungen für die Alpen in Zukunft nicht relevant ändern werden, dann wird sich bis zum Jahr 2025 diejenige Entwicklung in den Alpen fortsetzen, die seit 1980 abläuft. Diese lässt sich relativ gut prognostizieren:

- Die wirtschaftliche Entwicklung in Europa wird sich noch stärker als bisher auf die großen Metropolen (Global Cities und Euro Cities) konzentrieren. Da die Alpenstädte nicht dazugehören, wird sich der Prozess der Vervorstädterung in den Alpen weiter verstärken und auch die inneralpinen Alpenstädte erfassen, was durchaus mit Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum verbunden sein kann, was aber eine ganz direkte Abhängigkeit von den großen Metropolen bedeutet.
- Fast alle großen Metropolen, die in der Nähe des Alpenrandes liegen, werden bis 2020 noch deutlich weiter wachsen.

Damit wird die Umwandlung der benachbarten Alpenräume zu Wohnregionen weiter zunehmen, und diese Regionen werden noch stärker als heute zu städtischen Ergänzungsräumen umstrukturiert werden.

- Der Tourismus im Alpenraum wird im besten Fall auf dem heutigen Niveau verbleiben, aber keinesfalls wachsen, sondern eher leicht zurückgehen. Dabei wird er sich immer stärker auf die großen Tourismuszentren konzentrieren, die eine starke Verstädterung durchlaufen werden.
- Im Kontext der vorherrschenden Ideologie des Neoliberalismus und angesichts sehr knapper Staatsfinanzen werden die Staaten und die EU die noch bestehenden Subventionen der Landwirtschaft und die Unterstützung der öffentlichen Infrastrukturen in den dünn besiedelten und peripheren Räumen stark oder ganz reduzieren. Dies bedeutet für viele wirtschaftsschwache Alpenregionen das Aus.

Mit diesen Entwicklungen zerfallen die Alpen bis 2025 endgültig in zwei gegensätzliche Teile: Einmal in die verstädterten Einflussgebiete der europäischen Metropolen (bandförmig entlang der großen Transittäler, am Alpenrand teilweise auch flächenhaft als Wohnregionen) und zum anderen in die großen Entsiedlungsregionen jenseits der verstädterten Alpenräume (flächenhaft im eigentlichen Gebirgsraum), in denen inselhaft einige Tourismuszentren liegen, die aber mit ihrer alpinen Umgebung wenig zu tun haben und die eine ortlose Identität à la »Heidiland« pflegen. Damit sind die Alpen als ein spezifischer menschlicher Lebens- und Wirtschaftsraum endgültig verschwunden.

3.2. Trendbrüche in der Zukunft?

In der europäischen Öffentlichkeit ist der Glaube an den permanenten Fortschritt so stark ausgeprägt, dass die zahlreichen tief greifenden Trendbrüche und Zäsuren im 20. Jahrhundert (Weltkriege, Weltwirtschaftskrise, Revolutionen, Mauerfall) verdrängt werden. Aber die jüngste Finanz- und Wirtschaftskrise hat erneut deutlich gemacht, dass dieser Fortschrittsglaube wenig realitätsnah ist. Deswegen ist zu fragen, welche Trendbrüche in Zukunft vorstellbar wären und was sie für die Alpen bedeuten könnten.

a) *Wirtschaftskrise* (als Folge der Finanzkrise vom Herbst 2008): Bei einer stark ausgeprägten Wirtschaftskrise würde sich die Wirtschaft aus Kostengründen sehr stark auf die großen Zentren zurückziehen. Für die Alpen als wirtschaftliche Peripherie in Europa bedeutete das den Verlust zahlreicher Arbeitsplätze in den verstädterten Alpenräumen und einen massiven Einbruch beim Tourismus. Auch wenn dadurch die Nutzung der direkten Ressourcen der Alpen wieder etwas aufgewertet werden würde (Land-/Forstwirtschaft, Handwerk), würden die Alpen insgesamt stark wirtschaftlich geschwächt.

b) *Energiekrise*: Wenn das Erdöl sehr teuer wird (aufgrund der geringen Reserven ist dies durchaus nicht unwahrscheinlich), wird zugleich der Verkehr sehr teuer, und dadurch wird das heutige Modell der räumlichen Arbeitsteilungen in Frage gestellt, was die Konzentration der Wirtschaft auf die Metropolen fördert. Auch in diesem Fall würden die Alpen wirtschaftlich stark geschwächt.



Die traditionelle Kulturlandschaft verbuscht und verwaldet, und die kleinen, heute noch bewirtschafteten Flächen liegen inzwischen inselhaft im Wald (Cottische Alpen/ Piemont).

c) *Wasserkrise*: Wenn mit steigender Klimaerwärmung die Niederschläge in Süd-, West-, Mittel- und Osteuropa so stark zurückgehen, dass die Wasserversorgung (Trinkwasser, Bewässerung Landwirtschaft, Brauchwasser Industrie, Freizeitzwecke) akut gefährdet ist, dann könnten die europäischen Staaten die Alpen zu einem riesigen Wasserspeicher (in jedem Alpental ein großer Stausee) ausbauen, um so ihre Existenzgrundlage zu sichern.

Das Dorf Podio soprano, 1300m (Cottische Alpen/ Piemont) sieht von außen noch intakt aus. Aber hier wohnt seit 1982 nur noch eine einzige Person mit Geburtsjahrgang 1932 – eine typische Situation für Entsiedlungsregionen.





Eine nicht mehr gemähte Wiese im Stura-Tal in 1300m Höhe, die in Kürze verbuschen wird (Cottische Alpen/ Piemont).

d) *Umweltkrise*: Wenn die Klimaerwärmung große Gebiete im nivalen Höhenstockwerk der Alpen ökologisch instabil werden lässt (Auftauen des Permafrostes) und gleichzeitig katastrophale Starkniederschläge sehr häufig werden, dann wird das gesamte Leben und Wirtschaften im Alpenraum bedroht, und die Menschen müssten größere Alpengebiete verlassen.

e) *Krise der sozialen Sicherheit*: Wenn Millionen von Asylanten die »Festung Europa« stürmen und bürgerkriegsähnliche Zustände drohen, dann könnten die Tourismuszentren der Alpen als riesige Asylantenlager genutzt werden, weil hier sehr große Bettenmengen räumlich konzentriert zur Verfügung stehen, die dank des alpinen Reliefs zugleich sehr leicht militärisch zu bewachen sind.

f) *Zusammenbruch des Industriesystems*: Wenn das heutige Wirtschaftssystem zusammenbricht und sich zu einem Agrarsystem zurückentwickelt, müsste die große Mehrheit der Alpenbevölkerung (heute 14 Millionen) die Alpen verlassen: Auf dem Höhepunkt der agrarischen Nutzung der Alpen im Jahr 1880 lebten maximal fünf Millionen Menschen in den Alpen von der Land-/Forstwirtschaft; da inzwischen zahlreiche Landwirtschaftsflächen verbuscht und verwaldet sind, die kurzfristig nicht nutzbar sind, könnten heute bestenfalls zwei bis 2,5 Millionen Menschen davon leben, sodass zwölf Millionen Menschen aus den Alpen abwandern müssten. Da dies in allen anderen europäischen Regionen ähnlich ist, erscheint eine solche Entwicklung kaum möglich zu sein.

Diese Trendbrüche sollen keineswegs wahrscheinliche Entwicklungen skizzieren, sondern die Selbstverständlichkeit einer unendlichen Fortschrittsentwicklung in Frage stellen.

3.3. Welche Zukunft wäre für die Alpen wünschenswert?

Weder die wahrscheinliche Entwicklung noch die verschiedenen Trendbrüche führen zu einer positiven Zukunft der Alpen. Aber was bedeutet dabei positiv, was wäre wünschenswert? Dabei stellen sich drei Grundsatzfragen.

a) Die Alpen als Wirtschafts- oder als Naturschutzraum? Derzeit entwickeln sich viele Gebiete in den Alpen in Richtung Wildnis, sodass man fragen kann, ob es nicht sinnvoll wäre, aus den Alpen wieder einen Naturraum zu machen (und das Gleiche würde für viele andere Peripherieräume in Europa gelten). Dahiner steht die Idee, dass es für die Natur am besten wäre, wenn sie vom Menschen gar nicht genutzt würde und sich eigenständig verändern könnte. Dies bedeutet jedoch, die wirtschaftlichen Nutzungen in den europäischen Gunstregionen weiterhin zu intensivieren, sodass die räumlichen Gegensätze sogar noch zusätzlich zunehmen würden, was mit zahlreichen Problemen verbunden wäre. Die vorindustrielle Welt im Alpenraum hatte jedoch gezeigt, dass eine Nutzung der Natur keineswegs mit ihrer Zerstörung identisch ist (dies gilt erst für die industrielle Nutzung, bei der die Reproduktion keine Bedeutung besitzt) und dass sie sogar die Artenvielfalt und landschaftliche Vielfalt erhöhen kann, dass sie also eine Bereicherung für Natur und Mensch darstellt. Dies sind wichtige Argumente gegen die Alpen als großen Naturraum ohne menschliche Nutzung.

b) Alpine Wirtschaft – verflochten mit Europa oder getrennt von Europa? Heute wird oft dargestellt, dass diejenigen Nutzungsformen in den Alpen, die von außen her bestimmt und kontrolliert werden (Transitverkehr, Wasserkraftnutzung, Massentourismus), ökologisch besonders belastend sind und auch ökonomisch den Alpen wenig bringen. So richtig dies ist, so darf andererseits daraus nicht der Schluss gezogen werden, dass sich die Alpen von Europa abtrennen oder abkoppeln sollten, denn diese Wirtschaftsformen sind für die Alpen heute unverzichtbar. Allerdings ist es sehr wichtig, die Art und Weise ihrer Nutzung sehr genau festzulegen, um Umweltzerstörung zu reduzieren und zu vermeiden.

c) Alpine Wirtschaft – flächenhaft oder räumlich konzentriert? Wenn der Mensch in den Alpen lebt, verändert er die alpine Umwelt, und er muss daher die Verantwortung für die veränderten Flächen in Form ihrer ökologischen Stabilisierung übernehmen, weil er hier sonst nicht dauerhaft leben kann. Diese Aufgabe übernimmt am sinnvollsten eine flächenhaft ausgerichtete Land- und Forstwirtschaft (was einschließt, dass Teilflächen ganz bewusst nicht genutzt werden), die den dem Menschen feindlichen Naturraum Alpen als dezentralen Lebensraum erhält und stabilisiert und dabei noch gleichzeitig wichtige Nahrungsmittel und Rohstoffe produziert. Insofern gibt es dazu eigentlich keine Alternative, und deshalb muss sie systematisch gestärkt werden, wofür es zahlreiche gute und wichtige Beispiele gibt. Diese Basis-Nutzungsstruktur ist dann die Grundlage für weitere flächenhafte (Handwerk, dezentraler Tourismus) oder räumlich konzentrierte Nutzungen, die ohne Land-/Forstwirtschaft ökologisch sozusagen in der Luft hängen würden.

Die Leitidee für eine wünschenswerte Zukunft könnte deshalb darin bestehen, erstens die Land-/Forstwirtschaft der Alpen sowie die Nutzung weiterer lokaler Ressourcen in umweltverträglichen Formen wieder gezielt aufzuwerten, zweitens für alle von außen kommenden Nutzungen (Wasserkraft, Tourismus, Transitverkehr) Rahmenbedingungen festzulegen, die die Umweltbelastungen reduzieren und die es verhindern, dass sie die lokale Nutzung verdrängen, drittens die Rahmenbedingungen für die ubiquitären Nutzungen so zu gestalten, dass sie die alpine Wirtschaft stärken und nicht belasten, viertens den Prozess der Vervorstädterung der Alpenstädte zu verhindern, um den Handlungsspielraum der Alpen zu erhalten, und fünftens die Umstrukturierung randalpiner Gebiete zu Wohnregionen außeralpiner Metropolen so zu gestalten, dass die Alpen nicht in die Einzugsgebiete außeralpiner Metropolen zerfallen.

Damit dies gelingt, braucht es eine starke alpine Identität, die aus der Verantwortung für den eigenen Lebensraum heraus alle wirtschaftlichen Aktivitäten und alle persönlichen Handlungen der Alpenbewohner so prägt, dass sie langfristig-nachhaltige Zielsetzungen an Stelle kurzfristiger Konkurrenzfähigkeit verfolgen. Und es ist wichtig, dass die Alpenbewohner dabei von den Alpenbesuchern aktiv unterstützt werden. Mit dem internationalen Vertragswerk der »Alpenkonvention«, das ebenfalls der Leitidee einer nachhaltigen Alpenentwicklung verpflichtet ist, gibt es dafür heute bereits den notwendigen und sinnvollen politischen Rahmen. Allerdings ist es entscheidend, dass dieser Rahmen von unten her mit Leben erfüllt wird.

Eine solche Leitidee geht davon aus, dass die Alpen kein Sonderfall in Europa sind und dass sie von allen denjenigen räumlichen und wirtschaftlichen Entwicklungen ganz direkt betroffen sind, die auch im übrigen Europa eine Rolle spielen. Da diese Entwicklungen derzeit nicht dauerhaft sind, weil sie ihre eigenen kulturellen und ökologischen Voraussetzungen zerstören, müssen sie überall – in Europa wie in den Alpen – gezielt verändert werden. Die Alpen mit ihrer so extremen Natur und ihrer so empfindlichen Ökologie zeigen ganz besonders anschaulich und eindringlich, dass die aktuellen Entwicklungen so nicht weitergehen können wie bisher, und sie stellen deshalb auch für mögliche Lösungen einen besonderen »Härtefall« dar. Und gerade deshalb besitzen sie für ganz Europa die Funktion eines Frühwarnsystems und eines Vorreiters für neue innovative Lösungen, von denen ganz Europa profitieren könnte.

Zur Vertiefung:
Werner Bätzing: Orte guten Lebens. Die Alpen jenseits von Übernutzung und Idyll. Rotpunktverlag, Zürich 2009, 360 S.

Kühe, Käse – und die Zukunft?

Stadt, Land und Alp sind eins wie Herz, Bauch und Verstand und die Zukunft ist ungewiss.

VON PETER DONATSCH



Herbst auf den Alpen. Unter den Strahlen der Morgensonne lösen sich die Morgennebel auf. Die Kühe suchen die letzten Grashalme des Alpsommers zusammen, bevor es wieder ins Tal hinab geht.
Alle Fotos vom Autor

Mythos und Realität. Begegnung im Nebel.

Ein Sommertag in den Schweizer Bergen. Es nieselt. Nebel drücken den Berghängen entlang. Aus dem Grau in Grau klingen archaische Töne: Kling-Klong, Kling-Klang, Ding-Dong-Dang. Zusammen mit den Bergwegen, die sich wie Muster im Kies eines Zen-Gartens symmetrisch den Hang entlang ziehen, schaffen die Klänge der Kuhglocken eine meditative Stimmung. Ich kann die Kühe nicht sehen, aber ich kann sie mir vorstellen, wie sie am Berg stehen, die Hälse gesenkt und mit ihren rauen Zungen Gräser und Kräuter abzupfen, unermüdlich, den ganzen Tag lang: Weissklee, Rotklee, Alpenrispengras. Am liebsten Muttern, ein kleines, unscheinbares Pflänzchen, das der Milch einen besonderen Geschmack gibt.

Am Passübergang zieht's. Auf der anderen Seite verschwindet der Wanderweg in einem schwarzen Loch, aus dem der Wind lautlos Nebelschwaden heraufjagt, als wollten sie mich wieder zurückdrängen, wo ich herkomme. In der Ferne grollt Donner. Mich schaudert. Die Glocken der Kühe sind nicht mehr zu hören. Gespenstische Stille steht über dem Kamm.

Rasch steige ich tiefer. Aus dem Nebel meine ich, das Klingeln von Schellen zu hören, wie Rinder sie tragen. Ich quere den Hang, winde mich durch ein Feld klitschnassen Farns, steige in einen trockenen Bachlauf, und ziehe mich an einem Erlenstrauch über das lose Gestein auf der anderen Seite des Bachbetts hinauf.

Dann sehe ich ihn. Hundert Meter höher sitzt der Mann im Gras, grüne Hose, grüne Jacke. Neben ihm ein weiss-schwarzer Hund. Unter, über und neben ihnen steht und geht die Herde. Der Hund hebt den Kopf, dreht seine Nase in meine Richtung, der Mann nickt, als ich zu ihnen trete. Wir reichen uns die Hände, schweigen.

»Hätte nicht gedacht, dass Du heute kommst«, sagt Richard Moser. Aus einem zerfurchten Gesicht strahlen wache, gütige Augen. Vom Hutrand fallen silberne Regentropfen. »Das Wetter«, sagt Richard Moser in meine Gedanken hinein, »könnte schlimmer sein.« So rasch erschüttert nichts den Mann, der seit 48 Sommern in diesem Tal die Rinder hütet. 150 Tiere, und noch kaum je ist ihm eines verlustig gegangen. Eklig sei die Phase der Unentschlossenheit, erzählt der Hirt, wenn man nicht wisse, wie man reagieren solle, auf schlechte Wetterzeichen zum Beispiel. Wenn er sich dann entschieden habe und handle, dann sei alles gut. Der Rest: Vertrauen und gute Kleidung.

Grund für seine Lebensfreude ist der Boden, auf dem er steht. Hier ist seine Heimat. Eine Heimat, wo die Welt voller Bezugspunkte ist, wo jede Ecke anders riecht, aber vertraut, und der Wind den Wetterbericht herbei trägt. Richard Moser entschloss sich als junger Mann, sein Leben in dieser Welt zu verbringen; als Rinderhirt war er frei, selbstständig und eine Familie zu haben war auch möglich.

Die Stunden zerfliessen, Dämmerung fällt ein. Zeit für mich zu gehen. Richard Moser bedauert, dass er mir keinen Kaffee anbieten konnte, aber die Hütte liegt eine Stunde unterhalb. Kein Problem, ich fühle mich genug beschenkt. Wir geben uns die Hände.

Eine Weile später blicke ich zurück. Noch immer dasselbe, biblisch anmutende Bild: Ruhig sitzen der Mann und sein Hund im Gras, unter, über und neben Ihnen steht und geht die Herde.

Wochen später hätte ich gezweifelt, ob die Begegnung tatsächlich stattgefunden hat, wären da nicht die Bilddaten auf dem Kamerachip.

Mythen und die Erfolgsfaktoren von Alpkäse

Mythische Momente sind zahlreich, wenn es um Berge, Kühe, Gras, Milch und Käse geht. Eine Welt voller Geschichten, voller Idyllen im Grenzbereich zwischen Vorstellung und Wirklichkeit. Dient der Mythos Alp als Fluchtpunkt vor der Realität und die Geschichten als Mauer, die der gnadenlos in jeden, noch so abgelegenen Winkel einbrechenden Globalisierung Einhalt gebieten sollen?

Dass die so stabile Bergwelt keinen Schutz vor Gentechnik, EU-Hygienevorschriften und allgegenwärtigem Gewinnmaximierungswahn bietet, erfahren die Bergbewohner schon seit langem. Mit zäher Hoffnung und manchmal sturem Festhalten, leisten sie Widerstand. Ihr Ziel: Kleinräumigkeit, Erfahrungswissen, Liebe zur Tradition und Festhalten am guten, alten Handwerk möchten obsiegen über Fortschrittsglauben, Shareholder value und das Ganze Immer-grösser-immer-schneller.

Ursprünglich als ideale Methode zur Haltbarmachung der täglich anfallenden Milch gedacht, hat die Alpung der Kühe und die Verarbeitung der Alpmilch zu Käse weitere Vorzüge: Das auf den Alpen hergestellte Produkt ernährt die Familie im Winter und wird auch verkauft. Die Sömmerung der Kühe auf der Alp gibt dem Bauern im Tal Gelegenheit, das für den Winter notwendige Tierfutter in Form von Heu einzubringen.

Begegnung im Nebel. Freiheit, ist, wo das Herz zuhause ist.



Alpkäse ist gesund (wer hätte das gedacht...). Eine gemeinsame Studie der Universitäten Newcastle (GB) und Århus (DK) zeigt: Je mehr industrielles Kraftfutter, je weniger Heu und Gras die Kuh bekommt, desto weniger Omega-3- und

mehr Omega-6-Fettsäuren sind in ihrer Milch. Im Alpkäse lassen sich deutlich mehr wertvolle Omega-3-Fettsäuren als in anderen Sorten nachweisen. Dadurch ist auch das Verhältnis zu Omega-6-Fettsäuren günstiger. Im Vergleich zu anderen, nicht auf Alpen produzierten Käsesorten, enthalten die Schweizer Alpkäse zudem viermal mehr Alpha-Linolensäure und dreimal mehr konjugierte Linolsäuren. Die Umstände, die zu diesem speziellen Fettsäuremuster führen, sind nicht abschließend geklärt. Gründe könnten sein, dass die Alpflora besonders reich an Linolensäure ist und dass Kühe auf

Alp ist nicht nur Sonnenuntergänge, Stille und die Abwesenheit von Alltagsstress, sondern auch volle Käsetücher ausziehen ...



der Alp aus eigenen Reserven Omega-3-Fettsäuren mobilisieren, weil Gras und Kräuter dort oben eine verhältnismässig energiearme Kost abgeben.

Fette sind für den Menschen wichtige Energiespender und Energiespeicher, im Unterhautfettgewebe nahezu beliebig auffüllbar. Sie schützen Organe vor Druck und Stoß und sind wichtige Zutaten für Hormone. Omega-3- und Omega-6-Fettsäuren gehören zu den so genannten essentiellen Fettsäuren. Das bedeutet, dass sie unbedingt mit der Nahrung zugeführt werden müssen, da der Körper sie nicht selbst produzieren kann. Die oben genannten Fettsäuren gehören zu den ungesättigten Fettsäuren.

Essentielle Fettsäuren sind Bestandteile jeder Zellmembran und sorgen für den optimalen Stoffaustausch der Zelle, wichtig für die Zellregeneration. Entzündungswidrig und Blutfett regulierend. Omega-3-Fettsäuren sind Bestandteil der Zellwände und außerdem für die Entwicklung des Gehirns und für die Nervenzellen wichtig. Sie schützen u.a. vor Herz-Kreislauf-Erkrankungen (indem sie den Blutfluss verbessern und Bluthochdruck entgegenwirken) und haben einen positiven Einfluss auf rheumatische Erkrankungen, indem sie entzündliche Prozesse eindämmen.

Die Zukunft der Alpen I

Alpkäse ist ein 100%iges Naturprodukt, beinahe voll Bio, wenn nicht die Bio-Richtlinien vorschreiben würden, dass alle Tiere von einem Betrieb mit Biostatus kommen müssen, damit der Alpkäse Bio ist. Alpkäse ist also gut und gesund, wird aus gesunden Rohstoffen, aus einer natürlichen Umgebung gewonnen und basiert auf bewährten Herstellungsmethoden. Er sollte Zukunft haben. Hat er das?

Bauern stellen mit 3,8 Prozent Anteil an der Schweizer Gesamtbevölkerung und 0,8% am Bruttoinlandprodukt eine sehr kleine Minderheit und die Alpenrepublik ist vor allem eine Dienstleistungsgesellschaft mit weltweiten Vernetzungen und Abhängigkeiten. Der helvetische Verkehrs- und Umweltminister Moritz Leuenberger formuliert es so[1]: »Wer die Stadt nicht ehrt, ist der Alp nicht wert«. Im gegenwärtig vorherrschenden System bemisst sich diese Ehre vorwiegend in Geldwert. Manchmal entzieht sich die Realität den schönen Vorstellungen...

In Zahlen[2]: Der Bund richtet jährliche Beiträge an Bodenverbesserungen, Wege und landwirtschaftliche Hochbauten aus, die ein Investitionsvolumen von 405 Mio Franken auslösten, sowie Investitionskredite von 276 Mio Franken. Den Kantonen wurden für ähnliche Zwecke 54 Mio Franken zur Verfügung gestellt. Ein Bauernbetrieb in der Schweiz erhält ausserdem Direktzahlungen (Flächenbeiträge, Tierhalterbeiträge sowie ökologische Direktzahlungen) in der Höhe von rund 45'000 Franken/Jahr im Talgebiet und 61'000 Franken/Jahr im Berggebiet. Trotzdem haben zwischen 1990 und 2006 jährlich rund 1500 Landwirtschaftsbetriebe – das sind 4 pro Tag – ihre Tätigkeit eingestellt. In den 62'800 landwirtschaftlichen Betrieben arbeiten 181'000 Beschäftigte, 54% davon in Teilzeit.

Einige Zahlen zur Alpwirtschaft[2]: Zwischen 1979/85 und 1992/97 ging 18'000 ha alpwirtschaftliche Nutzfläche verloren. Trotzdem ist das Alpwesen vital: Auf 1'686 Alpen werden 380'000 Rindviecher, davon 130'000 Kühe, sowie 200'000 Schafe und etliche Ziegen gealpt. Auf 1'700 Alpen wird Kuh- und Ziegenmilch gewonnen, was rund 2% der gesamten Milchproduktion des Landes ausmacht. Der grösste Teil dieser Milch wird auf den Alpen verkäst, was 4'907 Tonnen Käse ergibt.

Ein lokales Beispiel[3]: Die Alp Panüöl im Flumserberg der Ortsgemeinde (Bürgergemeinde) Flums-Dorf weist eine Alpfläche von 556 Hektaren und eine Weidefläche von 410 Hektaren auf. Es werden jährlich 180 Grossvieheinheiten (1 GVE entspricht einer Kuh) gesömmert. Die 102 Tonnen Milch werden mit dem Auto zur Nachbaralp gefahren und dort verkäst. Die Sentengesellschaft (Betreiberin der Alp) erhält pro Jahr durchschnittlich 75'000 Franken Beiträge der Öffentlichkeit, was 320 Franken pro gealpte Kuh beträgt (oder pro GVE Jungvieh während 100 Tagen Alpzeit) oder was 180 Franken pro Hektar Sömmerungsfläche entspricht. Im Sommer und Winter wird ein Gastwirtschaftsbetrieb geführt, da die Alp an Wanderwegen und Skipisten liegt.

Der Agrarökonom Peter Rieder von der ETH Zürich nennt zwei gegensätzliche Seiten der aktuellen Entwicklung[4]: Der negative Aspekt betreffe die wirtschaftliche und die daraus abgeleitete soziale und kulturelle Entwicklung in vielen abgelegenen Dörfern. Hier sinkt die Wohnattraktivität, die Menschen wandern ab und das Geld für Infrastrukturprojekte fehlt. Peter Rieder glaubt, dass in solchen Dörfern das Interesse an der Alpwirtschaft schwinden wird, denn auch die Landwirtschaft wird im Sog der kleiner werdenden Dörfer zumindest extensiviert werden. Der positive Aspekt besteht nach Peter Rieders Ansicht darin, dass die Unterstützung von Bund und Bevölkerung für die Bergland- und Alpwirtschaft mit höchster Wahrscheinlichkeit bestehen bleibt.

Dass die Schweizer ihre Alpen nach wie vor mögen, zeigen sie, indem sie mehrheitlich hinter der Alp-(Finanzierungs-)Politik des Bundes und der Kantone stehen. Allerdings sind die Zwischentöne wichtig[5]: Eine Bevölkerungsumfrage ergab drei wesentliche Gruppen: Die »Bewahrer« (37%) wollen die Erhaltung des traditionellen Produktionsauftrags der Landwirtschaft; die »Ökologen« (36%) wollen eine ökologische Orientierung der Landwirtschaft; die »wirtschaftsliberalen Reformer« (27%) wollen einen wirtschaftlichen Umbau der Landwirtschaft. Damit ist die Ausgangslage klar: Es wird erstmal alles beim Bisherigen bleiben. Oder doch nicht?

... und Kühe treiben, die nicht immer dahin wollen, wo du hin willst.



Käse jedenfalls ist beliebt. Schweizer essen inländischen Käse (nicht nur Alpkäse) wie die Weltmeister: 16 Kilogramm pro Person waren es im Jahr 2007. Wir wissen mittlerweile: Alpkäse ist gesund und nicht »toxisch verseucht«, wie gewisse Bankkredite.

Wie lange sich die Schweiz ihr Vorgehen noch leisten kann, weiss niemand. Wie schnell ein Paradigmenwechsel einfallen

[1]Aus Rede am 54. Geografentag, Moritz Leuenberger, Eidgenössisches Departement für Umwelt, Verkehr, Energie, Kommunikation, Bern, 2003
[2]Das Schweizer Berggebiet 2008 Fakten und Zahlen, Schweiz. Arbeitsgemeinschaft für die Berggebiete, Bern, 2008, www.sab.ch
[3]Alpen im Sarganserland, div. Autoren, St.Galler Bauernverband (Hrsg.), St.Gallen, 2008
[4]Prättigauer Alpen, div. Autoren, Bauernverein Prättigau (Hrsg.), Küblis, 2004
[5]Was erwartet die Schweizer Bevölkerung von der Landwirtschaft? Umfrage der Universität St.Gallen, 2007

kann, zeigt die Finanzkrise. Ob nicht eine Ideologie durch eine andere ersetzt, oder der Teufel mit dem Beelzebub ausgetrieben wird, wie der Volksmund sagt, muss sich erst noch zeigen. Mythos ist gut und schön, Begeisterung notwendig, ohne Geld geht es nicht. Nicht in einem System, das auf Wachstum, Geld- und Einflussvermehrung basiert.

Grosse multinationale Konzerne kaufen zurzeit weltweit Land auf. Auf Land können Lebensmittel für Menschen hergestellt werden. Wer das Land (und das Wasser) hat, wird die Macht haben. Nicht nur Stadt und Land, auch Alp und Welt sind mittlerweile enger miteinander verbunden, als es manchem lieb ist.

Alp ist dort, wo die Welten krass aufeinander treffen ...



In der Alpwirtschaft ist vorstellbar, dass eines oder einige wenige Unternehmen die gesamte Alpung inklusive Produktion und Verkauf von Alpkäse organisieren; ganz nach dem Muster, wie der Milchmarkt (ausserhalb der Alpen) bereits weitgehend funktioniert. Diese Konzerne bestimmen Lieferbedingungen, Qualität, Preis.

Weltweite Vernetzung – weltweite Abhängigkeiten

Der stellvertretende japanische Minister für internationalen Handel, Hyroyuki Ishige sprach im Mai 2009 an der Universität St. Gallen über die Themen der aktuellen handelspolitischen Diskussionen im Rahmen der so genannten Doha-Runde[6]: »Ishiges Auftritt machte deutlich, wo die Hindernisse für eine rasche Einigung sind: Von einem Zuhörer auf den Agrarsektor angesprochen, meinte er bloss, dass er für die Landwirtschaftspolitik nicht verantwortlich sei.« Was er nicht sagen wollte: Die Diskussionen wurden mit dem Ziel, Handelshemmnisse abzubauen geführt, aber in Zeiten der Finanzkrise machen viele Staaten in Protektionismus.

Folgen von Systemen wie die Globalisierung eines darstellt sind weltweite Vernetzungen und gegenseitige Abhängigkeiten sowie eine zunehmende Dynamik, die immer wieder für Überraschungen sorgt. Sprach man noch im Sommer 2008 von sensationellen Aussichten für den Absatz des Rohstoffes Milch, so präsentieren sich die Preise im Frühling 2009 im Keller, es gibt von allem zu viel: Milch, Butter, Käse.

Dazu kommen weitere Abhängigkeiten: Zunehmende Koppelung von unterschiedlichen Faktoren wie Energie und Lebensmittel oder Weizen und Milch oder Mais und Käse. Robert Bischofberger, Verwaltungsratspräsident des Milchvermarkters Nordostmilch AG bilanziert nüchtern[7]: »Der Markt entwickelt sich nicht wie erwartet.«

Markus Hobi, Leiter des landwirtschaftlichen Zentrums Rheinhof in Salez/SG sagt[8]: »Es ist ein sehr empfindlicher Markt geworden.« Er betont, dass die Agrarspezialisten der Eidgenössischen Technischen Hochschule Zürich tendenziell mit steigenden Lebensmittelpreisen rechnen und dass die entsprechenden Schwankungen und deren Auswirkungen sehr komplex sind. Die Preise für Mais zum Beispiel verhalten sich direkt abhängig vom Erdölpreis und die Verwendung von Lebensmittelgrundlagen wie Getreide zum Zwecke der Treibstoffherstellung wird einen gravierenden Einfluss auf die Nahrungsmittelsituation haben.

Die Frage, ob die Alpwirtschaft angesichts solcher Szenarien kein besonderer Luxus wohlhabender Volkswirtschaften darstelle, verneint Markus Hobi: »Wir sollten die Alpen als Nahrungsmittelproduktionsstätten nicht unterschätzen. Deren Rohstoff, das Gras, das dort oben wächst, kann nur als Milch- sowie Fleischproduktion veredelt werden. Das aber in hoher Qualität.«

Die Alpen tragen nicht zuletzt zum Selbstversorgungsgrad der Schweiz, der gegenwärtig bei 60% liegt, bei. »Steigende Nahrungsmittelpreise, wie sie für die Zukunft vorausgesagt werden, bedeuten, dass die Ertragsfähigkeit unserer Land- und Alpwirtschaft erhalten werden muss«, sagt Markus Hobi. Im Landwirtschaftlichen Zentrum SG in Salez und Flawil werden zahlreiche innovative Projekte entwickelt und »ins Leben« entlassen: Ölsaaten (z.B. Raps, Mohn, Leinöl), regionale Maissorten (Rheintaler Ribelmais), innovative Kartoffelsorten (Blaue St. Galler), alte und neue Obst- und Rebsorten (300 alte Rebsorten im Sortengarten Frümsen). »Wir streben auch bei der Tierhaltung eine breite Biodiversität an, die von der ›Dunklen Biene‹ bis zur ›Toggenburger Ziege‹ reicht«, erklärt Markus Hobi.

Handel ist wie Physik

Vielleicht könnten Erkenntnisse aus der Quantenmechanik helfen, die sich mit dem Verhalten von Beziehungsgeflechten – nichts anderes ist der Handel – befasst. »Der Kosmos ist nicht fix, sondern mehr eine Art Beziehungsstruktur. Es geht nie um Einzelne, es geht stets um Gemeinschaften. Es geht auch nicht um Altruismus, sondern um ein Plus-Summenspiel, denn der andere ist derselbe wie ich. Wir brauchen Ergänzung statt Abgrenzung«, ist der deutsche Quantenphysiker und Leiter des Max- Planck-Instituts, Hans-Peter Dürr überzeugt[9] und fragt und antwortet: »Was funktioniert? Das gilt es herauszufinden. Was nicht geht, ist ja klar. Was braucht es? Das Wissen, was geschieht, was ich tue und welche Konsequenzen es hat. Die Spielregeln zu ändern oder das Spielfeld zu zerstören geht nicht. Im Hinblick auf die Umwelt-Probleme brauchen wir gar nicht so erfinderisch zu sein. Wir brauchen nur dort Korrekturen anzubringen, wo wir das System der Natur, welches sich 3,5 Milliarden Jahre lang bewährt hat, verletzt haben. »Stichwort Nachhaltigkeit bedeutet: Wir sollten das Lebendige lebendiger werden lassen, nicht halten und halten und halten.«

Zurück zu Milch und Käse. Robert Bischofberger bereitet die Schweizer Bauern auf den Welthandel vor und fragt: »Können/wollen Milchproduzenten vorübergehend sehr tiefe Preise überhaupt verkraften? Bringen wir unsere Produktionskosten auf EU-Niveau oder können wir die nötigen Nischen erschliessen?«

... und man darf sich nicht zu schade sein das zu tun, was getan werden muss.



Rhetorische Fragen. Den Schweizer Landwirten wird nichts anderes übrig bleiben, als sich auf das Niveau der umgebenden Länder und der restlichen Welt (Stichworte WTO, Doha-Runde) einzurichten und mit Flexibilität, Innovationskraft und was der Trendslogans mehr sind, zu agieren. Der Bund will mit »flankierenden Massnahmen« helfen. Solange er kann. Und vielleicht ist ein offenerer, grösserer Markt ja auch eine Chance. Heute glauben das die Milchbauern: Gemäss einer Umfrage der Forschungsanstalt Agroscope in Tänikon vom April 2008 wollen 80% der Milchbauern, die nach dem Wegfall der Milchkontingentierung am 1. Mai 2009 wei-

[6]Tagesanzeiger/ Newsnetz, 9. Mai 2009
[7]Aktuelle Situation auf dem Milchmarkt, Präsentation von Robert Bischofberger, Verwaltungsratspräsident Nordostmilch AG
[8]Gespräch mit dem Autor, April 2009
[9]Aus Vortrag von Prof. Hans-Peter Dürr, Hertenstein, 2005

ter Milchkühe halten, ihre Betriebe vergrössern.

Markus Hobi kennt die neuesten Zielrichtungen des Bundes, der einen Umbau der Direktzahlungen vorsieht: Die Direktzahlungen sollen in den nächsten Jahren noch zielgerichteter für gemeinwirtschaftliche Leistungen wie Landschaftspflege, Ökologie, Biodiversität und Tierwohl ausgerichtet werden. Die Unterstützung der Bauern soll möglichst keine Produktionsanreize schaffen oder den Markt stützen. Damit erfüllt die Schweiz die Forderungen der WTO, die nur Zahlungen an die Bauern

Ein Keller voller Käse: Ergebnis des Alpsommers und der Stolz von Senn und Sennerin.



zulassen, wenn sie im gemeinwirtschaftlichen Interesse sind (Greenbox).

Eine weitere Möglichkeit für alpine Regionen in die Zukunft zu gehen, liegt im Tourismus. In Andermatt am Gotthardpass plant ein Investor aus Ägypten ein Projekt in nie da gewesenen Dimensionen: Ein Luxusresort mit Hotels, Ferienhäusern, 18-Loch-Golfplatz und anderen nützlichen Freizeiteinrichtungen wie einen beheizbaren Sandstrand. Das Projekt erhielt die behördlichen Bewilligungen in Rekordzeit; es soll eine Milliarde Franken an Investitionen auslösen. Ein Märchen aus Tausendundeiner Nacht. Der Preis: Mehrere Bauernfamilien müssen rares, gutes Land im Talgrund verkaufen, einige von ihnen können ohne dieses Land nicht mehr genügend erwirtschaften, um als Bauern überleben zu können. Obwohl noch nicht gebaut, erzeugen das Projekt und dessen Promotor einen Druck, so gewaltig wie ihn die wehrhaften Innerschweizer seit den Kriegen gegen die Habsburger im Mittelalter nie mehr verspürt haben: Kommt das notwendige Land für den Golfplatz nicht zusammen, kommt kein Golfplatz zustande. Kommt kein Golfplatz, kommt kein Resort zustande. Kommt kein Resort, kommt keine Milliarde Investitionen. Kommt keine Milliarde ... Kommt das alles, werden die Urschweizer jene Werte einem ausländischen Grossunternehmen zur Verfügung gestellt haben, mit denen sie sich während Generationen identifiziert haben: Unabhängigkeit, Selbstbestimmung, eigener Grund und Boden, traditionelle Wirtschafts- und Lebensformen.

Weniger von mehr und mehr von weniger

Zurzeit werden weltweit riesige Mengen an Geldwerten, Grundstruktur herkömmlichen Denkens und Motor der bisherigen Entwicklung in beinahe allen Bereichen, vernichtet. Setzt sich diese Entwicklung fort, wird die Welt mit viel weniger Geld leben müssen.

Dafür mit mehr ... Mehr von was? Dieses Mehr wird vor allem ein Weniger sein. Weniger Energieverbrauch, weniger Materie, weniger virtuelle Welten. Weniger Verachtung für alles, was dem so genannten Fortschritt im Weg steht. Weniger Macht für Einzelne.

Dann mehr: Mehr Bedeutung für wirkliche Werte, echte Beziehungen und reale Produkte. Mehr Rücksicht auf die Natur aller Dinge und allen Lebens. An Topografie, Klima und sozial angepasste Lebensformen. Mehr Solidarität und Gerechtigkeit in beinahe allen Bereichen. Mehr Vertrauen in die Schöpfung und Verantwortung jedes Einzelnen. Mehr Beziehung untereinander.

Das braucht viel Vertrauen und Mut, dem Unbekannten ins Auge zu sehen, wenn es kommt. Eine Welt, in welcher der kleinste Teil der Lebewesen die meisten Ressourcen

verbraucht und Güter anhäuft, hat keine Zukunft. Die Zukunft des Menschen ist solidarisch und naturverträglich oder gar nicht.

Modelle wie die »2000-Watt-Gesellschaft« werden rasch aktuell und die Beziehungen unter uns Menschen und zum Land, auf dem wir leben, werden neue Bedeutungen erlangen. Gemäss der Vision der 2000-Watt-Gesellschaft sollte der Energiebedarf jedes Erdenbewohners eine durchschnittliche Dauerleistung von 2000 Watt nicht überschreiten. Es ist auch für die Industrieländer möglich, ohne Komforteinbussen auf diesen Wert zurückzukehren. Dies wird durch das Einsparen von Energie erreicht, indem die Effizienz an Gebäuden, Geräten und Fahrzeugen erhöht wird, aber auch durch die Entwicklung neuer Technologien und Transportmöglichkeiten. Es sind wirksame Impulse aus der Politik notwendig, welche diesen Prozess in die richtige Richtung unterstützen. 2006 lag der durchschnittliche Energiebedarf weltweit derzeit auf diesem Niveau. Doch die Unterschiede zwischen den Ländern sind enorm: Während es in den Entwicklungsländern einige hundert Watt sind, haben Industrieländer Werte, die bis zu zwanzig mal höher liegen.«[10]

Die Zukunft der Alpen II

Auch in Berglandwirtschaft und Alpwirtschaft wird man umdenken müssen. Anders denken. Völlig neu denken: Ökologisch angepasste Bewirtschaftungs- und Betriebsweisen, neue Formen des Zusammen-Arbeitens und Zusammen-Wirtschaftens, der Abbau von physischen Grenzen und die Überwindung von ideologischen Hürden. Wir werden Mythen begraben, die in der Vergangenheit vielleicht nützlich, für die Zukunft aber hinderlich geworden sind. Das rasche Ende des Bankgeheimnisses war ein Vorgeschmack.

Im kühlen Frühling 2009 haben uns die Kapitänin und die Kapitäne der Industrieländer (G 20) vorgemacht, wie globale Hilflosigkeit aussieht. Das Grosse hat versagt. Der Elementarteilchenphysiker Hans-Peter Dürr setzt auf kleinere Einheiten: Regionale Vernetzungen, lokale Bürgergruppen, Gerechtigkeit, Verbindungen, die auf breit abgestützten, echten Bedürfnissen und Zielen fussen, statt auf virtuellen Vorstellungen oder Interessen einiger weniger. Handlungen zählen mehr als Konzepte. Mitgefühl und Menschlichkeit bewältigen die Zukunft besser als Hedge Fonds und kurzfristige Gewinnmaximierung.

In verschiedenen Gegenden wurden in Einzelinitiativen und regionaler Zusammenarbeit Modelle geschaffen, die Unabhängigkeit, Einkommens-Möglichkeiten

Alpwirtschaft – quo vadis?



und neues Selbstbewusstsein kreieren[11]. Die Marketing-Plattform Culinarium in der Ostschweiz fördert zertifizierte Qualität und Regionalität[12]: Produzenten und Verkaufsstellen, bzw. Konsumenten ihrer Produkte liegen im Durchschnitt weniger als 35 Kilometer auseinander. Die Organisation erzielt einen jährlichen Umsatz von rund 250 Millionen Franken.

Die Zukunft der Alpen (Alpen und Almen) hängt von der Zukunft der Beziehungen ab, die der Mensch zu diesen Räumen hat und diese von der Zukunft der Gesellschaft. Es wird darum gehen, Altes und Neues zu verbinden, Anderes auszuprobieren und offen zu sein.

Die Zukunft ist ein weiter, offener Raum. So wie das Leben.

[10] www.contexo.net/wiki
[11] www.sennerei-andeer.ch; www.sennereivals.ch
[12] www.culinarium.com

Modellprojekte in den Alpen

Bio-Landwirtschaft, Tourismus und Kultur

VON HANS HAID

›Bio-Schlagzeilen‹ wiederholen sich beinahe wöchentlich in regionalen und überregionalen Zeitungen; sowohl positiv als auch negativ: »Bio sucht 10.000 Bauern«, »Bioboom heizt Importe an«. »Die Österreicher lassen sich Bioprodukte rund 600 Millionen Euro kosten«, »Die wachsende Nachfrage führt zu Engpässen. Zwei Drittel des biologischen Obstes und Gemüses werden importiert«. »REWE-Umklammerung erntet die Kritik der Biobauern«, »Das Hochamt der Erdbeere. Global village. Im Londoner Stadtteil Kensington hat das luxuriöseste Öko-Geschäft der Welt eröffnet« usw. In der Ausgabe vom 10.8.2006 verhieß ›DIE ZEIT‹ »Die Rückkehr der Ökologie« und Wolfgang Siebeck erhofft in der gleichen Zeitung vom 19.1.2006 die »Kulinarische Wende« auf Basis der Ökolandwirtschaft. ›Regional‹ stülpt sich über ›BIO‹ und ›BIO‹ wird erdrückt.

Das ist spannend und widersprüchlich. Im Kontext Bio-Landwirtschaft mit Tourismus und Kultur hören und lesen wir zumindest in den Alpen nichts oder nur Spärliches. Kultur kommt nicht vor. Mögliche und höchst notwendige Bündnisse fehlen. Es gibt einige Ausnahmen in Privatinitiativen, aber kaum in halboffiziellen Strukturen. Der umfassende Gesamtansatz ist nur ausnahmsweise vorhanden: Natur plus Landwirtschaft plus Tourismus plus Kultur gehören zusammen. Basis und Fundament für Regionalentwicklung und Identität ist primär die Kultur in allen ihren Formen und Strukturen, vor allem als die so genannte »Volkskultur«, die »Alltagskultur« bzw. die »Kultur der Vielen«. Und es ist die »agricultura« nicht nur als Landwirtschaft im heutigen Sinne, sondern als Umgang mit Grund und Boden, mit den Ressourcen. Das ist alles zusammen rund um Bodenpflege, ackern, jäten, ernten und feiern. Das sollte in die Köpfe und Hirne der Touristiker und der Landschaftsplaner, der Macher von Natur- und Umweltschutz und anderer Akteure Eingang finden. Es ist bezeichnend, daß die vielbeschworene und zitierte ALPENKONVENTION auch deswegen zahn- und saftlos bleiben muss, weil in ihr die Kultur fehlt. Das seit 20 Jahren geplante Protokoll »Bevölkerung und Kultur« fehlt, wird auch nicht kommen. Das ist schändlich und schädlich, aber wahr.

Ohne Kultur gibt es keine nachhaltige Entwicklung. Wir haben im alpenweit tätigen Verein »PRO VITA ALPINA« versucht, als »Verein zur Förderung der kulturellen, gesellschaftlichen, ökologischen und wirtschaftlichen Entwicklung im Alpenraum« tätig zu sein und im Sinne dieses Ganzheitsprinzips zu wirken. Im »Netzwerk alpine Kulturen«, mit mehreren »Messen der Neuen Ideen im Alpenraum«, mit einer Reihe literarischer und musikalischer Begegnungen zu »Musik & Poesie in den Alpen« sind erste Ansätze gelungen. Kultur unterliegt in den Bereichen des alpinen Massentourismus sowieso einem erschreckenden Schrumpfungsprozess. Wir haben in den vergangenen 30 Jahren immer wieder zusammenführende Begegnungen hergestellt; auch mit jährlichen Exkursionen. Besonders wirksam und nachhaltig waren die Exkursionen von und für Bergbäuerinnen aus Berggebieten des Triglav-Nationalparks und des Logartales in Slowenien zu Modellen der BIO-Landwirtschaft und neuer »Alternativ«-Formen des Tourismus ins Lesachtal, nach Innervillgraten, zur Bio-Sennerei Marul im Großen Walsertal, zur Biokosmetik-Initiative Soglio im Bergell usw. Überaus belebend ist der kulturelle Austausch. Seit 1991 gibt es von Jahr zu Jahr im September

Literaturhinweise:
Oberwalder/Mailänder/Haid/Fliri/Hasslacher: Alpinismuspionier und Gründer des Alpenvereins Franz Senn. Tyrolia, Innsbruck-Wien, 2004.

Hans Haid: Neues Leben in den Alpen. Initiativen, Modelle und Projekte der Biolandwirtschaft. Böhlau, Wien-Köln-Weimar, 2005 (vergriffen).

Hans Haid: Mythen der Alpen. Von Saligen, Weißen Frauen und Heiligen Bergen. Böhlau, Wien-Köln-Weimar, 2006



Blick Oberauerbrunst
Foto: Ökomodell Achental

im Hoteldorf Obergurgl die »ALPENTÖNE«. Als klingendes Dokument gibt es vier Doppel-CDs der »musica alpina« mit durchwegs authentischer Volksmusik aus allen Teilen der Alpen. Sie können ausschließlich über PRO VITA ALPINA bezogen werden. Dazu gibt es ein umfangreiches Booklet mit mehrsprachigen Übersetzungen der wissenschaftlichen Kommentare und der Lied-Texte.

Damit wird hörbar dokumentiert, wie vielfältig und reichhaltig die überlieferte, also die »authentische« Volksmusik in vielen Teilen der Alpen noch immer ist.

Für mich deprimierend und beinahe hoffnungslos beurteile ich derzeit die Situation des Dreiecks BIO mit KULTUR & TOURISMUS im Bereich der Schutzhütten des Alpenvereins und im Bereich der National- und Naturparks. Kaum eine der alpinen Schutzhütten setzt dynamisch, fortschrittlich und konsequent auf Bio; am allerwenigsten im Bereich des Essens. Auch die vielgepriesene Bio-Hoffnung auf der Erlanger Hütte in den Ötztaler Alpen ist inzwischen Vergangenheit geworden. Besser steht es allemal bei der Nutzung »alternativer« Energien und der ökologischen Entsorgung auf den Schutzhütten. Die Alpenvereine verhalten sich überaus vorsichtig und zurückhaltend. Dabei müsste es gerade dort zu den ersten konsequenten und mustergültigen Nutzungen der Bio-Landwirtschaft kommen. Ich vermisse nach wie vor eine masssive und wirksame Kampagne zum Beispiel des Deutschen und des Österreichischen Alpenvereins. Ich suche Herzeig-Modelle. Sehr zurückhaltend gegenüber BIO verhalten sich auch die Naturschutz-Organisationen und die Vertreter der Nationalparke sowie der Naturparke. Offenbar wird »BIO« tatsächlich von »REGIONAL« überrollt. Generell gilt, dass die konsequente und sichtbar gemachte Nutzung bester Qualitätsprodukte der Bergbauern weder bei den Schutzhütten als den Leitbetrieben noch bei den mannigfachen und sich vermehrenden Naturschutzprojekten anzutreffen ist. Ich vermisse in nahezu allen National- und Naturparks außer der Nutzung auch noch die konsequente Bewerbung der bäuerlich-ökologischen Produkte. Dasselbe gilt auch von den Gastronomiebetrieben der Region, auch von den dortigen Tourismusverbänden, und betrifft sogar die diversen »Kistln« und sonstigen gastronomischen Geschenk-Körbe und Präsente. Jaja, vielfach ist auch BIO dabei, aber kaum oder gar nicht extra gekennzeichnet und beworben.

Bei der Suche nach konsequenten Bio-Hotels und dem Angebot »Urlaub auf Biobauernhöfen« habe ich gehofft, zumindest in Nationalparks und Naturparks fündig zu werden. Wenn es schon den Naturschutzorganisationen nicht gelingt, BIO als konsequentes, als streng geprüftes Produkt und Aushängeschild zu nutzen und zu präsen-

tieren, umso weniger können wir erwarten, dass Tourismusverbände, Seilbahnunternehmen, Vier-und Fünfstern-Hotels und die ganzen SPA-Anbieter und massiv sich vermehrenden Wellnesstempel auf BIO umsteigen; schon wegen der geringen Mehrpreise von zehn oder maximal zwanzig Prozent auf billig importierte Massenware. Eine der großen Hoffnungen ist der umfassende Ansatz der UNESCO-BIOSPHÄREN. Wir wollen nicht mehr von »Park« und/oder von »Reservat« sprechen. Vielversprechend und hoffnungsvoll sind die Projekte beispielsweise im Großen Walsertal in Vorarlberg und im schweizerischen Entlebuch. Dort entfallen die einschränkenden und missverständlichen Begriffe »Park« und »Reservat«. Das Münstertal/val müstair strebt seit Jahren an, als »UNESCO BIOSFERA VAL MÜSTAIR« anerkannt zu werden. Nachdem die seit 1977 bestehende Unesco-Biosphäre »Gurgler Kamm« in den Ötztaler Alpen wegen grausamer und brutaler Naturzerstörungsmaßnahmen abgesprochen werden soll, kann dort vielleicht eine neue UNESCO BIOSPHÄRE SIMILAUN entstehen. Das kann und soll alles in enger Kooperation zwischen Kultur, Landwirtschaft, Tourismus, Naturschutz usw. geschehen. Damit wäre der unvergleichliche Reichtum einer 10.000-jährigen Kultur mitsamt der seit seit über 6000 Jahren durchgeführten Schafwanderungen, des 5300 Jahre alten »ÖTZI« und der vielen Kult-und Kulturstationen vernetzt. Dort liegt auch seit den Gletschersee-Ausbrüchen ab dem Jahre 1600 die »Wiege« alpiner Gletscherforschung und dort befindet sich auch die »Wiege« des Deutschen Alpenvereins. Über die drei Naturparke »Ötztal«, »Texelgruppe« und »Kaunergrat« sind vielfältige Wege in die neue Zukunft möglich. Es ist Programm.

In den letzten Monaten verstärkt sich eine weitere Tendenz. Sie führt zur Konsumententäuschung. »Regional« und »natürlich« sind Zauberworte. »Regional« ist aber nicht automatisch »Bio«. Der Verwässerung und Vermischung werden Tür und Tor geöffnet. »Regional« soll mit Bergbauer, Gesundheit, Nähe, Geborgenheit, Heimat usw. identifiziert werden. Strenge Kontrollen, Gen-Technik-Freiheit bleiben draußen.

Eine weitere Erschwernis bringen unzumutbare Schikanen, die den konsequenten Bio-Bauern und speziell den Bio-Sennereien und Bio-Käsereien auferlegt werden. Die »Schuld« wird »denen« in Brüssel zugeschoben. In vorauseilendem Erfüllungsgehorsam nutzen lokale Prüfer und Kontrolleure beispielsweise des Österreichischen »Ernte«-Verbandes ihre lokale Macht. Rigoros wird bestraft – und rigoros wird den (immer noch) aktiven Biobauern alle Lust und Freude ausgetrieben. Wohin also mit BIO zusammen mit Kultur und Tourismus und Landwirtschaft in den Alpen?

Wie die sprichwörtliche Nadel im Heuhaufen findet sich dennoch und vereinzelt und in winzigen Segmenten das Positiv-BIO-Denken und BIO-Handeln. Bio-Supermärkte boomen. Allein in Bayern sind es nach neuerer Statistik mehr als 60. Bio-Schienen im konventionellen (Groß-)Handel boomen, werden immer größer und vielfältiger. Um das Wohl der Babys bemühte Mütter kaufen Bio-Müsli. BIO in Landhausküchen, Spitälern, Kindergärten, Schulen usw. führt ein überaus kärgliches Dasein. BIO im Wellnessbereich wird erst künftig wachsen. Findige Touristiker werden demnächst BIO entdecken. Sozusagen als eine der möglichen Alternativen zum schwindenden Ski-Boom. Weil es nicht anders möglich ist. Während beispielsweise in Deutschland in den letzten Jahren und pro Jahr der Umsatz von Bio-Lebensmitteln um durchschnittlich ca. 17% gewachsen ist, schrumpfte er in Österreich und dort insbesondere in Tirol. Noch vor knapp acht Jahren hatte es dort mehr Bio-Bauern gegeben als in ganz Deutschland. Bezogen auf den Alpenraum vermehren sich die Bio-Betriebe speziell in den schweizerischen Kantonen Graubünden und Wallis. In Gesamtösterreich ist die Tendenz eher gleichbleibend. In Slowenien gibt es überaus positive Ansätze; ebenso im alpinen Teil Deutschlands. Dürftig bis deprimierend ist die Situation in den französischen Alpen. Besonders dramatisch ist die Lage in Tirol, dem angeblichen »Herz der Alpen«. Die Zahl der Biobauern hat kontinuierlich von über 5000 auf knapp unter 3000 abgenommen. Einige der interessantesten Bio-Pioniere haben aufgehört. So auch im Ötztal, einer Hochburg des Massentourismus. Ursache: Schikanen der Behörden und Prüfer sowie eklatantes Desinteresse des Tourismus.

MODELLE im TOURISMUS

An erster Stelle hervorzuheben ist die Initiative der »BIO-HOTELS« als »Verein für Angebotentwicklung & Marketing«. Ludwig Gruber war der Initiator und Gründer. Gestartet wurde mit BIO-Hotels in Österreich und in Bayern. Die Aktion ist jetzt international ausgeweitet, auch nach Irland. 100% Bio ist angestrebt, aber nicht rundum möglich. Gourmets suchen die Bio-Küche und finden sie. »Bio-Wellness« gibt es vorerst nur in einigen Bio-Hotels. Gesundheit und Fasten finden Bio-Sucher am besten in einem Bio-Hotel. Stellvertretend nenne ich zuerst zwei in Südtirol. Das erste Beispiel liegt im Oberen Vinschgau. Es ist das Bio-Hotel PANORAMA der Familie Steiner in Mals. Die Produkte für die Gastronomie kommen von Bio-Bauern der Region, bis aus dem hintersten Langtauferer-Tal, von 2000 Meter herab. Der eigene große Garten beim Hotel versorgt das Haus mit Gemüse, Kräutern und Obst. Das Haus ist »baubiologisch ausgewogen«. Sogar ein »Bio-Edelbrand« von der heimischen Palabirne und der Vinschgauer Marille kann verkostet werden.

Seit dem Frühjahr 2009 ist THEINER'S GARTEN BIO VITALHOTEL in Gargazon bei Bozen eine neue Spezialadresse, »von Grund auf kontrolliert biologisch«. Der Neubau steht auf uraltem Kulturgrund, umgeben von Weinbergen in und mit einer nachweisbar mehr als 3000 Jahre alten Tradition. Schon vor dem Start gab es eine über viele Monate hinaus komplette Buchung. Das neue 4-Sterne-Hotel liegt mitten in der größten zusammenhängenden Obstbauregion Europas. Der 70.000 m² große biologische Obstgarten ist »für die Gäste zugänglich«.

Seit dem Start der Initiative dabei ist das BIOHOTEL SCHWEITZER, in Barwies/Mieming nahe Imst und Telfs. »Klein aber fein«, rauchfrei, mit Diätküche und allergiefreundlich. Maria Schweitzer ist eine Superköchin. Die Familie Eggensberger betreibt in Hopfen am See/Allgäu das BIO- & WELLNESSHOTEL EGGENSBERGER. Eines der Bio-Hotels in Bayern ist in Bad Füssing der FALKENHOF von Kordula Wider. Und über der Grenze am Hochpillberg oberhalb von Schwaz in Tirol betreibt die Familie Unterlechner das NATUR-HOTEL GRAFENAST. Ein weiteres der jetzt ca. 20 Bio-Hotels ist das STYLE HOTEL der Familie Biner in Zermatt. Ebenfalls im Wallis, in Les Granges, liegt das HOTEL BALANCE der Familie Eberle-Schatzmann. Besonders hervorheben möchte ich den FEISTERERHOF der Familie Simonlehner in der Ramsau am Dachstein. Die Simonlehner sind zugleich sehr überzeugte und überzeugende Bio-Bauern. Das 4-Sterne-Hotel, hervorgegangen aus einem alten Bauernhof, befindet sich mitten in einer der wichtigsten Tourismus- und Kulturlandschaften am Fuße des Dachsteins. Es ist auch die Modell-Region der Initiative »Urlaub auf Bio-Bauernhöfen«.



Bio-Hotel in Mals im Vinschgau (Südtirol) mit eigenem Kräutergarten.
Foto: Hotel Panorama

Lobenswert und deutlich hervorzuheben sind zwei weitere Hotels, die als »ÖKO-HOTEL« gelten. Das »BIO-Hotel Daberer« in Hermagor/St.Daniel im Gailtal (Kärnten), wurde vom Reisemagazin GEO als eines der zehn besten ÖKO-HOTELS Europas ausgezeichnet. Beharrlich und konsequent hat sich die Familie Daberer für »ÖKO« entschieden.

Die Ehre, das »beste Öko-Hotel Europas« zu sein, wurde 2009 zum zweiten Mal dem Hotel der Familie Auer in Längenfed im Ötztal zuteil für ihr NATURHOTEL WALDKLAUSE. Die hohe Auszeichnung hat auch der regionale Tourismusverband Ötztal offiziell anerkannt. Das »ÖKO-HOTEL« ist nicht ident und auch nicht zu verwechseln mit dem Markenartikel »Bio-Hotel«. Bei »ÖKO« gibt es die »Kombination von Ursprünglichkeit und Moderne mit den Elementen Design und Architektur«, insbesondere in der optimalen Ausrichtung auf Baubiologie. Weitgehend wird versucht, die Lebensmittel für die edle Küche von Bauern aus der Region zu bekommen. Auf konsequentes »BIO« warte ich noch. ›Bio-Wein‹ habe ich dort noch keinen gefunden. Jedenfalls stehen diese neuen BIO- und ÖKO-HOTELS in einem sehr spannenden und zukunftsträchtigen Kontext mit dem Tourismus unter bestmöglicher Nutzung der Qualitätsprodukte regionaler und zumindest »naturnaher« Landwirtschaft.

»Urlaub auf Biobauernhöfen« – Hof Seilerhus in Au im Bregenzerwald.
Foto: Hans Haid



Grafik rechts: Ökomodell Achental

Die wenigen Super-Pioniere der »BIO-HOTELS« zeigen vor, was möglich ist, was sie können und was notwendig ist.

Eine weitere Möglichkeit der konsequenten Kooperation zwischen Landwirtschaft und Tourismus bietet generell das international überaus erfolgreiche Modell »URLAUB AUF DEM BAUERNHOF«. Verfeinert und verbessert ist es das – leider sehr vereinzelte und seltene – Modell ›URLAUB AUF BIOBAUERNHÖFEN‹. Diese Spezialaktion gibt es vor allem in Österreich als Teilbereich. »Urlaub am Bauernhof« bietet jetzt den Spezialkatalog »Echter URLAUB am BIO-und Gesundheitsbauernhof«. Die international tätige Organisation »ECEAT« bietet in mehreren Länder-Katalogen den URLAUB AUF BIOHÖFEN an. In einigen Fällen gibt es Doppelmitgliedschaften mit dem »Urlaub auf dem Bio-Bauernhof«. Das ist »Echt bio am Bauernhof« für den Touristen, für die Familien, für die schönsten Tage des Jahres in »freier Natur«. Das ist ohne Zweifel die intensivste und natürlichste und menschlichste Begegnung zwischen dem Bauern und dem Touristen, dem Gastgeber und dem Gast, dem Landschaftspfleger und dem »Sommerfrischler«. Das ist die konsequenteste und zugleich wärmste Begegnung mit bäuerlicher Kultur, mit gelebten Traditionen, mit dem Erleben von Bräuchen und dem Miterleben von Freuden und Leiden. Das ist auch das Kennenlernen von Kult und Religio in Dorfkirchen, bei kleinen Feld-und Bergkapellen. Neuerdings boomen Themenwanderwege in Verbindung mit Wallfahrten.

Im aktuellen Katalog in Österreich für 2009 zähle ich ca. 40 Bauernhöfe, die zusammen mit »BIO-Austria« den konsequenten Bio-Urlaub anbieten können. Zumeist sind es Betriebe, die als »Demeter« oder »Ernte« eingestuft sind. Bei meinen Recherchen habe ich geradezu Sensationelles entdecken können: Gegenüber den amtlichen Besitzangaben im Grundbuch sind bei konsequenten Biobauern überwiegend zuerst die Frauen genannt und dann erst die Männer. Ich habe das die »matriarchale Schubumkehr« genannt.

Neben den mehr oder weniger offiziellen Projekten sprießen unvermutet auch neue Pflänzchen. Eines davon ist das Projekt DIE BIOBAUERN VOM MILLSTÄTTERBERG in Kärnten. Da haben sich sieben Biobauern zusammengeschlossen und bieten neben »Bio-Geschenkkörben« auch »Urlaub am Bio-Bauernhof«.

Seit mehr als 30 Jahren besteht das pionierhafte Projekt von UCLIVA, im Ort Waltensburg/Vuorz in der Surselva in der Kanton Graubünden/Schweiz. Es handelt sich um ein genossenschaftliches Öko-Hotel mit überaus konsequenter und zielstrebiger Tätigkeit und ist als Modell weit über die Schweiz hinaus bekannt.

NEUES entsteht.

Für eine neue Form der Kooperation zwischen Bauern und dem Tourismus, zugespitzt auf Spezialprodukte, steht ein überaus findiges Projekt. In zwei Gegenden der Alpen habe ich die innovativen Neuerer gefunden: im Südtiroler Passeiertal und im Kärntner Lesachtal. In beiden Tälern »produzieren« einige Bauern nach sehr strengen Richtlinien und scharfer Kontrolle das BERGWIESEN- HEU. Zum Einsatz kommt es vor allem in neuen Wellness-Anlagen sowie bei privaten Kunden.

Die »Bergwiesenheu Genossenschaft und landwirtschaftliche Gesellschaft« mit Sitz in der Gemeinde St.Leonhard im Passeier folgt den strengen Kriterien auf der Basis »Biologisch-ökologischer Grundlagen einer Bergheu-Zertifizierung« der landwirtschaftlichen Lehr-und Forschungsanstalt der Laimburg südlich von Bozen.

»Kärntner Almheu wird Markenprodukt«, heißt es in der Werbemitteilung aus dem Lesachtal. Jeder der 15 Mitgliedsbetriebe muss sein zertifiziertes Bergheu von Wiesen oberhalb von 1.300 m beziehen. Es müssen dort mindestens 40 verschiedene Pflanzen bzw. Kräuter wachsen. Die »Nachfrage von Wellnesshotels« ist sehr groß. Im Passeiertal muss das zertifizierte Bergwiesen-Heu auf über 1.500 m gewonnen werden.

»Landwirtschaft und Seilbahn im Einklang« steht irgendwo über einer möglichen Zusammenarbeit zwischen Oben und Unten. Ein Beispiel aus Tirol: In der eher kleineren Bergstation der Kappler Bergbahnen im Paznauntal werden ungefähr 1500 l Fleischsauce für Sugo, 500 kg Gulaschsuppenkonzentrat, ca 10.000 l Kraftbühe usw. pro Wintersaison verbraucht. Was davon kommt von den Bauern des Tales, aus der »Genussregion Paznaun«? Es sind vielleicht ein paar Rinder und ein paar Liter Milch und vielleicht ein paar Lämmer, hie und da eine Flasche Schnaps vom Bauern und bestenfalls ein paar Kilo Käse aus der landesweit bekannten Biosennerei in See. Dabei schwören sie, wie in einem Prospekt zu lesen ist, »auf einheimische Qualität«. So steht es im Werbetext.

Meinem Pessimus und meiner Kritik stehen Projeke der Hoffnung, der Chancen und des Umdenkens gegenüber. Es sind die spärlich vorhandenen Regionalprojekte wie das ÖKOMODELL ACHENTAL in Bayern, zwischen Chiemsee und Tirol. Es ist grenzüberschreitend und nimmt das tirolische Kössen dazu und die Biosennerei Hatzenstädt. ÖKO ist nicht automatisch BIO. In Schleching haben nahezu alle der ca. 20 Bauern umgestellt. In den Informationen des Ökomodells wird BIO zumeist vorsichtshalber »verschwiegen«. Das erfolgreiche ÖKO-Modell hat 2009 allen Grund zum Feiern. Mit Erfolg besteht es seit zehn Jahren. Gasthäuser haben in ihrem Anbot regionale und ökologische Produkte. Die das Tal berührende »Via alpina« wird gut beworben. Es ist das einzige größere ÖKO-Modell Deutschlands im Bereich der Alpen. Das ACHENTAL ist zudem eine der BIO-ENERGIE-Regionen Deutschlands.

In Österreich nenne ich ausdrücklich die RAMSAU am Dachstein, mit der intensivsten Konzentration von Bauern, die sich bewusst dem »Urlaub auf Biobauernhöfen« verschrieben haben. Einer dieser Höfe ist



Kontakte

Bio-Hotels:
office@biohotels.info
www.biohotels.info
Biobauern vom Millstätterberg:
www.7biobauern.com
Planet Alpen (Gerhard Leeb): *planetalpen@gmx.at*
www.planet-alpen-com
Pro vita alpina und Hans Haid:
pro.vita.alpina@aon.at
haid.roale@netway.at
www.cultura.at/haid und
www.similaun.at
Pierre Martin-Charpenel (/für Jausier):
p.mc@wanadoo.fr
August Lenar (Logartal):
logarska@siol.net
Urlaub am Bauernhof (Österreich):
office@farmholidays.com
www.urlaubambauernhof.at
Bio-Hotels:
newsletter@biohotels.info
Biohotel Panorama:
info@hotel-panorama-mals.it www. hotel-panorama-mals.it
Theiners Garten Bio-Vitalhotel:
info@theinersgarten.it
www.theinersgarten.it
Hotel Ucliva:
info@ucliva.ch
Kärntner Almheu:
www.lesachtal.com
Soglio:
mail@soglio-produkte.ch
www.soglio-produkte.ch
Südtiroler Bergwiesenheu:
bergwiesenheu@rolmail.net
www.bergwiesenheu.com
Binntal:
binntal@parcnet.ch
www.landschaftspark-binntal.ch
Maison des produits de pays:
maison@produits-depays.com
www.produits-de-pays.com
Schett/Villgratental:
www.villgraternatur.at
office@villgraternatur.at
Ökomodell Achental e.V.:
info@oekomodell.de
www.oekomodell.de
Werner Bätzing:
wbaetz@geographie.uni-erlangen.de

der überaus lobens-und liebenswerte FRIENER-Hof von Claudia und Georg Berger.

Im Bundesland Kärnten beginnt ab der Osttiroler Grenze das LESACHTAL, das sich auf engen Straßen bis in das Gailtal hinunterzieht. Dort gab und gibt es vorbildliche Projekte des »sanften«, also des ökologischen Tourismus. Das Tal ist als liftfreies Tal und mit dem »Segen der Langsamkeit« weitum bekannt geworden. Im Ort Bierbaum betreibt die Familie Knotz einen der konsequentesten Bio-Betriebe mit der Spezialität Lesachtaler Lamm.



Urlaub auf dem Bauernhof.
Foto: Ökomodell Achental

In Italien könnte das in der Provinz Cuneo gelegene VAL MAIRA besonders empfohlen werden, mit den ökologischen Stationen und vor allem mit der Initiative in San Martino inferiore: Es ist das bekannte »centro culturale borgata«. Seit Beginn ist dort Maria Schneider mit ihrem Team im Einsatz. Ein Besuch in der Bio-Gourmet-Station ist empfehlenswert. Zusammen mit den Initiativen des GTA-Weitwanderweges wurde ein Netz neuer Möglichkeiten geschaffen, um möglichst ökologischen Wander- und Erholungsurlaub vermitteln zu können. Werner Bätzing hat dazu mehrere Bücher geschrieben. In einigen Bergtälern der Provinz CUNEO, besonders im erwähnten Val Maira, aber auch im Val Vareita, im Stura Demonte usw. wachsen neue Projekte.

Stellvertretend für die Schweiz hebe ich das BINNTAL im Kanton Wallis hervor. Es ist grenzüberschreitend eingebettet in einen Landschaftspark. »Bauern vernetzen Naturwerke«. Die Schweiz hat strenge Öko-Qualitätsverordnungen erlassen. Im Hotel Ofenhorn in Binn sind Ökologie, regionales Wissen, Kultur und »sanfter« Tourismus beispielhaft vernetzt.

Zu den Modell-Projekten der Schweiz gehört auch die Initiative SOGLIO-KOSMETIKA, »gepflegt mit der Kraft der Berge«, mit der Produktionsstätte allerbester, überhaupt der alpenweit besten Bio-Kosmetika in Castasegna/Bergell. Auch die Zumthor-Therme in Vals benutzt Soglio-Produkte.

Alpenweit am wenigsten bekannt ist eine Tal-Initiative in Slowenien. Es ist der NATURPARK LOGARSKA DOLINA im Logar-Tal, nahe der Grenze zu Kärnten. Im Sommer am besten von Eisenkappel/coppla casa über den Paulitschsattel zu erreichen. Dort finden wir den ersten und einzigen von den Grundbesitzern verwalteten und organisierten Naturpark. Das 7 km lange Tal führt mitten in die dramatische Bergwelt der bis 2400 m hohen Gipfel. Die Bauern dort sind Besitzer des Tales und auch des Parks. Sie sind stolz auf ihre agricultur, auf eigene Wälder, Wasserkraftnutzungen, auf eigene Sägewerke, auf ihre Naturschönheiten und auf ihre reiche und lebendige Kultur. Inclusive BIO. Es sind die größten autonomen Bauern.

Und jetzt noch ein Abstecher in die französischen Alpen. Südlich von Barcellonette kommen Bio-Liebhaber in das Tal von Ubaye und finden in Jausier den schönsten und bestgeführten ÖKO-Markt der Alpen. Das MAISON DES PRODUITS DE PAYS bemüht sich, ausschließlich regionale und nach Möglichkeit auch biologische Produkte aus der Region zu verkaufen.

Die wenigen ausgewählten Beispiele der Vernetzung und der Kooperation zwischen weitgehend biologischen Produkten und dem Tourismus sind auch Beispiele eines neuen Denkens, einer neuer Haltung in den Alpen. Es sind Zukunftsprojekte. Wie Josef Schett von der Initiative VILLGRATER NATUR im Ostiroler Villgratental bestätigt hat, können und werden Klimawandel und Wirtschaftskrise eine neue Chance für diese und andere findige Köpfe und ihre Projekte darstellen. Da gibt es Steigerungen von zehn bis zwanzig Prozent. Wem denn sonst sollen wir unsere alpine AGRICULTUR anvertrauen können? Wer sich in den Regionen der Alpen umschaut, kann sie vielfältig entdecken: neue Hoffnungsadressen, Bauernläden, Bio-Dorfläden. Einer davon befindet sich in Haiming im Tiroler Oberinntal. Im obersten Teil des Kärntner Lesachtales wird sehr erfolgreich und konsequent der Bauern- und Handwerkerladen betrieben, direkt vis à vis der Wallfahrtskirche. »Seele« des Betriebes ist Brigitte Lugger mit ihrer Familie. Von Pierre Martin-Charpenel wurde 1992 der regionale Einkaufsmarkt in Jausier errichtet. Es ist das »maison des produits de pays« in der Talschaft Ubaye. Ebenso erfolgreich und beispielhaft ist der Betrieb der Familie Schett in Innervillgraten in Osttirol. Zuerst entstand die Initiative »Villgrater Lamm«. Dann wurde ausgebaut und erweitert. In der Folge entstand der Handwerks- und Bauernladen der Familie Schett in Verbindung mit dem »Erlebnis Villgrater Natur« und dann mit dem Zusammenschluss der Kreativ-Handwerks-Kultur mitsamt der Gourmet-Station im Gannerhof das Projekt »kraftwerkevillgraten«. Nicht immer ist alles komplett und sauber und super-BIO. Aber es weist den Weg dorthin. Es steht unabwendbar und eigensinnig-kreativ im Wechselspiel mit neuer und alter Kultur, einschließlich aller Künste und Kunstfertigkeiten der Literatur, der Dialekt- und Minderheitenpoesie, der Malerei, der Kochkünste, der neuen Zeitungsmacher wie der ARUNDA aus Schlanders im Südtiroler Vinschgau rund um den Hans Wielander. Nicht zu vergessen die Zunft der Maler und Bildhauer, der Fotografen und Liedermacher usw.

Auch nicht zu vergessen sind die gebauten Zeugnisse alpiner Kultur. Hier hat sich allerdings flächendeckend und beinahe alpenweit eine neue ›Seuche‹ ausgebreitet: diese schreckliche und monströse Lederhosen-Folklore-Architektur (»Schweinsbarock« nannte es Hans Jäger). Dem stehen nur vereinzelt neue Beispiele alpiner Architektur gegenüber, beispielsweise Sant Benedeg in der Surselva, die wunderbarste neue Kirche von Peter Zumthor, oder seine einzigartige Therme von Vals. Immer mit einer gehörigen Portion Eigensinn, Eigenart und Widerständigkeit. Sichtbares und leuchtendes Beispiel für die Vielfalt von künstlerischer Kreativität für den Schutz vor Zerstörung und Verschandelung des Lebensraumes ALPEN ist seit 1987 die Protestaktion »Feuer in den Alpen« jeweils am zweiten Samstag im August. Gestartet wurde die Aktion 1985 von 100 protestierenden Frauen auf ihrer Protest-»Wallfahrt« am Annatag (26. Juli) zur Alpe Preda Sovrana im Val Madris gegen die drohende Unterwassersetzung eines kostbaren Berggebietes. Als sichtbares Zeichen wurde die alte Praxis der »Steinmandln« umgewandelt in eine »Steinfrau«.

Überall und immer stärker finden die Bewohner wieder zu ihren alten, zu ihren teilweise bis in die Jungsteinzeit zurückreichenden Kult-Plätzen, zu Schalensteinen und Felsritzungen. Die Zeugnisse dieser ältesten sichtbar gebliebenen Kultur vermitteln viel Staunen, Bewunderung, Ehrfurcht. Sie tragen dazu bei, wieder verstärkt Identität aus alten Wurzeln zu finden. Das ist neue Sinn-Suche. Das sind mit Wallfahrt und Fitness und Weitwanderwegen neue Formen der Kombination von Religio mit Kultur, mit Landwirtschaft, Naturschutz und sogar mit dem Tourismus.

Die aktuelle Wirtschaftskrise ist für diesen Teil unserer alpinen Überlebens-Kultur eine einzigartige Chance bei der Wiedergewinnung eigener Kräfte.



Ästhetisch aufgereihte Äpfel der Südtiroler Bio-Obstbauern auf der Öko-Messe in Nürnberg.
Foto: Hans Haid

Es ist mir sehr wichtig, abschließend und rückblickend noch auf die Person des Franz Senn hinzuweisen, der vor 125 Jahren gestorben ist und der von Vent aus ganz maßgeblich den Deutschen Alpenverein gegründet hat. Pfarrer Senn hat sich zu seiner Zeit alles das ausgedacht und ersehnt und erprobt, was wir heute mehr als je zuvor als Nachhaltige Regionalentwicklung anerkennen. Da hat es die intensivste Kooperation zwischen Bergbauern in ihren extremen Bedingungen gegeben mit dem langsam aber stetig anwachsenden Tourismus. Wie Pfarrer Franz Senn stamme auch ich aus der Ötztaler Gemeinde Längenfeld. Ich fühle mich seinem Erbe verpflichtet.

Tourismus in den Alpen –
eine immerwährende Erfolgsgeschichte?

VON FELIZITAS ROMEIß-STRACKE

Mit mehr als 100 Millionen Besuchern p.a. sind die Alpen eine der beliebtesten Urlaubsregionen Europas (und Europa hält immer noch ca. 50% des Welt-Tourismus-Aufkommens). In manchen alpinen Regionen, vor allem in den Zentralalpen, leben bis zu 80% der Einheimischen vom Tourismus. Einbrüche in der touristischen Nachfrage, ob aus ökonomischen Gründen (z.B. Finanzkrise), aus psychologischen Gründen (z.B. Lawinenabgang Galtür) oder aus Gründen des Klimawandels (Schneemangel) treffen sie besonders hart.

Der Alpinismus einzelner Abenteurer im 18. und 19. Jahrhundert war der Vorläufer des Massentourismus (seit ca. 1970). Als Sehnsucht und Klischee von der »Einsamkeit auf Bergeshöhen« spielt er heute noch eine große Rolle in den Köpfen von Bergsteigern, die sich über die vielen »Turnschuhtouristen« ärgern.

Der Tourismus kam zunächst mit der Eisenbahn: wo sie die Täler – zunächst nicht für den Tourismus, sondern für den Transport von Waren und Rohstoffen – erschloss, konnten auch Touristen leicht hingelangen. Das begann in der Schweiz, wo sich heute noch manches Grand-Hotel aus dieser Zeit findet, und erfasste nach und nach den gesamten Zentralalpenraum. Mit dem Automobil »kroch« dann der Tourismus in fast jedes Alpental.

In vielen alpinen Regionen wurde der »Fremdenverkehr« für die Bergbauern in den nur mühsam zu bewirtschaftenden Alpentälern zum willkommenen »zweiten Standbein«. Ich habe selbst noch in den 1960ern in Tirol erlebt, wie Bauernfamilien für »die Gäscht« Stube und Schlafzimmer räumten, selbst ins Heu zogen und sogar ihre Küche zur Verfügung stellten. Inzwischen ist »Urlaub auf dem Bauernhof« professionalisiert, es gibt vielfältige Förderprogramme für diesen »Nebenerwerb« (aber auch mehr Bürokratie), und manche Bauernfamilie ist durch den Verkauf ihres Grundes reich geworden oder hat sich sogar zu Hoteliers gewandelt.

Hotellerie und Gastronomie wuchsen in den Tourismus-Destinationen mit der Nachfrage. Berg- und Skischulen und andere Dienstleister kamen hinzu. Aus Dörfern wurden Siedlungen und ganze Tourismus-Städte.

Die meisten Tourismusorte entwickelten sich dabei relativ urwüchsig, je nachdem wo »etwas ging«. »Urwüchsigkeit« ist zwar etwas, was viele Alpentouristen als Klischee erwarten (der knorzige Bergbauer, der urige Skilehrer, die bodenständige Küche, die Original-Bauernstube) – aber das heute zu besichtigende Resultat der ungeplanten, »urwüchsigen« Entwicklung von Landschaft und Umwelt wird nun zum Problem. Zersiedelung, Verkehrsprobleme, Kitsch-Architekturen und Betonklötze prägen viele Täler. Im Sommer, wenn die Geranien ihre roten Blüten oder im Winter, wenn der Schnee seinen zarten Hauch über die Hässlichkeiten breitet, ist das weniger auffällig als im Frühjahr oder im Spätherbst. Dann werden die Strukturprobleme offensichtlich.

Mit viel Marketing-Aufwand versuchen die meisten alpinen Tourismus-Destinationen ihre Position im Tourismus zu halten. Rückgänge der Gästezahlen sind vielerorts spürbar und nachweisbar. Die internationale Konkurrenz wächst, und immer neue Berg-Destinationen drängen auf den Markt.

Um Strategien zu finden, die die rückläufige Entwicklung aufhalten können, sind viele Gutachten in Auftrag gegeben worden. Bei der Realisierung der darin enthaltenen Empfehlungen zeigt sich jedoch die Hypothek der »Urwüchsigkeit«: es sind so viele Einzelinteressen im Spiel, soviel lokales Machtkalkül, dass es in den seltensten Fällen gelingt, eine Gesamtstrategie über mehrere Jahre durchzuhalten, die die Situation vor Ort wirklich sichtbar und nachhaltig verändert. Schneller geht es mit neuen Prospekten und Internet-Auftritten, aber das bleiben häufig Mogelpackungen.



Bergstation Hungerburg-Bahn Innsbruck Aufwertung einer alpinen Destination durch spektakuläre Architektur
Foto: Autorin

Man kann die alpinen Tourismusorte in drei Kategorien einteilen:

1. Die Tops

Sie liegen hauptsächlich in den Zentralalpen und haben eine lange Tradition, anfänglich als Sommerfrische, in den vergangenen Jahrzehnten eher als Wintersport-Orte. Hohe Innovationskraft (häufig von wenigen charismatischen Persönlichkeiten mit erweitertem Horizont verkörpert) und eine positive »Tourismus-Gesinnung« zeichnen sie aus, d.h. Tourismus wird nicht als »schlechtere Alternative« und die Touristen nicht als notwendiges Übel betrachtet, sondern hier regiert Professionalität – die man sich auch entsprechend bezahlen lassen kann. Das gefällt zwar vielen Kritikern nicht, die das Klischee des Alpinismus, wie er »früher« war, noch im Kopf haben. Aber diesen Destinationen gelingt es, gut zu überleben, u.a. indem sie rechtzeitig mit modernem Marketing neue Gästeschichten erschließen und die entsprechenden Dienstleistungen bieten, oder indem sie Zeichen durch spektakuläre Projekte setzen (neue Hotelarchitektur, Aussichtsplattformen, Seilbahnstationen etc.). Hier findet sich auch meist ein integriertes »Tourismus-Destinations-Management« (wie es in der Fachsprache heißt), das vor Ort, noch besser in einer Region Kooperationen anstrebt (z.B. bei Transportbetrieben, Geräteverleih, Handel und Gastronomie) und die Touristen auf

diese Weise in Informations- und Dienstleistungs-Ketten einbettet, in denen sie sich gut aufgehoben fühlen.



»Alpengrill« Typische Erscheinung des Mittelmaßes
Foto: Autorin

Selbstverständlich ist auch in diesen »Tops« nicht alles in Ordnung. Die extreme Abhängigkeit vom Tourismus macht sie, trotz aller Innovationskraft, besonders anfällig für Nachfrageschwankungen. Wo sie hauptsächlich auf Wintersport gesetzt haben, sind unsichere Schneeverhältnisse ein ständiger Risikofaktor und müssen mit z.T. enormem technischem Aufwand kompensiert werden. In ihren negativen Auswirkungen nicht zu unterschätzen ist auch die Erosion der lokalen Gemeinschaft. In der Saison ist wenig Zeit, sie zu pflegen. Die Integration des meist ausländischen Dienstleistungs-Personals würde mehr soziale Investitionen erfordern. Außerhalb der Saison fliehen viele einheimische Unternehmer in wärmere Gefilde. Und Neid und Gier bis hin zu erbitterten Feindschaften gibt es auch hier.

2. Die Mittelmäßigen

Sie sind in den alpinen Tourismusregionen am zahlreichsten, verteilt über den gesamten Alpenkamm. Meist mit einer durchaus längeren Tradition und auch viel Knowhow im Tourismus, haben sie sich dazu jedoch nicht wirklich bekannt, konnten diese Entwicklung also nicht professionell ausnutzen. Die Touristen kommen halt, und es ist ja auch so schön bei uns….Aber eigentlich sollen nicht zu viele kommen, und alle sind froh, wenn die Saison vorbei ist. Man braucht Touristen als Cash-Cow, aber man liebt sie nicht. Der Begriff »Gastfreundschaft« steht zwar im Prospekt, aber wer kann schon zu so vielen Fremden wirklich gastfreundlich sein? Dieser gewisse Zynismus schlägt sich auf die Dauer nieder in mittelmäßigen Unterkünften (für die dieser Terminus wirklich noch zutreffend ist), mittelmäßiger Gastronomie ohne Pfiff und langweiligen Standard-Dienstleistungen. Die Hoteliers und Gastronomen investieren wenig, die Stammgäste sind ja damit zufrieden. Fortbildung und Konkurrenzbeobachtung wird klein geschrieben. Es ging doch immer so!

Wenn Touristen dann eine Saison weniger oder überhaupt immer weniger kommen, dann ist das Wetter, das große neue Hotel im Nachbar-Dorf oder der »Fremdenverkehrsamtsleiter« schuld. Kritik oder – neudeutsch – Evaluation des eigenen Angebotes wurde in diesen Destinationen meist (politisch) unterdrückt, so dass sich kaum etwas Neues entwickeln konnte. Kooperation ist auf Grund lange bestehender Fehden und Empfindlichkeiten schwierig, sowohl innerörtlich als auch mit den Nachbargemeinden. Kirchturmdenken ist üblich.

In den vergangenen zehn Jahren musste die Landespolitik in den meisten Alpenländern diesen »Mittelmäßigen« per Gesetz den Zusammenschluss zu regionalen Tourismus-Verbänden verordnen – als Voraussetzung für die Zuwendung von Förderungsmitteln. Zuckerbrot und Peitsche gegen Eigensinn. So begann sich vielerorts z.B. eine Arbeitsteilung in der Infrastruktur anzubahnen (Verkehrsverbünde, nicht jeder ein eigenes Erlebnisbad). Auch strategische Tourismusentwicklungspläne wurden als Förderungsvoraussetzung gefordert, so dass die Prüfung des eigenen Angebotes notwendig wurde.

Als Gast spürt man solche Strategien meist erst nach vielen Jahren. Sichtbare Ergebnisse brauchen einen langen Vorlauf. Das betrifft vor allem die Ortsstrukturen und die Architektur, die der Gast ja sieht und durchwandert. Häufig bedürfte das Durcheinander von städtisch anmutenden Fußgänger-Zönchen und Alpenkitsch, Reklame-Schildern und Supermärkten, Brunnen und Bänken nur eines konsequenten Aufräumens. Manchmal müsste allerdings auch abgerissen und neue bauliche Strukturen eingesetzt werden. Das gelingt leider viel zu selten, weil alle gemeinsam an einem Strang ziehen und sich zum Tourismus bekennen müssten.

In jüngster Zeit versuchen die »Mittelmäßigen« gegen den Niedergang mit Einzelprojekten anzugehen: ein Fünf-Sterne-Hotel, ein Kongresszentrum, eine Schaukäserei… Damit verschiebt man die eigentlichen Probleme und bindet Energie. Aber ein einzelnes Projekt lässt sich natürlich viel leichter durchsetzen, als die Verbesserung des Erscheinungsbildes des gesamten Ortes.

3. Die Unterentwickelten

Doch, es gibt auch noch unterentwickelte Tourismus-Destinationen in den Alpen! Vor allem in den sog. »strukturschwachen« Tälern in den Westalpen und in den äußersten Ostalpen, die schon lange vom ökonomischen Niedergang bzw. dem Bevölkerungsrückgang betroffen sind.

Hier findet der Alpen-Romantiker die Ursprünglichkeit und Einsamkeit, deren Fehlen er woanders beklagt. Aber er findet auch den Verfall von Baustrukturen, der keineswegs immer romantisch, sondern häufig hässlich und schmutzig ist. Er findet den sympathischen, urigen Bergbauern zum starrsinnigen Alten mutiert und lokale Gemeinschaften, die unfähig sind, ihre Entwicklung selbst in die Hand zu nehmen. Er findet noch Gastfreundschaft, aber gleichzeitig eine latente Xenophobie, die dem Tourismus in größerem Stil nicht förderlich ist.

Typisch für diese Orte sind eine ausgeprägte Subventionsmentalität und/oder das Warten auf den großen Wurf bzw. den Investor, der endlich alles richtet. So sind z.B. in den italienischen Seealpen Ski-Resorts von Turiner Investoren entwickelt worden, die niemals richtig funktioniert haben. Oder Gemeinden haben wertvollste Schlüsselgrundstücke billig an einen Investor verkauft, der ihnen ein großes Hotel mit vielen Arbeitsplätzen versprach, das niemals kam.

Professionelles Tourismus-Management in diesen Orten einzuführen wäre notwendig, ist aber sehr schwierig. In einigen Tälern, z.B. im Maira-Tal in Piemont, sind es Initiativen von außen, die eine Entwicklung anstoßen, meistens im Öko-Tourismus. Und genau hier haben ja die »Unterentwickelten« ihre Chancen! Die Tatsache, dass sie die Entwicklung, die die meisten Orte in den Zentralalpen in den vergangenen vierzig Jahren durchgemacht haben, »verschlafen« haben, gereicht ihnen jetzt zum Vorteil – wenn sie ihn denn zu nutzen wissen. Denn sie haben all das, wonach sich immer mehr Touristen sehnen: Ruhe, Authentizität, Platz für den Einzelnen und wenig touristische Infrastruktur, die die Landschaft zerstört hat. Meistens reicht es hier schon, die Hotellerie ein wenig zu professionalisieren, den Einzelhandel wieder ein wenig zu beleben und die Gastronomie zu lokalen Spezialitäten anzuregen.

Inzwischen suchen sogar Investoren solche alpinen Orte, in denen sie originäre Baustrukturen vorsichtig zum Hotel umwandeln und damit werben können, dass es hier keine touristische Infrastruktur, also kein Spaßbad, keine Piste, keine Loipe, keine Kletterwand gibt!

Initiativen der EU

Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit im Alpenbogen formiert sich schon seit Jahrzehnten, auch im Tourismus in verschiedenen Initiativen und Institutionen (z.B. CIPRA). Sie wird von der Europäischen Union mit gezielten Tourismus-Projekten und -Programmen gefördert. Best-

Practice-Beispiele werden ausgetauscht, Gemeinden schließen sich zu Netzwerken zusammen, touristische Marken werden grenzüberschreitend geprägt, in jüngster Zeit z.B. »Alps Health« oder »Alpine Pearls«. Es sind vor allem Projekte des nachhaltigen bzw. Gesundheits-Tourismus in jenen Orten und Regionen, die von ihrer Landschaft und ihrem bisherigen Angebot dafür prädestiniert sind und daraus neue Impulse erhoffen dürfen. Ökologie und Gesundheit liegen absolut im Trend und sind weit mehr als nur eine Mode – jedenfalls in den westlichen Gesellschaften.

Wandel des Urlaubsverhaltens

Dabei sehen sich die traditionellen Tourismus-Orte, vor allem in den Zentralalpen, einem gewissen Konflikt ausgesetzt. Auf der einen Seite müssen sie die Nachfrage ihrer traditionellen Gäste aus den westlichen Gesellschaften (Deutschland, Österreich, Schweiz, Italien, Frankreich, England und Amerika) befriedigen. Und diese Gesellschaften befinden sich seit einiger Zeit, gerade was ihr Freizeit- und Urlaubsverhalten betrifft, in einem tief greifenden Wandel von der »Spaßgesellschaft« zur »Sinngesellschaft«. D.h., weniger Action und Fun, weniger Infrastruktur, weniger Massen-Events, stattdessen mehr Natur pur, mehr Nachhaltigkeit, mehr Individualität. Auch Gesundheit im umfassenden Sinn von Körper, Geist und Seele spielt dabei eine große Rolle, ebenso wie Ästhetik/Design und authentische kulturelle Angebote.

Auf der anderen Seite strömen neue Gästegruppen vor allem aus den osteuropäischen Ländern, langsam auch aus Indien, Japan und China in die alpinen (Wintersport-)Orte. Sie kommen aus Gesellschaften mit vollkommen anderen Vorraussetzungen, was Urlaub und Freizeit betrifft. Man könnte sagen: sie kommen aus Mangelgesellschaften, in denen auf Grund des Wirtschaftswachstums der letzten Jahre und der Ausprägung einer wohlhabenden Mittelschicht Urlaub überhaupt erst möglich wurde. Wie in den westlichen Gesellschaften der 1970er bis 1990er wollen sie im Urlaub hauptsächlich Spaß, Unterhaltung und ein wenig Luxus. (Natürlich gibt es auch unter den westeuropäischen Gästen Gruppen, die in dieser Beziehung noch Nachholbedarf haben.)

Aber nicht nur die neuen Gäste aus den osteuropäischen und asiatischen Märkten bedingen manchmal Nutzungskonflikte. Auch die traditionellen Gäste haben sehr unterschiedliche Ansprüche an die Berge und die Natur. Ihre Nutzung ist immer individueller und damit viel schwieriger steuerbar geworden (Beispiele Schneeschuhwandern, Trekking) – für den Naturschutz ein Problem, denn viele Individualisten richten eben doch massenhaft Schäden an. Und »Outdoor« bleibt ein boomender Markt.

In den Tourismusregionen der Alpen treffen also unterschiedliche Ansprüche aufeinander:

- Die einen wollen Sport, Unterhaltung, Shoppen, Disco und alles auf einmal – die anderen selektieren und fragen: brauche ich das eigentlich?
- Die einen lieben den großen Auftrieb (Pop-Konzert am Gipfel), die anderen ziehen sich lieber mit Freunden oder Familie in ihr gemütliches Appartment, noch besser ihre Hütte zurück;
- Die einen lieben die Völlerei am Buffet, an der Bar, im Einkaufszentrum – die anderen wählen gezielt aus, geben sich lieber als »Connaisseur« spezieller Weine oder verzichten auch einmal auf eine Option.
- Die einen hetzen auch im Urlaub von Termin zu Termin und von Event zu Event – die anderen lassen sich bewusst Zeit und genießen es, keine Termine zu haben.
- Die einen brauchen »anerkannte« Sehenswürdigkeiten und gehen viel auf Tour, die anderen lieben es, auch das Unbekannte vor Ort zu entdecken oder einfach nur in der Natur zu sein.
- Die einen frequentieren Spaßbäder und angesagte Wellness-Tempel – die anderen buchen den persönlichen Gesundheits-Coach.

(Mit dieser Gegenüberstellung sind keine Wertungen zu verbinden, auch wenn der eingefleischte Bergfex sich eher »den anderen« zuzählen möchte. Sie sind deshalb keineswegs grundsätzlich die besseren Menschen!)

Wie mit den konfligierenden Erwartungen und Bedürfnissen der Touristen umzugehen ist, dafür gibt es kaum Patentrezepte. Belehrungen auf Informationstafeln, Verbote, Überzeugungsarbeit in den Medien, Ranger vor Ort – alles wird ausprobiert. Dabei hat der Alpenverein schon viel wertvolle Pionierarbeit geleistet.

Großräumige Arbeitsteilung

Um Konflikte zu minimieren, wäre eine großräumigere Dimension der »Arbeitsteilung« im Alpen-Tourismus sinnvoll. Das bisherige Prinzip, dass jeder Tourismusort von dem, was die anderen schon haben, auch ein wenig bekommen soll, also auch eine kleine Bergbahn, ein kleines Sport- und Kulturzentrum oder auch wenigstens ein Fünf-Sterne-Hotel, sollte aufgegeben werden zugunsten klarer Positionierung.

Dort, wo schon viel Infrastruktur vorhanden und eine relativ hohe touristische Nutzungsdichte erreicht ist, sollte weiter verdichtet und perfektioniert werden. Dazu gehören durchaus technisch hochgerüstete Bergbahnen und Bergrestaurants, moderne Verkehrskonzepte und verdichtete Baustrukturen mit guter Architektur im Tal sowie engmaschige Service-Ketten. Wenn dies wirklich perfekt und gut durchdacht angelegt wird, gibt es dafür auch in Zukunft einen guten Markt.

Dafür können weniger entwickelte Regionen eher kleinteilige, nachhaltige Entwicklungen vorantreiben und ganz auf Natur und Berge setzen. Sie könnten dabei sogar so weit gehen, dass sie mit der Tatsache werben, dass es bei ihnen keinen Lift und keinen Wellness-Tempel gibt! Sie mögen die gute alte Sommerfrische wieder aufleben lassen. Das entspricht dem Trend zur »Sinngesellschaft«.

In den vielen alpinen Tourismusorten allerdings, die nicht Fisch nicht Fleisch sind, die von allem ein bisschen und für jeden etwas bieten wollen, wird man schon bald über radikale Sanierung, teilweise sogar über Aufgabe nachdenken müssen. Sie haben noch eine Galgenfrist der Resteverwertung durch Billig-Tourismus, aber irgendwann ist Schluss. Diese Orte sind die eigentliche Hypothek für den zukünftigen Tourismus in den Alpen.

Die Erfolgsgeschichte des Alpen-Tourismus ist also keineswegs ein Selbstläufer, wie noch in den 1970ern und 1980ern. Es wird erheblicher Anstrengungen der heute vom Tourismus Lebenden bedürfen. Mit den neuen Kommunikationstechnologien bietet sich aber für die eine oder andere Gemeinde ja auch die Chance, ihre Abhängigkeit vom Tourismus nach und nach zu reduzieren und IT-basierte Dienstleistungen anzusiedeln. Und mit der wachsenden Nachfrage nach regionalen, ökologisch sauber angebauten Nahrungsmitteln hätte auch die extensive Landwirtschaft wieder eine Chance. Wo man die Touristen eigentlich nicht haben will, sollte man das ernsthaft ins Auge fassen!



Colletta di Castelbianco, ein ehemals verlassenes Dorf in den ligurischen Bergen – heute ein »Borgo Telematico« für Kreative aus aller Welt. Quelle: www.colletta.it

Landschaft als Produkt?

Der kritische Brief eines Naturschützers an einem Erlebnisraumdesigner

VON RUDI ERLACHER

Sehr geehrter Herr Frieder Foraus,

Sie erinnern sich vielleicht: Bayerisches Oberland, Ihr Vortrag im November 2008, im Vortragssaal der Sparkasse: »Die Landschaft als touristisches Produkt«. Es waren Bürgermeister und auch ein Landrat aus der Region unter den Zuhörern. Sie trafen auf Begeisterung und Aufmerksamkeit. Ich war irritiert von Ihren Ausführungen und dachte: Das war jetzt ein Plädoyer für die Natur und Landschaft! Sie haben ja mit einem Vorwurf an die anwesenden Lokalpolitiker begonnen, der mir aus der Seele gesprochen war: Diese hätten ihr größtes Kapitel, die Schönheit ihrer Natur und Landschaft, bisher mit Füßen getreten. Ich hörte schon den Kombattanten sprechen! Und trotzdem bekam ich das Gefühl nicht los: »Man erkennt die Absicht – man ist verstimmt!« Das habe ich in der anschließenden Diskussion auch in die Runde geworfen – und wurde wohl eher nicht verstanden. Was will er denn mit seiner Skepsis, werden sich die Bürgermeister und der Landrat gedacht haben, der Naturschützer! Wo uns der Referent doch gerade aufgezeigt hat, wie wir unsere Tourismus-Destinationen mit unserer schönen Landschaft zum Florieren bringen können!

Diese Gefühl »man erkennt die Absicht – man ist verstimmt« hat mich nicht losgelassen. Um selber klarer zu sehen, habe ich beschlossen, Ihnen (und mir) meine Skepsis in einem Brief zu erläutern. Der etwas stockende Gang der Überlegung kommt daher, dass ich im Schreiben unzufrieden blieb. Ich musste meine Argumente immer tiefer legen: Die Kritik an Ihrem Produkt, so klar mir deren Notwendigkeit vor Augen gestanden hat, ist mir nicht leicht gefallen. Und so habe ich immer noch eine Überlegung nachgeschoben…

Ich stelle mich kurz vor: Ich bin passionierter Bergsteiger, Einheimischer und doch »Stadterer«. Und ich bin Mitglied in einem eher kleinen Naturschutzverein mit langer Tradition. Der Verein, dem ich angehöre, hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Bergwelt zu beobachten. Auch wissenschaftlich. Entwicklungen sollen verstanden werden, um, wenn es darauf an kommt, auch intervenieren zu können. Ich glaube, Ihr Produkt nötigt zur Intervention. Ich habe sogar die Befürchtung, dass uns Ihr Produkt noch viele Jahre beschäftigen wird!

Wir im Verein nehmen auch »ästhetische Prozesse« ins Visier: Die Formen der Inszenierung und Wahrnehmung der Bergwelt einerseits bei jenen, die davon leben, indem sie die Bergwelt im Angebot haben und vermarkten und andererseits bei jenen, die die Bergwelt – in welcher Form auch immer – genießen. Zu unseren Schutzzielen gehört der Erhalt des Naturhaushaltes ebenso wie das Augenmerk auf »die Vielfalt, Eigenart und Schönheit von Natur und Landschaft« – wie es im Naturschutzrecht heißt.

Ihr Ansatz ist insofern ungewöhnlich und spannend und auch eine Herausforderung, als Sie auf Theorien der Ästhetik für eine neue Wertschätzung der Landschaft zurückgreifen. Als Naturschützer, die einem ganzheitlichen Ansatz verpflichtet sind (Idealität des Naturhaushalts & Ästhetik von Natur und Landschaft als Schutzziel), können wir uns darüber nur freuen,



Das Naturinformationszentrum« auf der 2244 m hoch gelegenen Bergstation der Karwendelbahn (Mittenwald/Oberbayern): »Natur als Produkt« zum Ankurbeln der Fahrgastzahlen oder »Umweltbildung auf höchstem Niveau« zur Sensibilisierung der Touristen für die Natur? Foto: Rudi Erlacher

da die gedankenlose Vernichtung von Landschaft quasi von allen Nutzern, nicht nur vom Tourismus, immer noch der Goldstandard des Handelns ist.

Und doch rührt mich Ihr Engagement auf merkwürdige Weise an. Weniger diplomatisch formuliert: Bringt mich auf! Ihre *Wertschätzung* von Natur und Landschaft steht im Dienste von deren *Inwertsetzung* und zwar mit den Mitteln der Inszenierung, des Designs und der Sinngebung. Es ist nicht die Inwertsetzung allein, die mich aufbringt, sondern die Mittel!

Ich zitiere dazu aus Ihrer Homepage und rekapituliere Ihre Methode:

> »Der Landschaft unter dem Aspekt eines ganzheitlichen Ansatzes Bedeutung zu geben, ist die Kernaufgabe … im Bereich Erlebnisraumdesign. Unsere Arbeit besteht im Konkreten im Re-Design/Gestaltung des gesamten Kundenerlebnisraums mit Hilfe von zeitlicher und räumlicher Anordnung von Attraktionen/Kunstwerken, mit dem Ziel dadurch ein Gesamtkunstwerk zu schaffen und dieses auch für Gäste erlebbar zu machen.«

Dabei dehnen Sie, und das ist festzuhalten, den »Kundenerlebnisraum« vom Tal über die Hochlagen bis zu Gipfeln hinauf aus. Sie haben sogar eine Graphik des »ide-

alen Spannungsverlaufs« einer Bergtour von unten bis oben gezeigt. Was tut man, wenn die reale Tour auf den Hausberg des Ortes, den sie fit machen sollen, gegenüber diesem Spannungsverlauf abfällt? Nachhelfen, ist doch klar! Doch wie?

Um Ihr Werk in Szene setzen zu können, müssen Sie erst die Eigenheiten der Region, der Sie ein neues Design verleihen wollen, analysieren:

> »In einer ersten Analysephase werden die regionalen Ressourcen und Potenziale (Differenzierungsmerkmale) erhoben und dem Natur-, Kultur- und Wirtschaftsraum zugeordnet und entsprechend der Gesamtausrichtung der Marktposition bewertet und nach sich herauskristallisierenden Themensträngen geclustert.«

Aus diesen Clustern destillieren sie eine Geschichte – IHRE Geschichte, denn diese Geschichte ist Ihre »Interpretation«. Mit dieser Geschichte wollen Sie die Gäste einfangen:

> »Längst stehen nicht mehr die losen Angebote im Vordergrund, sondern der Lifestyle, der sie umhüllt und die Geschichten, die einem erzählt werden. Der Urlauber stellt an die wertvollste Zeit des Jahres hohe Ansprüche. Das Angebot muss den Urlauber über eine professionelle Erlebnisinszenierung und somit über Geschichten direkt ansprechen. Damit gehört die Zukunft den Geschichtenerzählern. ... Hochzufriedene, begeisterte und glückliche Gäste haben wir nur, wenn auf Erlebnisqualität und Erlebnismanagement gesetzt wird. Der Gast möchte in einmaligen Erlebnissen baden und Außergewöhnliches erfahren.«

Und damit sind Sie am Produkt angelangt, das Sie eigentlich verkaufen wollen: beim Bedeutungsmanagement:

> »*Bedeutungsmanagement* – Den Dingen eine Bedeutung geben! Durch raumgestalterische Maßnahmen (z.B. Design, Architektur) wird die Lesbarkeit der Geschichte unterstützt und gelenkt. Die Dinge werden in der richtigen Größe, mit entsprechender kontextbezogener Bedeutung und durch überraschende Interventionen emotional erfahrbar gemacht.«

Jedem Ort also seine Story!? Jede Bergtour also ein Kapitel daraus!?

Ich habe lange darüber nachgedacht, was das Bedrohliche an diesem Konzept ist. Ich glaube, es gibt einen Begriff dafür. Er geht auf den Soziologen Jürgen Habermas zurück. Der spricht von einer »Kolonialisierung der Lebenswelt«, wenn dem Menschen Kernkompetenzen systematisch entwunden werden. Und zu den Kernkompetenzen gehört zentral die Bedeutungsgebung: Etwas einen Sinn geben (angestoßen z.B. von einer ästhetischen Wahrnehmung) ist ein Akt des souveränen ICHs! Das ICH will selbst darüber entscheiden, welche Hilfsmittel es zur Deutung heranzieht, z.B. einen Fremdenführer oder einen Baedecker. Was Sie machen, wäre, konsequent angewendet, das Ende der ästhetischen und interpretativen Selbstbestimmung in (dann nicht mehr) freier Natur. Was sie anbieten ist der Sinn als Fertigprodukt – und zwar nicht in einem abgezirkelten Raum, den man meiden kann, sondern draußen vor der Tür. D.h., man hat keine Chance, Ihren »Interpretationen« zu entgehen – es sei denn, man verlässt die von Ihnen geschaffene Zone – um in der Zone des nächsten Erlebnisraumdesigners zu landen. Zur Zwangs-Konsumtion bleibt keine Alternative. Friß den Sinn, Vogel oder stirb!

Vorgefertigte Sinn-Produkte führen dann zu Abscheu, wenn man sie nicht will und ihnen nicht »entgehen« kann. »Entgehen« im Sinn von »davongehen« – Ein Schlag ins Gemüt des Wanderers, der gerade dort gehen wollte, dem er nun »entgehen« will – und es nicht mehr möglich ist: »Ich bin schon da« – spricht bei Ihnen der Sinn-Igel zum erschöpften Hasen auf seiner Flucht vor der vorgefertigten Bedeutung.

Was Sie mit diesen Fertig-Geschichten bewirken, ist eine Separierung des Publikums. Man (nicht jeder) merkt die Absicht



»Starke Orte – Die Urkraft spüren«
© TAO Beratung und Managements GmbH, Villach

– und man (nicht jeder) ist verstimmt – und man (nicht jeder) schreibt das auch im FAZ-, ZEIT- oder SZ-Reiseteil, sofern der Gast als Journalist unterwegs ist. Das hängt halt davon ab, ob der Berichterstatter auf sein Geschmacksurteil etwas hält. Von den Tourismusprofis wird jedenfalls gerade ein neuer, ein anderer Trend diagnostiziert: »Connaisseurship, Konzentration, Natur Pur, ›brauche ich das jetzt?‹«, also: Selbstbestimmung. Und wo ist Selbstbestimmung mehr gewünscht als im Geschmacksurteil? Das Ergebnis Ihrer Anstrengungen wird eine Banalisierung sein – denn jene Gäste, die das »kulturelle Kapital« haben, die Inszenierung zu durchschauen, werden fliehen. Nur wird es diesen Gästen im Alpenraum bald gehen wie einst Dr. Richard Kimble – immer auf der Flucht!

Um meine Kritik zu verdeutlichen, zitiere ich aus einer Sendung des Bayerischen Rundfunks (Klassikprogramm) aus diesem Jahr. Der Musikjournalist Andreas Grabner erzählt, wie er die Sendung über verschiedene Interpretationen von Schuberts Großer C-Dur-Sinfonie vorbereitet hat. Diese Vorgeschichte ist ihm wichtig: Er wird zufällig an den Ort eingeladen, an dem Schubert diese Musik komponiert hat: Bad Gastein und die Tauern. Lesen Sie, was der Kritiker Grabner von dieser Einladung und den alpenländischen Zumutungen hält, die ihn dort erwarten werden, und was ihm dann geschah: er ist von der – ihm vorab nicht gedeutelten (es gibt noch keinen von Erlebnisraumdesigner vorbereiteten »Infopoint als Illusionsschleuse«!) – Natur schier verzaubert:

> »Eine Einladung erfordert es, dass ich, obwohl durchaus kein Alpen-Fan, für ein Wochenende in das Gasteiner Tal fahre, das weltberühmte Kur-, Erholungs- und Tourismusziel im Salzburger Land. Latent mißtrauisch gegen alles Touristisch-Alpenländische mache ich mich auf den Weg.
> Es ist ein Hochsommer-Wochenende wie aus dem Bilderbuch, eine Luft wie aus blauem

Glas, keine Wolke am Himmel, nichts fällt herab als Licht. Wir wandern über die Almen, in der Ferne liegen die Hohen Tauern wie eine Verheißung. Am Ende ein Besuch in Bad Gastein. An einem Haus in der Nähe eine Gedenktafel: »Im August 1825 schuf hier Franz Schubert … die durch ein Mißgeschick verschollene Gasteiner Sinfonie. Gastein, … am 10. Juli 1925 …«
Die Tafel, da ist sich die Musikwissenschaft heute ziemlich sicher, die Tafel irrt. Die »Gasteiner Sinfonie« existiert, sie ist identisch mit jener »Symfonie« in C-Dur, die wir heute schlichtweg »Die Große« nennen. … Auch wenn man sich vor allzu augenfälligen oder oberflächlichen Parallelisierungen hüten soll zwischen dem Werk und den Umständen seiner Entstehung: Daß in diese Symphonie etwas eingeflossen ist von den Stimmungen und Erlebnissen dieser [Landschaft, RE], das steht für mich außer Zweifel.«

Ich garantiere Ihnen, wenn solche Leute auf bergigen Wegen unterwegs sind, die mit Ihren Artefakten garniert sind: Es wendet sich dieser Gast mit Grausen. Ich mich übrigens auch. Ich imaginiere: Auf der Flucht vor dem Geranien-Tsunami, der die Täler überflutet, treffe ich in höheren Gestaden auf den wahrlich erratischen Felsblock in den Außenmaßen von vielleicht 3 auf 3 auf 2,5 Meter mit dem frei gefrästen waagrechten Schacht, wie er im »Naturlesepark Neumarkt« in der Steiermark gestrandet ist. Und da liegen dann auch noch Leute in diesem Schacht wie Mumien, die »Kraft tanken« – fürwahr, es gäbe noch viel zu verschandeln im Gebirge!

Man könnte z.B. auf so eine Alm mit Venedigerblick eine Franz-Schubert-Plastik stellen als angemessene Interpretation der Landschaft und dann auch den Raum gleich mit seiner Musik beschallen! Wer garantiert Ihnen, dass das nicht passiert, wenn Sie das Design der Landschaft den Heroen vor Ort überlassen müssen, sie können ja nicht überall dabei sein. Tina Turner haben die Ischgler bis auf die Idalpe gebeamt und der Günther Aloys, Enfant terrible der österreichischen Tourismusszene, hat den Inn rot gefärbt als es gelang, Simply Red bis ins Tiroler Paznauntal zu locken.

Oberhalb des Salzburger Bad Gasteins könnte man ja mal den kulturellen Spieß umdrehen! und den »Anton aus Tirol« als Exponenten der Spaßgesellschaft ausbürgern! und sinnig-sinnlich durch den romantischen Franzl aus Wien visuell und akustisch austauschen! Gedacht – Getan! Was wäre in Österreichs Tourismus nicht möglich – Sie sollten gewarnt sein!

Ich will meine Kritik an ihrem Angebot, die »Landschaft als Produkt« zu verkaufen, vertiefen. Sie haben in ihrem Vortrag den französischen Anthropologen Claude Lévi-Strauss aus dessen berühmten Buch *Traurige Tropen* zitiert – und damit Ihren Ansatz der Bedeutungsgebung der Landschaft begründet:

> »Jede Landschaft stellt sich zunächst als riesige Unordnung dar, die uns die Freiheit lässt, den Sinn auszuwählen, den wir ihr am liebsten geben möchten«

Landschaft stellt sich danach als System offener Zeichen dar. Lévi-Strauss sagt: Die »Semiose« des »offenen Zeichens«, also das Deuten des Zeichens in seinem Kontext, das ist der ästhetische Akt. Levi-Strauss hat das gewusst – Umberto Eco hat es in seinem Buch »Das offene Kunstwerk« bestätigt:

> »Die Poetik des offenen Kunstwerks strebt danach im Interpreten Akte bewusster Freiheit hervorzurufen.«

Dies korrespondiert mit neuen Theorien darüber, was ästhetische Erfahrung ausmacht. Ich zitiere dazu aus einer Rezension zu Christel Frickes Untersuchung »Zeichenprozess und ästhetische Erfahrung«. Sie ist 2001 im Wilhelm Fink Verlag erschienen, wenn Sie diese Theorie interessiert. Die Rezensentin Constanze Peres schreibt:

> »Fundamental für Frickes Charakterisierung ästhetischer Zeichen ist deren Freiheit. Neuartigkeit, Singularität und Autonomie von Kunstwerken implizieren ihre Unabhängigkeit von fertig konstituierten Zeichensystemen, d.h. bereitliegenden Codes. Als ästhetische Zeichen haben sie zwar notwendig Bezug zu einem Zeichensystem. Sofern dieses Zeichensystem jedoch nicht (vollständig) vorliegt, sondern im Prozess der ästhetischen Reflexion erst entsteht, kann das betreffende ästhetische Zeichen als frei gelten. Durch ihre syntaktische und semantische Freiheit haben ästhetische Zeichenprozesse zugleich die Freiheit zur Selbstbestimmung: Im jeweiligen Vollzug bestimmen und erfüllen sie je neu den Maßstab des Ästhetischen. Sie tun dies, indem sie ein ästhetisches Zeichen ›quasi experimentell‹ verschiedenen zu entwerfenden Zeichensystemen zuordnen, um damit in actu deren syntaktisches und semantisches Potential zu erkunden.«

Sie können die Rezension im Netz nachlesen, http://www.iaslonline.de/index.php?vorgang_id=2316 – und ich merke schon, wie die Skepsis aufsteigt: Was machen Sie, bitte, mit der Theorie des Ästhetischen, in der freien Natur? Ist es nicht prekär, dieses Wissen dort zu funktionalisieren?

Diese drei Zitate, das von Lévi-Strauss, von Eco wie das von Constanze Peres, zeigen, dass Sie in dem Moment einen »performativen Widerspruch« begehen, in dem Sie das Wissen über ästhetische Prozesse, das in diesen Zitaten zum Ausdruck kommt, in die Tat und zudem in Artefakte umsetzen: Sie vernichten die ästhetische Erfahrung im Moment ihrer Entstehung durch ihre Intervention – zumindest bei jenen, die eigensinnig unterwegs sind oder so unterwegs sein wollen. Lévi-Strauss: »Jede Landschaft […lässt] die Freiheit, den Sinn auszuwählen, den wir ihr am liebsten geben möchten.« Bei Christel Fricke gilt in den Worten von Constanze Peres: Das Charakteristikum »ästhetischer Zeichen ist deren Freiheit. Neuartigkeit, Singularität und Autonomie von Kunstwerken implizieren ihre Unabhängigkeit von fertig konstituierten Zeichensystemen, d.h. bereitliegenden Codes«, ich wiederhole: »Unabhängigkeit von bereitliegenden Codes«!

Sie okkupieren das »Wir« bei Lévi-Strauss durch Ihr Angebot, Sie zerstören die Unabhängigkeit durch die vorbereiteten Codes, die Sie verkaufen wollen: »Landschaft als Produkt«. Solange dieses Angebot unsichtbar ist (als »Sichtbares« würde das Angebot in Konkurrenz zur Landschaft treten – Landschaft ist primär das Sichtbare), spricht da nichts dagegen. Bei uns gibt es ausgebildete Wanderführer mit einem reichen Wissen und großem Einfühlungsvermögen, die mit den Leuten unterwegs sind – das ist doch ideal! Der Wanderführer ist wahlfrei. Das Artefakt in der Landschaft dagegen ist insistierend – der performative Widerspruch setzt dann ein, wenn die Landschaft (im offenen Sinne von Levi-Strauss) über sichtbare oder hörbare Artefakte zum Produkt modelliert wird. Man könnte dergestalt garnierte Wege durch die zum Produkt aufbereiteten Landschaften dann nennen:

»Trimm-Dich-Pfade zur ästhetischen Ertüchtigung«.

Die Leistung, die auf solchen Trimm-Dich-Pfaden gekauft werden kann, habe ich in einer Ihrer Veröffentlichung auch benannt gefunden: Begeisterungsleistung:

> »*Begeisterungsleistungen*:
> Das gemeinsame Leitthema Top-Wanderregion ›Mystisches Südliches Waldviertel‹ wird durch mystische, meditative und kraftvolle Produkte und Angebote kaufbar gemacht.«

Der Begriff »Begeisterungsleistung« signalisiert: Aldous Huxleys »Schöne neue Welt« steht Pate beim Neu-Design des Alpenraums! Ist das die Bergwelt, die wir uns wünschen? Wollen WIR so sein?

Mit freundlichen Grüßen

Bartholomäus Bohrer

Alpenverkehr:
Auf dem Weg zur Trendwende?

VON HEIKE AGHTE



Reste der Römerstraße neben der Brennerautobahn

Im Achental waren sie nicht dumm. Gleich sechs Burgen sicherten im Mittelalter die Handelsroute durch das kaum 20 km lange Chiemgau-Tal – das bedeutete reichlich Mauten und Zölle für die Burgherren. Die ortsansässigen Bauern hatten das Privileg, die Güter – Wein und Salz zum Beispiel – mit ihren Pferden zu transportieren, und kamen dadurch zu etwas Wohlstand, ebenso wie die Besitzer der Herbergen.

So wie das Achental durchzogen ab dem Mittelalter immer mehr überregionale Verbindungswege den Alpenraum, dezentral und bis in die abgelegenen Täler hinein. Wo es gelang, den Transitverkehr mit der lokalen Wirtschaft zu verbinden – wie im Achental – brachten die Wege Geld in die Täler und sorgten auch für Kommunikation mit den Gebieten außerhalb. Die Lasttiere (Pferde, Maultiere) waren wendig und konnten Steigungen und enge Kurven leicht bewältigen, auch wurde nur Platz für zwei sich begegnende Lasttiere gebraucht. Daher konnte ein unaufwendiges Wegenetz angelegt und weit verzweigt werden. Das bedeutete aber auch, dass die Kapazität der einzelnen Routen begrenzt war und viele verschiedene Wege genutzt werden mussten – wovon wiederum viele Talschaften profitieren konnten. Etwa 300 Transitrouten alpenweit gab es schließlich vor dem Bau der ersten Fahrstraße im 18. Jahrhundert. Sie ergänzten die lokalen Wegenetze zwischen den Höfen und Almen, Weilern und Dörfern, den Nachbartälern und dem nächsten Marktort. Die Alpen waren alles andere als abgeschieden oder weltfern.[1]

Schon bei den ersten alpinen Siedlern hatte der Austausch über den Alpenhauptkamm hinweg eine wichtige Rolle gespielt, wie Funde von Steinwerkzeugen auf hochgelegenen Pässen beweisen. Wichtige Verbindungswege der ersten Siedler waren der Col de Montgenèvre (Italien), der Große Sankt Bernhard (Schweiz), der Splügenpass (Schweiz), der Reschenpass (Österreich) und die Bernsteinstraße über die Julischen Alpen zur Adria (Slowenien). Den ersten Modernisierungsschub brachten die Römer, als sie kurz vor Christi Geburt unbefestigte Passwege für ihre militärischen Zwecke zu Straßen von erstaunlicher Kunstfertigkeit ausbauten: fuhrwerktauglich, mit gleichbleibenden Steigungen, geringen Kurven und gut befestigt. Aus ihren Stationen, Garnisonen und Märkten wurden bald die ersten Alpen-Städte. Die Wirtschaft blühte auf, sogar in den Nordalpen und dem Vorland, wo die römischen Siedler den Handel mit bisher unbekannten Waren ankurbelten. Heute sind die alpinen Römerstraßen trotz ihrer soliden Bauweise nur noch bruchstückhaft zu sehen: Sie waren zu perfekt. So wurden sie die Jahrhunderte hindurch immer weiter genutzt und am Ende für die modernen Fahrstraßen überbaut. Nicht zufällig befindet sich ein sichtbarer Rest auf der Brennerhöhe – unmittelbar neben einer Autobahnspur.

Fotos: Heike Aghte

Umbrüche mit den ersten großen Transit-Infrastrukturen

Das ausbalancierte Zusammenspiel von lokaler Wirtschaft und Transitverkehr änderte sich, als 1772 die erste moderne Fahrstraße über den Brenner gebaut wurde. Sie fand schnell Nachahmer. 1788 kam eine über den Tendapass (Südalpen), 1805 über den Simplon, und 10 Jahre später setzte ein regelrechter Bauboom ein, mit ingenieursmäßigen Meisterleistungen, die den ländlichen Alpenraum und seine Wirtschaft massiv veränderten. Die alpinen Säumergenossenschaften verloren ihre wirtschaftliche Grundlage und lösten sich auf, dafür kamen die ersten Touristen, und auch das industrielle Zeitalter erreichte die Alpen. Allerdings zog sich der überregionale Verkehr auf nur 30 Übergänge zurück. Die anderen Routen und mit ihnen die Anrainerorte verloren an Bedeutung.

Ein neuer Umbruch kam mit der Eröffnung der ersten Eisenbahn über den Brenner (1867). Die Eisenbahn setzte sich schnell als wichtigstes Verkehrsmittel im Transit durch, der Straßenverkehr ging in kürzester Zeit zurück. 1914 hatten sich die Alpenüberquerungen auf nur noch 6 Bahn-Linien konzentriert: Pyhrn, Tauern, Brenner, Gotthard, Simplon bzw. Lötschberg, Fréjus. Auch in der turbulenten Geschichte Europas in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts blieb das so.

Trendwende zur Massenmotorisierung

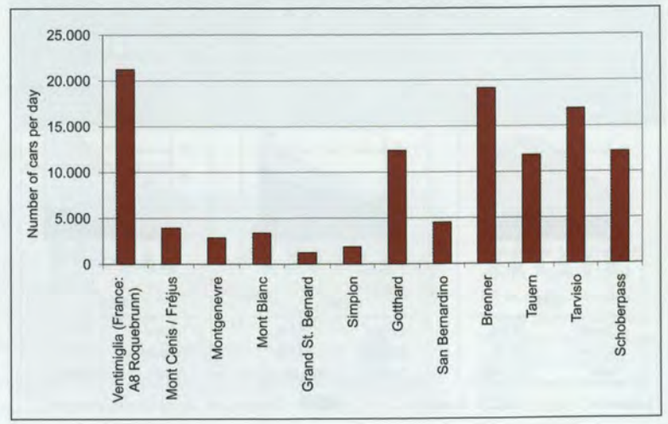
Nach den Einschnitten durch den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg begann die Ära der Autos in den Alpen. Zunächst zögerlich, Benzin war teuer, und »individuell fahren« bedeutete: Fahrrad fahren. Nur Busse als Hauptverkehrsmittel waren noch wichtiger. Immerhin, Mitte der 50er-Jahre waren in Tirol schon 32.000 Kraftfahrzeuge zugelassen, darunter 9.000 Pkw. (Im Jahr 2000 waren es 36 mal so viele!) Auch der Zugverkehr wuchs, aber viel langsamer als der Autoverkehr.

Die zurückgelegten Entfernungen hielten sich lange in Grenzen. Seit der Eröffnung der Brennerautobahn (1968, 1971) ist allerdings ein rasanter Anstieg von Jahr zu Jahr zu beobachten, eine Entwicklung, die sich alpenweit wiederholt. Heute sind alle alpenquerenden Straßen sowie das Straßennetz der Agglomerationen bis auf wenige Lücken bequem und breit ausgebaut. Was früher die Kapazitäten auf natürliche Weise begrenzte, ist nicht mehr zu spüren. Entsprechend viele Fahrten im eigenen Auto oder im Lkw sind die Folge, sie überfordern die Streckenkapazität vieler Straßen bereits wieder, mit dichtem Verkehr und Staus vor allem auf den Zubringern zu Tourismuszentren und Städten, und auf den Transitstrecken. Einzelne Autobahnen werden mit 10.000 bis 30.000 Kfz täglich (im Jahresdurchschnitt) besonders stark frequentiert. Die am meisten beanspruchten Routen:

A2 bei Luzern (CH): > 58.000 Kfz/Tag
A8 bei Rosenheim (D): > 52 000 Kfz/Tag
A12 Inntalautobahn (A): > 40 000 Kfz/Tag[2]

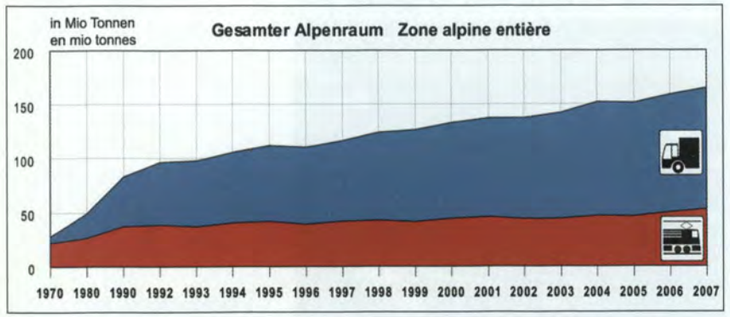
Personenverkehr: Heute sind die 14 Millionen Menschen, die in den Alpen wohnen, und ihre jährlich über 100 Millionen Gäste vorwiegend mit dem Auto unterwegs. Dafür gibt es verschiedene Gründe: das Pendeln wegen des Berufs oder der Ausbildung, Einkaufsfahrten, vor allem aber der Freizeitverkehr nach der Arbeit und an den Wochenenden. Das wird begünstigt durch Strukturveränderungen, wie die Verlagerung von Arbeitsplätzen vom Land in größere Ortschaften (oder die Verlagerung von

Straßen-Personenverkehr über die zwölf größten Alpenübergänge 2004/2005[3]



2007: Fahrtzweck der PKW-Fahrten über die Alpen, am Beispiel der Schweiz[4]

Pendler:	2%
Geschäft:	17%
Einkauf:	3%
Freizeit/Urlaub:	78%



Entwicklung des Güterverkehrs von 1970 bis 2007[5]

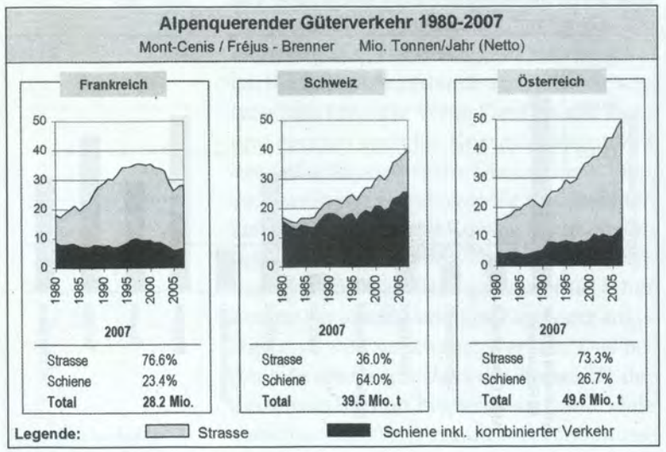
Wohnungen Einheimischer aus den zu teuren Ortsmitten in Randgebiete), und auch durch veränderte Freizeitgewohnheiten: die Staus entstehen in den Tourismusgebieten und auf deren Zufahrtsstraßen sowie im Einzugsbereich der Städte.[6] Hinzu kommen die Transitreisenden, die vor allem die großen Transitachsen benutzen.

Die zahlreichen Autofahrten in die Stadt oder zum Ausflugsziel könnten eigentlich bei der nächsten Bahn- oder Busstation enden. Warum das nicht geschieht, hat nicht nur mit Bequemlichkeit zu tun. Es liegt auch daran, dass die Angebote des öffentlichen Verkehrs im Laufe der Zeit massiv ausgedünnt wurden und oft nicht in der Qualität zur Verfügung stehen, wie sie gebraucht würden. Ausnahmen bestätigen, dass es auch anders gehen könnte.

Güterverkehr: Im Jahr 2007 rollten rund 210 Millionen Tonnen Güter über den Alpenhauptkamm: mehr als das Doppelte gegenüber dem Jahr 1990, und fast das Vierfache gegenüber 1980. Fast zwei Drittel davon wurden auf der Straße transportiert (insgesamt 10.742.000 Lkw-Fahrten). In der Schweiz ist es allerdings möglich, den Straßenanteil auf 35% zu drücken, der Rest läuft über die Schiene. In Österreich und Frankreich ist der Straßenanteil dafür umso höher.

Die gewaltigen Warenströme rollen auf nur 14 geeigneten Übergängen über den Alpenhauptkamm.[8]

Verteilung auf Straße und Schiene im alpenquerender Güterverkehr, Frankreich, Schweiz und Österreich[7]



Vor einer neuen Trendwende – Die modernen Herausforderungen für die Alpen

Die vierzehn großen Transitwege führen alle durch enge Täler, in denen sich die Siedlungen und großen Transitstrecken in unmittelbarer Nachbarschaft drängen. Die Menschen bekommen Abgase dadurch direkter und in höherer Konzentration mit, mit erheblichen Auswirkungen auf die Gesundheit.

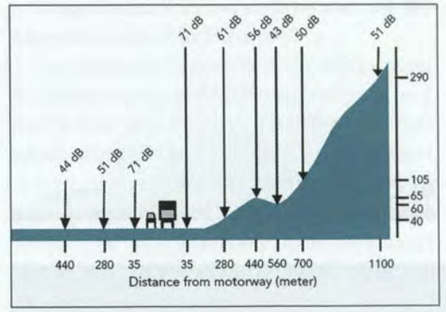
Platz zum Ausweichen ist kaum vorhanden: nur 20% des Alpengebiets sind überhaupt besiedelbar – in Tirol sogar nur 14% der Landesfläche[9]. Der Rest besteht aus Schutzwald, Steilhängen, rutschgefährdetem Gebiet etc. Sollte es zu Naturkatastrophen oder Unfällen mit Gefahrguttransporten kommen, lässt die beengte Situation außerdem kaum Evakuierungen zu. Katastrophen könnten dramatische Ausmaße annehmen.

Begrenzter Raum: Bevölkerungsdichte in Agglomerationen verschiedener alpiner Transittäler[10]

Chambéry:	2754 Einwohner/km²
Como:	2250 Einwohner/km²
Innsbruck:	1124 Einwohner/km²
Kufstein:	2370 Einwohner/km²
Salzburg:	2288 Einwohner/km²

Das Beispiel des begrenzten Dauersiedlungsraums beweist, dass für die Alpen andere Maßstäbe gelten müssen. Wieviel Verkehr können wir den Alpen zumuten? Die Antwort muss anders ausfallen als im flachen Land, denn die Alpen sind ein besonders sensibles Ökosystem. Verschiedene Besonderheiten spielen dabei zusammen:

- Die Hochgebirgsvegetation ist gleichzeitig auch die Schutzvegetation für die Täler. Sie existiert ohnehin schon unter extremen Bedingungen, mit kurzen Wachstumsperioden und großen Temperaturunterschieden. Jede Veränderung der Lebensbedingungen kann das Aus bedeuten.
- In den Alpen bestehen besondere Ausbreitungsmechanismen und meteorologische Besonderheiten, weswegen Lärm- und Luftemissionen in den Bergregionen erheblich stärker und länger einwirken als im Flachland. Nicht zufällig gab es schon etwa 10 Jahre nach der Eröffnung der Brennerautobahn die ersten Protestveranstaltungen der Tiroler Bevölkerung gegen den Lärm und die Luftverschmutzung. Einen Einschnitt markiert das Jahr 1984, als aufgrund eines Landtagsbeschlusses die Tiroler Landesforstdirektion eine Waldzustandsinventur durchführte, um die Schädigungen des Baumbestandes wissenschaftlich zu überprüfen. Der Bericht wurde 1985 veröffentlicht und sorgte wegen seiner besorgniserregenden Daten für große Aufmerksamkeit. Festgestellt wurde ein signifikanter Zusammenhang zwischen dem Verkehr entlang der großen Verkehrsachsen und deutlich erhöhten Waldschäden. – Auch im Schutzwald.



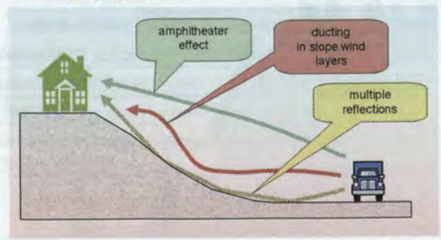
Unterschiedliche Lärmausbreitung im Bergtal / in der Ebene[11]

Wie funktionieren die besonderen Ausbreitungsbedingungen in den Alpen?

Beispiel Lärmausbreitung: In der Ebene nimmt der Lärm durch kleine und große Unebenheiten, Gebäude etc mit der Entfernung von der Quelle kontinuierlich ab, oft wirkt er schon nach wenigen Metern gedämpft. In einem U- oder V-Tal kann sich der Lärm dagegen ungehindert ausbreiten. In einem Kilometer Entfernung schräg nach oben ist eine Straße immer noch genauso laut wie in der Ebene in 250 Metern Entfernung. Die Täler der Alpen sind praktisch von der Talsohle bis zum Berggipfel von fast gleich intensiven Schallpegeln betroffen. In einigen Fällen erinnern die Talhänge an die runde Form der Ränge eines Amphitheaters, und oben am Hang hört man dann den Verkehrslärm im Tal besonders intensiv. Der Prozentsatz von stark oder sehr stark lärmbelasteten Menschen ist in den Alpen daher um ein Mehrfaches höher als im Flachland.



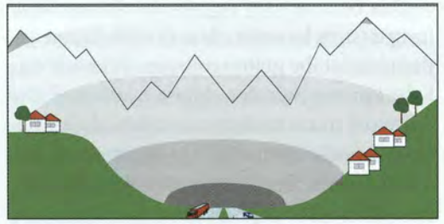
Ein Kunstkopfmikrophon zeichnet den »Amphitheatereffekt« an der Ostseite des Wipptals (bei Steinach/Österreich) auf. Im Hintergrund ist eine Brücke der Brennerautobahn erkennbar. Das EU-Projekt ALPNAP gehört zu den vielen Initiativen, um mehr über die Besonderheiten der Alpen zu lernen und angemessen reagieren zu können.[12]



Durch die Reflexionen an den Hängen wird Lärm noch in großen Höhen wahrgenommen. Derselbe Emissionspegel ruft deutlich höhere Immissionen hervor als in der Ebene.[13]

Im Flachland freigesetzte Luftschadstoffe können sich ungehindert ausbreiten. Aber in einem Tal ist das Luftvolumen durch die Hänge reduziert. Die Grautöne verdeutlichen die erhöhten durchschnittlichen Konzentrationen.[14]







Innsbruck, Inversionswetterlage, unten links die Brennerautobahn[15]

Beispiel Reduziertes Luftvolumen: Je enger und steiler die Bergtäler sind, desto weniger Durchlüftung ist dort möglich. In großen U-Tälern bilden sich regelmäßig Inversionsschichten, unter denen sich Rauch und Abgase ansammeln. Die hohen Schadstoffkonzentrationen wirken hier intensiver ein. Sie ziehen oft tagelang nicht ab, allenfalls werden sie durch leichte Talaus-Taleinwinde ständig hin- und wieder zurück bewegt. Im Talboden werden dann sehr hohe Werte gemessen – aber wegen des begrenzten Siedlungsraumes leben ausgerechnet hier die meisten Menschen.

In engen Tälern mit häufigen Inversionswetterlagen werden schon bei geringerem Verkehrsaufkommen so hohe Schadstoffkonzentrationen wie in Großstädten erreicht. Studien haben beispielsweise nachgewiesen, dass dieselbe Verkehrsbelastung in den Alpen zu einer dreimal höheren NOx-Konzentration in der Umgebungsluft führt als in der Ebene. Während der Nachtstunden im Sommer belasten die Abgase die Umgebungsluft sechs mal stärker als an den Tagen[16].

Die Schadstoffe wirken auf die Menschen und auch auf die Gebirgsnatur mit ihrer vitalen Schutzfunktion für den menschlichen Siedlungsraum und die Verkehrswege ein. Schäden bei der Vegetation sind besonders brisant, weil die Pflanzendecke die steilen Hänge festhalten muss. Einmal abgerutschte Berghänge weisen manchmal erst nach mehreren Hundert Jahren wieder eine stabilisierende Pflanzendecke auf. Der Grund: Wegen der kurzen Vegetationsperioden in den Bergen wachsen Pflanzen hier sehr langsam, mit einer insgesamt viel dünneren Boden/Pflanzen-Decke.



Inversionswetterlagen im Gebirge: Die Schadstoffe reichern sich unter der Inversionsschicht an. (Grafik: CIPRA, 1994[17])

Schäden können gravierende Nachwirkungen haben, wenn zum Beispiel ein sterbender Bergwald oberhalb von Garmisch-Partenkirchen nicht mehr vor Lawinen und Erdrutschen schützt und den Abfluss der Wassermassen nach heftigen Regenfällen nicht abbremsen könnte. Ein vergleichbar kranker Wald in der Ebene ist dagegen kaum ein Sicherheitsrisiko.

Status quo und Trends bei den Luftschadstoffen

Kinder, ältere Menschen und Menschen, die sich im schadstoffbelasteten Freien aufhalten und große Mengen verunreinigter Luft einatmen, sind besonders anfällig. Trotz großer technischer Fortschritte bei der Fahrzeugtechnik kommt es aber zu regelmäßigen Grenzwertüberschreitungen im gesamtem Alpenraum. Der Alpenzustandsbericht 2005 fordert daher zusätzliche Maßnahmen:

Stickstoffdioxid (NO_2):

NO_2-Konzentrationen blieben gleich oder haben sogar aufgrund des anhaltenden Anstiegs des Verkehrsaufkommens in den letzten Jahren zugenommen. Dadurch wurde der in der letzten Dekade erreichte technische Fortschritt zur Drosselung der Emissionen kompensiert. (....) Höchstwahrscheinlich wird der EU-Grenzwert 2010 nicht ohne weitere Maßnahmen einzuhalten sein.

Ozon:

Die Zielwerte der EU zum Schutz der menschlichen Gesundheit und der Vegetation – die 2010 erreicht werden sollen – werden in weiten Teilen der Alpen überschritten. (...) Während der letzten Dekade wurde ein Anstieg der Langzeitozonwerte beobachtet. Es erscheint unwahrscheinlich, dass die EU-Zielwerte 2010 erreicht werden.

Feinstaub:

Hohe PM-10-Werte, die den Kurzzeitgrenzwert (Tagesmittelwert) überschreiten, werden in den meisten größeren Alpentälern und -becken und in vielen Städten, besonders an den Straßenrändern gemessen. Die Hauptquellen sind Straßenverkehr und Heizungen (Holzverbrennung). Bisher kann kein Trend festgestellt werden.[18]

Megathema Klimawandel – was hat der Alpenverkehr damit zu tun?

Sorgen machen vor allem die Wirkungen des Klimawandels, an dem Autoabgase und der Luftverkehr einen beträchtlichen Anteil haben: über 30 Prozent der CO_2-Produktion in Europa werden vom Verkehr verursacht. Im Alpenraum trägt der Straßenverkehr durch zwei Besonderheit noch zusätzlich zum Treibhauseffekt bei: Auf den Steigungsstrecken ist der Treibstoffverbrauchdeutlich erhöht, damit auch der CO_2-Ausstoß.
Außerdem: Ruß und Feinstaub lagern sich auf den Gletschern ab und verdunkeln deren Oberfläche. Je dunkler aber diese Flächen werden, desto mehr heizt die Sonne das Eis auf. Eine weiße Oberfläche (Albedo) könnte das Sonnenlicht dagegen total reflektieren.[19]

Die Klimaerwärmung prägt sich in Hochgebirgsregionen und an den Polkappen extremer aus als im globalen Mittel. In den Alpen sind wir schon seit Jahren Zeugen der Folgen. Die Durchschnittstemperatur ist alpenweit bereits um bis zu 2°C gestiegen, dreimal so viel wie im europäischen Mittel. 1994, 2000, 2002 und 2003 waren die wärmsten Jahre der letzten 500 Jahre. Im Sommer 2003 lag der Gefrierpunkt wochenlang über 4000 m Höhe, und seither noch mehrfach.

Drei Viertel aller Alpengletscher werden bis 2050 verschwunden sein, prognostiziert die OECD[20]; das ist die schnellste Gletscherschmelze, die es je auf der Welt gegeben hat.

Mit den Temperaturen steigen die Gefahren für Orte und Verkehrswege in den Tälern.

- Große, lockere Schuttareale werden freigelegt, die bei Starkregen in die Täler abrutschen können.
- Eine gefürchtete neue Erscheinung sind Gletscherseen, die durch Eisdämme, Schutt und Geröll aufgestaut werden und schnell ansteigen. Nach Dammbrüchen können sie Flutwellenauslösen.
- Die Permafrostgebiete beginnen zu tauen. Permafrost ist die etwa 20 bis 100 Meter dicke Schicht aus Eis und Boden im Hochgebirge, die normalerweise das gan-

ze Jahr über gefroren bleibt. In vielen Regionen oberhalb von 2400 Metern verleiht Dauerfrost dem Untergrund Stabilität. Das gefrorene Wasser »kittet« Felsgestein, Schutt, Steine und Boden. In den letzten 100 Jahren hat sich die Permafrostgrenze bereits um 150 bis 200 Höhenmeter nach oben verschoben. Taut das Bodeneis, kommen die Berghänge in Bewegung; oft sehr langsam. Aber es kann auch zu plötzlichen Rutschungen und Felsstürzen, Geröll- und Schlammlawinen kommen.

- Häufigere Wetterextreme destabilisieren die hochgelegenen Schutzwälder. Die Bäume und Wälder sind durch die Luftverschmutzung – vor allem an der Alpennord- und -südkette und entlang der Transitstrecken – ohnehin schon geschädigt. Sturmwürfe und Massenvermehrungen von Insekten werden durch den Klimawandel nun zusätzlich begünstigt.

Der Klimastress trifft in den Alpen eine schon vorgeschädigte Natur. Daraus resultiert ein riskanter Mix von Problemfaktoren, deren Konsequenzen für die Siedlungen genauso fatal sind wie für die Verkehrswege selber. Und die Naturgefahren bedrohen die Einheimischen genau so wie ihre Gäste und die Durchreisenden.

Business as usual? Prognosen für Bayern und den Alpenraum

Der riskante Problem-Mix aus besonderer Sensibilität des Ökosystems, Vorschädigungen, Klimawandel und der Verkehrsmenge muss entschärft werden. Aber ist das überhaupt möglich? Der Fall des Eisernen Vorhangs (1989) und Österreichs Beitritt zum Schengen-Abkommen (1998, mit der Abschaffung systematischer Personenkontrollen) haben immerhin neue Sachzwänge geschaffen und die Verkehrsentwicklung in den Alpen angeheizt; ebenso der Beitritt weiterer osteuropäischer Staaten zur EU (ab 2004), der den Ost-West-Verkehr ansteigen lässt. Offizielle Prognosen sagen weiterhin ein dynamisches Wachstum voraus.

Prognosen für Bayern: Der gesamte Alpen-Gütertransit (1999: 42,5 Mio.t Volumen) soll bis zum Jahr 2015 auf 72,9 Mio.t wachsen (plus 71,6%). Dabei soll die Bahn, deren Anteil bisher ständig gesunken ist, langsam wieder Boden wettmachen. (plus 81,2%, die Straße dagegen »nur« plus 69,6%.[21]) Damit liegen die Prognosen für Bayern deutlich über denjenigen für den Gesamtraum Alpen (für die nächsten 10 Jahre plus 40% im Landverkehr (Straße/Schiene).[22])

Ist da nichts zu machen? Prognosen sind kein Naturgesetz, sondern Voraussagen, nach denen man sein Verhalten ausrichten kann. Für den Personenverkehr stellen sich ohnehin mehr Zukunfts-Fragen als Antworten: Gibt es weniger Nachfrage wegen des demografischen Wandels? Oder mehr, weil mehr Urlauber in die Alpen fahren statt auf die Seychellen zu fliegen? Welche Wirkung wird der Klimawandel mit sich bringen? Die allgemeine Preisentwicklung? Das steigende Umweltbewusstsein?…

Klar ist:

1) Die Verkehrsnachfrage ist veränderbar.
2) Wenn es eine positive Entwicklung für die Alpen geben soll, muss die Verkehrsleistung des Straßenverkehrs stark zurückgehen.

Eine neue Trendwende – der Blick nach vorn

Die Zukunft ist zweifellos sanft mobil. Wir wissen bereits, was wir zum Handeln wissen müssen, nicht nur über die Belastungen durch den motorisierten Verkehr und ihre Mechanismen, sondern auch über Alternativen, sinnvolle Maßnahmen, innovative Konzepte, Pilotprojekte. Jetzt geht es darum, die neue Trendwende zu schaffen.

Mit der Alpenkonvention und ihrem Fachprotokoll »Verkehr« gibt es eine wertvolle Grundlage, um mehr Nachhaltigkeit im Alpenverkehr zu fördern und gleichzeitig schädliche Pläne zu unterbinden. Die Alpenkonvention schreibt eindeutig und völkerrechtlich verbindlich vor, dass die Belastungen aus dem Straßenverkehr reduziert werden müssen, und zwar auf ein »für Menschen, Tiere, Pflanzen und ihren Lebensraum erträgliches Maß«. Sie sollte zum Anlass für eine eindeutige, neue politische Weichenstellung genommen werden.

Initiativen für die Freizeitmobiltät

Das Ziel: Die Freizeitmobilität mit ihrem hohen Anteil am Gesamtverkehr muss weniger autolastig werden und eine vernünftige Relation zwischen der Aufenthaltsdauer und der Anreisezeit haben. Damit das funktioniert, müssen die Angebote des öffentlichen Verkehrs (ÖV) erheblich besser auf die Nachfrage abgestimmt werden, was mit flexiblen Systemen (Bsp. Anruf-Sammeltaxi, Rufbusse) auch für Regionen mit weniger oder stark schwankender Nachfrage möglich ist. Dann kann man ein Umsteigen auf Bahn und Bus in nennenswertem Umfang erwarten. Bis das aber überall Standard geworden ist, ist die eigene Verantwortung gefragt, zum Beispiel dadurch, dass man gezielt die bestehenden Initiativen des ÖV unterstützt.

Ein lange erprobtes Vorbild ist der Lungauer Tälerbus (Österreich), der auch Talenden und solche Täler, die für den Autoverkehr gesperrt wurden, regelmäßig bedient. Geradezu ausgefuchst ist der Ort Werfenweng (Österreich) mit seinem umfangreichen und einfallsreichen Mobilitätsangebot für Urlaubsgäste. Er gehört zu dem Netzwerk »Alpine Pearls«, mit 21 Urlaubsorten im ganzen Alpenraum, die sich der Förderung der sanften Mobilität verschrieben haben. Wer das Netzwerk im Internet aufsucht (www.alpine-pearls.com), wird sofort zur autofreien Anreise und Stichworten wie: Fernwanderwege, E-Fahrrad, Bus- und Bahnfahrpläne, klimaneutrale Ferien geleitet. Hier zeigt sich die Vielfalt dessen was möglich ist. Im Vinschgau in Südtirol wurde 2005 nach langen Jahren der Stilllegung die Bahnlinie Bozen-Meran-Mals reaktiviert und mit einem modernen Angebot versehen. Über die parallele Verbindungsstraße rollen seitdem deutlich weniger Fahrzeuge.

Auch die Achentaler sind nach wie vor clever: dort wurde ein grenzüberschreitender Busverkehr zwischen dem Chiemsee und Kössen in Tirol organisiert. Eine Lösung für ein viel zu wenig beachtetes, typisch alpines Problem: die Überschreitung nationaler Grenzen durch Angebote im Busverkehr.

Initiativen für einen umweltverträglichen Gütertransport

Die mittelalterlichen Tricks werden wieder modern: dezentrale Wegenetze, angepasste Infrastrukturen und das Kassieren von Mauten von den Nutzern werden wieder zu Instrumenten der modernen Trendwende. Das Ziel: Überflüssige Transporte werden vermieden, vor allem aber werden Güter auf die Bahn verlagert. – Und das Problem »Lärm auf den Gebirgsstrecken« wird endlich beherzt angepackt, damit die Verlagerung verträglich stattfindet.

Schnelle und wirksame Schritte dazu funktionieren mit einer Kombination aus mehreren Instrumenten. Ob Kostengerechtigkeit, intelligente Logistik, technische Innovationen auf den Bahnstrecken, konsequente Kontrollen auf der Straße – die Liste der Möglichkeiten ist lang.

Beispiel: Alpentransitbörse und eine EU-Richtlinie

Eine besonders innovative Initiative stammt direkt aus dem Alpenraum. Die Schweizer NGO »Alpen-Initiative« schlägt eine »Alpentransitbörse« vor, ein alpenweit denkbares Konzept für einzelne Transitstraßen und ein Feinsteuerungsinstrument, um eine Maut oder Schwerverkehrsabgabe zu ergänzen. Für Deutschland könnte eine ATB (so die offizielle Abkürzung) auf der berühmt-berüchtigten Brenner-Transitstrecke zwischen Rosenheim und Verona interessant sein.

Die Alpentransitbörse funktioniert ähnlich wie der CO_2-Emissionshandel: Für die einzelnen Pässe definiert die Politik die jeweils erwünschte Verkehrsmenge, wobei ökologische Zielvorgaben die Menge limitieren. Den Rest kann der Markt erledigen. Die erlaubten Fahrten könnten beispiels-

weise auf einer Börse im Internet versteigert werden – nur wer eine Transitbewilligung vorweisen kann, darf seinen LKW dann über den entsprechenden Alpenübergang steuern. Das Konzept der Alpentransitbörse wurde in verschiedenen Studien auf Herz und Nieren untersucht, mit Erfolg. Heute gehört die ATB zum offiziellen Regierungsprogramm der Schweiz, und im Frühjahr 2009 haben auch die Verkehrsminister aller Alpenländer ihre Unterstützung zugesagt. Hoffentlich kann man bald mit ihr rechnen.

Andere Maßnahmen zur Kostenwahrheit müssen auf der Ebene der EU eingeführt werden. Zum Beispiel so: Von 2008 bis 2010 novelliert die EU die sogenannte »Eurovignetten-Richtlinie«, die gesetzliche Basis für die LKW-Maut. Das Ziel: die »gesellschaftlichen Kosten« (für Unfälle, Luftverschmutzung, Lärm, Klimawandel, Natur- und Landschaftsverbrauch, Ölabhängigkeit), die heute noch von der Allgemeinheit bezahlt werden, den Verursachern selbst anzulasten. Das kann der Bahn zum Vorteil gereichen, weil sie weniger Umweltschäden verursacht. Nun kommt es darauf an, so ehrgeizige Regelungen zu erreichen, dass auch die vergleichsweise höheren Kosten des Alpenraums verursachergerecht adäquat angelastet werden können. Das wäre ein Anreiz, um auch Umwege zu reduzieren oder sinnvolle Transporte ganz zu vermeiden. Denn noch immer werden zu viele Güter sinnlos in Europa hin- und hergefahren.
www.alpentransitboerse.ch

Vorbilder für intelligente Logistik:

Pilotprojekte wie zum Beispiel »AlpFrail« beweisen, dass mit gezieltem Management und einer Bündelung der Transporte Tausende von Frachttonnen auf Züge verlagert werden können. Ein Trick besteht darin, dass das ganze Schienennetz der Alpen einbezogen wird – nicht nur die Brennerroute. (Man erinnert sich: das dezentrale Transportwegenetz war schon im Mittelalter sehr hilfreich für den Alpenraum....)
http://rvna.de/projekte/gv-alpfrail.htm

Infrastrukturbau – was macht Sinn?

Als Kernstück für die Verlagerung des alpenquerenden Güterverkehrs auf die Bahn gilt die NEAT (Neue Eisenbahn-Alpentransversale) in der Schweiz, wo man sich traditionell für die Bahn stark macht. Mit der Eröffnung des Lötschbergtunnels als erstem NEAT-Ast gab es 2007 einen kräftigen Schub, und 2017 oder 2018 soll der Gotthardbasistunnel folgen, mit 57 km dann der längste Tunnel der Welt. Dann gibt es endgültig genügend Bahnkapazität für die Verlagerung des Güterverkehrs in großem Stil. In der Schweiz hat sich aber auch gezeigt, dass mit großen Problemen beim Tunnelbau zu rechnen ist. Schwierige Gesteine mit unerwarteten Problemen beim Vortrieb, riesige Abraummassen in engen Tälern, Kostensteigerungen durch Sicherheitsanforderungen – was in der Schweiz gelöst werden konnte, macht anderorts vermutlich gigantische Probleme. Der geplante Brennerbasistunnel sollte besser noch einmal überdacht werden, wegen vieler ungelöster Umweltprobleme und hoher Kosten.

Aber auch weil er nicht vor dem Jahr 2025 oder 2030 fertig sein kann. Die Konkurrenzstrecken der Schweiz sind dann schon lange etabliert. – Soll dafür soviel Geld, Zeit, Grips und Arbeitskraft gebunden werden? Schneller, schonender und preisgünstiger ist die Modernisierung bestehender Strecken, allem voran die Elektrifizierung der Zulaufstrecken durchs Allgäu zur Schweizer NEAT, der beschleunigte Ausbau der Bahnlinie München-Mühldorf-Freilassing, und die Modernisierung der Güterwaggons.

Aber in Bayern werden noch ganz andere Prioritäten gesetzt... Mit Planungen im ganz alten Stil sollen erst einmal die Straßen in die Alpen erweitert werden und noch mehr Straßenverkehr aufnehmen: Die A8 zwischen München und Salzburg ist streckenweise unfallträchtig und muss modernisiert werden, das ist unbestritten. In Wirklichkeit ist aber eine umfangreiche Erweiterung nach dem größtmöglichen Straßenquerschnitt geplant, mit Standspur plus zusätzlichen Fahrbahnen – eine Verdoppelung der jetzigen Breite auf



Aufwändige Baustelle am Gotthard-Basistunnel

über 36 Meter.[23] »Zur Förderung der Wirtschaft« argumentiert die Staatsregierung – und lehnt Tempolimits, die die Unfallgefahr sofort senken würden, ab.

Damit nicht genug. (Wieder) aktuell sind auch der Kramertunnel bei Garmisch-Partenkirchen, die A99 Südumfahrung München, der Kirchholztunnel bei Bad Reichenhall... Fast könnte man von einem Beton-Netz sprechen, und auffällig ist, dass die Projekte nur zu gut zu einer Olympia-Bewerbung mit viel Auto-Mobilität passen würden. Aber soll das gelebte Verantwortung sein?

Fortschritte sind also eher nicht von oben zu erwarten: Man braucht dafür engagierte Naturschutzverbände. Und auf jeden Fall die Verkehrsteilnehmenden selbst.

[1]Nach: Werner Bätzing, Die Alpen, Geschichte und Zukunft einer europäischen Kulturlandschaft, München 1991
[2]Ständiges Sekretariat der Alpenkonvention (Alpconv.): Alpenzustandsbericht: Verkehr und Mobilität in den Alpen, Innsbruck 2007, www.alpconv.org
[3]Alpconv. 2007, zitiert nach: Automatische Verkehrszählstellen in verschiedenen Mitgliedsstaaten der Alpenkonvention; FR: Observatoire des trafics à travers les Alpes Edition 2006)
[4]Bundesamt für Statistik der Schweiz: Alpen und grenzquerender Personenverkehr 2007, Neuchatel 2009
[5]LITRA, LITRA Informationsdienst für den öffentlichen Verkehr, Bern 2007; www.litra.ch
[6]Alpconv., 2007
[7]UVEK/Bundesamt für Verkehr, alpinfo 2007, Bern 2008; www.bav.admin.ch
[8]UVEK/Bundesamt für Verkehr, 2008
[9]CIPRA: Verkehr in den Alpen – Mehr als nur Transit, Vaduz 1994
[10]wapedia/wikipedia/websites der Städte
[11]Ida Pack, Landesforstdirektion Tirol, Innsbruck 1980, nach Alpconv. 2007
[12]D. Heimann, DLR, Oberpfaffenhofen 2005
[13]ALPNAP, Leben an der Transitroute – Luftverschmutzung, Lärm und Gesundheit in den Alpen, 2007
[14]ALPNAP, 2007
[15]Foto: ALPNAP, 2007
[16]EEA-European Environment Agency, The European environment – State and Outlook, 2005
[17]CIPRA, 1994
[18]Alpconv., 2007
[19]Angaben zum Klimawandel nach: GÖF, Gesellschaft für ökologische Forschung, www.gletscherarchiv.de
[20]OECD, Klimawandel in den Alpen, 2007
[21]Gesamtverkehrsplan Bayern, 2002
[22]European Parliament: Energy and environmental aspects of transport policy, Brüssel 2007
[23]Autobahndirektion Südbayern; www.abdsb.bayern.de/projekte

Das Hochgebirge im Schwitzkasten

Die Folgen der Klimaerwärmung

VON JÜRG MEYER

Beispiel Sommer 2007

15.7.2007: Todesfalle Coazhüttenweg
Ein schöner Julitag im Berninagebiet … viel Betrieb auf dem einfachen Hüttenweg zur Coazhütte … ein Murgang rast völlig unerwartet über den Weg, eine Schulklasse kann noch fliehen, eine deutsche Bergwanderin schafft es nicht zu entkommen und wird getötet (Abb. 1). Der Grund: Weit oberhalb bildeten sich in einem kleinen Gletscher Schmelzwasseransammlungen, die plötzlich ausbrachen.

25.7.2007: Glück am Glecksteinhüttenweg
Ein heftiges Sommergewitter geht am Samstagnachmittag über Grindelwald nieder. Alle Gäste sind schon auf der Glecksteinhütte eingetroffen, zum Glück. Denn das Gewitter löst weit oberhalb der Hütte am Wetterhorn einen Murgang aus, der den Hüttenweg mehrfach quert und zerstört. Die Gäste müssen anderntags mit dem Heli evakuiert werden. Der Grund: wahrscheinlich durch auftauenden Permafrost locker gewordenes Material, das durch den Gewitterregen gelöst wurde.

28.7.2007: Tod bei der Konkordiahütte
Claude Rey, Präsident des Internationalen Bergführerverbandes, bricht am Rand des grossen Aletschgletschers in ein Loch ein und stürzt zu Tode – vermutlich eine Folge der erwärmungsbedingten Veränderungen an den Gletscherrändern.

12.10. 2007: Achtung, der Einserkofel kommt!
Ein grosser Bergsturz geht ab, erwischt glücklicherweise keine Wanderer, führt zu einer Grossaktion der Feuerwehr und deckt das ganze Gebiet mit einer dicken Staubschicht ein.

Abb. 1:
Der Murganggraben am Coaz-Hüttenweg, wenige Tage nach dem Abgang im Juli 2006.

Die globale Klimaerwärmung wirkt sich in Gebirgen – und auch in den Alpen – verstärkt aus. Die Folgen in den nächsten Jahrzehnten werden einschneidend sein, und sie betreffen auch den Bergsport und seine Infrastrukturen. Bergersteiger und Alpinverbände müssen ihre Verantwortung vermehrt wahrnehmen.



Das globale Experiment

Wir Menschen sind daran gegangen, ein gigantisches globales Experiment mit unserer Erdatmosphäre und unserem Klima anzustellen. Das Klima, die »Heizung« der Erde, ist zwar etwas unglaublich Komplexes. Doch gibt es einen Hauptfaktor, welcher die globale Temperatur direkt und rasch beeinflusst. Dies ist die Konzentration von Treibhausgasen in der Atmosphäre, zum Beispiel Wasserdampf H_20, Kohlendioxid CO_2 oder Methan CH_4. Diese sorgen dafür, dass unsere Erde mit einer globalen Mitteltemperatur von rund 16°C wohnlich warm und nicht wie ohne sie rund -18°C kalt ist.

Mehr Treibhausgase bedeutet wärmeres Klima. In der letzten Million Jahre, mit ihren Eis- und Warmzeiten, schwankte der Gehalt des wichtigen Treibhausgases CO_2 ständig zwischen 190 und 270 Einheiten[1]. Mit der Industrialisierung und der damit verbundenen Verbrennung von Kohle, Gas und Erdöl haben wir begonnen, den CO_2-Gehalt ganz massiv zu erhöhen. Wir sind heute schon bei rund 380 Einheiten – 40% höher, als er je war in der vergangenen Million Jahre. Die globale Temperatur hat dementsprechend begonnen, sich unerbittlich zu erhöhen. Und wir lamentieren viel, veranstalten ständig Klimakonferenzen, finden, man müsse den CO_2 -Ausstoss reduzieren, aber richtig hinlangen und den Hahn kräftig zudrehen, das schaffen wir nicht. Einem Lausbuben, der so frivol an der Zentralheizung des Hauses herumdreht, hätten wir schon lange eins auf die Finger gegeben...

Dementsprechend müssen wir davon ausgehen, dass die Erwärmung global bis zum Ende dieses Jahrhunderts mindestens 2 bis 4 Grad, eventuell auch mehr betragen wird. Die Folgen werden gigantisch sein. Mutter Erde wird's überleben, aber unsere Kinder und Kindeskinder werden mit den Konsequenzen hart herausgefordert. Ob sie es uns danken werden?

Stärkere Erwärmung in den Alpen und in Gebirgen

Die globale Erwärmung seit rund 1900 beläuft sich auf knapp ein Grad, in den Alpen mit 2°C schon auf doppelt so viel. Die Erwärmung scheint in allen Hochgebirgen stärker ausgeprägt zu sein. Einer der Faktoren dabei ist ein verstärkender Rückkopplungseffekt: Je wärmer es im Durchschnitt wird, desto mehr Eis und Firn schmelzen ab, die bisher infolge ihrer weissen Farbe einen Grossteil des Sonnenlichts ins Weltall zurück reflektierten. Die dunklen eisfreien Flächen jedoch nehmen das Sonnenlicht grösstenteils auf und geben es als Wärmestrahlung ab, welche die Atmosphäre zusätzlich aufwärmt, und somit das Abschmelzen noch verstärkt (Abb. 2).



Abb. 2:
Der schuttbedeckte Untere Grindelwaldgletscher, Berner Oberland.
Fotos: Jürg Meyer

Modellierungen zeigen, dass in den Alpen bis in die zweite Hälfte dieses Jahrhunderts eine zusätzliche Erwärmung von 3 bis 5°C zu erwarten ist.

Das steinerne Gebirge – Die Alpen ohne Firn und Eis

Alle, die schon länger im Hochgebirge unterwegs sind, können ein Lied von den dramatischen Veränderungen infolge des Gletscherrückgangs singen. Es tut richtig weh, die stolzen Gletscher so jämmerlich dahinschmelzen zu sehen, mit zu erleben, wie aus gleissenden Firn- und Eisflanken schmutziggraue, brüchige und unbegehbare Felsschutthänge werden. Doch dies ist erst der Anfang! Auch wenn mal ein etwas kühlerer und feuchterer Sommer ein klein bisschen zu bremsen vermag, das grosse Schmelzen wird sich dramatisch verstärken, das ist fast so sicher wie das Amen in der Kirche. Einzig so gewaltige Ereignisse wie etwa ein grosser Asteroideneinschlag oder ein globaler Atomkrieg könnten die Erwärmung unterbrechen.

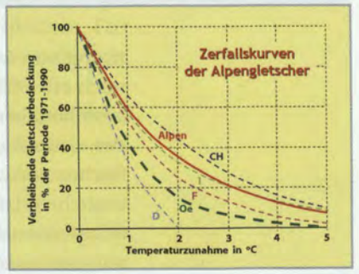


Abb. 3:
Die Zerfallskurven für die Alpengletscher verschiedener Alpenregionen in Abhängigkeit der ab heute noch erfolgenden Temperaturerhöhung.
Nach M. Zemp et.al. 2006

Wir müssen uns darauf einstellen, dass unsere Enkel vergletscherte Alpen nur noch von

[1]Einheiten = ppm, parts per million

unseren Fotos und Erzählungen kennen werden. Nur die ganz grossen Gletscher werden noch als traurige Reste erhalten bleiben. Im Diagramm der Abb. 3 sind die Gletscher-Zerfallskurven für die verschiedenen Alpenregionen bei weiteren Temperaturerhöhungen von 1 bis 4°C aufgezeichnet. Grosse Gletscher reagieren am langsamsten, kleine verschwinden am schnellsten. Bei einer Erwärmung von 4 Grad werden in den Ostalpen noch etwa 3% der heutigen Gletscherfläche bestehen, in den Gesamtalpen etwa 12%. In den deutschen Alpen werden sämtliche Eisflächen verschwunden sein. Die Tourismusbranche wird sich bis dahin vom Sujet der firngleissenden Hochalpen verabschieden müssen, und wir haben uns darauf einzustellen, dass die Hochalpen zu einem unansehnlichen Schuttgebirge verkommen werden (Abb. 4). Schliesse kurz die Augen, lieber Bergsteiger, stell dir das plastisch vor, und sag mir wie es sich anfühlt.

Abb. 4:
Gross Leckihorn (3068) im Gotthardgebiet – früher firn- und gletscherbedeckt, heute unansehnlicher und gefährlicher Schutthaufen.
Fotos: Jürg Meyer



Hochtouren – vom Genuss zum Verdruss

Sommerliche Hochtouren, die über Gletscher, Firn und Eis führen, haben sich in den letzten 25 Jahren schon stark verändert. Ganze Eisflanken wurden eisfrei. Vor allem die Gebiete unmittelbar um die sich zurückziehenden Gletscher entwickelten sich zu heiklem und gefährlichem Gelände (Abb. 5). Einstiege zu Kletterrouten liegen plötzlich weit oberhalb des Firns und sind manchmal kaum mehr zu erreichen. Steinschlag aus Flanken und Eisschlag in Séraczonen haben zugenommen. Die Gletscher werden tückischer, weil die Spaltenbrücken weniger tragen und an den Rändern Eis einfach einbrechen kann. Gletscherbäche oder -sümpfe erschweren die Begehung. Früher einfache Firnpassagen wurden zu heiklen Traversen in blankem Eis. Die Zustiege auf die Gletscher führen weit hinab über unsicheres, loses Moränengelände.

Das alles macht viele Hochtouren nicht einfach unmöglich, doch sie erfordern noch grössere Aufmerksamkeit, Vorbereitung und Können. Nicht topaktuellen Führern und Karten ist grundsätzlich zu misstrauen. Gute Information und wo möglich Erkundung am Vortag sind noch wichtiger geworden. Die Checkliste auf Seite 67 gibt einen Überblick, auf was geachtet werden muss. Diese veränderten Bedingungen müssen auch in die Ausbildung der Fachübungsleiter einfliessen.



Abb. 5:
Gletscherrandgebiete sind heikel, gefährlich und zeitraubend geworden. Am Rosegglетscher im Berninagebiet.

Hütten – Mehrkosten eingeplant?

Hochalpin gelegene Hütten oberhalb von rund 2500 m.ü.M spüren schon heute teilweise unangenehme Folgen der Klimaerwärmung, und dies wird sich verstärken. Ein Grossteil dieser Hütten bezieht ihr Wasser von bergwärts gelegenen Firn- und Eisfeldern, die in den Sommermonaten als Wasserspeicher wirken. Weil diese rasch verschwinden werden, wird bei vielen Hütten die hochsommerliche Wasserknappheit zunehmen (Abb. 6). Die Sicherung der Wasserversorgung wird mit hohen Kosten verbunden sein. Bei einigen Hütten wird der Wassermangel wohl die Frage nach einer Aufgabe erzwingen.

Befürchtungen, dass mit dem auftauenden Permafrost der Untergrund zahlreicher hochalpiner Hütten instabil und damit die Fundierung der Bauten gefährdet würde, haben sich bisher noch wenig bestätigt. Der Permafrost reagiert langsamer und komplexer auf die Erwärmung als Gletscher, und manche der Hütten stehen auf solidem Fels. Die Sektionen tun aber gut daran, im Rahmen einer Neubeurteilung aufgrund der Erwärmungstendenzen auch dieser Frage das nötige Augenmerk zu schenken – denn bei der einen oder andern Hütte könnten sich unangenehme Überraschungen ergeben.

Da die klassischen Hochtouren von manchen Hütten aus im Sommer immer weniger attraktiv, teilweise auch deutlich gefährlicher oder gar unmöglich werden, wird sich die Tendenz der letzten zehn Jahre, dass immer weniger eigentliche Hochtouristen auf die Hütten kommen, wohl fortsetzen. Wollen die Hütten ihre Gästezahlen jedoch halten oder steigern, müssen sie die Hütte vermehrt auch für andere Touristen bewerben und attraktiv gestalten. Die Hütte ist nicht mehr primär Ausgangspunkt für die Hochtour, sondern Ziel an sich, oder Etappenort für Hüttentrekkings. Damit verbunden sind jedoch auch veränderte Gästeansprüche, die wiederum Grundsatzdiskussionen über Hüttenkomfort und praktische Fragen des ökologischen Hüttenbetriebs aufwerfen.



Abb. 6:
Hochalpine Hütten wie die Saleinaz-Hütte (2691 m) im Wallis sehen sich mehr und mehr mit sommerlicher Wasserknappheit konfrontiert.

Wege und Steige – tun oder unterlassen?

Die eingangs skizzierten Ereignisse auf den Hüttenwegen zur Coaz- und Gleckstеinhütte machen deutlich: was gestern ein problemloser, sicherer Hüttenweg oder Übergang war, kann heute oder morgen zur Todesfalle werden. Die Alpinverbände stehen vor der Herausforderung, dass sie ihr gesamtes hochalpines Wegenetz neu überprüfen und beurteilen müssen, um tragische Unfälle möglichst zu verhindern. Für die Verbände bedeutet dies, vermehrt ein eigentliches Risikomanagement für diese Wege einzuführen. Dieses muss möglichst einfach, effizient und kostengünstig sein. Eine konzeptuelle alpenweite Zusammenarbeit im Rahmen des Club Arc Alpin (CAA) drängt sich auf. Aber auch die Zusammenarbeit mit den Kommunen und Ländern sowie anderen Tourismus-Stakeholdern muss dabei gut funktionieren bzw. verbessert werden.

Schon heute erfordern die erwärmungsbedingten Anpassungen, Ausbesserungen und Absicherungen von den Alpinverbänden viel mehr Arbeit und Geld als noch vor zehn Jahren. Am Hüttensymposium des VAVÖ vom März 2009 in Salzburg wurden von Vertretern des OeAV, DAV und SAC Beispiele von Sektionen genannt, die bis zu einem Viertel ihres jährlichen Mitgliederbeitrags für erwärmungsbedingte Arbeiten



Abb. 7:
Aufwändige Bauten für den Erhalt von Hüttenzugängen – wie weit wollen und sollen wir das Hochgebirge auch noch verbauen? Triftbrücke am Sustenpass, Berner Oberland.
Foto: Jürg Meyer

an ihren Wegen und Hütten investieren mussten.

Die Antwort auf schwierigere oder gefährlichere Wege und Übergänge besteht heute meist darin, diese aufwändig und unter Einsatz immer massiverer Verbauungen wie Drahtseile, Leitern, Schutzbauten, Brücken etc. zu verbessern, oder gar gänzlich neu anzulegen (Abb. 7). Neben dem Drang zu immer mehr Klettersteigen trägt dies zu einer weiter zunehmenden »Möblierung« der Hochgebirgswildnis bei. Die Alpinverbände sollten aber vermehrt auch den Mut zur Unterlassung aufbringen. Tun ist immer einfacher als Unterlassen. So wie ein Entscheid zum Umkehren auf der Tour in der Regel mehr Mut und innere Sicherheit braucht als das »Durchstieren« bis zum Unfall. Das Hochgebirge der Alpen ist das letzte grössere Gebiet in Mitteleuropa, wo völlig unberührte und wilde Natur noch erlebbar ist, ohne Krücken und Hilfsmittel – das, was die eigentliche Essenz des Bergsports bis heute ausmacht.[2]

Wintertourismus: tiefgreifende Umwälzungen ante portas

Werfen wir noch einen Blick auf den Alpentourismus ganz allgemein. Es gibt Experten, die für den alpinen Sommertourismus positive Folgen der Erwärmung voraussagen. Weil es im Unterland und in den Städten, sowie in den sommerlichen Feriendestinationen am Mittelmeer zu heiss und stickig wird, werden mehr Menschen wieder die klassische »Sommerfrische« in den Bergen suchen. Hoffen wir's.

Für einen Grossteil der alpinen Tourismusdestinationen ist nach wie vor die Winterzeit Erntezeit. Bis über 80% des jährlichen Tourismusumsatzes werden von Dezember bis März erzielt. Für den Wintertourismus wird die Klimaerwärmung die gravierendsten Folgen zeigen. Die Schneesicherheit[3] wird vor allem in den ostalpinen Wintersportregionen drastisch abnehmen. In den deutschen Skigebieten wird von den in den neunziger Jahren noch 39 schneesicheren Gebieten nur noch gerade eines schneesicher verbleiben! Mit künstlicher Beschneiung, Gletscherabdeckungen und »Snow Farming« wird das Problem lediglich verschoben und verteuert. Die schon bestehende harte Konkurrenz wird sich verschärfen, eine schmerzhafte Umstrukturierung wird erfolgen, und der Druck auf höher gelegene, meist vergletscherte Gebiete wird zunehmen. Damit sind weitere Konflikte mit Natur- und Landschaftsschutz vorprogrammiert, in die auch die Alpinverbände involviert sein werden.

Nicht zuletzt stellt sich die Frage, wie die Bevölkerung des Unterlandes auf die immer wärmeren und schneeärmeren Winter reagieren wird. Geht die Lust am Skifahren bachab oder nimmt sie kompensatorisch sogar zu? Ich wage keine Prognose.

Die Alpen räkeln sich in der Wärme – Hochwasser, Murgänge, Stürme, Trockenheit

Mit dem Rückgang des Eises, vor allem aber mit dem Auftauen des Permafrostes werden in zahlreichen Bergflanken und Wänden Gesteins- und Schuttmassen potenziell rutsch- und absturzgefährdet. Kombiniert mit den stärker auf Winter und Frühjahr konzentrierten Niederschlägen, die zudem bis in grössere Höhen als Regen fallen werden, gibt dies eine ziemlich brisante Mischung, die zu mehr Fels- und Bergstürzen und vor allem Murgängen und Hochwassern führen wird. Solange sich diese in der unerschlossenen Hochgebirgswildnis abspielen oder höchstens einen Bergweg bedrohen, kann das ja noch hingehen. Dort, wo Infrastrukturen der Berggemeinden oder des Grosstourismus betroffen werden können, wird's dann sehr heikel und vor allem sehr teuer. Viele alpine Kommunen werden ihr Naturgefahrenmanagement in den nächsten Jahrzehnten anpassen müssen. Die Kosten für Schutzbauten und Schadensbehebungen sind schon in den letzen 10 Jahren deutlich gestiegen und werden weiter ansteigen. Eine Studie rechnet ab 2020 allein für Europa klimabedingte Schadenskosten von rund 1.000 Milliarden Euro jährlich.

Gletscher im Rückzug – Achtung Hochwasser!

Im Vorfeld zurückschmelzender Gletscher entstehen zwar faszinierende Lebensräume, aber auch tückische Gefahren in Form von Gletscherrandseen. Diese sind häufig von wenig stabilem Moränenmaterial begrenzt, das mit der Zeit oder bei hoher Wasserführung erodieren und zu bedrohlichen Seeausbrüchen führen kann. Oder die Seen entwässern unterirdisch und können sich praktisch ohne Vorwarnung in einem Schwall entleeren. Im Vorfeld des unteren Grindelwaldgletschers im Berner Oberland bildete sich in den letzen Jahren ein derartiger See, der seither durch seine sprunghaften Entleerungen mit Hochwassern in der Talebene von Grindelwald für Unruhe sorgt (Abb. 8). Die Gemeinde wird allein in diesem Jahr rund 20 Mio Euro für einen Entwässerungsstollen und Schutzbauten investieren, da der See infolge des Gletscherrückgangs immer grösser wird.

Ein Inventar aus dem Jahre 2000 ergab allein für die Schweizer Alpen 84 potenziell gefährliche Gletscher. Bei 53 davon können in den nächsten 10-20 Jahren Ereignisse mit Schadensfolgen für Infrastrukturen und Menschen auftreten; sie müssen deshalb überwacht werden. Auch hier wieder: der Klimawandel führt zu hohen Anpassungskosten.

Noch viel dramatischer ist die Lage bei gefährlichen Gletscherseen in andern Gebirgen der Welt, so etwa im Pamir und im Himalaya. Dort bilden sich teilweise wahre Zeitbomben heran, welche bei einem Ausbruch ganze Talschaften zerstören können. Ein Beispiel ist der Imja Tso im bekannten Trekkinggebiet Khumbu, unterhalb des beliebten Trekking-6000ers »Island Peak«. In solchen Gegenden sind eine seriöse Überwachung oder die Erstellung von Schutzbauten wesentlich problematischer als in den reichen Alpenländern.

Der Berg ruft – und wir fahren hin

Voilà, das war ein kleines Panorama über die Auswirkungen der Klimaerwärmung in den Alpen und Gebirgen. Es ist kein besonders erfreulicher Rundblick. Wir Bergsteiger klagen immer mehr darüber. Wir sitzen in unseren Autos und folgen mit 140 Sachen auf der Autobahn dem Ruf der Berge. Und damit helfen wir mit, die bejammerte Erwärmung mit ihren Folgen weiter zu verstärken. Eigentlich ist das ein paradoxes Verhalten, ein Widerspruch in sich selbst (Abb. 9). Wir sollten uns zumindest ehrlich eingestehen, dass wir Bergsportler auch ein Teil des Problems der globalen Klimaerwärmung sind, dass die Anreise zum Berg der ökologische Klumpfuss des Bergsports darstellt.

Abb. 8:
Labor der Naturgewalten Unterer Grindelwaldgletscher, Berner Oberland. In der Bildmitte vorne der tückische Gletschersee. Zustand Sommer 2006.
Foto: Tiefbauamt Kanton Bern



[2]siehe dazu den Beitrag von Jan Gürke auf S. 68-75

[3]Verwendete Definition von Schneesicherheit: Ein Skigebiet ist schneesicher, wenn in 7 von 10 Wintern in der Zeit vom 1. Dezember – 15.April an mindestens 100 Tagen eine für den Skisport ausreichende Schneedecke von mindestens 30-50 cm vorhanden ist.



Abb. 9: Wir fahren mit dem PW in die Berge und tragen so zur weiteren Erwärmung bei. Alpenparkplatz Alpe Devero, Piemont.
Foto: Jürg Meyer

Was tun? Das Bergsteigen aufgeben? Hermann Buhl nacheifern und konsequent nur noch mit dem Fahrrad anreisen? Nicht mehr zum Klettern nach Kalymnos oder zur Expedition in den Himalaya fliegen? Die Hütten nicht mehr mit dem Helikopter versorgen? Auf der Autobahn freiwillig nur noch mit 100 km/h fahren? Oder gar das Bergsteigen aufgeben? Um Himmels Willen, nein! Zu positiv sind seine sozialen und emotionalen Werte! Nur noch mit dem Fahrrad in die Berge? Ziemlich unrealistisch in der heutigen Zeit, für einen Hamburger noch mehr als für einen Münchner. Aber vielleicht doch mal mit Bahn und Rad versuchen?[4] Na ja, und mal den Himalayatraum erfüllen, und damit auch den dortigen Lokaltourismus am Leben halten, das ist doch in Ordnung. Aber vielleicht den Flug CO_2-neutral kompensieren, warum nicht? Und anstatt alle drei Jahre für zwei Wochen nur einmal alle fünf Jahre für fünf Wochen hingehen.

Warum auch nicht die Idee mit freiwillig 100 km/h auf der Autobahn aufgreifen? Damit könnten wir ja den Benzinverbrauch im Vergleich zu 140 km/h um gut ein Drittel senken. Und wie viel macht's zeitlich wirklich aus bei meiner Anreise über 200 km Autobahn fürs verlängerte Wochenende? Stimmt, etwa eine halbe Stunde, also eine Stunde in den drei Tagen. Das wäre eigentlich locker verkraftbar. Könnte das nicht der ganze DAV so einführen? Stellt euch mal diese positive Imagewerbung für den Verband und für uns Bergsteiger vor! Alle DAV-Mitglieder fahren ab sofort nur noch 100 km/h auf der Autobahn. Und sparen dabei viele Millionen Liter Benzin pro Jahr. Vielleicht ist die Zeit da, um mit einem mutigen Schritt ein Zeichen zu setzen? Der DAV als Vorreiter einer progressiven Klimapolitik!

Checkliste
für klimafreundlichen Bergsport

Möglichkeiten der Anreise mit öffentlichem Verkehr systematisch prüfen

- ❑ In der Sektion eine Mobilitätsberatung einführen
- ❑ Bei der jährlichen Tourenplanung bewusst Touren mit öV-Anreise einplanen → Möglichkeiten für Überschreitungen und Gebietsdurchquerungen nutzen
- ❑ Das Fahrrad geschickt einsetzen, z.B. kombiniert mit Bahn
- ❑ Für Gruppentouren Kleinbusmiete prüfen (bei realistischer Kostenrechnung für mehrere PKW's ist dies oft günstiger)
- ❑ Wenn die Anreise mit dem PW erfolgen muss, dann
  - ▸ Autos mit möglichst geringem Benzinverbrauch und Schadstoffausstoss verwenden
  - ▸ Bei Gruppen PKW's mit 4 Personen füllen
  - ▸ Verbrauchsarm fahren → »Ecodrive« . Auf Autobahnen um 100 km/h
  - ▸ Realistische Kostenberechnung
  - ▸ Gefahrene km CO_2-kompensieren (z.B. mit www.myclimate.org)
- ❑ Bergreisen mit dem Flugzeug zurückhaltend planen – lieber eine grössere Reise als mehrere kurze
- ❑ Flugreisen konsequent CO_2-kompensieren (die meisten Fluggesellschaften bieten dies heute an)

Wie reagieren die Alpinverbände?

Die Klimaerwärmung wird in den Alpinverbänden zunehmend zu einem Thema – so etwa beim DAV-Bergsportkongress 2008 in Dresden. Auch im neuen DAV-Grundsatzprogramm zu Natur und Umwelt soll das Thema gebührend einfliessen. Das ist erfreulich. Doch bisher sind wirklich mutige Schritte und Massnahmen nicht zu erkennen, oder werden aus vielerlei so genannten Sachzwängen als nicht realisierbar betrachtet. Die Schmerzgrenze ist für die meisten von uns offenbar noch nicht erreicht. Obwohl wir in den reichen Ländern zum grössten Teil für die globalen Treibhausgasemissionen verantwortlich sind, treffen die wirklich harten Folgen vor allem Schwellen- und Entwicklungsländer. DAV-Mitglied Herr Bergmann aus München spürt vom Klimawandel im täglichen Leben noch kaum etwas, ausser den Berichten in den Medien. Erst seine Enkel werden dafür bezahlen müssen. Es braucht eine intellektuelle Anstrengung, um heute die gigantische Dimension des Problems von morgen zu erkennen. Uns Bergsportlern hilft wenigstens der Anschauungsunterricht in den Bergen dabei. Lasst euch davon beeindrucken und zum Handeln anregen! Etwa indem ihr wirklich griffige Klimaschutzmassnahmen im Bergsport unterstützt – auch wenn dies für euch den einen oder andern kleinen Verzicht bedeuten wird.

Ein Appell an Dich

Die Alpen geraten immer mehr in den Schwitzkasten. Die Folgen sind beeindruckend. Aber die wirklich dramatischen Folgen der Erwärmung werden die Armen und Ärmsten der Welt zu spüren bekommen – auch in den Bergregionen der Welt. Wir sind als Bergsportler ganz besonders in Pflicht und Verantwortung. Deshalb mein Appell an dich:

- Schätze deinen jährlichen CO_2-Ausstoss ab. Ermittle den Anteil, welcher deine bergsportlichen Aktivitäten dabei ausmacht. (z.B. auf folgender Webseite: www.umweltbundesamt.de/klimaschutz
- Überlege, wie du deine jährliche CO_2-Produktion reduzieren könntest, und welche Rolle dabei Veränderungen in der Bergsportmobilität spielen können.
- Unterstütze Anstrengungen deines Vereins, die CO_2-Produktion von DAV-Anlässen deutlich zu reduzieren.
- Unterstütze als (Stimm-)Bürger eine mutige und wirksame Klimapolitik auf kommunaler bis Bundesebene.

Hoch- und Eistouren in Zeiten der Klimaerwärmung
– die wichtigsten Tipps auf einen Blick

Planung

Eine umfassende und sorgfältige Tourenplanung ist zentral.
Verschiedene Hilfsmittel leisten gute Dienste, z.B. »Tourenplanungsformular Sommer« (http://www.sac-cas.ch → downloads → Ausbildung)

Die wichtigsten Punkte sind:

- ▸ Skepsis gegenüber älteren Führerwerken und Karten → möglichst aktuelle Ausgaben konsultieren
- ▸ Aktuellen Wetterbericht mit Gewittertendenz und Temperaturen einholen. Respekt vor Kaltfronten!
- ▸ Tourenberichte und -informationen im Internet kritisch studieren (z.B. http://www.alpine-auskunft.de)
- ▸ Informationen vor Ort beschaffen: Hüttenwart, Bergführer und andere Bergsteiger
- ▸ Zeitreserven einplanen: früher einfache Firnpassagen, Bergschründe und Randklüfte oder Zugänge zu Kletterrouten können heute heikel und zeitraubend sein
- ▸ Saisonverschiebung erwägen, gänzlicher Verzicht auf gewisse klassische Touren

Auf Tour

Unterwegs stetiges Überprüfen der in der Planung getroffenen Annahmen hilft, Überraschungen frühzeitig zu erkennen und gibt Spielraum zum Reagieren und Anpassen der Strategie.

Unbedingt:

- ▸ Das Gelände ständig aufmerksam und kritisch beobachten, potentielle Stein- und Eisschlagzonen meiden oder schnell queren
- ▸ Vorsicht in Gletscherrandnähe und in der Zone um Gletscher herum – dies sind gefährliche und zeitraubende Gebiete (Spalten, Eiseinbrüche, glatte Platten, instabile Moränen)
- ▸ Wetter beobachten
- ▸ Die Sicherungstaktik und Methode den herrschenden Verhältnissen und der Seilschaft anpassen
- ▸ Rekognoszieren (Erkunden) des Einstieges am Vorabend lohnt sich immer

Internetseiten Klimawandel und Alpen

http://www.ipcc.ch – Die Seite des international Panel on Climate Change, das globale Netzwerk der Klimawissenschafter
http://www.realclimate.org – Klimawissenschaft von Klimawissenschaftlern
www.myclimate.org – Schweizerische Stiftung zur CO_2-Kompensation, mit Klimarechner und viel Klimainfo
http://www.klimawandel-global.de – Deutsche Seite zum Klimawandel
http://www.wwf.de/themen/klima-energie – Klimaseite des WWF Deutschland
http://www.climchalp.org – EU-Alpenklima-Seite
http://www.gletscherarchiv.de – Das Gletscherarchiv der Gesellschaft für ökologische Forschung München – tolle Bilder
http://www.glaziologie.de/ – Kommission für Glaziologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften – viel gute Infos
http://www.swisseduc.ch/glaciers – Fantastische Bildserien über Gletscher der Alpen und der Welt
http://www.cipra.org/de/climalp – Die Klimaseite der CIPRA und ihres Projektes »cli-malp«

[4] siehe Beitrag auf S. 288

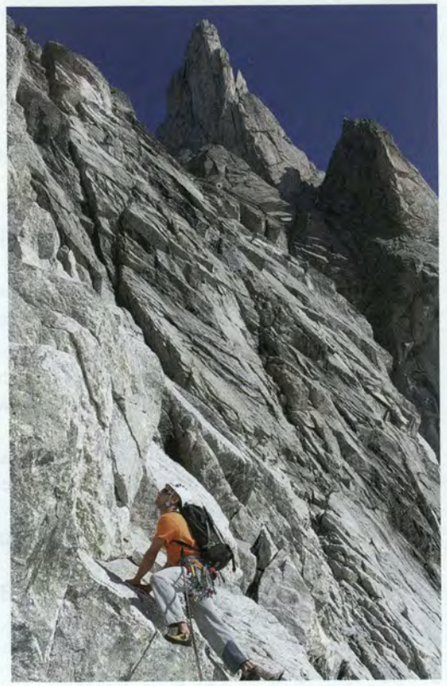
Wildnis im Wandel:

Spielplatz Berg – gestern, heute und auch morgen noch?

VON JAN GÜRKE

Wildnis – was ist das eigentlich genau, gibt's die überhaupt noch in unseren Bergen, wozu ist sie gut und warum ist sie für uns Bergsteiger von Interesse?

Als Bergsportler in Mitteleuropa bewegen wir uns heute meist auf ausgetretenen Pfaden. Sei dies beim Wandern auf durchgängig markierten Wegen, beim Klettersteiggehen entlang des endlosen Stahlseils, beim Sportklettern von Bohrhaken zu Bohrhaken, mit Tourenskis in der ausgetretenen Aufstiegsspur oder auf Hochtour in den Fußstapfen der vorhergehenden Seilschaften. Eigentliche Wildnis streifen wir dabei höchstens am Rande. Und doch scheint es ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Wildnis zu geben – wie sonst kann man die zahllosen Expeditionen und Abenteuerreisen in abgelegene Gebiete erklären und den nicht enden wollenden Erfolg der Lichtbildervorträge zu eben diesen Wildnistouren?



Kletterwildnis: Der Albignakessel im Bergell gehört zum Wildesten, was die Schweizer Alpen für Kletterer zu bieten haben. Der Zustieg zum Ago di Sciora ist lang, aber er lohnt sich.
Alle Fotos vom Autor

Aber was verstehen wir überhaupt unter Wildnis? Man kann sie kurz und knapp als Naturlandschaften beschreiben, die vom Menschen nicht verändert sind und nicht genutzt werden. Wissenschaftlich ausgedrückt sind das vollständig intakte Ökosysteme, die einer Höchstzahl möglicher Arten einen Lebensraum bieten.

Der US Wilderness Act von 1964 ist das erste Gesetz seiner Art in den USA. Er gilt weltweit als Grundstein des Wildnisschutzes. Der Gesetzestext definiert Wildnis folgendermaßen: »Im Gegensatz zu Gebieten, deren Landschaft vom Menschen und seinen Tätigkeiten geprägt ist, wird die Wildnis hiermit als ein Gebiet anerkannt, in dem die Erde und ihre Lebensgemeinschaften vom Menschen nicht beeinträchtigt sind und wo sich der Mensch lediglich als Besucher aufhält, ohne sich niederzulassen« (Originaltext www.nps.gov). Dieser Blickwinkel auf die Wildnis umfasst neben viel unzerstörter Natur auch eine andere, menschliche Komponente. Der Mensch ist als Besucher willkommen, solange er nichts verändert. Unsere individuelle Wahrnehmung und Interpretation sind Teil der Wildnis. Jeder bringt seine eigenen Wildniserlebnisse aus den Bergen mit. Wildnis beginnt in unseren Köpfen.

Etwas pathetisch, aber dennoch sehr treffend, haben namhafte Alpinisten an der Gründungsversammlung der internationalen Alpenschutzorganisation Mountain Wilderness ihr Wildnisverständnis definiert: »Unter Bergwildnis verstehen wir unberührte Gebirgslandschaften, in denen jeder, der diesen inneren Wunsch wirklich verspürt, eine direkte Begegnung mit weitläufigen Räumen erfahren, sowie ihre Einsamkeit und Stille, ihre Rhythmen und Dimensionen, ihre Naturgesetze und Gefahren in Freiheit erleben kann. Der Wert der Wildnis liegt also vor allem in ihrem Potenzial, den zivilisierten Menschen zu einer schöpferischen Beziehung mit der natürlichen Umwelt anzuregen. Erst die Echtheit dieser Beziehung gibt dem Abenteuer einen nachhaltigen Sinn«, Thesen von Biella, 1.2, 1987 (www.mountainwilderness.ch).



Intakte Wildnis: In Zürichs Hinterhof gibt's Berge, wo man niemanden trifft. Den Fleckistock-Nordwestgrat ersteigt im Schnitt weniger als eine Seilschaft pro Jahr.

Hier dominiert ganz klar die egozentrische Sichtweise der Bergsteiger. Die intakte Natur ist die Grundvoraussetzung, das Wildniserlebnis bestimmt jeder für sich selbst.

Bergwildnis gestern: Bedrohung, Alpenromantik und Eroberung

Dass Wildnis ein sehr subjektives Phänomen ist, erkennt man schnell, wenn man deren Bedeutung für unterschiedliche Gesellschaftsschichten zu verschiedenen Zeiten vergleicht. Die bäuerliche Gesellschaft verstand die wilde, furchteinflößende Natur bis weit ins 18. Jahrhundert hinein als unwirtlich und gefährlich. Sie wurde lediglich für die Jagd, das Holzen oder das Wildheuen genutzt. »Der kultivierende Mensch konnte mit seinen Fähigkeiten und Geräten diese Räume nicht bewirtschaften... Das Interesse der bäuerlichen Gesellschaften galt der Stabilisierung und Weiterentwicklung einer sozialen Ordnung, die aus der menschlichen Fähigkeit resultierte, eine kulturelle Kontrolle über wilde Natur auszuüben«[1]. Wildnis war das Gebiet, das nur einen geringen Beitrag zum Lebensunterhalt leistete und von dem verschiedenstes Unheil ausging, sei es in Form von Wildtieren, Murgängen, Lawinen etc.

Kunst und Philosophie begannen sich zu einer Zeit für die Reize der Natur zu interessieren, als die Wildnis für die Bauern noch eine Zwangsjacke war. Wildnis wurde in eine ästhetische Hülle gepackt. Derweil be-

schäftigte sich die Wissenschaft mit der Erforschung der ursprünglichen Gebiete. Beide Entwicklungen zusammen bewirkten eine grundlegende gesellschaftliche Neubewertung von Wildnis. Die Literatur des gebildeten Bürgertums entdeckte die Natur- und Alpenromantik. Die Bergnatur wurde in den Köpfen der Städter zum Symbol für unverfälschte Reinheit und Freiheit. Alpine Erholungsgebiete entwickelten sich im ausgehenden 18. Jahrhundert zum standesgemäßen Reiseziel.



Vermurkste Wildnis: Die Zeiten, als das Wildhorn wild war, sind leider vorbei. Heliskiing hat in den Alpen keinen Platz. Wer die letzten Winkel Wildnis erleben will, soll dies aus eigener Kraft tun.

Im Laufe des 19. Jahrhunderts kam das Bergsteigen in den Alpen ins Rollen. Die Engländer spielten dabei bekanntermaßen eine große Rolle. Ein Antrieb für das Besteigen unberührter Gipfel war wohl auch der Ruhm, einen der letzten weißen Flecken auf der Landkarte als erster Mensch zu betreten. Es erscheint wenig erstaunlich, dass die Alpen dabei ein wichtiges Ziel waren, denn sie waren sehr viel einfacher zu erreichen, als die meisten anderen weißen Flecken irgendwo am anderen Ende der Welt. Edward Whymper schreibt beispielsweise über die Erstbesteigung des Matterhorns am 14. Juli 1865: »Wir bogen um eine recht unangenehme Ecke und befanden uns nun wieder auf Schnee. Der letzte Zweifel verflog, das Matterhorn war unser... Keine menschliche Spur war zu sehen. Aber noch war es nicht sicher, dass wir nicht doch besiegt worden waren. Der Gipfel des Matterhorns besteht nämlich aus einem unebenen Grat, ungefähr 100 Meter lang. Wer weiß ob die Italiener nicht auf dessen entgegen gesetztem Ende gewesen waren«[2].

Bergwildnis heute: begrenzter Rohstoff für den Bergsport

Warum ist Wildnis und Wildnisschutz für Bergsportler in unseren Breiten überhaupt von Bedeutung? Die Alpen sind ein fein zerstückeltes Mosaik aus dicht besiedelten Tälern, viel befahrenen Transitachsen und leistungsstarken Wintersportgebieten. Die Alpen haben einen Anteil von nur 0,12% an der weltweiten Landoberfläche und einen Anteil von 25% am weltweiten Tourismusaufkommen[1A]. Da erstaunt es nicht, dass der größte Teil der Bergtouristen kaum in Kontakt mit Wildnis kommt. Die Besucherlenkung im Alpenraum funktioniert auch abseits der Siedlungen und Straßen entlang fix installierter Infrastrukturen: In den verbleibenden Zwischenräumen gibt es über 1'600 Alpenvereinshütten plus unzählige Hütten anderer Vereine, mehrere hunderttausend Kilometer markierte Wanderwege und rund 1000 Klettersteige. Mehrere tausend gut abgesicherte Plaisir-Routen locken die Kletterer im Sommer und mehrere hundert markierte Schneeschuh-Trails die Schneeschuhläufer im Winter. Die Wildnis, ein begrenztes Gut, liegt irgendwo dazwischen versteckt.

Wildnis im Alpenraum und anderswo

Das Angebot an Bergwildnis beeinflusst die Entwicklungen und Ausprägungen im Bergsport entscheidend. Ein Vergleich der Skitourenaktivitäten in den Alpen und im Norden Nordamerikas zeigt das sehr eindrucksvoll. Gordy Skoog, ein bekannter amerikanischer Skibergsteiger, drückt die Situation anlässlich seiner Haute-Route-Erfahrungen im Frühjahr 2008 sehr treffend aus: »Take the huts out of this trip and you've got Alaska«[3]. Die Berge an sich sind gar nicht so verschieden, der Erschließungsstandard macht den entscheidenden Unterschied zwischen einer alpinen Skitouren-Durchquerung und einer Skitouren-Expedition. Man stelle sich vor, neben dem normalen Gepäck für die Haute Route noch Schlafsack, Zelt, Kocher und Lebensmittel für eine Woche durch die Walliser Alpen tragen zu müssen. Die Erfahrung wäre eine andere – welche zu bevorzugen ist, muss jeder für sich entscheiden. Aber es wäre vermessen, jenen die Wildniserlebnisse suchen, ihren Spielplatz ganz weg zu sanieren. In den Alpen ist ohnehin nicht mehr viel davon übrig.

Das ist ein wichtiger Grund dafür, dass viele Bergsteiger ihr Glück in entlegenen Regionen der Erde suchen, zumindest zwischendurch. Robert Jasper drückt es aus der Perspektive des Extrembergsteigers so aus: »Im Grunde geht es um den Abenteuerwert der Tour... In Touren, die ich selbst entdecken und absichern kann, bin ich mit dem Berg und der Natur unterwegs... Je ursprünglicher der Fels, desto größer ist auch der Erlebniswert. Ich wünsche mir, dass wir diese Erlebnisse auch weiterhin hier in den Schweizer Alpen haben können und nicht nur auf Expeditionen am anderen Ende der Welt«[4].

Wildnisschutz: die harte oder die weiche Schiene?

Wildniserfahrungen brauchen Erlebnisraum mit möglichst uneingeschränkter Bewegungsfreiheit. Ein Extrembeispiel: Eine Wanderung im Schweizerischen Nationalpark vermittelt nur sehr eingeschränkt Wildniserlebnisse, da hier strenge Verhaltensregeln gelten: »Damit sich Tiere und Pflanzen möglichst unbeeinflusst vom Menschen entwickeln können, herrscht im ganzen Nationalpark ein striktes Wegegebot. Dies mag auf den ersten Blick als große Einschränkung erscheinen. Doch weil sich die rund 150'000 Besucher pro Jahr an diese Regel halten, haben alle die gleichen Chancen bei der Beobachtung von Wildtieren und schönen Blumen am Wegrand. Regelungen: Markierte Wege nicht verlassen. Keine Hunde, auch nicht an der Leine. Weder Schneesportarten noch Velofahren. Nichts aus der Natur mitnehmen. Keine Übernachtungen, auch nicht auf Parkplätzen.« (www.nationalpark.ch)

Aus Sicht des Naturschutzes und der wissenschaftlichen Forschung hat dies ganz und gar seine Berechtigung. Als Spielplatz für Wildniserlebnisse im oben beschriebenen Sinne ist der Nationalpark dagegen ungeeignet. Zur Wildniserfahrung gehört das »Sich-verlaufen-dürfen« und das ist hier nicht erlaubt.

In vielen anderen alpinen Gebieten gerät die als Tummelplatz für Bergsteiger zur Verfügung stehende Bergwildnis sprichwörtlich in die Klemme: Auf der einen Seite wird die Wildnisfläche durch neue Erschließungen immer mehr beschnitten. Auf der anderen Seite gewinnen, z.B. in der Schweiz, die Wild- u. Waldschutzgebiete immer mehr an Bedeutung. Skitourenfahrer, Schneeschuhgeher und Freerider müssen bei Ihren Touren auf gewisse Gebiete verzichten, um Wild und Wald zu schonen. Für andere Gebiete gelten Wegegebote. Wer ein Schutzgebiet betritt und vom Wildhüter erwischt wird, riskiert eine Strafe von mehreren hundert Schweizer Franken. Ein Grossteil der Schutzgebiete lässt sich mit naturschützerischen Argumenten stichhaltig begründen, da dort gefährdete oder seltene Tierarten leben, zum Beispiel das stark bedrohte Auerhuhn.



Reglementierte Wildnis: Wildtiere brauchen ungestörte Gebiete. In empfindlichen Naturräumen müssen Outdoor-Sportler Kompromisse eingehen und sich an Regeln halten, wie hier in St. Antönien.

In anderen Fällen schießen die Behörden aber über das Ziel hinaus, die Interessen der Jägerlobby werden höher gewichtet als die anderer Naturnutzer. Das führt dazu, dass einige Schutzmaßnahmen eher darauf ausgerichtet sind, möglichst viele Rehe und Gämsen durch den Winter zu bringen, damit die Jäger im kommenden Jahr etwas vor die Flinte bekommen, als ein ökologisch sinnvolles Gleichgewicht zu fördern. Es gilt die betreffenden Gebiete genau zu begutachten und sinnvoll begründete Lösungen

zu finden, bei denen die Interessen der Natur, der Bergsportler und der Jäger gleichermaßen berücksichtigt werden. Die alpinen Vereine und ihre jeweiligen Sektionen müssen ihre Rolle als kompetente Vertreter für einen naturverträglichen Bergsport wahrnehmen. Die Ausgewogenheit zwischen freiem Zugang und Naturschutz ist dabei in jedem Einzelfall genau zu prüfen. Nur so werden wir die wenigen, frei zugänglichen Wildnisflächen der Alpen bewahren können.

Bisher wird der freie Zugang in den meisten Fällen nur temporär eingeschränkt. Betretungsverbote und Wegegebote gelten in der Regel in den Wintermonaten – was durchaus sinnvoll ist, da die schneereiche Zeit für viele Tierarten einerseits einen sehr hohen Energieverbrauch und andererseits einen Mangel an Nahrung mit sich bringt. Es ist aber nicht auszuschließen, dass die Schutzmaßnahmen zunehmend auf den Sommer ausgeweitet werden, was zu ähnlichen Konflikten wie die »Klettern und Naturschutz« -Diskussionen in vielen außeralpinen Gebieten Deutschlands führen könnte.

Auf einem ganz anderen Ansatz basiert die »Leave No Trace« -Ethik aus Nordamerika. Dabei geht es darum, Besucher von Wildnisgebieten im Vorfeld zu sensibilisieren und zu informieren. Sie lernen dabei genau, wie sie sich in der Wildnis verhalten sollen, um keine Spuren zu hinterlassen. Die Anhänger von »Leave No Trace« sind überzeugt, mit »weichen« Maßnahmen ebenso viel beim Wildnisschutz zu erreichen, wie mit »harten«: »Während die Schließung überbeanspruchter Gebiete, die Begrenzung der Besucherzahlen und das Einrichten bezeichneter Zeltplätze wichtige Management-Werkzeuge der vergangenen Jahrzehnte waren, um zu verhindern, dass unsere wertvollen Wildnisgebiete zu Tode geliebt werden, ist die Schulung der Besucher bei weitem die gesellschaftlich angenehmste und häufig effektivste Lösung« (www.Int.org).

»Leave No Trace« arbeitet nicht mit starren Regeln, sondern bietet den Wildnisbesuchern situationsbezogene Leitplanken für naturverträgliche Verhaltensweisen. Diese umfassen in erster Linie Tipps zur Tourenplanung und -vorbereitung, zur Fortbewegung auf und abseits von Wegen, zum Zelten und Biwakieren, zum Umgang mit Abfällen und Fäkalien, zum Verhalten gegenüber Wildtieren und Pflanzen und zum Feuermachen.

Da der Wildnisraum in den Alpen noch viel begrenzter ist als in Nordamerika, ist diese Ethik wahrscheinlich nicht in allen Fällen eins zu eins übertragbar. Sie ist dennoch in vielen Fällen eine sehr erstrebenswerte Stoßrichtung.

Bergsteigerwildnis: Wo keine Hütte steht, geht keiner hin. Das Biwak auf 3190 Meter Höhe würzt die Überschreitung von Griessenhörnern, Stuckli- und Fleckistock in der Zentralschweiz.



Bergwildnis morgen: Abenteuergelände für die Zukunft

Die Lenkung der Bergtouristen entlang von Infrastrukturen wie Hütten, Wegen, Klettersteigen, Kletter- und Skirouten in den Alpen funktioniert nur so lange, wie die Schlinge um die letzten unerschlossenen Gebiete nicht zugezogen wird. Die »wilden Inseln« sind die letzten intakten Ökosysteme in denen Nischen-Bergsportarten fortbestehen können. Sie sichern den Erhalt der gesamten Bandbreite des Bergsports für die Zukunft. Genau genommen ist das klassische Bergsteigen in den Alpen vom Aussterben bedroht, wenn sein »Lebensraum«, die unerschlossene Bergwelt, unter die Räder kommt. An dieser Stelle muss sich die Bergsport-Community selbst an der Nase nehmen und die massiven Erschließungen der letzten Jahrzehnte überdenken. Ziel der Bergsportler und der alpinen Vereine muss der Erhalt der Wildnisgebiete als Naturerlebnisraum sein.

Auch abseits der alpinen Trend-Gebiete wird attraktiver Bergsport betrieben, nur nehmen es die meisten nicht wahr. Es erscheinen meist keine langen Fotoreportagen darüber in den Fachzeitschriften und die Führerliteratur fällt oft eher karg aus. Dabei müssen die Aktivitäten nicht notwendigerweise extrem sein: Die Trekkingtour in die hintersten Winkel verlassener norditalienischer Täler gehört genauso dazu wie die klassische kombinierte Überschreitung eines lang vergessenen Grates in der Zentralschweiz oder die Erstbegehung einer alpinen Kletterroute im Walliser Niemandsland mit mobilen Sicherungsmitteln. Die Suche nach Wildnis-Erlebnissen hat nichts mit einem elitärem Anspruch zu tun. Die Bedürfnisse der Minderheiten abseits des Breitenbergsports haben ihre Daseinsberechtigung, völlig unabhängig von den technischen Schwierigkeiten der Touren. Die verbleibenden »Wildnisinseln« sind der bescheidene Rest an Rohstoff für alpine Abenteuer der kommenden Generationen.



Skitourenwildnis: Wer selber spurt, erlebt mehr. Bergerfahrung und alpinistisches Können sind Voraussetzung für Skihochtouren abseits der Massen. Neuschnee macht den Tödi wild.

Junge Wilde in den Bergen

Abseits vom Kletter-Mainstream tauchen immer wieder junge Bergsteiger auf, die zeigen, dass auch heute im Alpenraum noch attraktive, extrem wilde Touren und Erstbegehungen möglich sind. Das Prädikat »zukunftsfähig« kann man denjenigen Unternehmungen zuschreiben, die den verbleibenden Wildnisraum gleichermaßen nutzen und schützen, indem sie keine bleibenden Spuren in der Landschaft zurück lassen. Ein Info-Pool für diese Art von Touren ist der Prix Wilderness 2008 von Mountain Wilderness Schweiz (www.mountainwilderness.ch/projekte/prix-wilderness/prix-wilderness-2008/): Der mit 5'000 Schweizer Franken dotierte Preis war für die »wildeste Berg- oder Klettertour« in der Schweiz ausgeschrieben.

Die Gewinner-Seilschaft Aaron Richinger und Simon Riediker punktete mit der Erstbegehung der Route »Wall-Fahrt« an der Gredetschhorli-Südwestwand (3646m). Die 11-Seillängen-Tour mit Schwierigkeiten bis 6c, liegt im Baltschieder Tal in den Walliser Alpen. Die Tour hat beispielhaften Wildnischarakter, weil im Vorfeld praktisch keine Informationen zur Wand vorhanden waren und weil dort – vor und nach der Tour – praktisch keine menschlichen Spuren den ursprünglichen Zustand der Bergwelt verändern. Die Wand liegt für Alpen-Verhältnisse sehr weit ab von der Zivilisation: Der Zustieg mit schweren Rucksäcken dauert rund 10 Stunden. Die gesamte Unternehmung erfolgte in absolut sauberem Stil – von der eigenen Haustüre auf den Gipfel und wieder zurück: Anreise mit Bahn und Bus, Einkaufen regionaler Produkte im Dorfladen, Mitnehmen aller notwendigen Hilfsmittel, Übernachten im Zelt, Abtransport aller Abfälle, Sicherung nur an mobilen Sicherungsmitteln und wenigen Normalhaken, die alle wieder mitgenommen wurden.



Richtig große Wildnis: Das Erlebnis ist anders, wenn Stille, Weite und Einsamkeit bis zum Horizont reichen. In den Bergen des kanadischen Kluane National Parks sind Bergsteiger ganz auf sich selbst gestellt.

Auf der gesamten Kurzexpedition im eigenen Land haben Richinger und Riediker praktisch keine bleibenden Spuren hinterlassen. Sie beschreiben ihre Kletterethik folgendermaßen: »Unsere Begehungsphilosophie: Für uns ist klar, dass wir trotz der hohen Schwierigkeiten auf Bohrhaken gänzlich verzichten wollen. Wie bei den zahlreichen Erstbegehungen, die wir zuvor schon in diesem Stil gemacht haben, entfernen wir sämtliche mobilen Sicherungsgeräte wieder, so dass die Wand nach unserer Begehung aussieht, als wäre nie jemand da gewesen und für Wiederholer genau derselbe Spielraum unter denselben Voraussetzungen offen steht. Mit dem kleinen Unterschied, dass sie sich nun mit dem Topo über die zu erwartenden Schwierigkeiten informieren können, sofern sie dies möchten.«

Sekundärwildnis: die Krise als Chance

In weiten Teilen der Südalpen hat die Entvölkerung abgelegener, nur mühsam zu bewirtschaftender Täler große Brachflächen hinterlassen. Diese Gebiete verwildern seit Jahrzehnten wieder. Zwar entsprechen diese Landschaften nicht ganz der Wildnis im Originalzustand. Sie sind aber dennoch attraktive Erlebnisräume für diejenigen, die einsame, naturnahe Bergwelten suchen. Beispielhaft kann man diese Entwicklung am norditalienischen Val Grande, zwischen Domodossola und dem Centovalli an der Schweizer Grenze, zeigen.

Der Parco Nazionale Val Grande gilt als größtes Wildnisgebiet Italiens und des gesamten Alpenbogens. Alp- und Forstwirtschaft waren früher die einzigen Nutzungsmöglichkeiten in höheren Lagen. Nach dem zweiten Weltkrieg verliess die Bevölkerung das Tal praktisch völlig. Jegliche Bewirtschaftung wurde aufgegeben, das Gebiet sich selbst überlassen. Die Alpweiden vergandeten, die Wälder erholten sich von der intensiven Nutzung. »Das Val Grande hat heute auf den ersten Blick den Charakter einer »Wildnis«, obwohl es keineswegs eine vom Menschen unbeeinflusste Naturlandschaft ist... Heute wird der Begriff »Wildnis« aber auch für verwilderte Kulturlandschaften... verwendet«[5]. Das Gebiet ist seit 1992 Nationalpark und von der Idee her stark an das nordamerikanische Wilderness-Konzept angelehnt. Besucher sind in weiten Teilen des Parks willkommen, der wilde Charakter der Landschaft muss aber erhalten bleiben. Es gibt nach wie vor nur ein minimales Infrastrukturangebot, in Form von markierten Wanderwegen und sehr einfachen Selbstversorgerhütten. Große Teile des Nationalparks werden bewusst gar nicht erschlossen.

Am Beispiel des Parco Nazionale Val Grande lassen sich die zwei Seiten der Verwilderung der Landschaft gut aufzeigen. Wenn das Gebiet sich selbst überlassen wird, wächst es zu. Die Überreste der Weiler, Alphütten und Wege verfallen. Die Natur übernimmt wieder voll die Regie – aber es ist kaum mehr möglich, die Landschaft zu erleben, da es schlicht kein Durchkommen gibt. So verläuft die Entwicklung in vielen entlegenen Teilen des Nationalparks, die sehr selten besucht sind. In der Kernzone des Parks ist zusätzlich der Zutritt verboten. In anderen Bereichen sind Wanderwege markiert, Selbstversorgerhütten renoviert und Alpen wieder bewirtschaftet. »Der Reiz des Val Grande liegt im Nebeneinander und im Wechselspiel von wilder Natur und den noch erhaltenen, vom Menschen erschaffenen Kulturlandschaftselementen... Will man dies... erhalten, kommt man nicht darum herum, zumindest punktuell in den Prozess der Verwilderung einzugreifen«[5]. Der eingeschlagene Weg des Nebeneinanders von Wildnis und bewusst sehr spärlich erschlossenen Gebieten ist sicher ein vorbildliches Konzept, um erlebbare Wildnis in den Alpen für die Zukunft zu erhalten und zu fördern.

Fazit: ein Plädoyer für die Wildnis

Mit der Wildnis nimmt es den gleichen Lauf, wie mit vielen anderen natürlichen Ressourcen auch. Lange Zeit interessiert sich niemand dafür, die Vorräte schlummern unangetastet vor sich hin. Irgendwann wird ihr Nutzen entdeckt. Die Ausbeutung beginnt, die Ressourcen scheinen zunächst endlos, es gibt keinen Anlass zur Sorge. Der Bedarf wächst, die Nutzung entwickelt sich schleichend zum Raubbau. Die ersten warnenden Stimmen werden laut, aber kaum ernst genommen. Erst wenn die Ressource spürbar knapp wird, zieht die Betroffenheit große Kreise in der Gesellschaft. Es bilden sich zwei Lager. Die einen machen so lang wie möglich weiter wie bisher. Die anderen wehren sich dagegen. An dieser Stelle stehen wir jetzt. Wenn noch ein Rest alpiner Bergwildnis für die Zukunft übrig bleiben soll, dann müssen wir Bergsportler heute die Notbremse ziehen und die Erschließungstätigkeit stoppen. Im Interesse einer intakten Natur und in unserem eigenen. Die oben genannten Beispiele zeigen, dass Bergsport auch mit sehr wenigen bleibenden Spuren möglich ist. Climb up – stand up!

Literatur:

[1]Matthias Stremlow: Zwischen Idylle und Schreckensraum – Wildnissuchende in der Literatur. In: Elsbeth Flüeler, Marco Volken, Matthias Diemer (2004): Wildnis – Ein Wegbegleiter durchs Gebirge. Rotpunkt Verlag, S. 93ff

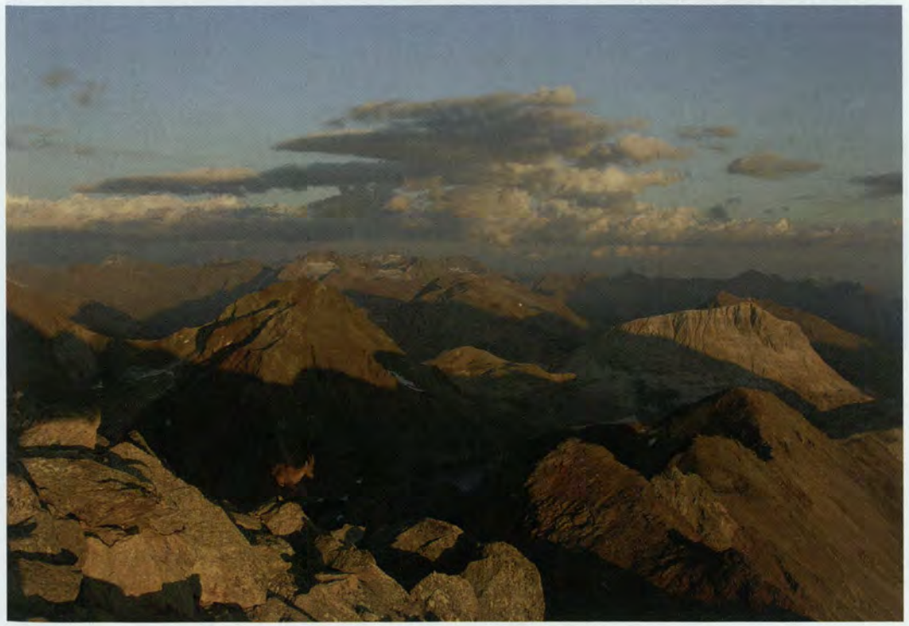
[1A]Elsbeth Flüeler u.a. (2004), s.o., S. 226ff

[2]Edward Whymper (1865): Die Erstbesteigung des Matterhorns. In »Berge«, Erstausgabe Juni 1983, S. 38ff

[3]Backcountry Magazine 14/64, Nov. 2008, S.89

[4]wilderNews 39, Nov. 2005, S.3

[5]Bernhard Herold Thelesklaf (2008): Nationalpark Val Grande. Rotpunkt Verlag



Wanderwildnis: Abseits der ausgetretenen Wege lassen sich auch in den Alpen noch ursprüngliche Gebiete erwandern. Zum Beispiel auf vergessenen Schmugglerpfaden zwischen Puschlav und Italien.

Klimawandel am Mittelmeer

Auf der Suche nach Korsikas Gletschern

von Joachim Kuhlemann[1], John Reinecker[1], Ingrid Krumrei[1], Christina Schuster[1], Hildegard Westphal[2]

Die Insel Korsika ist bekannt für ihr hochalpines Ambiente inmitten des westlichen Mittelmeeres. Schon auf 1600 m erwartet den Wanderer hier eine Landschaft, wie wir sie in den Alpen erst oberhalb von 2000 m kennen, und sein aufmerksames Auge erkennt zwischen den Bergflanken relativ frische Spuren von Vergletscherungen: Karseen, Gletscherschliffe, Rundhöcker und Moränen. Spuren früherer Vergletscherungen lassen sich an vielen Orten der Insel bis auf 500 m Höhe hinunter finden. Diese Spuren werfen mancherlei Fragen auf: Wie stark war einst die Vergletscherung und wann sind die Gletscher auf Korsika verschwunden? Wie lässt sich die Vergletscherungsgeschichte rekonstruieren? Diese Fragen sind auch für Klimatologen von großem Interesse, insbesondere weil wir heute das Abschmelzen der Gletscher in den Alpen beobachten und die Faktoren verstehen wollen, die Gletscher wachsen und wieder schwinden lassen. Kleinere Gletscher wie jene, die früher auf Korsika existierten, sind besonders empfindliche Klima-Indikatoren, die wir deswegen genauer untersuchen wollen. Die Kenntnisse über ihr Vorstoßen und Abschmelzen helfen, die Klimaentwicklungen in der Vergangenheit zu rekonstruieren.

Das Klima von Korsika

Heute sind Klima und Wetter auf Korsika durch Sommertrockenheit und Winterregen geprägt. Im Winter beeinflusst die Westwindzone mit Vorstößen polarer Luft das mediterrane Klima, während im Sommer der subtropische Hochdruckgürtel dominiert. Im Gebirge Korsikas sind die Temperaturen im Schnitt 10 °C, in den Gipfellagen sogar bis zu 15 °C niedriger als an der Küste, und der Jahresniederschlag steigt von 600 mm an der Küste auf über 1500 mm im Gebirge an (zum Vergleich: München hat einen mittleren Jahresniederschlag von 850 mm, die Zugspitze von 2000 mm).

Ob sich ein Gletscher bildet, und wie schnell er vorstößt oder abschmilzt, hängt von vielen Faktoren ab. In erster Linie wird das »Leben« eines Gletschers von der sommerlichen Lufttemperatur und der Schneemenge bestimmt. Erst die langjährige Ablagerung von Schnee führt zur Bildung von Gletschereis, welches bei ausreichender Eismächtigkeit talwärts zu fließen beginnt. Die Kombination niederschlagsreicher, kalter Winter und kühler, wolkenreicher Sommer, in denen der Schnee nicht vollständig abtauen kann, führt zu einer Vergletscherung. Zunehmende Vergletscherung wiederum bewirkt, dass immer mehr Sonnenlicht reflektiert wird (Albedo-Effekt). Damit können sich die Erdoberfläche und die darüber liegende Atmosphäre weniger erwärmen. Dieser positive Rückkopplungs-Effekt wirkt verstärkend auf einen allgemeinen Abkühlungstrend. Taut hingegen über viele Jahre hinweg im Sommer der Schnee vollständig ab, ist die Massenbilanz des Gletschers negativ, und die Vergletscherung geht zurück. Die Sonne kann dann die Erdoberfläche mehr erwärmen, die Atmosphäre heizt sich mehr auf und die Gletscher schmelzen um so schneller ab. Genau diesen Vorgang beobachten wir derzeit in den Alpen.

Vergleicht man das heutige Klima in Europa mit Nordamerika oder Asien, stellt man fest, dass es auf vergleichbarer geographischer Breite in West- und Süd-Europa relativ mild ist. Diese Sonderstellung verdankt Europa dem Golfstrom, eine Meeresströmung, die warmes Wasser aus der Karibik entlang der europäischen Westküste in den Nordatlantik führt. Warmes Wasser verdunstet stärker als kaltes und erzeugt Wolken, die mit der Westwinddrift nach Europa gebracht werden. Zudem puffert das warme Wasser polare Kaltlufteinbrüche ab und wirkt temperaturausgleichend. Somit sorgt der Golfstrom für erhöhte Temperaturen und Niederschläge in West-Europa. Ohne diese »Wärmepumpe« wäre es in Europa kälter und trockener – vergleichbar mit Nordamerika und Asien. Gegen Ende der letzten Eiszeit vor rund 20.000 Jahren wurde der Golfstrom gleich mehrere Male von gigantischen Schmelzwassermengen aus Nordamerika überschichtet und brach dadurch zusammen, so dass er Europa nicht mehr klimatisch beeinflussen konnte. Die Folge war eine starke Abkühlung vor allem in den Wintermonaten.

[1]Institut für Geowissenschaften, Universität Tübingen, Sigwartstraße 10, 72076 Tübingen
[2]Fachbereich Geowissenschaften, MARUM, Universität Bremen, Leobener Straße, 28359 Bremen

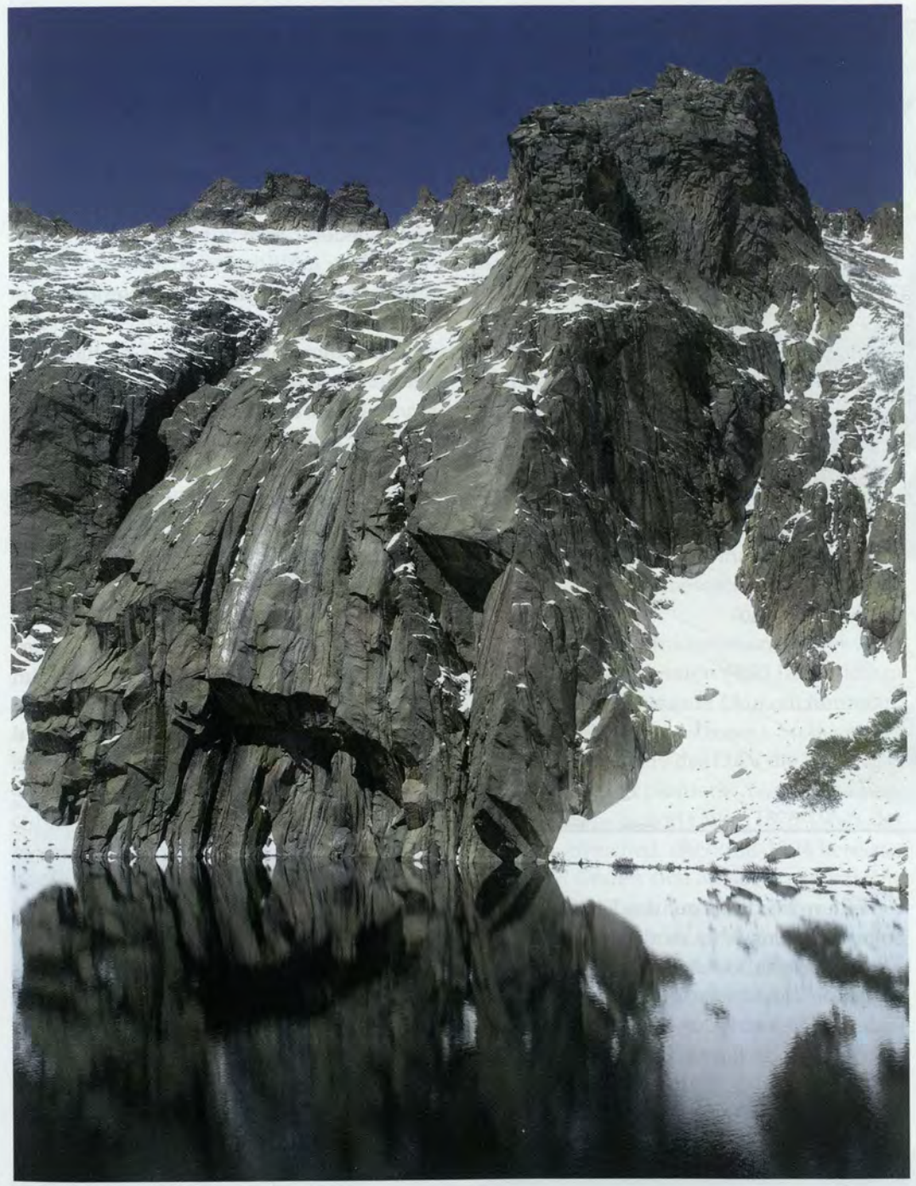


Abb. 1: Hochalpine Kulisse am Lac du Capitellu (1930 m) im Restonicatal unterhalb der Punta alle Porta (2313 m). Der Bilderbuch-Karsee ist eingerahmt von steilen Granitwänden, die vom Restonicagletscher geschliffen wurden.

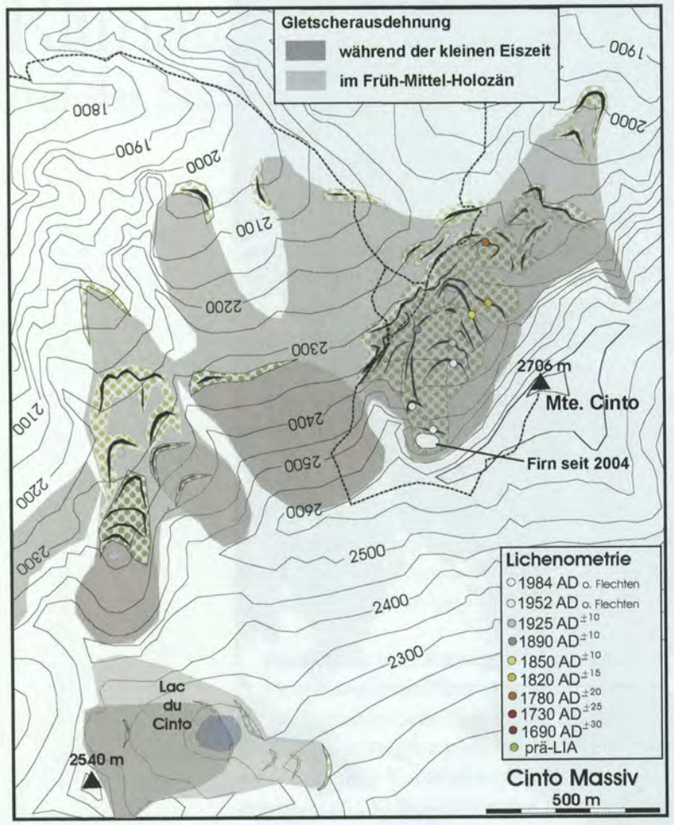


Abb. 2: Maximale Gletscherausdehnungen Korsikas nach der Würm-Eiszeit.

Weitere Einflüsse auf das Klima wie der Sonnenfleckenzyklus, Änderungen der Erdbahnparameter um die Sonne und die Neigung der Erdachse zur Erdbahnebene verändern die Einstrahlungsenergie der Sonne auf die Erdoberfläche. Diese periodischen Einflussgrößen ändern sich laufend und unabhängig voneinander und überlagern nicht-periodische Einflüsse wie zum Beispiel große vulkanische Eruptionen. Globale wie regionale, periodische wie zufällige Einflüsse spiegeln sich in der lokalen Klimageschichte eines jeden Punktes der Erde wieder – auch auf Korsika.



Abb. 3: Die Landkartenflechte (Rhizocarpon geographicum) auf einem vom Gletscher geschliffenen Granit.

Die Datierung korsischer Vergletscherung

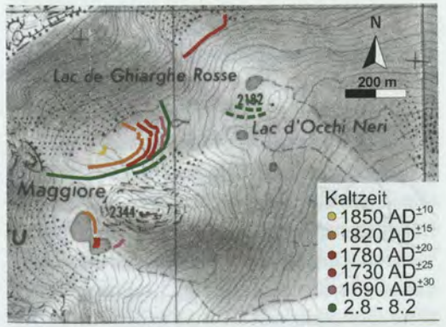
Wie rekonstruiert man die Geschichte einer Vergletscherung? Die augenscheinlichsten Indizien für eine ehemalige Vergletscherung sind die Moränen, Ablagerungen von durch den Gletscher transportierten Schutt an dessen Rand (End- und Seitenmoränen) oder Basis (Grundmoränen). Jüngere Gletschervorstöße nehmen im Weg liegende ältere Moränen wieder auf und schieben diese zu einer neuen Moräne zusammen. Somit sind die talaufwärts abgelagerten Moränen jeweils jünger als die tiefer im Tal erhaltenen Moränen. Die höchstgelegenen und damit jüngsten Moränen sind meist am besten erhalten. Des weiteren wurde dort, wo Gletschereis mit eingefrorenem Schutt über Felsuntergrund geglitten ist, der anstehende Fels geschliffen bis blank poliert (Gletscherschliff). Eine Kartierung von Gletscherschliffen und Moränen hilft bei der Rekonstruktion der früheren Ausdehnung von Gletschern. Eine solche Kartierung wurde auf Korsika durchgeführt (Abb. 2). Sie zeigt, wie stark die korsischen Berge nach der letzten großen Eiszeit vergletschert waren.

Eine Methode, das Alter einer mehrere tausend Jahre zurückliegenden Vergletscherung zu bestimmen, ist die Untersuchung von Sedimenten, die sich nach dem vollständigen Abschmelzen des Gletschers in Karseen abgelagert haben. Eine weitere Methode ist die 14C-Datierung (Radiokarbondatierung) von Holz- und Torfresten aus Moränen. Eine neu entwickelte Methode misst die Konzentration des instabilen (radioaktiven) Isotops 10Be in Quarz, das nach dem Abschmelzen des Gletschers an der Gesteinsoberfläche durch die kosmische Strahlung gebildet wird und sich mit der Zeit anreichert. Dabei muss die Intensität der kosmischen Strahlung, die stark von der Höhe über den Meeresspiegel abhängt, berücksichtigt werden.

Jüngere Vergletscherungen lassen sich mit Hilfe der Lichenometrie datieren: Oberflächen von Gletscherschliffen und Moränenblöcken werden nach dem Abschmelzen des Gletschereises rasch von Flechten besiedelt. In Gebieten wie dem gebirgigen Teil Korsikas, wo quarzreiche Gesteine (z.B. Granite, Gneise, Quarzite) vorkommen, wächst die gelblich-grüne Landkartenflechte (*Rhizocarpon geographicum*), deren langsames und stetiges Wachstum ein gutes Maß für die Zeitdauer nach der Freilegung (Exposition) der Felsoberfläche darstellt (Abb. 3). Eine Flechte mit einem Durchmesser von 2,5 bis 3,0 cm entspricht beispielsweise einem Expositionsalter von rund 140 Jahren – der Gletscher wäre hier ungefähr um das Jahr 1870 verschwunden. Eine Flechte mit einem Durchmesser von 6 bis 7 cm hingegen belegt ein Expositionsalter von 300 bis 350 Jahren (d.h. die Fläche ist eisfrei seit 1690). Die Methode stößt an ihre Grenzen, sobald sich einzelne Flechten berühren und ineinander wachsen, und ist deshalb nur für die letzten ca. 500 Jahre geeignet. Zudem brauchen die Flechten in den Alpen etwa 20 bis 30 Jahre, um eine frisch freigelegte Gesteinsoberfläche zu kolonisieren. Die Wachstumsgeschwindigkeit hängt von vielen Faktoren ab und muss jeweils lokal geeicht werden, idealerweise durch einen historisch dokumentierten Gletschervorstoß.

Eine Anwendung der Flechtendatierung auf Korsika zeigt in allen hohen Massiven Korsikas eine ineinander geschachtelte Abfolge von einigen kleinen, »frischen« und vegetationsfreien Moränenwällen der Kleinen Eiszeit. Diese liegen innerhalb von größeren, älteren und bewachsenen Moränen (Abb. 4).

Sehr wertvolle Informationen über Gletscherstände der letzten ~150 Jahre liefern historische Dokumente (Aufzeichnungen, Photographien und Skizzen). So liegen im historischen Archiv des DAV die Nachlässe des Bergsteigerpioniers, Naturforschers und Arztes Felix von Cube (1876-1964), der Korsika zwischen 1899 und 1904 bereiste. Daneben finden sich auch naturalistische Bilder und Reisebeschreibungen früher Touristen wie die des berühmten Malers und Bergsteigers Edward Theodore Compton und Francis Fox Tuckett. Der Vorteil dieser Daten liegt in der präzisen Datierung der Beobachtungen. Obwohl die Beobachtungen unvollständig überliefert sind, da diese touristischen Reisen keinen wissen-



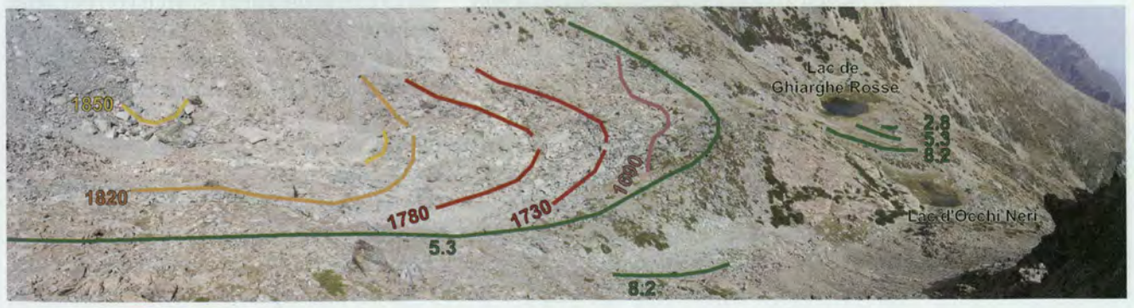


Abb. 4: Kartierung von Moränen und darauf siedelnden Flechten im östlichen Cinto-Massiv am Capu Biancu.

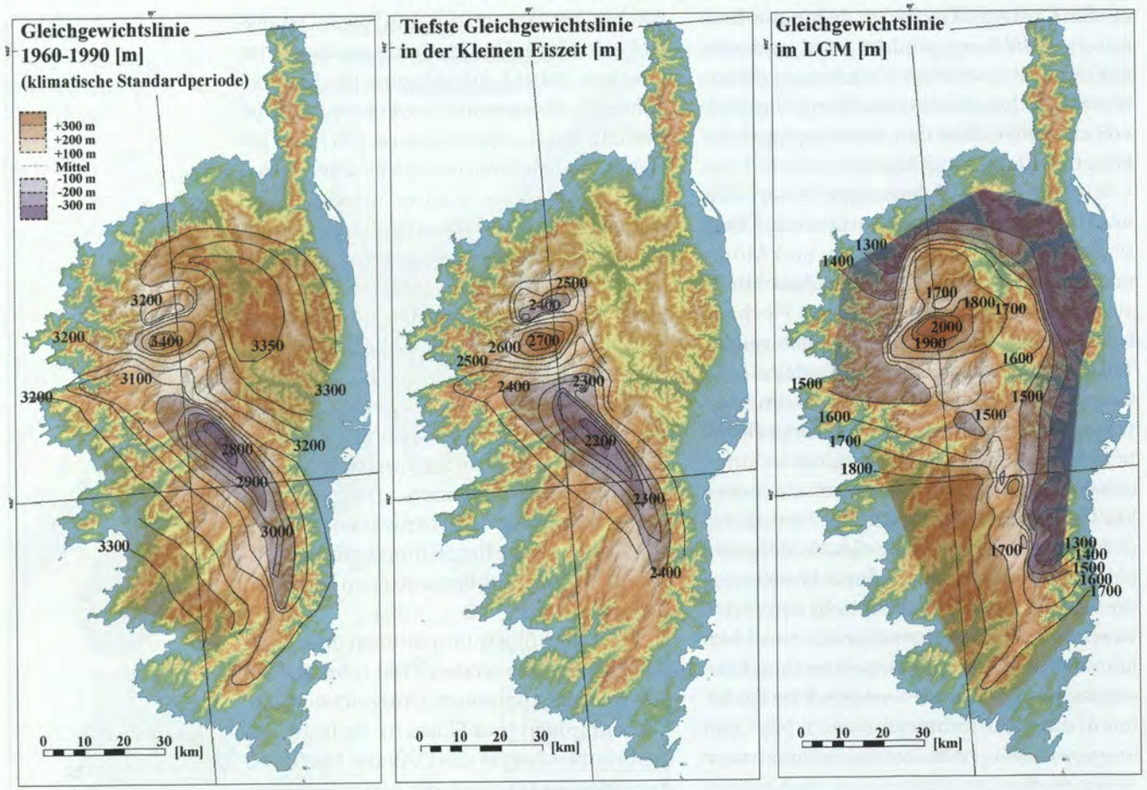


Abb. 5: Rekonstruierte Höhenlagen der Gleichgewichtslinien während des letzten glazialen Maximums (Würmvereisung), der »Kleinen Eiszeit« und heute.

schaftlichen Anspruch hatten, liefern diese Quellen zusätzliche Informationen für die Rekonstruktion der damaligen Vereisungszustände.

Gleichgewichtslinien

Um Rückschlüsse vom Gletscherverhalten auf das Klima ziehen zu können wird die sog. Gleichgewichtslinie herangezogen. Als Gleichgewichtslinie wird die Grenze zwischen Akkumulations-(Nähr-)Gebiet und Ablations-(Zehr-)Gebiet eines Gletschers bezeichnet. Das entspricht ungefähr der Firnlinie im Spätsommer. Für kleine alpine Gletscher und Nischengletscher, wie sie auf Korsika existierten, umfasst das Akkumulations-Gebiet, wo sich das Eis bildet, rund 60% der gesamten Gletscherfläche. Die anderen 40% entsprechen dem Ablations-Gebiet, wo der Gletscher durch Abschmelzen an Masse verliert. Verlagert sich die Gleichgewichtslinie nach oben, wird das Akkumulations-Gebiet kleiner und die Gletscherzunge schmilzt zurück. Sinkt die Gleichgewichtslinie, vergrößert sich das Akkumulations-Gebiet und der Gletscher stößt vor. Auch Gleichgewichtslinien können anhand von Moränenzügen rekonstruiert werden. Die für die korsischen Gletscher rekonstruierten Gleichgewichtslinien haben eine Genauigkeit von 50 Höhenmetern. Ihre Höhenlage hängt sowohl von der Temperatur als auch vom Niederschlag ab. Nimmt die Temperatur im Jahresdurchschnitt um 0.6 °C zu oder der Jahresniederschlag um 11% ab, so steigt die Gleichgewichtslinie um ca. 100 m.

Die Lage der heutigen Gleichgewichtslinie auf Korsika lässt sich wegen der fehlenden Gletschern nicht direkt bestimmen, sondern muss aus der Sommertemperatur bzw. Jahresmitteltemperatur auf ca. 2000 m sowie der Niederschlagsmenge des gesamten Jahres berechnet werden. Mit über Korsika verteilten Temperatur-Loggern haben wir dafür seit 2003 eigene kontinuierliche Messreihen als Datengrundlage erhoben. Aus den Daten ergibt sich, dass die Gleichgewichtslinie im südlichen Zentrum der Insel längs der Hauptwasserscheide (kühl und feucht) durchschnittlich bei rund 3000 m liegt, während sie im geschützten nördlichen Zentrum (warm und trocken) bei 3600 m liegt. In Nordexposition befindet sich die Gleichgewichtslinie jeweils ca. 200 m tiefer als in Südexposition. Doch auch hier liegt sie immer noch höher als die höchsten Gipfelkare Korsikas, was erklärt, dass wir heute keine Gletscher mehr auf Korsika finden.

Erstaunlicherweise sind die für die sog. »Kleine Eiszeit« (15.-19. Jahrhundert n. Chr.) rekonstruierten Gleichgewichtslinien auf Korsika vergleichbar mit denen auf der Alpen-Nordseite, obwohl Korsika etwa 500 km weiter südlich liegt. Innerhalb der letzten 1000 Jahre sank die Gleichgewichtslinie auf Korsika mehrmals auf 2200 bis 2700 m ab und lag damit zeitweise unterhalb der Gipfelflur und etwa 600 bis 700 m tiefer als in der sogenannten Standard- oder Referenzperiode für »heutiges« Klima (1960 bis 1990). Im Vergleich zu den 300 Höhenmetern Variation, die die Gleichgewichtslinien in den Alpen (z.B. am Sustenpass, Urner Alpen) in den letzten 1000 Jahren erlebte, ist Korsika offensichtlich hochempfindlich für Klimaschwankungen. Die Alpengletscher reagieren klimatisch viel »gedämpfter«.

Die großen Unterschiede zwischen den Alpen und Korsika lassen sich durch die Unterschiede im Winterniederschlag, der Temperatur und der Größe der Gletscher erklären (kleine Gletscher reagieren schneller). Für den Zeitraum der »Kleinen Eiszeit« sind in Süddeutschland, der Nordschweiz und Österreich sehr kalte, aber relativ trockene Winter und kühl-feuchte Sommer mit vielen Missernten bekannt. Auf Korsika scheinen Herbst, Winter und Frühjahr besonders feucht und schneereich gewesen zu sein, was in Kombination mit kühlen Sommertemperaturen in der Höhe vermutlich zur Ansammlung gewaltiger Schneemengen geführt hatte, die im Sommer nicht vollständig abtauen konnten.

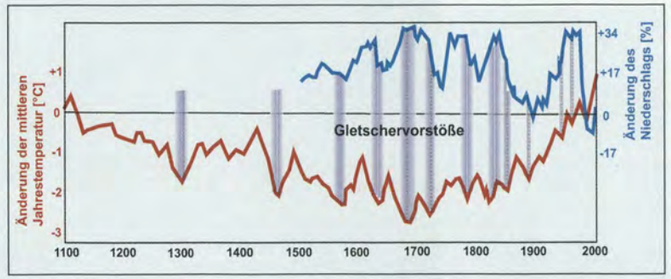


Abb. 6: Klimakurve der letzten 900 Jahre für Korsika und Zeiten potentieller Gletschervorstöße bei gleichzeitiger Abkühlung und Niederschlagszunahme.

Die Rekonstruktion der Vergletscherungsgeschichte Korsikas

Die ältesten Reste von Moränen und Flussschottern auf Korsika im Fium Grosso-Tal stammen vermutlich aus der Mindel-Eiszeit (vor 475.000 bis 370.000 Jahren). Aus



Abb. 7: Aufnahme der Nordflanke des Mte. Cinto Anfang Oktober 1901 (Felix von Cube; hist. Archiv des DAV) und Datierung der Moränen.



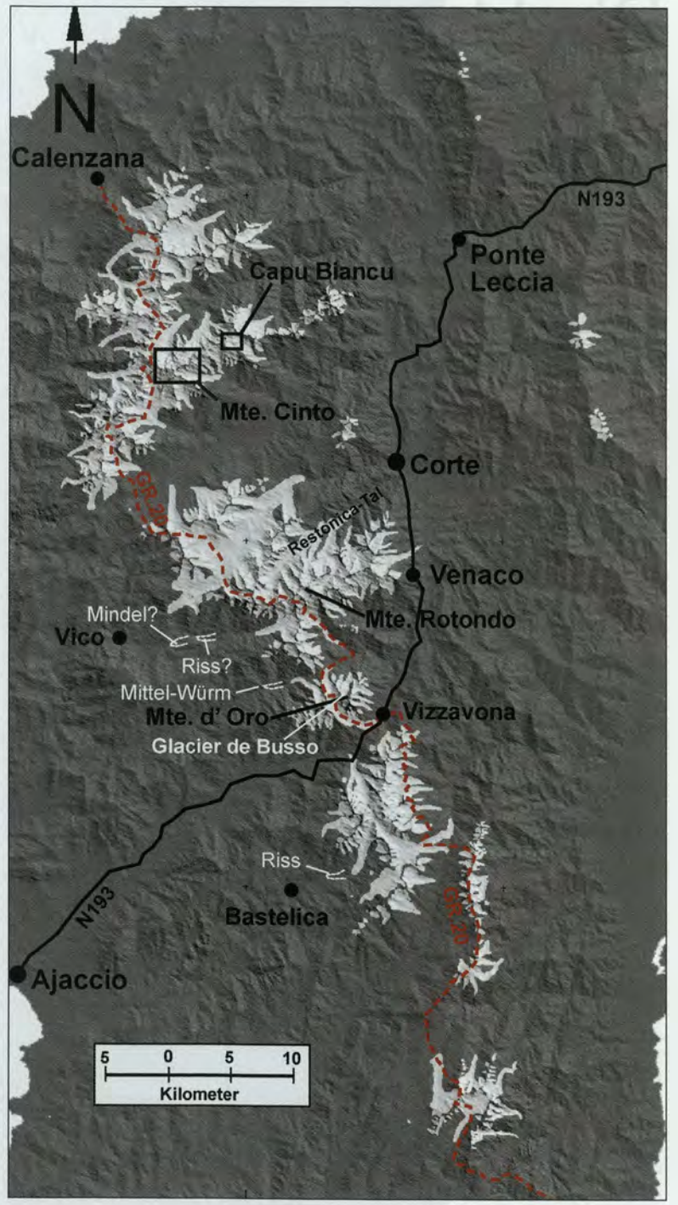
Abb. 8: Blick vom Mte. d'Oro nach Norden in die Bocca di Porco. Die mit Hilfe der Lichenometrie datierte Moränenstaffel zeigt sehr schön das Abschmelzen des Gletschers. Die Zahlen an den grün markierten Moränen geben das Alter in tausend Jahren vor heute im Früh- und Mittel-Holozän an. Oberhalb der Endmoräne von 1850 (gelb markiert) halten sich auch heute noch Firnflecken bis weit in den Sommer hinein.

der Riss-Eiszeit (vor ca. 180.000 und 160.000 Jahren) sind Moränenreste in z.B. im Prunelli-Tal dokumentiert. Am Besten erhalten sind die Ablagerungen und Talformen aus der Würm-Eiszeit. Die stärksten Vorstoßphasen mit den am tiefsten liegenden Moränen stammen meist aus dem Früh-Würm (68.000 – 60.000 Jahre), dem mittleren Würm (~30.000 Jahre) und dem Würm-Hochglazial (vor 24.000 bis 18.000 Jahren), das auch als »Letztes Glaziales Maximum« (LGM) bezeichnet wird. Während des LGM und im nachfolgenden Spätglazial (vor 15.000 bis 12.000 Jahren) können wir wiederum mehrere Gletschervorstöße unterscheiden. Die Endmoränen-Wälle des Spätglazials in Höhen von 1400 bis 2100 m sind meist gut erhalten und oberhalb der Baumgrenze leicht zu erkennen.

Dann begann die derzeitige Warmzeit (Holozän), die jedoch auch mit kleineren Vergletscherungen in geschützten Lagen unterhalb der höchsten Gipfel Korsikas aufwarten kann. Diese Phasen der Vergletscherungen datieren etwa um 8.200, 5.300 und 2.800 Jahre vor heute.

Die jüngsten Gletscher (kleine Nischengletscher) bildeten sich während der schon erwähnten »Kleinen Eiszeit«, die von ca. 1460 bis 1870 n. Chr. andauerte und aus mehreren kurzen, kalten und feuchten Phasen bestand. Sie haben auf der Nordseite des Mte. Cinto (2706 m), des Mte. Rotondo (2622 m) und des Mte. d'Oro (2389 m) besonders klare Spuren hinterlassen. Der erste Bergtourist Korsikas, der Geograph und Historiker Ferdinand Gregorovius, schildert hier schon 1852 sehr anschaulich die »milchige Restonica« und weiß verfärbte Gerölle im Kiesbett, was auf Gletschertrübe im Restonica-Fluß schließen lässt. Seine Besteigung des zweithöchsten Berges der Insel (Mte. Rotondo, 2622 m) am 29.7.1852 führte seinen Schilderungen nach über das »ewige Eis« der Nordflanke. Schilderungen von Francis Fox Tucketts Fahrt im Jahre 1882 in das Gebiet des Mte. Cinto sind die letzte bekannte Erwähnung von Gletschertrübe. In den Jahren 1899, 1901 und 1903 bereiste Felix von Cube Korsika und machte erste photographische Aufnahmen von der Nordflanke des Mte. Cinto (Abb. 7). Sie zeigen den ersten Neuschnee im Herbst auf ausgedehnten Firnfeldern. Es lässt sich jedoch nicht erkennen, ob diese Aufnahmen noch Reste eines Gletschers zeigen. Bemerkenswert sind von Cubes Beschreibungen von Schneefällen im Hochsommer in Höhenlagen bis 2000 m herunter, was nach unserer Kenntnis in den letzten 30 Jahren auf Korsika nicht vorkam. Werner Heybrock beobachtete um 1952 ein neu gebildetes, kurzlebiges Firnfeld am Mte. Cinto. Das Firnfeld hatte eine Fläche von 180 x 350 m und eine geschätzte Mächtigkeit von 20 m. Der Firn zeigte interne Verformungen und Spalten von bis zu 15 m Länge und 2 m Breite. In seinen Darstellungen berichtet Heybrock auch von den Beobachtungen der Korsen selbst, dass sich besonders am Mte. Rotondo häufig der Winterschnee über den Sommer hinweg bis zum darauffolgenden Winter gehalten habe. Der vermutlich letzte dauerhafte Firnfleck Korsikas (»Glacier de Busso«) in einem Lawinensturzkessel im Massiv des Mte. d'Oro verschwand etwa 1990. Dieses Firnfeld »überlebte« so lange in seinem engen Tal, weil es durch Lawinen mit großen Mengen an Firn gespeist wurde. Ein solches Firnfeld ist für die Bestimmung der Firnlinie ungeeignet. Es wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Nutzung als Kühlmittel abgebaut, und der Firn wurde in die 30 km entfernte Hauptstadt Ajaccio transportiert (coole Drinks für die ersten Touristen). Aussagekräftig ist dagegen die Flechtendatierung von Endmoränen auf der Nordseite des Mte. d'Oro (Abb. 8).

Im Kontext der derzeitigen globalen Erwärmung wird das Abschmelzen der letzten mediterranen Eisfelder und Firnflecken akribisch beobachtet. Dem globalen Trend zuwider hat sich am Mte. Cinto seit 2005 wieder ein kleines Firnfeld etabliert (Abb. 9). Man darf gespannt sein, wie lange sich dieses Firnfeld, das inzwischen von einem Schuttmantel vor schnellem Abschmelzen geschützt wird, halten kann.



Danksagungen: Wir danken dem DAV-Archiv für die Unterstützung bei den Arbeiten im Archiv. Finanziell wurden die Arbeiten von der Jungen Akademie an der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina sowie von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert.

Abb. 9: Kartierung von Moränen und darauf siedelnden Flechten im zentralen Cinto-Massiv. Nordwestlich des höchsten Gipfels von Korsika ist im steilen Kar die jüngste Staffel von Moränen zu finden.

Die Ideologie vom Wachstum

VON JÜRGEN WINKLER



1
Bagger und Matterhorn

Mit keinem anderen Gerät, mit keiner anderen Maschine als mit dem Bagger hat der Mensch die Oberfläche der Erde in so kurzer Zeit so stark bewegt und verändert. Überall auf dem Globus reißen und beißen die Stahlzähne in den Leib der Erde. Es gibt keine Landschaft weltweit, wo nicht irgendwelche Bagger im Einsatz sind. Sie baggern überall jahrein und jahraus an den Küsten der Meere, in fast 6000 Meter Höhe der Anden und im gesamten Alpenraum. Kreischend und mit geballter Kraft ziehen Bagger ihre Trasse durch Bergwiesen und Almrücken. Weiter geht es mit Sondergenehmigung durch den alten Arvenbestand bis an den Rand des »Ewigen Eises«. Auf dem Gletscher schiebt ein Spezialbagger den wenigen Schnee in offene Gletscherspalten.
Alle Fotos: Jürgen Winkler



2
Wasser für Kunstschnee

Zu oft hat der Winter enttäuscht, hat nicht gehalten, was man von ihm erwartet. Wenn's die Natur nicht bringt, muss der Mensch nachhelfen. Bei zu wenig Schnee bleiben die Gäste aus, leiden der Fremdenverkehr und das Wachstum des Bruttosozialprodukts. Wichtige Sportveranstaltungen sind gefährdet, und die Arbeitsplätze, immer wieder die Arbeitsplätze. Wir sehen, der Schnee ist ein bedeutender Wirtschaftsfaktor. Der Mensch aber ist schlau – er macht seinen eigenen Schnee. Er staut Bäche, leitet sie um, baggert künstliche Seen und verlegt kilometerweit Rohre für Wasser und Strom. Dann schießt er mit großen und kleinen Kanonen seinen selbst gemachten Schnee auf die Piste – bei Tag und bei Nacht. Es ist nur eine Frage der Zeit – die Chemiker arbeiten dran – dann gibt es »Kunstschnee +12 Grad«. Das wäre ein Segen für den Wintersport – bergauf, bergab und in der Ebene.



3
Brotzeitplatz

Die Gegend hier oben ist unwirtlich, nur Steine, Fels und Geröll. Bevor die Bahn gebaut wurde, kamen wenige herauf. Heute sind es viele, die 700 Meter tiefer in die Gondel steigen. Die Bergbahnstation und das nahe Restaurant (hier muss man sich selbst bedienen) sind mit einem lichten Gang aus Glas, Metall und Beton verbunden. Jetzt ist es für den Gast möglich, von der Talstation bis ins Bergrestaurant zu gelangen, ohne mit der Außenluft und dem Gebirgsboden in Berührung zu kommen. Auf der Südseite des Gangs mit den Panoramafenstern wurde der felsige Untergrund planiert und dann mit großen Platten ausgelegt. Manchmal wird dann bei gutem Wetter das im Bild sichtbare Plastikmobiliar aufgestellt. Dann können die Leute Brotzeit machen, natürlich nur mit Essen und Trinken vom Selfservice.



4
Alpiner Verkehr

Kein Gebirge der Erde ist so stark von Wegen, Straßen und Autobahnen durchzogen wie der Alpenkamm, das große Gebirge mitten in Europa. Das Netz von Straßen und Fahrwegen ist bis heute so stark verzweigt und dicht geworden, dass es als fortlaufender Weg mehr als zehnmal um den Äquator reichen würde. Ein Teil dieses Wegenetzes sind viele Privatstraßen und ca. 150 Passstraßen, von denen die Hälfte für den Tourismus gebaut wurde. Das alles ist zu wenig – die Macher wollen mehr. Um das Straßennetz, besonders die Transitstrecken, zu entlasten, sind gewaltige Bauvorhaben in Planung, oder bereits im Gange. Der für den Schienenverkehr im Bau befindliche Gotthardtunnel oder ein gedachter Brenner Basistunnel sind nur zwei Beispiele für gut gemeinte Initiativen, die aber das wachsende Verkehrsaufkommen in keinerlei Weise beeinflussen. Sie ändern nichts daran, dass viel zu viel gefahren wird, und dass viel zu viele Waren und Güter ohne irgendeine Notwendigkeit umhergefahren werden.



5
Reklame

Wer von denen, die an der weißen Linie halten, weiß, dass vor Jahren grüne Wiesen, blühende Felder und schmale Feldwege hier das Landschaftsbild prägten? Straßen und Parkplätze, Tankstellen und Waschanlagen, Autohändler, Einkaufszentren und riesige Werbetafeln bestimmen heute das Bild. Solche Reklametafeln sind nur der kleine Teil einer riesigen Werbemaschinerie, die uns ständig berieselt und bedrängt, oft bis in die Gipfelregion der Bergwelt. Werbung kennt keine Grenzen und Schranken, keine Scham, keine Tabus. Nirgendwo wird soviel gelogen und geschwindelt wie in der Werbung. Sie ist unerlässlich und hält das System aufrecht – die Ideologie vom unbegrenzten Wachstum. Sie gaukelt uns Traum- und Scheinwelten vor, die es nicht mehr gibt. Sie animiert zum Konsum von Waren und Produkten, die kaum einer braucht. Die Werbung macht's umweltfreundlich – von der Zahnbürste über die Schneekanone bis zum Geländewagen.



6
Einersessel und Großkabine

Als sich der Skisport, ein herrliches Vergnügen, in den 50er Jahren zum Volkssport entwickelte, brachte er für den Alpenraum den größten und nachhaltigsten Wandel. Die Dynamik der Veränderung konnte niemand voraussehen. Dies darf und kann aber keine Entschuldigung sein für die folgenden, katastrophalen Fehlentwicklungen. In einer Zeit, als bereits deutlich zu erkennen war, das ungebremste »Erschließung« immer mit einer immensen Naturzerstörung einhergeht, wurden die Rufer und Mahner ignoriert, verlacht und ausgegrenzt. Die Gier und die Maßlosigkeit der Macher fand einen vorläufigen Höhepunkt in der »Erschließung« von Gletscherregionen. Man kreierte den Sommerskilauf – Skilauf zu allen Jahreszeiten – welch ein Schwachsinn! Wir wissen schon lange, dass die Gletscher schmelzen und sich zurückziehen. Seit Jahren versuchen sie nun, in hilflosen und lächerlichen Aktionen ihre Anlagen und ein paar Quadratmeter Eis zu retten. Die Macher bedecken das »ewige Eis« mit weißen Tüchern – Leichentüchern.



Bergsport Heute

Thomas Huber

Andreas Mühlleitner

Folkert Lenz

Gaby Funk

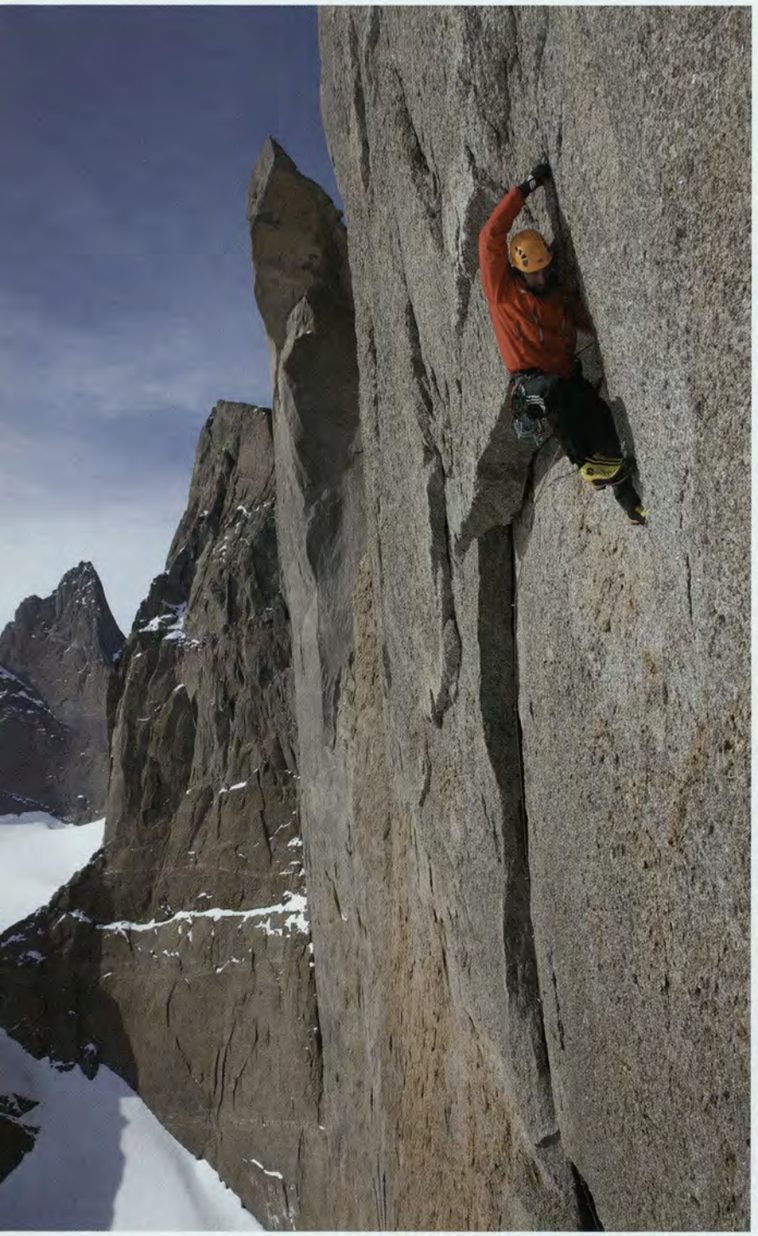
Tamara Schlemmer

Helmut Knabl

Eiszeit

Alexander und Thomas Huber aktuell

VON THOMAS HUBER



Touchdown, Bordalarm, Krachen, Poltern, die Maschine hüpft übers harte Eis, wieder durchstarten – »Well, we are running in our landing strip«, meint der Co-Pilot und lacht… Na, die haben Humor!

Fünfter Anflug, jetzt soll es sein. »We will try it now«, sagt der Co-Pilot und lacht wieder, … die werden schon wissen, was sie tun. Bodenkontakt, wieder Alarm, uns zieht's aus den Stühlen, der Sicherheitsgurt verhindert Schlimmeres. Keiner sagt ein Wort... endlich – wir stehen.

Die Tür geht auf. Es ist windstill, blauer Himmel, wir sind mitten im »Queen Maud Land«, es ist unglaublich! Auch die Piloten sind überwältigt – von ihrer Landung. »War nicht ohne«, meinen sie – und das aus dem Munde eines erfahrenen kanadischen Buschpiloten.

Es ist der 8.11.2008, 12:00 Uhr mittags, die Sonne steht hoch über dem Horizont und es hat angenehme -15°! Wir steigen aus dem Flugzeug. Ich komme mir ein bisschen vor wie Armstrong, setze den ersten Schritt in den Schnee… ein großer Schritt für mich, ich bin aufgewacht in meinem Traum, endlich!

Als vor 14 Jahren der Norweger Ivar Tollefsen das Gebirge um Queen Maud Land zum Klettern entdeckte, die ersten Berichte und Bilder veröffentlichte, war für Alexander und mich eines klar: da müssen wir mal hin. Alles sieht so perfekt aus, diese Weite, diese Granittürme, die aus dem Eis wachsen. Ein Kontinent wie auf einem anderen Planeten. Aber wir hatten keine Chance. Es war nicht unser Wille oder unsere Motivation, die uns gebremst haben, sondern die lieben Finanzen. Wer hat schon 30.000 Euro für einen achtwöchigen Klettertrip übrig? So etwas geht nur mit einem dicken Geldbeutel oder einem guten Sponsor. Beides hatten wir zur damaligen Zeit nicht.

2008 verbesserte sich unsere Situation. Nicht nur unsere über die Jahre langsam aufgefüllte Antarktis-Spardose war gut gefüllt, auch ein neuer Sponsor gab uns eine weit bessere Grundlage. Adidas war begeistert von unserer Projektidee und wir bekamen vollen Rückenwind, so dass Max Reichel mit seiner Filmkamera die Expedition begleiten konnte! Auch Stephan Siegrist aus der Schweiz konnte der Faszination, in der Antarktis zu klettern, nicht widerstehen und beschloss, mit dabei zu sein.

Die Reise bis nach Kapstadt war wie erwartet unspektakulär und ewig lang. Insgesamt 14 Stunden Flugzeit! Die zwei Tage Aufenthalt in Kapstadt vergingen dagegen sehr schnell: letzte Lebensmittel einkaufen und finales Packen. Dann noch eine Hiobsbotschaft während unseres Briefings bei der TAC, unserer Antarctic Agentur. Wir würden am Berg nicht allein sein. Eine französische Militärexpedition sei mit uns zur selben Zeit, am selben Berg, an derselben Wand unterwegs. Mir kam fast das Kotzen. Du zahlst 28.000 Euro für eine Reise in die Einsamkeit und Einzigartigkeit und dann kommt alles anders. Aber was konnten wir jetzt noch machen? Nichts, gar nichts, nur hoffen, dass wir uns mit den Franzosen verstehen und arrangieren würden.

Cape Town International Airport, 20 Uhr. Ein letztes frisch gezapftes Bier und dann kamen sie auch schon: die Franzosen. »Hello, nice to meet you…«. Um ehrlich zu sein, hat es mich nicht wirklich gefreut, sie zu sehen… aber sie schienen ganz nett zu sein. Dennoch traute ich dem Ganzen nicht hundertprozentig. Eine Stunde später hatten wir alles ausgelotet: Sie wollten ihr Abenteuer am Nordpfeiler des Holstind, dem Nachbargipfel des Holtanna suchen, die Westwand war nicht in ihrem »Marschbefehl« enthalten. Und das Wichtigste: die Jungs schienen wirklich schwer in Ordnung zu sein.

Und jetzt sind wir hier! Wir, unsere Zelte, der Berg und die Franzosen. Ich kann es am besten mit drei Worten beschreiben: Ich bin glücklich!!! Gleich in der ersten Nacht sinkt die Temperatur auf fast -40° und um Mitternacht sind die Gipfel der Berge in der Sonne. Magisch, aber die Helligkeit der Nacht und die Kälte sind gewöhnungsbedürftig.

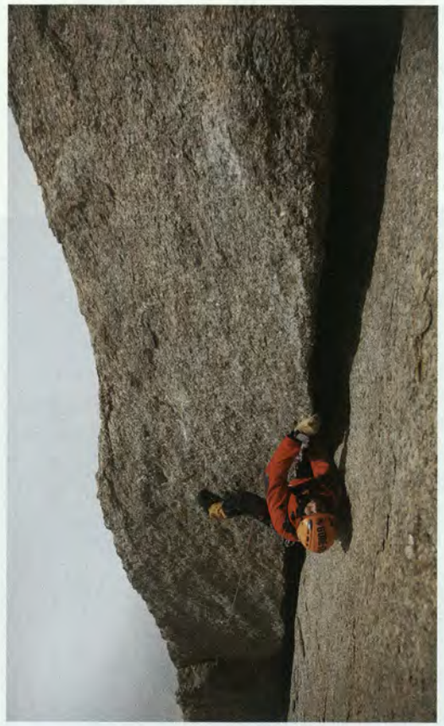
Am nächsten Tag gehen wir zur Wand, der Westwand des Holtanna. Die Franzosen checken den Nordpfeiler des Holstind. Je näher wir kommen, umso bombastischer erscheint diese Westwand, umso mehr kommt mir der Vergleich mit dem El Capitan in den Sinn. Gute 700 Meter hoch und überhängend. Das Risssystem im linken Teil ist sicher die einzige vernünftige Durchstiegsmöglichkeit in der ansonsten extrem kompakten Wand. Schaut super aus, aber für unser »Freiklettervorhaben« fast unmöglich. Um ehrlich zu sein, »aussichtslos«; ... zu steil, zu kompakt, zu brüchig, zu kalt. »Hau mich weg, a brutale Wand, selten, aber schön!«



Die eindrucksvolle Westwand des Holtanna mit unserer Linie »Eiszeit«
Foto: Huber

Wir sind etwas niedergeschlagen, aber jetzt sind wir hier und jetzt versuchen wir es auch. Es ist nach wie vor sehr kalt. Alexander steigt ein, das Abenteuer beginnt. Halb technisch, halb frei klettert er einen vereisten Riss hinauf. Bei entsprechender Temperatur sicher nicht schwieriger als ein guter Sechser. Aber bei -30° Lufttemperatur und durch den Windchill gefühlten -40° wird ein Sechser zum Zehner oder gar unmöglich! Mein Bruder klettert und fixiert zwei Seillängen. Am nächsten Tag klettere ich bis an das obere Ende des Pfeilerkopfes und finde zwei Bohrhaken. Wir sind hier nicht die Ersten. Spanier

Bild links:
Alexander klettert eine spektakuläre 5.10+-Seillänge, die letzte freizukletternde Seillänge im unteren Teil.
Foto: Reichel



Stef klettert einen der weiten Risse in der Westwand.
Foto: Reichel

Im luftigen Portaledge, rund 400 m über dem antarktischen Eis.
Foto: Huber



hatten die Wand vor 8 Jahren schon mal versucht. Nun die Frage: Wie weit sind sie gekommen?! Wir queren nach links, immer wieder finden wir einige Bohrhaken, eine Platte ist sogar wie eine Sportkletterroute eingebohrt. Wir hoffen jetzt nur, dass diese Bohrhaken bald enden. Das Positive: bisher ist alles gut kletterbar, maximal VII+. Vielleicht wird es ja im Dezember wärmer und wir können unseren Freikletterplan doch noch realisieren! Durchgefroren, aber zufrieden seilen wir ab.

Blauer Himmel bei Tag und Nacht. Heute kommt Stef ins Rennen, weiter mit dem Quergang ins Risssystem, sicher nicht schwer, aber lästig, weil dort ziemlich viel Schnee liegt.

Stef quert souverän im kombinierten Gelände nach links. Immer wieder finden wir die Bohrhaken der Spanier. Nachmittags seilen Alexander und Max ab. Die haben recht, denn es wird noch kälter, durch den Wind sogar saukalt, und das Sichern wird zur eigentlichen Herausforderung. Vor allem, wenn das Seil nur noch millimeterweise durch den Gri-Gri rutscht. Stef kämpft in einem Kamin, der nicht gut abzusichern ist und darüber hinaus eine lästige Breite hat. Nach einer halben Stunde hat er immerhin drei Meter geschafft. Ein kleiner Absatz, aber jetzt geht gar nichts mehr. Ich bin verzweifelt. Es hat gefühlte -30°. Innerlich verfluche ich grad diese Wand und die Situation, dass Stef nicht vom Fleck kommt. Aber was kann ich machen, er gibt sicher alles. Dann kommt die Meldung von Stef: »Ohne Kletterfinken keine Chance.« ›Naaaa was?!?! Hätt ma des ned früher sehn kenna?‹ Ohne dass ich ein Wort gesagt habe, glaube ich, dass Stef meine Wut über das Seil gespürt hat. Ich tue so, als ob ich das mit den Kletterschuhen nicht gehört habe. Dagegen ist ein nettes »Stef, schaut guat aus« meine Antwort auf diese Situation. Seine Verzweiflung wandelt sich in pure Energie um. Irgendwie zieht er weiter. Fünf Minuten später ist er oben, »Super Stef!«. Wieder zwei Bolts, nochmals von den Spaniern. Stand.

Jetzt wird es steil! Kamin und ein Offwidth[1] der besten Güte! Ich seh' noch mal drei Bolts, der letzte zehn Meter über uns mit Karabiner. Ich glaube, das war's dann mit den Spaniern. Hoffentlich! Auch wir seilen endlich ab.

Wie jeden Morgen ist der Himmel strahlend blau, aber seit zwei Tagen geht der Wind und bei einer Lufttemperatur von -43° wird das gleich mal sehr frostig: -53° zeigt das Thermometer im Windchill! Da braucht man nicht lange überlegen, lieber Schlafsack als schwarze Finger. Tage später klettern Alexander und Stef weitere drei Längen. Wie immer dieselbe Leier: frei wäre das maximal VIII-, aber es ist einfach zu kalt, um durchgehend zu klettern, an jeder Sicherung wird gerastet, um die Finger aufzuwärmen. Nach der ersten großen Verschneidung ist dann aber endgültig Feierabend. Es wird steil und dünn, minimal ein Zehner und bei diesen Bedingungen jenseits von Gut und Böse. Und auch die Felsqualität ist – milde ausgedrückt – von der schlechteren Sorte. Oberflächlich hängen überall lockere abgeplatzte Schüppchen am Fels – eine ziemlich bröslige Angelegenheit. Alexander bringt die Sache auf den Punkt: »Freiklettern können wir vergessen!«. Und somit werden wir jetzt durchziehen bis zum Gipfel. Wir haulen[2] alles bis zum Umkehrpunkt, werden die nächsten Tage in dieser überhängenden Granitwand nicht nur klettern, sondern auch leben.

Max filmt, Alexander sichert, Stef baut das Portaledgelager auf und ist am Schnee schmelzen. Nur noch eine feine Rissspur zieht weiter. Das erste Placement[3] gleich ein Birdbeak[4] und dann wieder ein Bird, Beak, lockere Flakes, Bird, Beak, Cliff, Beak und nach 15 Metern endlich ein Band. Alexander friert, mir ist es warm, aber bei einem A4-Techno kein Wunder. Im selben Stil arbeite ich entlang einer sehr dünnen Rissspur weiter. Immer wieder an hohlen Schüppchen cliffen, immer wieder einen Birdbeak in den kaum sichtbaren Haarriss dengeln, immer wieder tief Luft holen, immer wieder… nur keinen Fehler machen. Nach vier Stunden und 50 Metern bin ich am Beginn eines markanten Risses. Ich baue den Stand, fixiere die Seile und wir schweben zurück ins »Hotel Vertical«. Wir schmelzen Schnee, essen ein »Simpert« , dann Schlafsack bis oben hin zu. Alle schlafen bestens – 300 Meter über der endlosen Eiswüste der Antarktis.

Am nächsten Tag klettert Stef noch mal zwei Seillängen und jetzt scheint es leichter zu werden. Wir sind alle bestens gelaunt, nur Max spürt seit einem Tag seine Zehen nicht mehr – kein Wunder bei den konstanten -30°. Aber solange sie nicht schwarz werden, muss er durchhalten. Unsere zweite Nacht im Ledge ist wiederum ok. Nur Stef leert seine Trinkflasche in seinem Schlafsack aus, was natürlich wieder das höchste Chaos auslöst.

Der nächste Tag. Heute wollen wir durchstarten und den Gipfel erreichen. Die »Waffe« steigt vor. Da geht was! Weite Risse, wilde Kamine, kein Techno mehr und im souveränen Vorstieg zieht Alexander bis zum Ausstieg durch. Danach ein paar Minuten Gehgelände und um Punkt 16:00 Uhr stehen wir am Gipfel.

Was für ein Moment! Hoch über dem Eismeer der Antarktis. Meine ersten Gedanken sind bei meiner Familie. Dieser Augenblick ist heilig. Dann der Handschlag, wir vier haben es geschafft!

Wir seilen ab zu den Portaledges und gleich weiter. Um 21:00 Uhr sind wir sicher am Boden. So schlecht der Fels auch war, so schön ist diese Wand und diese Linie: »Eiszeit« mit 24 Seillängen und Schwierigkeiten bis VII+ und A4 ist ein Juwel. Auch die Franzosen können ihre Route am Holstind klettern, eine Spitzenlinie!

Thomas in einer der technisch gekletterten A4-Seillängen.
Foto: Huber



Danach kommt der große Sturm, fünf Tage lang sitzen wir im Camp fest. Das Wetter hat uns zum Nichtstun verurteilt. Monotonie. Die Stimmung ist so la la und jeder verkriecht sich innerlich. Ich weiß nicht, was ich will – obwohl… eigentlich weiß ich schon, was ich will. Aber das, was ich will, ist gerade nicht realisierbar. Und so bleibt nur: rumsitzen und warten. Warten auf was? Um ehrlich zu sein, warten auf den Münchner Flughafen und den Moment, in dem ich meine Lieben umarmen kann. Aber das dauert.

Einiges hat sich seit Beginn der Expedition verändert: Nicht nur, dass unsere letzte Dusche bereits einen Monat zurückliegt und unsere Bärte länger werden – auch das Wetter hat sich gewandelt. Es ist auch deutlich wärmer geworden! So um 10°, das heißt maximal nur noch -30° und tagsüber meistens -20°. Super! Dafür ist das Wetter aber auch deutlich instabiler geworden.

Endlich Windstille, endlich ein fast wolkenloser Himmel, endlich Bewegung! Wir klettern über die messerscharfe Nordkante auf den Holtanna. Jetzt haben wir sie doch noch geschafft, die erste freie Besteigung des Holtanna! Wenn auch »nur« ein leichter Siebener, es ist mit Sicherheit die Perle der Antarktis, an Schönheit kaum zu übertreffen. Am späten Nachmittag sind wir am Gipfel. Jeder von uns hat ein Strahlen im Gesicht. Der Wahnsinn! »Skywalk«, dieser Name beschreibt alles...

Und schon wieder sitzen wir im Camp fest, es schneit jetzt jeden Tag. Unser letzter

[1]V-förmiger Riss
[2]Sack mit Ausrüstung hochziehen
[3]mobile Sicherung
[4]Spezialhaken (»Vogelschnabel«)

Plan, den Ulvetanna frei zu besteigen, scheint im Schnee zu versinken. Unser Portaledge und die Seile haben wir schon bis zum Beginn der Kletterei geschleppt. Aber das Wetter hindert unseren Bewegungsdrang. Inzwischen nerven wir uns zum Teil schon richtig an. Es wird Zeit, dass was passiert! Dann endlich: Charly – Karl Gabel von der Wetterwarte Innsbruck – prognostiziert für zwei Tage gutes Wetter: wenig Wind, -28°, jeweils nachmittags etwas Schneefall. Nicht optimal, aber wir können damit leben.



Der »Skywalk«, ein messerscharfe Grat, ist ein wahrlich spektakulärer Weg auf den Gipfel des Holtanna.
Foto: Huber

Arbeitsteilung ist angesagt, denn wir müssen schnell sein! Ich breche bereits eine Stunde früher auf – alleine. Um 07:00 Uhr starten die anderen. Ruhig ziehe ich meinen Schlitten mit Gear und Kletterseilen die acht Kilometer bis zum Einstieg. Es ist schön, alleine zu gehen. Meine Gedanken sind am Berg und wandern bis in die Heimat. Nach zwei Stunden bin ich am Fuß des Ulvetanna. Steigeisen ran und los!

Ist nicht ganz ohne – bis in die Scharte eingeblasener Neuschnee. Ich finde aber eine gute Linie durch die erste, gut 40° steile Flanke. Dann geht's weitere 200 Höhenmeter die 50° steile Eisflanke hinauf zu unseren Haulbags, wo wir später auch unser Lager aufbauen werden. Noch ist das Wetter gut. Der Charly hat wieder recht gehabt! Ich fixiere Rucksack mit Seil und Material am Stand und gehe wieder runter. In der unteren Flanke treffe ich die anderen drei. Alexander fängt sofort mit dem Klettern an, Stef sichert und Max filmt. Unten wartet noch ein voll gepackter Haulbag auf mich. Haulbag schultern, Schalter umlegen, der Sack will nach unten, aber ich breche seinen Willen – meiner ist stärker! Diese Sau!

Eine Stunde später bin ich wieder oben. Alexander hat die erste Länge hinter sich und ist in der zweiten unterwegs. Super! Die beiden klettern weiter, Max bleibt dran und filmt. Ich organisiere währenddessen das Camp. Nach einer Stunde hängen beide Ledges. Isomatten und Schlafsäcke auf die Hängezelte verteilen, fertig. Jetzt fängt es an zu schneien. Ich verkrieche mich ins Ledge und beginne Schnee zu schmelzen. Irgendwann kommt Max. Er schimpft und verflucht das Sauwetter. Alexander und Stef geht's gut und sie werden sicher noch eine Länge machen. Morgen müssen wir den Gipfel erreichen, tags darauf soll das Wetter miserabel werden, wobei schlechter als gerade kann es ja fast nicht mehr werden. Es ist windig, es schneit und es ist empfindlich kalt. Super...

Alexander und Stef kommen spät zurück ins Ledge, durchgefroren, aber mit leuchtenden Augen. Sie erzählen von einem genialen Riss in der Nordwand. 100 Meter, überhängend, eine »Salathé Headwall«, prinzipiell frei möglich, aber natürlich zu schwer bei diesen Temperaturen und bei dem Sauwetter. Zumindest können wir unsere Seillängen im Kopf rotpunkt klettern – im echten Leben stehen wir jedoch mit unseren Expeditionsschuhen in den Leitern.

07:00 Uhr früh, es ist der 10.12.08. Ich schau aus dem Ledge und kann es kaum glauben: Blauer Himmel, kein Wind und die Sonne steht schon voll in der Nordwand. Sofort bin ich wach. Heute ist mein Tag, die letzten 300 Meter bis zum Gipfel. Ich mach mir noch schnell eine heiße Schoki, dann bin ich in den Schuhen und eine viertel Stunde später in den Seilen. Erst im Schatten, dann in die Nordwand, endlich Sonne und zumindest eine subjektive Wärme. Und schon seh' ich sie: die »Headwall«, ein Wahnsinnsriss! Fünfzig Meter haben Alexander und Stef gestern noch geschafft. Ich ›jümar‹ am Kletterseil zum Umkehrpunkt und hänge frei über der Antarktis. Whou!

Ich organisiere das Material, Alexander sichert im Schlingenstand und ich klettere weiter in der Headwall. Nach 20 überhängenden Metern ein Kamin. Endlich freiklettern, jetzt echt! Zehn Meter schieben, quetschen und ich bin oben, an der Gratkante, rechts von mir die verschneite Westwand. Alexander kommt nach, er ist begeistert. Aber der Ulvetanna hat es in sich. Nach weiteren zwei Stunden ist immer noch kein Ende in Sicht. Wieder einmal hab ich keine Ahnung, wie es weitergehen soll. Links raus und über eine steile Wand, mindestens noch vier Seillängen, oder rechts, direkt über eine ausgesetzte Kante in Richtung Gipfel. Alexander, der noch 30 Meter unter mir ist und einen besseren Blick hat, checkt die Möglichkeiten ab. »Kante besser«! Also rechts.

Über einen leichten Risskamin steige ich auf den tischgroßen Absatz direkt an der Kante. Jetzt wird es spannend. Problem eins: man kann die ersten sieben Meter nicht wirklich absichern, zu kompakt; Problem zwei: der Fels sieht etwas brüchig aus; Problem drei: wenn ich einen Versuch starte, gibt es kein Zurück mehr; Problem vier: die letzte gute Sicherung ist fünf Meter unterm Absatz. Jetzt aufgeben und einen Bohrhaken setzen? Nein. Also Handschuh aus, Kälte ignorieren und los! Ich kralle eine kleine Leiste und steige mit meinen Expeditionsschuhen auf kleine Granitkristalle. Zwei Meter überm Absatz wird's mir warm, sehr warm. Wenn mir jetzt was ausbricht, frage nicht! Philomea, meine Tochter kommt mir in den Sinn. Konzentrier dich! 3-Punkt-Regel einhalten! Nach vier Metern eine schwindelige Zackenschlinge, dann rechts an die Kante und endlich eine gute Sicherung. Was jetzt folgt ist der Wahnsinn! Klettern an der Kante, die die Nordwand von der Westwand trennt. Was für ein Geschenk! Noch 15 Meter und Stand. Hoffentlich geht's so weiter. Nächste Länge ein kurzer Kamin und dann... das glaubst du nicht! Die anderen beiden haben es mir jedenfalls nicht geglaubt. Es ist vorbei! Vor mir alles flach. Gehgelände bis zum Gipfel.

Auf dem Weg zum Gipfel, versteckt in einer Nische, finden wir eine Bandschlinge mit einer kleinen norwegischen Flagge. Der letzte Schritt zum Gipfel. Der Ulvetanna. Wir geben uns zum dritten Mal die Hände. Wolken um uns herum, und gerade jetzt im Moment null Wind, die absolute Stille über der Weite der Antarktis. »The Sound of Silence«.

Wir sind zurück im Basislager, endgültig glücklich. Der Abstieg hat noch mal alles von uns abverlangt. Wir bekamen die ganze Palette präsentiert: kompliziertes Abseilen, Wind, Schneefall, Kälte, eine unangenehme Nacht im Ledge. Aber jetzt ist es vorbei und wir warten auf die Basler. Freuen uns, wie wir uns Stück für Stück, in kleinen Schritten, immer weiter Richtung Norden vorantasten, jeden Moment einen Kilometer in Richtung Heimat zurückerobern... Novo, endlich nicht mehr kochen müssen. Kapstadt, die erste Dusche, das erste Bier, frisch riechende Baumwoll-T-Shirts, Jeans, und tags darauf der Weg zurück zur Familie – die Sehnsucht erreicht bald den Horizont.

Diese Expedition war der Wahnsinn. Die Eindrücke einer anderen Welt sitzen tief und der Wahnsinn begann schon in Kapstadt. Der Flug mit der Iljuschin, dann die unglaublich netten Russen an der Airbase Novo, die Freundschaft mit den Franzosen, unser Team, die Herausforderung und über allem das, was wir geschafft haben. Wenn wir nachher unser Basislager verlassen haben, werden in ein paar Tagen unsere Spuren vom Wind verweht sein. Nichts von uns wird zurückbleiben, nur ein paar Haken in den abweisenden Wänden des Holtanna und Ulvetanna, die Relikte eines unserer schönsten Abenteuer. Und jetzt freu ich mich auf die Farbe Grün!



Thomas, Stephan und Alexander am Gipfel des Ulvetanna.
Foto: Reichel

Sokotra

Inselwandern im Zaubergarten der Evolution

VON ANDREAS MÜHLLEITNER



In den zartesten Pastelltönen färbt die untergehende Sonne den Sand und das Meer.

»Sokotra«, als ich diesen Namen das erste Mal hörte, klang er mir noch lange nach. Was ist das bloß für ein geheimnisvoller Ort, der umspült vom indischen Ozean noch so jungfräulich daliegen soll, als wäre er eben erst erschaffen worden. Eine Insel auf der die Zeit stillgestanden ist, weltentlegen am Horn von Afrika, wie in den Legenden von Sindbad dem Seefahrer. Meine Neugier steigerte sich schließlich so lange, bis ich mich ein Jahr später dort wiederfand.

Stille Beobachter: Die Schwenkaugen der gut getarnten Chamäleons.

Vielleicht lag es auch daran, dass diese Insel politisch zum Jemen gehört, einem doch streng islamischen Land, dass sich bisher so unverschleiert nicht zeigen durfte. Erst als man vor einigen Jahren dort einen Flughafen baute, wurde sie sanft aus ihrem Dornröschenschlaf geholt. Bis dahin war Sokotra so gut wie unerreichbar. Einen natürlichen Hafen hat es nie gegeben, dafür Monsunstürme, die vor allem in den Sommermonaten jeden Seefahrer von einer Anlandung zurückhielten. Nun kommt man per Flugzeug und erreicht die Insel komfortabel in weniger als einer Stunde von Sanaa aus.

Alle Fotos vom Autor

So bin auch ich gekommen, mit einer Handvoll anderer Touristen, die ebenso diesem Sog des noch Unentdeckten und Geheimnisvollen unterlegen waren. Und wir sind alle nicht enttäuscht worden. Nicht dass ich auf Sokotra etwas besonders Spektakuläres gesehen oder gefunden hätte, war es vielmehr das Unscheinbare, aber doch Eigenartige. So erinnere ich mich an die Geisterkrabben, die im mondfahlen Dämmerlicht zu Hunderten und Tausenden im Spülwasser der anbrandenden Wellen erschienen und wieder verschwanden. Wie ihre bleichen Leiber in einer taktvollen Einheit sich zuckend hin und her bewegten als würden sie die Nacht beschwören. Ein Schauspiel das ich sicher nie vergessen werde.



Auf den vielen Wanderungen, die wir auf der Insel unternahmen, war es oft so, als würde alles Phantasievolle mit der Realität verschmelzen. Leicht vorstellbar, wie hier Legenden entstehen konnten, die sich vor allem in den Köpfen der arabischen Welt bis heute gehalten haben. Von einer Insel der Glückseligkeit und vom Ursprungsort des Weihrauchs und der Myrrhe ist dort die Rede, aber auch von fliegenden Giftschlangen, welche die Weihrauchbäume bewachen und jeden ungebetenen Eindringling mit dem Tode bestrafen. Das seit der Antike begehrte Harz dieser Pflanze ließ Schauergeschichten entstehen, wohl um profitgierige Plünderer abzuschrecken.



Es ist leicht sich von Sokotra verzaubern zu lassen, denn die Insel gleicht einem riesigen botanischen Garten wie zu Zeiten der Genesis. Als hätte Gott genau hier seine allerersten Experimente gemacht und die wildesten und bizarrsten Formen entstehen lassen. Gewächse, die oft so fremdartig anmuten, als würden sie von einem anderen Planeten stammen.

Auf den weiten Kalkstein-Plateaus im Inselinneren sah ich Drachenblutbäume wie riesige Lamellenpilze. Keine Einzelexemplare, wie man sie selten auch auf den Kanaren und Kapverden findet, sondern archaisch anmutende Wälder. Mit ihren großen weitverzweigten Schirmen ziehen sie jeden Reisenden in den Bann. Noch urtümlichere Pflanzen kann man sich kaum vorstellen.

Während die selben Ausgangsarten auf dem Festland ausstarben und sich gegen die nachfolgende Konkurrenz nicht behaupten konnten, haben viele dieser Urformen des Pflanzenreichs unter der Jahrmillionen langen Isolation Sokotras überlebt. Nachweislich seit der Kreidezeit hatte die Insel keinen Kontakt mehr mit dem Festland. Damals trennte sie sich als kleine Absplitterung vom riesigen Urkontinent Gondwana und driftete zusammen mit Afrika nordwärts bis zur heutigen Position. So wurde die Insel zu einer Arche Noah, beladen mit Abkömmlingen aus einer Erdepoche, die sonst wahrscheinlich nicht mehr existieren würden.

Immer wieder kommen wir ins Staunen: Mancherorts erheben sich die Flaschenbäume bis zu 6 m über den steinigen Grund.

Die Drachenblutbäume sind die wohl augenfälligsten Symbolgestalten Sokotras, aber bei weitem nicht die einzigen. Ebenso staunend blickte ich über weite, lichte Bestände von Weihrauchbäumen, die mich an die Savannen Afrikas erinnerten. Die Geier am wolkenlosen Himmel verstärkten diesen Eindruck noch.



Eine der Charakterpflanzen Sokotras ist der Flaschenbaum. In ihren dicken bronzefarbenen Leibern speichern sie Wasser und nehmen oft skurrile Formen an.

Im Ostteil der Insel waren ganze Bergrücken und Hänge übersät von dickhäutigen Flaschenbäumen, einer weiteren Charakterpflanze. Mit ihren tonnenförmigen dicken Leibern, aus denen filigrane Finger wuchsen, standen sie da wie Außerirdische. Als hätte sie irgend ein Raumschiff in dieser sonst kargen und einsamen Landschaft zurückgelassen. In ihren geschwollenen Stämmen speichern sie Wasser, um hier auf diesen ausgedörrten Karstböden bestehen zu können.



Unser Führer zeigt uns auch die verborgenen botanischen Besonderheiten seiner Heimat.

Wir sind im Winter gekommen, wenn die Temperaturen auch für Europäer erträglich sind. Im Sommer nämlich bläst der Wind erbarmungslos wie ein brennend heißer Föhn über die Hochebenen. Alles Leben wird dann zur Qual und erlahmt. Das ist die Kehrseite dieses Zaubergartens der Evolution. Pflanzen überleben hier nur als Spezialisten. Aber vielleicht waren es auch gerade diese klimatischen Extreme, welche den Evolutionsgenerator immer weiter voran trieben und neue Arten entstehen ließen. Immerhin ein Drittel aller Pflanzenarten der Insel ist endemisch, das heißt sie kommen nur hier und nirgendwo anders vor.

Unser einheimischer Führer hatte jedenfalls Mühe, uns mit dieser mannigfachen und einzigartigen Vegetation seiner Heimat vertraut zu machen. Vieles spross unscheinbar auch neben dem Wegrand, verbarg sich hinter Steinen oder zwängte sich in Felsritzen.

Interessant waren seine Ausführungen über den vielfältigen Nutzen und die pharmazeutischen Wirkungen verschiedener Pflanzen. Seit der Mensch vor ca. 5000 Jahren die Insel besiedelt hat und sich den neuen Lebensbedingungen anpassen musste, hat er auch geforscht, ausprobiert und experimentiert. So entlockte er der Flora nach und nach ihre Geheimnisse. In der Antike hatte Sokotra den Status einer Apotheke der arabischen Welt.

Es waren nicht nur Weihrauch und Myrrhe, die sich von hier aus verbreiteten. Das rote Harz des Drachenbaumes, oder der fiebersenkende Saft der Aloe-Blätter war ebenso begehrt. Das Drachenblut versorgte wahrscheinlich sogar schon das Pharaonenreich in Ägypten. Die heilenden Wirkungen dieses Harzes waren weithin bekannt, ebenso wie seine vielfältigen Qualitäten als Färbemittel.

In dieser weiten grandiosen Natur war es eine Freude zu gehen, und die Tage wurden uns vielfach zu kurz. Überall warteten kleine Entdeckungen und Überraschungen. Das Gehen war mit einer Leichtigkeit erfüllt.

Im Inneren der Insel führten uns die Wege über unzählige Höhenzüge und wir blickten hinab in tiefe Canons, welche die Erosion in Jahrmillionen in das Karstplateau fräste. Von dort unten glitzerten feine Wasseradern zu uns herauf.

Wo es das Gelände zuließ stiegen wir in diese Schluchten hinab und fanden kühle schattige Oasen. Eine wiederum eigenartige und andere Welt. Gurken- und Melonenbäume mit dicken Ästen und Blättern säumten die Wasserläufe. Jetzt in der Trockenzeit waren es nur Rinnsale, Tümpel zwischen Geröll und verstreuten Granitblöcken. Und dennoch groß genug, um darin ein Bad zu nehmen, um den Staub von den Hochflächen abzuspülen.

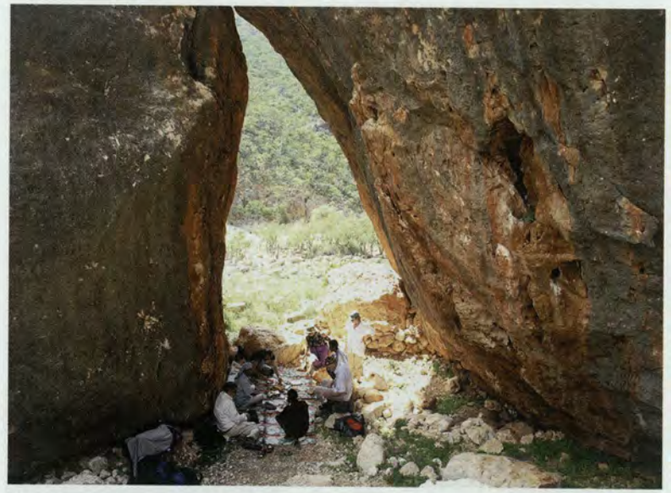
Aber wir begegneten in diesen Wadis auch Menschen, Frauen in bunten Gewändern, die das kostbare Wasser in Kanister schöpften. Es waren scheue Gestalten, welche sich nicht fotografieren ließen. Das mussten wir akzeptieren. Selbst die Kinder, von denen wir in den Küstendörfern immer umringt waren, begegneten uns hier mit Zurückhaltung. Manchmal denkt man dann, ob es überhaupt unser Recht ist, in ihre verborgene Welt einzudringen, ob vor unserem rücksichtslosen Konsumverhalten denn überhaupt nichts mehr sicher ist. Dieser Gedanke erfüllte mich in dieser sonst so paradiesischen Natur auch mit Unbehagen. Noch sind es ja erst wenige Touristen, die sich hierher verirren, aber es werden mehr werden.

Unter Hainen aus Dattelpalmen duckten sich flache Steinhäuser. Einfache Behausungen, unauffällig, für flüchtige Blicke fast unsichtbar. Gefäße aus Ton und Aluminium standen vor und auf den Mauern. Ziegen schlenderten herum, vereinzelt auch Schafe.

Die Bewohner im Inselinneren sind ein Hirtenvolk, die als Nachkommen der Ureinwohner gelten, welche wahrscheinlich von Afrika aus die Insel besiedelten. Erst später kam von Arabien her eine zweite Einwanderungswelle, Seeleute und Händler, welche dann die Küstenebenen beschlagnahmten. Noch heute leben die Bergbewohner daher eher isoliert von den Küstenbewohnern, von denen sie Bedu genannt werden.

In den Bergen finden ihre Ziegen und Schafe gute Bedingungen. Doch viele der einzigartigen Pflanzenarten, auch die Drachenblut- und Weihrauchbäume sind gefährdet. Die Überweidung der Flächen stellt eine ernst zu nehmende Bedrohung dar, zumal die Ziegen sich in den letzten Jahren stark vermehrt haben. Sie machen keinen Unterschied zwischen den Arten und verschonen lediglich die Flaschenbäume, die ein starkes Gift entwickelt haben. Der Gesamtbestand allein der Ziegen wird heute bereits auf ca. 90 000 Tiere geschätzt, das ist das Doppelte der auf Sokotra lebenden Menschen.

Naturforscher fordern deshalb Schutzmaßnahmen, damit das ökologische Gleich-



Picknik unter zwei aneinander gelehnten Felsen.



Wandern wie in Allahs Paradiesgarten. Ein Drittel aller Pflanzenarten Sokotras ist endemisch, sie kommen nur hier vor und sonst nirgendwo auf der Welt.



Lageraufbau bei einem Drachenbaum.







Mit vielen bunten Steinen übersäter Sandstrand an der Südküste.

Ein Einsiedlerkrebs schaut vergnügt aus seiner Behausung. Am Abend kommen sie aus dem Wasser und machen entlang der Strände, so wie wir, ihre Spaziergänge.

In den Fischerdörfern sind wir immer schnell von einer Schar Kindern umringt.

gewicht nicht weiter aus den Fugen gerät. Erste Schritte sind getan: 2003 wurde Sokotra von der UNESCO zum Biosphärenreservat erklärt und der jemenitische Präsident unterzeichnete ein Dekret, in dem 73% der Inselfläche unter Naturschutz gestellt wurden. Bleibt zu hoffen, dass man auch die Bevölkerung für diese notwendigen Schutzmaßnahmen gewinnen kann und sie ihre Insel mit neuen Augen sehen lernen. Gelingen wird das aber nur, wenn auch sie davon in irgend einer Weise profitieren werden. Pläne, einen sanften Ökotourismus zu etablieren, wurden bereits umgesetzt. Wir gehören zu den ersten, die dieses Angebot wahrgenommen haben.

Vieles aus diesen Plänen erscheint uns aber auch zweifelhaft. Schon hat der Präsident auch Asphaltstraßen bauen lassen, die übertrieben breit die gesamte Insel durchschneiden, deplaziert in dieser einzigartigen Natur. Es gibt ja auch keine Städte, die sie verbinden könnten, sondern weit verstreut nur ein paar Fischerdörfer an der Küste. Ebenso wenig gibt es Autos, die sie befahren könnten. Oder soll sich das tatsächlich bald ändern?

Auf einem dieser »Highways «erreichten wir auch das Westende der Insel, die Großlagune von Qalansiyah. Angeblich in letzter Minute wurde ein Bau der Straße durch diese geschützte Region verhindert. Von einer Anhöhe blickten wir hinab auf das stille türkisblaue Wasser, welches wie ein überdimensionaler Spiegel dalag und vor uns einen weiten Bogen spannte. Viele Kilometer draußen konnte man an einem schmalen weißen Saum die Brandung des Ozeans erahnen. Es war wie in einem Traum. Auf einer Sanddüne, die zwischen ockerfarbenen Felsen emporstieg, wanderten wir hinab. Hochfüßige Vögel stelzten im seichten Wasser, und der Strand war übersät von charakteristischen Sandhaufen, die aberhunderte Krabben bei ihren Grabarbeiten wie Maulwurfshügel aufschütteten. Sicher gehört diese Lagune mit zu den größten und schönsten dieser Erde.

Ein Bootsausflug führte uns dann nach Ras Shoab, einen Teil der Insel, der über den Landweg nicht erreichbar ist. Senkrecht brachen dort die Klippen mehrere hundert Meter zum Meer hin ab. In den Steilwänden brüteten Seevögel, die im Sturzflug herab stießen, um im Küstenwasser nach Fischen zu tauchen. Unser Bootsmann kannte diese Ecke genau. Seit Kindesbeinen fuhr er mit seinem Vater schon diese Felsen entlang, um hier zu fischen. Da für eine ausgeprägte Landwirtschaft der Boden zu trocken ist, stellt für die Küstenbewohner die Fischerei die wichtigste Lebensgrundlage dar. An Hakenschnüren lassen sie die Köderfische hinab oder tauchen mit Harpunen nach Haien. Einzig die stürmischen Sommermonate von Juni bis September halten sie von den Ausfahrten ab.

Aufgrund günstiger Strömungsverhältnisse verfügen die Gewässer um den Archipel über einen außergewöhnlichen Fischreichtum. Erste meeresbiologische Untersuchungen haben entlang der Küsten ein differenziertes Korallenwachstum und rund 730 Fischarten bescheinigt. Vieles aber liegt unter der Wasseroberfläche wohl noch unentdeckt und wird auch in Zukunft für Überraschungen sorgen.

Zeugen dieses regen Unterwassertreibens sind auch die vom Wind aufgetürmten Küstendünen, die nicht nur in Qualansia, sondern auch anderswo wie Gletscherzungen zwischen den Felsen lagern. Man kann es sich schwer vorstellen, aber dieser Sand ist das Endprodukt der Verdauung von Korallenfischen, den sie in Jahrtausenden und Jahrmillionen ausgeschieden haben. Unendlich langsam aber stetig entstanden so im Wechselspiel von Korallen, Fischen und Wind diese Formen. Wir sind sie oft hinauf gestiegen, um von dort oben hinaus auf das Meer zu blicken. Erst dann wird einem auch die Isolation dieser Insel bewusst. Das Festland der arabischen Halbinsel liegt 500 km entfernt, das von Somalia immerhin 300 km.

Eine weitere Erkundungstour führte uns im Nordosten Sokotras in ein weit verzweigtes Höhlensystem. Schon der Aufstieg zur Höhle in einem Wadi hatte etwas Phantastisches. Vorbei an Felsformationen aller möglichen Farbschattierungen und an Flaschenbäumen deren geschwollene Leiber die Größe von Elefanten erreichten. Ein Chamäleon schielte von einem ausladenden Ast eines Melonenbaumes auf uns herab.

Dann erreichten wir den Eingang zur Höhle, der uns wie ein riesiges räuberisches Fischmaul zu verschlingen drohte. Die Zähne des Ungetüms hingen als meterlange Stalaktiten von der Decke herab. Was sollte uns in diesem finsteren unterirdischen Reich erwarten? Noch einmal checkten wir unsere Stirnlampen und folgten dann im Gänsemarsch unserem sokotrischen Führer. Er allein kannte die verwinkelten Gänge und Wege, seit er selbst bei der jüngsten Erforschung des Höhlensystems dabei gewesen war.

Eine Weile noch dämmerte das Außenlicht in die vorderen Kammern, bevor uns die Dunkelheit dann aber ganz verschluckte. Nur mehr im Schein der Lichtkegel unserer Lampen erahnten wir das Ausmaß des Höhlensystems. Eine Stunde lang tasteten wir uns rund drei Kilometer ins Innere des Berges, bis an jene Stelle, von der auch unser Führer nicht mehr weiter wusste. Wir befanden uns in einer gewaltigen Kathedrale, die den vorläufigen Endpunkt darstellte. Das Licht unserer Lampen vermochte das Höhlendach kaum mehr zu erreichen, so als wären wir jetzt tatsächlich im riesigen Magen dieses steinernen Raubfisches angelangt. Wohin die weiteren Löcher und Gänge von hier aus führen, weiß bis heute niemand.

Sokotra, oh du glückselige Insel im südarabischen Meer, ich werde dich nicht vergessen. Wie wünsche ich dir, dass du ihn schaffst, diesen weiten Spagat zwischen Naturschutz, Tourismus und nachhaltiger Nutzung.



Blick aus einem Höhleneingang, der mit den von der Decke herabhängenden Stalaktiten einem riesigen räuberischen Fischmaul gleicht.



Hotels gibt es bislang nur in der Hauptstadt Hadibu, ansonsten wird auf der Insel gezeltet. Aber wird man diesen Standard bewahren können? Natürlich gibt es wie überall auch gegenteilige Interessen und Anschauungen. Schon soll es auch Pläne für Hotelanlagen auf der ganzen Insel geben. Doch einen Massentourismus würde Sokotra nicht ertragen, es ist ein Ort für Individualisten und Naturliebhaber. Für Leute wie mich, die unserer technisierten Welt längst überdrüssig sind, die Pfade, aber keine Asphaltstraßen brauchen, und die gerne unter freiem Sternenhimmel schlafen.

Einsam schlängelt sich der Weg über die weiten Hochebenen von Momi, im Ostteil der Insel.

Chimborazo, Cotopaxi und Co.

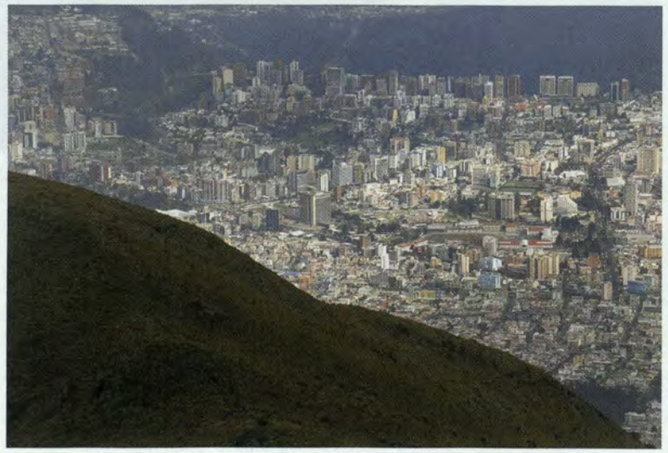
Die Vulkane Ecuadors – auf den Spuren von Edward Whymper

VON FOLKERT LENZ

Graue Waschküche. Dichte, tropfnasse Wolken. Ein leichter Nieselregen durchnässt alles. Es sind nur ein paar Dutzend Höhenmeter vom Ende der Schotterpiste hinauf bis zur Hütte. Doch außer dem rotbraunen Lavaschutt vor den Schuhspitzen ist nichts zu erkennen. Irgendwo da oben muss er sein: Der Cotopaxi, der zweithöchste Berg Ecuadors, fast 6000 Meter hoch.

»Ein formschöner, stark vergletscherter Vulkan« – so lauten die Schwärmereien in der Führerliteratur. Fotos zeigen einen makellosen Kegel mit einer Eishaube, der über den grünen Ebenen schwebt. Aber davon ist jetzt nichts zu sehen. So taucht das leuchtend gelbe Dach der Jose-Ribas-Hütte erst aus dem Nebel auf, als wir schon fast in den Eingang des niedrigen Steingebäudes stolpern.

Ungemütlich und kalt ist es im großen Saal. Der Kamin wurde offenbar noch nie benutzt. Die Rohre der beiden Öfen: einfach abgesägt. Der Wind pfeift durch die undichten Fensterrahmen herein. Daunenjackenatmosphäre.



Tiefblick am Pichincha: Die Großstadt Quito umzingelt die Kordillere. Alle Fotos vom Autor.

Missmutig versuchen wir einen Spaziergang am Nachmittag. Auf 4800 Meter Höhe ein Vorhaben, das kurzatmig endet. Wegen der Höhe. Aber auch wegen des Hagelschauers, der uns schnell wieder ins Haus treibt. Donnerschläge: so krachend, dass man meint, der Blitz habe das Dach getroffen. Nach dem Unwetter ist alles weiß vom Schnee. An den geplanten Aufstieg zum Gipfel ist nicht zu denken.

Zurück in Quito. Die Hauptstadt von Ecuador ist fast immer Ausgangspunkt für Bergsteiger, die Touren in diesem Teil der Anden planen. Die Kordillere ist hier eingezwängt zwischen dem feuchten Amazonas-Dschungelland im Osten und dem Pazifik im Westen. Wolken, Regen und tagelanger Nebel prägen das Wetter über weite Strecken des Jahres zumindest in den höher gelegenen Landesteilen. Das fiel auch schon Edward Whymper auf. Als 40-Jähriger reiste der Londoner Alpinist und Entdecker kreuz und quer durch den Andenstaat am Äquator. *»Das tägliche Auftreten von heftigen Schauern, die die Plätze reinigen, ist zweifellos dafür verantwortlich, dass die Stadt frei von üblen Gerüchen ist und erklärt auch seine Immunität gegenüber Seuchen«*, notierte Whymper 1879 in seinem Reisetagebuch[1]. Wir hätten es also wissen können. Denn wir wollen auf den Spuren des britischen Bergsteigers reisen, der sich 15 Jahre vor seinem Südamerika-Trip einen Namen gemacht hatte als Erstbesteiger des Matterhorns. Nach der Tragödie am Hörnligrat, bei der vier seiner Kameraden zu Tode kamen, dauerte es anderthalb Jahrzehnte, bis der passionierte Alpinist wieder mit neuen Gipfelerfolgen von sich reden machte. Eben in Ecuador.

Am Stadtrand von Quito lässt sich heutzutage ganz unschwierig der erste Kontakt



mit der ecuadorianischen Bergwelt aufnehmen. Eine moderne Kabinenbahn, der Teleferiqo, hebt Anwärter für den Rucu Pichincha in wenigen Minuten vom quirligen Großstadtleben hinauf zur einsamen Bergstation in 4100 Meter Höhe. Für die meisten Fahrgäste ein Atem beraubendes Erlebnis. »Gehen Sie langsam«, mahnen denn auch entsprechende Schilder die höhenungewohnten Aussichtsuchenden, die in der sauerstoffarmen Luft umherstraucheln. Für den Wanderer ist der 4680 Meter hohe Hausberg von Quito aber ein ideales Akklimatisationsziel.

Der Bergsteiger Whymper allerdings hatte für die Erhebung nur Verachtung übrig: *»Bevor wir in den Norden fuhren, machten wir eine Exkursion zum Gipfel Pichincha. Was seine Ausmaße angeht, so handelt es sich um einen bedeutsamen Berg. … Doch von gebirgigem Charakter kann man eigentlich gar nicht sprechen. Der Pichincha besteht aus sanften, grasigen Hängen, auf denen man bis auf eine Höhe von 14.000 Fuß noch reiten kann. Es ist unmöglich, großen Respekt vor einer Erscheinung zu empfinden, die man auf einem Eselsrücken erklettern kann. Die Wahrheit ist, dass die Besteigung des Pichincha nur wenig anstrengender ist als die vom Eggishorn* (in der Schweiz).«

Vom Endpunkt der Seilbahn führt der offensichtliche Pfad durch Grasland bergan. Merkwürdige Pflanzen mit dickfleischigen Blättern und knallorangefarbenen, eiförmigen Blüten säumen den Wegrand. Krautige, giftgrüne Polster überziehen die Steilhänge, die anschließend gequert werden müssen. Mühsam geht es weiter durch feinen Sand, denn der Pichincha ist – wie die meisten hohen Berge in Ecuador – ein Vulkan. Zum letzten Mal brach er 1999 aus, stellte dabei aber keine direkte Gefahr für Quito dar.

Bei der dreistündigen Wanderung zu seinem Gipfel soll vor allem der Tiefblick auf die Metropole beeindrucken. Doch nur selten ist heute zwischen den Wolkenfetzen

Der Cotopaxi: Nur selten zeigt sich sein makelloser Konus über der Hochebene.

[1] alle Zitate aus: Whymper, Edward (1892): Travels amongst the great Andes of the equator (in der Bearbeitung von McIntyre, Loren (1987)); Übersetzung: Folkert Lenz

der Moloch dort unten zu erahnen. Dann allerdings zeigt sich, dass die Berge von der Großstadt förmlich umzingelt sind.

Trittsicherheit ist für die letzten Dutzend Meter hinauf zum Rucu Pichincha nötig. Krabbelei über nasse Felsen, dann zeigt eine gelbe Flagge den Gipfel an. Rundblick über die Vulkanlandschaft? Fehlanzeige! Alles ist im Grau der Wolken versunken. Ein schneller Abstieg also über die Schuttreißen hinunter.

Zwei Tage später ein neuer Versuch, die Gipfelwelt am Äquator zu erkunden. Eine knappe Busstunde südlich von Quito erhebt sich der Cerro Corazon (4782 m). Auch dieser Berg der Westkordillere gilt als technisch einfach und ist somit bestens zur Anpassung für höhere Ziele geeignet. Ein geländegängiger Pickup bringt uns einige hundert Höhenmeter seine Flanken hinauf. Das verkürzt den Aufstieg gleich um mehrere Stunden. Unsere einzige Sorge: Wird der Fahrer der Camioneta es auch am Nachmittag noch schaffen, uns abzuholen? Denn schon am Morgen regnet es Bindfäden. Die schlammige Piste bringt den Wagen mehrfach an seine Grenzen. Aber der Mann hinter dem Lenkrad gibt sein Bestes.

Danach wird unsere Orientierungsfähigkeit stundenlang auf die Probe gestellt, denn einen ausgewiesenen Weg auf den Corazon gibt es nicht. Den auf der Landkarte dünn eingezeichneten Pfad würden wir zwischen den kniehohen Grasbüscheln wohl auch bei besserem Wetter nicht finden. Und die steifen Halme verlangsamen nicht nur das Vorankommen, sondern sorgen auch dafür, dass selbst die Regenhosen in wenigen Minuten pitschnass sind. Die borstigen Gräser sind so scharf, dass sie sogar den Stoff der Beinkleider zerschneiden.

Im Nebel ist kaum die Richtung klar, in der das Massiv liegen könnte. Ein Wolkenloch lässt uns schließlich den Sattel erkennen, an dem wir den felsigen Grat hinauf müssen, um den Gipfel zu erreichen. Eine Hürde, die auch Whymper rund 130 Jahre früher zu nehmen wusste: »*Die Westseite des höchsten Teiles des Corazon – genau wie die Ostseite – wird von einer großen Klippe geformt. Schneerinnen führen von dort herunter. Und eine von diesen – am südlichen Ende des Rückens – schien einen einfachen Zugang zum Gipfel zu vermitteln. Wir waren gerade erst ein paar Schritte die Schlucht hinaufgeklettert, als wir das Geprassel und Sirren von fallenden Steinen hörten. Sie flogen in einem gewaltigen Tempo herunter, fast unsichtbar, als sie uns passierten. Wir verschnauften schließlich im Schutze einiger Felsen, um das Barometer abzulesen und passierten sodann das südliche Ende des Gipfels, umgingen den Fuß der östlichen Klippe, arbeiteten uns herum zur Nordseite und erstiegen den Rücken, der gegen Atacatzo abfällt.*«

Auch wir erreichen sechs Stunden nach dem Aufbruch die Spitze des Corazon über glitschige Felsplatten. Doch wozu? Vom erhofften Fernblick mal wieder keine Spur. Stattdessen Schrecksekunden beim Abstieg, als wir im wabernden Nebelgrau einen falschen Steinmann anklettern, neben dem es nur noch in die Tiefe geht. Das Wetter, es scheint dem zu gleichen, dem auch der Brite und seine Begleiter seinerzeit ausgesetzt waren. Trotz allen Forscherdranges konnte Whymper keine Schätze – weder Pflanzen noch Insekten – dort oben bergen. »*Hagelstürme am Gipfel des Corazon waren der Grund für die dürftige Ausbeute. Regen, Graupel, Hagel oder Schnee behinderten unsere Arbeit oder machten sie sogar ganz unmöglich.*« Uns ergeht es nicht viel besser. Stunden später:

Wüstes Gebirge: Nur Lava und Geröll an den Flanken des Cotopaxi



Der Pritschenwagen wartet schon im Zwielicht auf uns. Immer noch trommelt der Regen auf das Blechdach seiner Kabine.

Die Region südlich von Quito wirkt fast lauschig, wenn sich nicht gerade Sturzbäche über sie ergießen. Bis in steilste Lagen finden sich sattgrüne Felder. Die Tallagen allerdings sind quadratkilometerweit unter Plastikplanen verborgen. Darunter verstecken sich riesige Rosenplantagen, deren zarte Blüten vor den regelmäßigen und ergiebigen Güssen geschützt werden müssen. Der preußische Naturforscher Alexander von Humboldt hatte Anfang des 19. Jahrhunderts der Gegend den Namen »Allee der Vulkane« verpasst. Offenbar hatte er während seiner Forschungsreise ungewöhnliche Aussichten auf die umliegenden Berge. Denn zu Schönwetterzeiten reihen sich in der Tat die Kegel und Krater verschiedenster Vulkane rechts und links der Ebene auf. Doch diesen – zweifellos beeindruckenden – Anblick sollten wir in vier Wochen nicht ein einziges Mal zu Gesicht bekommen.

Am Rande des Beckens von Machachi liegen die beiden Illiniza-Spitzen. Der Südgipfel wirkt von weitem ungewöhnlich alpin für die Region. Steile Hängegletscher brechen an seinen Flanken herunter. Wer dort hinauf will, sollte ein sicherer Eiskletterer sein. Der Klimawandel hat die Gletscherkaskaden in den vergangenen Jahren stark verändert und die Routen zum Gipfel noch spaltenreicher und steiler als ohnehin schon gemacht. Der Nachbar Illiniza Norte dagegen wartet nur mit wenigen Schwierigkeiten auf und ist für den geübten Trekker kein allzu anspruchsvolles Ziel. Wegen seiner Nähe zum Cotopaxi ist der Wandergipfel des Illiniza besonders bei Gruppen beliebt. Für viele Anwärter ist es der letzte Test, bevor sie den riesigen Bergkegel auf der anderen Talseite in Angriff nehmen.

Der altersschwache Landrover dröhnt, als er sich die matschige Piste von El Chaupi nach La Virgen hinaufquält. Immer weiter geht es durch die grün-gelben Flächen des Graslandes, das so typisch für diese Gegend ist. Unser Ziel? Seit Tagen verhüllt in Wolken!

Die Piste endet vor einem niedrigen Wald aus Paramobüschen. Dahinter werden die Pflanzen zusehends niedriger. Die Borsten des Hartgrases – zu Beginn hüfthoch – zerkratzen weiter oben am Berg nur noch die Knöchel. »In Ecuador, in den Anden, gibt es zehn verschiedene Arten von Paramo«, erklärt unser einheimischer Begleiter Marco und zeigt mit dem Arm auf die kilometerlangen, ockerfarbenen Wiesen an den Berghängen. »Meistens besteht der Paramo nur aus Gras, aber in anderen Regionen findet man auch Blumen.« Der Paramo sei wichtig für die Ökologie, führt Marco weiter aus. Denn er stelle das Wasserreservoir für die weiter unten gelegenen Städte dar. Der Boden des Graslandes sammle das Wasser und gebe es ganz allmählich wieder ab – wie ein Schwamm. »Dieses Wasser bedeutet Leben für uns«, meint der Führer, als er seinen Rucksack schultert. Wir acht Gringos stapfen missmutig hinterdrein, denn mal wieder triefen Hosenbeine und Stiefel vor Nässe.

Zwei Schritte vor, einer zurück: Zustieg zur Jose-Ribas-Hütte





Hunderte Höhenmeter gespart: Jeepfahrt an den Illinizas.

Im Schneckentempo geht es voran. Nicht alle haben bis jetzt Höhenerfahrung in Ecuador gesammelt. Es ist eine bunt gemischte Truppe, die den Berg hinauf trabt: eine Britin, zwei Inder, ein Trio aus Tschechien, ein



Bisweilen aussichtslos: Die übliche Kletterei im Nebel.

Vater mit seinem Sohn aus Amerika. Die letzte Stunde im Zickzack durch Geröll, dann endet der steile Bergrücken an einem gelben, wellblechverkleideten Haus. Nuevos Horizontes – »Neue Horizonte« lautet der hoffnungsvolle Name der Unterkunft. Doch die Hütte hat schon bessere Zeiten gesehen: Feuchte Matratzen in kippeligen Etagenlagern, es tropft durchs Dach. Noch schnell eine Suppe auf der Gasflamme warm gemacht, dann ab in die Schlafsäcke. In dem klammen, unbeheizten Bau auf fast 4.800 Meter Höhe mag niemand lange aufbleiben.

Die Hoffnung, wenigstens am nächsten Morgen einen wolkenlosen Himmel zu haben, hat sich schnell zerschlagen. Der übliche Nebel hüllt uns ein, während es durch Geröll und Vulkansand bergan geht. Allen Behauptungen der Klimatologen zum Trotz, dass das Wetter sich verändere, schrieb schon Whymper in dem Reisebericht über seine Andenexkursion: »*Gedruckte Informationen über den Illiniza gibt es nicht und das ist auch keine Überraschung. Der Berg hüllt sich fast immer in Wolken. Menschen, die in seiner Nachbarschaft leben, sagen, dass er selten oder eigentlich nie in voller Klarheit zu sehen ist. Letztlich waren wir 78 Tage in seiner Nähe. Aber wir haben bei keiner einzigen Gelegenheit den Berg in seiner Gänze beobachten können.*«

Wie ein vollgesogener Schwamm: Die Paramo-Graslandschaft



Ein felsiger Aufschwung drängt uns bald vom Südgrat hinaus in die verschneite Flanke. Wie tief es neben der engen und hartgefrorenen Spur hinabgeht, ist im Grau nicht zu erkennen. Über vereiste Felsen und durch ein Couloir hilft ein Fixseil. Noch ein letzter Balanceakt, dann ist das raureifverzierte, kniehohe Stahlkreuz erreicht, das den Gipfel markiert. Atemlose Freude auf 5105 Meter Höhe. Fast will ein bisschen Blau aus dem Himmel dringen. Doch nur für ein paar Sekunden grüßt der eisbewehrte Kegel des Cotopaxi herüber. Ein makelloser Konus über dem Wolkenmeer. Doch der Moment ist zu kurz, um auch nur den Fotoapparat zücken zu können. »Dieser Grat ist im Grunde gar keiner. Denn eigentlich sind die Illiniza-Gipfel die Reste einer Caldera«, erklärt unser Führer Marco unterdessen. Schwer vorzustellen, dass wir auf einem alten Kraterrand stehen sollen. Wir tauchen wieder hinab ins Einheitsgrau. Warum sollte es uns auch besser gehen als Whymper, der von »*Gewittern, Schnee und Hagelstürmen, Graupel, Sprühregen und durchnässenden Regenschauern*« während seines Besteigungsversuches im Jahre 1880 berichtete. Mehr als die Umrisse des Massivs können wir beim Abstieg nicht erahnen. So lassen wir auch diesen Berg als Geheimnis hinter uns.

Schließlich ein zweiter Versuch am Cotopaxi. Wieder hinauf durch die Lavawüste zur Jose-Ribas-Hütte. Wieder ein nebulöser Zustieg. Wieder Bibbern im ungemütlichen Speisesaal. Wieder eine schlaflose und kurze Rast in wackeligen Dreistockbetten. Doch kurz nach Mitternacht – beim Start – dann das Wunder: Die Nacht wird sternenklar, der Halbmond steht hoch am Himmel, in der Ferne blinken gelb die Lichter von Quito. In einer halben Stunde hinüber zum Beginn des Gletschers. Dann geht es nur noch bergauf. Wie eine steile Stiege führt die Spur durch den Schnee himmelwärts. Steigeisen knirschen. Der ausgetretene Pfad im Firn: Hartgefroren. Forsch geht es die ersten 200 Höhenmeter einen Aufschwung hinauf. Das Mondlicht ist jetzt so hell, dass die Bergführer ihre Stirnlampen löschen. Nur die Lichter der Gäste tanzen grüppchenweise über die weißen Flächen – im Duo, im Trio, im Quartett.

Zügig geht es Stunde um Stunde aufwärts. Für eine Pause ist es einfach zu kalt. Minus 15 Grad zeigt das Thermometer am Rucksack. Eine Seilschaft nach der anderen überholen wir, ohne ein Rennen zu zelebrieren. Schließlich sind wir an der Spitze der nächtlichen Lichterkette am Berg. Nach drei Stunden: Eine riesige Gletscherspalte tut sich auf dem Weg auf. Niko, unser ecuadorianischer Begleiter, schmeißt sich auf den Bauch, späht in den Schrund hinab, um die Dicke einer Schneebrücke zu schätzen. Sekunden später tänzeln wir einzeln über das Loch. Erst beim Abstieg werden wir das erschreckende Ausmaß der Spalte erkennen.

Eine knappe Stunde später ist der letzte Steilaufschwung des Gletschers erreicht. Wir erklettern die Felsbarriere mit dem Namen Yano Sachi zu ihrer Rechten. Die Lampen von Quito: schon ganz weit unten in der Ebene. Der Mond ist unterdessen verschwunden, die Nacht noch immer stockfinster, doch ihr Ende kündigt sich an.

Wetterleuchten über dem nahe gelegenen Dschungel. 5800 Meter zeigt der Höhenmesser jetzt, weit ist es nicht mehr bis zum höchsten Punkt des Cotopaxi. Ein steiles Firneck vermittelt den Durchstieg zum Gipfel (5897 m). Ein paar kitzlige Meter nur über harten Schnee sind es bis dorthin, wo sich der Hang wieder zurücklehnt. Der Tiefblick verschwindet, nur noch ein paar Minuten sollen es bis zur Spitze sein. Da geschieht das Unfassbare: Nebel zieht von unten herauf! Wind kommt auf. Und kurz darauf sind die Gefährten am Seil kaum noch zu erkennen. In wenigen Sekunden sind Brille, Jacke, Hose, Rucksack, Mütze, Stöcke und Pickel mit einer milchigen Schicht aus Eis überzogen. Vom Stoff der Überbekleidung bricht das Gefrorene in kleinen Schollen ab. »Viento blanco – den weißen Wind – nennen wir das«, brummelt Niko unter seiner Gesichtsmaske hervor. Schon viele Alpinisten hätten unerfreuliche Bekanntschaft mit dem Phänomen gemacht, bei dem die aufsteigende Feuchtigkeit an den unterkühlten Gegenständen im Gipfelbereich festfriert.

Braune Einöde: Lavawüste am Cotopaxi



Die letzten Schritte bis zum Gipfel: Plötzlich eine Qual! Ganz oben: Der legendäre Krater des Cotopaxi lässt sich nicht einmal erahnen. Der berühmte Rundblick beschränkt sich auf eine Schneewehe zu unseren Füßen. Der Rest des Berges ist im Nebel verschwunden – wieder mal! So ist der Gipfelstopp nach wenigen Minuten beendet. Im Blindflug gen Tal begegnen wir noch zwei Alleingängern im Laufschritt. Alle anderen am Berg haben längst den Rückzug angetreten. Die Spur bietet gute Orientierung hinab zur Hütte. Zwei Stunden später finden wir dort Schutz. Stolz sind wir auf den Gipfelsieg, enttäuscht darüber, dass wir immer noch nicht wissen, wie Ecuador von oben aussieht.



Viento blanco, der »weiße Wind«: Eisiges Naturphänomen.



Wie ein überkochender Topf mit Milch: der Chimborazo.



Andine Idylle: Vikuñas im Morgengrauen.

Drei Wochen in den Anden. Zahlreiche Gipfel bestiegen. Kein einziges Mal trocken geblieben. Nie Aussicht gehabt. Unser Entschluss steht fest: Die geplante Besteigung des Chimborazo lassen wir aus. Ohnehin erfahren wir, dass in dieser Saison bislang nur einzelne Seilschaften seine Spitze erreicht haben. Ein harmloser Schneehang soll zur heiklen Blankeispassage ausgeapert sein. Wir entschließen uns trotzdem, den Spuren Edward Whympers noch ein Stück zu folgen. Nach einer mehrstündigen Busfahrt von Quito aus erreichen wir Riobamba am Fuße des Chimborazo. Bei unserer Ankunft begrüßt uns ein Wolkenbruch. Von dem Koloss keine Spur. Wir fühlen uns eins mit dem britischen Alpinisten, den die Suche nach dem höchsten Punkt Ecuadors fast zur Verzweiflung trieb: »*Es erscheint unglaublich, dass wir jetzt so nahe am Chimborazo sind, ohne auch nur einen flüchtigen Blick auf ihn erlangt zu haben*«, schimpfte Whymper und schrieb weiter: »*Er war unsichtbar vom Pazifik aus, aber auch in Guayaquil, in Bodegas, Tambo, Gobierno und Guaranda. Obwohl man uns an allen Orten versichert hat, dass er von dort gesehen werden möchte, könnte, sollte!*«

Wir haben Glück: Die Luft ist klar am nächsten Morgen. So thront das Bergmassiv über den Häusern von Riobamba und scheint direkt am Stadtrand in den Himmel zu wachsen. Wir fahren hinaus zur Posada Urbina, einer kleinen Herberge unterhalb des Chimborazo. Lamaähnliche Vicuñas weiden friedlich neben dem ehemaligen Bahnhofsgebäude. Und nach dem obligatorischen Nachmittagsguss taucht der Gigant wieder zwischen den Wolkenfetzen auf: Wie ein überkochender Topf mit Milch. Gletscherströme fließen seine Flanken hinab.

Whymper war der erste Mensch, der seinen Fuß auf die Spitze des Chimborazo setzen konnte. Gemeinsam mit den Italienern Jean-Antoine und Louis Carrel erreichte er am 4. Januar 1880 den höchsten Punkt des Chimborazo. Er wird heute meist mit 6310 Meter angegeben, weist laut einer Vermessung per Satellit aber wahrscheinlich nur 6267 Meter auf.

Raureif glitzert noch auf den Wiesen, als unser Führer Edison uns zu einer Wanderung am Chimborazo abholt. Wir arbeiten uns auf schmalen Pfaden die Hänge hinauf – zwischen Feldern und Äckern hindurch. Scharf abgegrenzte Rechtecke in Hellgrün, Ocker oder Dunkelbraun überziehen die fruchtbare Landschaft. Ein Farbenspiel in Würfelform. Kühe, Schafe, Schweine und deren Hirten überholen uns auf dem Weg zur Weide.

Es ist fast die einzige Tour in Ecuador, die uns mit ein paar Stunden Sonne verwöhnt. Viele Einheimische klagen, dass die Schönwetterperiode um Weihnachten immer häufiger ausbleibt. Und auch den Bergsteigern machten die Klimakapriolen zu schaffen, erklärt Edison und kramt ein paar Fotos aus seinem Rucksack. »Hier, dieses Bild ist nicht einmal zehn Jahre alt«, sagt er und zeigt hangaufwärts. »Damals lag der Gletscherrand noch auf 5100 Meter Höhe. Heute muss man bis auf 5200 oder 5300 Meter laufen, um das Eis zu erreichen.« Der Klimawandel wird als ein Grund angesehen, warum die Gletscher am Äquator dahin schmelzen. Doch auch die vulkanischen Eigenschaften der Region fordern ihren Tribut. Warum, das zeigt ein Blick zur Eiskappe des Chimborazo hinauf: Die ehemals weißen Firnhänge sind schmutzig-braun. Schuld ist der nahe Vulkan Tungurahua. Er ist seit einigen Jahren wieder aktiv und wirft regelmäßig seine Aschewolken auf die Umgebung. Weil die Gletscherflächen Sonne und Wärme nicht mehr reflektieren können, schmilzt das vermeintlich ewige Eis jetzt noch schneller.

Auch Whymper und seine Gefährten waren bei der Erstbesteigung an einem klaren, kalten Januarmorgen aufgebrochen. Doch das Wetter – wie sollte es anders sein – wechselte schnell. »*Um elf Uhr konnten wir noch den Pazifik sehen. … Doch dann änderten sich die Bedingungen schlagartig. Der Himmel bewölkte sich, ein Wind hob an und wir betraten eine Fläche weichen Schnees, die nicht auf die herkömmliche Art überquert werden konnte.*« Whymper und die Carrel-Brüder kämpften sich stundenlang durch die Schneemassen, bis sie um fünf Uhr nachmittags endlich den Südgipfel erreichten. »*Der Wind blies hart aus Nordwest und trieb den Schnee brutal vor sich her. Wir waren hungrig, nass, fühlten uns taub vor Kälte und elend. Wir waren beladen mit Instrumenten, die wir nicht mehr benutzen konnten. Mit viel Mühe stellten wir das Quecksilberbarometer auf. Ein Mann griff sich das Dreibein, um es festzuhalten, der andere stellte sich in den Sturm und hielt einen Poncho hoch, um ein bisschen Schutz zu gewähren.*« Kein Wunder, dass Whymper seine Höhe nicht mehr genau feststellen konnte. Das Trio flüchtete dann vor der nahenden Nacht gen Tal. Beim weiteren Abstieg am nächsten Tag zeigt sich Whymper beeindruckt von den Explosionen am rund 50 Kilometer entfernten Vulkan Sangay: »*Bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen wir ihn sehen konnten, beobachteten wir Ausstöße von Dampf in Intervallen von 20 bis dreißig Minuten. Diese schossen mit immenser Geschwindigkeit in den Himmel, bis 5000 oder 6000 Fuß über die Bergspitze hinaus. Dann verteilte sich der Staub in pilzähnliche Wolken, die vom Wind Richtung Süden getrieben wurden.*«

Dieses Phänomen kann man bis heute beobachten. Vom Chimborazo aus bestaunen wir die dünne, graue Aschesäule, die der Sangay alle halbe Stunde unvermittelt in die Luft bläst. Ein Naturschauspiel, das wir uns gerne aus der Nähe anschauen würden. Vielleicht beim nächsten Besuch in Ecuador. Hoffentlich lässt der Wettergott dann mehr Gnade walten.



Die »Straße der Vulkane«: Unterwegs am Chimborazo

Das Hölloch im Kleinwalsertal –

die Magie der unterirdischen »weißen Flecken« auf der Karte

VON GABY FUNK

Im Oberen Mahdtal der Allgäuer Alpen befindet sich der Einstiegsschacht ins Hölloch, das längste erschlossene Höhlensystem Deutschlands. Was 1906 mit der abenteuerlichen Befahrung eines tiefen Schachtes und eines wasserdurchströmten Raumes begann, entwickelte sich im Laufe der Zeit zur spannenden Erschließung eines riesigen, teils bizarr versinterten, dreidimensionalen Labyrinths aus Hallen, Klüften, Schächten und Gängen. Die Erschließung »der unterirdischen weißen Flecken auf der Landkarte« war und ist ein Abenteuer, wie es überirdisch heute kaum noch möglich ist.



Oben ragen einige Äste und Blätter in den grell leuchtenden ovalen Ausschnitt eines wolkenlos blauen Himmels. Um mich herum Fels, schwarz, speckig-abgeschliffen und nass glänzend im Lichtkegel der starken LED-Lampen an meinem Helm. Beim Blick nach unten zeichnen sich zunächst noch die Lichtkegel ab und lassen einen dunklen, feuchten Felsschlund erkennen. Weiter unten verschwinden sie im Nichts, aufgelöst in der Schwärze der Tiefe. Langsam geht's hinab. In den sich zunehmend verengenden Schacht fällt immer weniger Licht von oben, dann folgt Finsternis und das Eintauchen in den kalten Atem der Tiefe. Ich befinde mich im Höllochschacht im deutschen Teil des Mahdtals bei Riezlern im Kleinwalsertal, eingepackt in einen Schlaz, einen robusten Höhlenforscher-Overall, unter dem ich noch einen dicken Neoprenanzug mit Füßlingen trage. Und ich hänge in meinem Klettergurt am Statikseil, das über den Galgen läuft, wie man das oben weit über den Schachtrand hinausragende Stahlrohrgestell mit der Flaschenzugrolle für das Windenseil nennt. Der Galgen sorgt dafür, dass man mittig ins Hölloch hinabfährt und auf diese Weise durch leichtes Abstoßen der Beine problemlos an der Schachtstufe in etwa 46 Meter Tiefe vorbeikommt, einem Knick in diesem knapp 80 Meter tiefen, senkrechten Einstiegsschacht. Mein Rucksack fürs Biwak hängt etwas oberhalb im Seil, damit ich ihn bei Bedarf hin- und herschieben kann.

Erst als ich im Allgäu lebte, stellte ich fest, dass es neben dem Hölloch im Muotatal in der Schweiz auch im beim Gottesackerplateau im deutsch-österreichischen Grenzgebiet von Oberstdorf und dem Kleinwalsertal eine große Höhle namens Hölloch gibt. Im Jahr 2006 wurde ich schließlich auf das hervorragende Hölloch-Buch zum 100jährigen Jubiläum der Hölloch-Forschung aufmerksam, herausgegeben vom Höhlenverein Sonthofen, verfasst von Günter Stautz aus Petershausen und Andreas Wolf aus Krailing. Es enthält auch Texte von den Erschließern, darunter den seit den 1970er-Jahren aktiven Immenstädter Brüdern Jürgen und Michael Schafroth, ferner Manfred Bodem und Werner Mottl sowie Bergfilmer Gerhard Baur aus Moosbach bei Sulzberg. Baur hat für den Bayerischen Rundfunk zwei preisgekrönte Filme übers Hölloch und übers Gottesackerplateau gedreht und arbeitet gerade an seinem dritten Film, der Ende 2009 fertig sein wird. Er spricht stellvertretend für seine Gefährten, wenn er beschreibt, was ihn in all den Jahren am Erforschen des Höllochs so faszinierte: »*Ein Höhlensystem wie das Hölloch erforschen zu können, ist ein großartiges Erlebnis. Bei jeder Erstbegehung einer Route und bei jeder Erstbesteigung eines hohen Berges hat man sein Ziel stets vor Augen. Bei einer Höhle weiß man dagegen nie, was auf einen zukommt und welche Dimensionen die Höhle letztendlich hat. Ständig stellt sich erneut die Frage, ob es überhaupt weitergeht und wenn ja, wie und wo. Es ist ein wildes Abenteuer, das sehr anstrengend ist und viel Umsicht und Erfahrung verlangt, mit einem kleinen Team von Individualisten und Naturfreunden aber richtig Spaß macht*«. Und übers Filmen im Hölloch fügt er hinzu: »*Das Filmen ist da unten eine große Herausforderung – schon wegen der klettertechnischen Schwierigkeiten, der Nässe, der schweren, sperrigen Ausrüstung und den Schwierigkeiten bei der Beleuchtung.*«

In diesem Jubiläums-Buch der Höllochforscher wird auf sehr anschauliche Weise die spannende Befahrungsgeschichte dieser Höhle beschrieben mit all den Schwierigkeiten und Hindernissen, die dabei bewältigt werden mussten. Historische Aufnahmen, Skizzen, Zeit-Dokumente, starke Fotos sowie für Laien verständliche Erklärungen zu wissenschaftlichen Fragestellungen, Forschungsergebnissen oder Ausrüstungsgegenständen sind darin kombiniert mit packenden Erlebnisberichten der Beteiligten. Wer Sinn für Abenteuer hat, bei denen es wie bei den frühen Erkundungs- und Forschungsexpeditionen um Vorstöße in »terra incognita«, also in eine unbekannte, unerschlossene Region geht, die mit erheblichen Gefahren und Risiken verbunden sind, wird von diesem Buch begeistert sein. Es geht um die Erschließung der unterirdischen »weißen Flecken auf der Karte« – um Abenteuer von einer Art, wie sie heute überirdisch in dieser ursprünglichen Form des Entdecken und Erforschens kaum mehr möglich sind. Gleichzeitig ist die Höhlenforschung, die Speläologie, eine spannende Herausforderung im Bereich der interdisziplinären Wissenschaften, in denen es unter anderem um Geologie, Hydrogeologie, um die Paläo-Klimaforschung, die Flora und Fauna subterraner Räume sowie um viele andere Bereiche geht. Die dabei gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse über den Weg des Wassers oder den Verlauf der verschiedenen Gesteinsschichten haben einen hohen Nutzwert für die in der Region lebenden Menschen. Und wer hätte denn je gedacht, dass es in diesem finsteren Hölloch, das regelmäßig von gewaltigen Wassermassen mit schier unvorstellbarem Druck durchflutet wird, Regen-, Strudel- und Saitenwürmer gibt, diverse Fliegenarten, Weberknechte, Käfer, Flohkrebse und sogar Fledermäuse? Das Hölloch lebt! – so wie die tiefsten Meere und heißesten Wüsten der Erde.



Bachlauf in der Oberen Wasserklamm.

Bild links: An der überhängenden Wand am Oberen Hölloch-See
Alle Fotos:
Jürgen Schafroth





Bild oben: Die Kugelhalle mit ihren Fließfacetten (napfartige Vertiefungen)

Bild unten: Sinterformationen am 3. Siphon.

In beiden Höhlen wird weitergeforscht. Der obere Schacht des Höllochs liegt auf deutschem Gebiet, wobei das gesamte Höhlensystem orographisch eigentlich zum Kleinwalsertal gezählt werden müsste. Auch oben am Gottesackerplateau wurden 90 Höhleneingänge entdeckt, fünf davon sind bedeutende Höhlen, von denen die längste bisher auf über 700 Meter erforscht ist. Wie Markierungsversuche gezeigt haben, befinden sich auch direkt unter dem Gottesackerplateau größere Höhlensysteme, von denen einige mit dem Hölloch-Höhlensystem verbunden sein könnten.

Wer sich mit dem Hölloch befasst, entdeckt eine geheimnisvolle unterirdische Welt, ein dreidimensionales Labyrinth aus langen, verschachtelten Gängen, die einen wassserführend, die anderen trocken, von denen viele irgendwann »unschliefbar« an einem schmalen Spalt enden, wie es heißt, wenn sich der Mensch durch eine enge lehmige Röhre oder einen Felsspalt nicht mehr durchwühlen oder durchzwängen kann. Es sind verborgene, teils bizarre Welten mit wahren Wunderwerken der Architektur und Statik: riesige Hallen wie Kirchenschiffe und Dome mit glatt geschmirgelten, fein gemaserten Wänden. Oder zerklüftete Räume, in die das Wasser von hoch oben laut gischtend über eine Felsstufe hineinstürzt oder sacht über die Kaskaden von kunstvoll gestalteten Sinter-Terrassen hinabsickert. Es ist ein verwirrendes Labyrinth aus Hallen, Klüften, Schächten, Spalten und schmalen Gängen, in denen glasklare Bäche zwischen messerscharfen Felskanten mäandern und sich plötzlich versinterte Säle öffnen mit unzähligen schwert- oder phallusförmigen Stalaktiten und Stalagmiten, die, wenn sie zusammenwachsen und wie dorische Marmorsäulen den Boden mit der Decke verbinden, Stalagnaten genannt werden. Auch Excentriques gibt es im Hölloch. Das sind korkenzieherartig gewundene Stalaktiten, die ebenso zu den Sonderformen gehören wie die langen, dünnen Spaghettis. Die Entstehung des gelb- oder weißlichen, feucht-glänzenden Tropfsteinschmucks, der von oben oder von unten Tropfen für Tropfen im zähen, jahrtausendelangen Prozess der Versinterung wächst – jedes Stück davon ist ein Unikat – hat hier in bestimmten Höhlenbereichen wahrscheinlich schon vor zwei Millionen Jahren begonnen. Die wissenschaftliche Untersuchung eines vergleichsweise kleinen Hölloch-Stalagmiten ergab ein Alter von 13 000 Jahren. Und auf ähnliche Weise wie Baumringe geben seine Gesamtlänge und die Länge und Form seiner Wachstumssegmente den Forschern Auskunft über das Klima, das während der verschiedenen Epochen seiner Entstehung herrschte.

Tragödien und bizarre Welten

Eine Hölloch-Befahrung durch einen der beiden Einstiegsschächte zählt auch heute noch zu den anspruchsvollen Höhlenbegehungen – wobei es sehr darauf ankommt, wie weit man vordringt. Nach einer Veröffentlichung von Thilo Müller und Andreas Wolf vom Verband der deutschen Höhlen- und Karstforscher im Februar 2009 ist das Hölloch mit 10650 erforschten und vermessenen Metern die bis jetzt längste erschlossene Höhle Deutschlands und liegt vor der auf 9911 Meter Länge erschlossenen Riesending-Höhle am Untersberg bei Berchtesgaden, die mit 1048 Meter Höhendifferenz den deutschen Tiefenrekord hält.

Das Faszinierende an Karsthöhlen wie dem Hölloch ist, dass diese von außen so abweisend, lebensfeindlich und furchterregend wirkende, stockdunkle Unterwelt tief in ihrem Inneren wie eine Märchenwelt im Zuckerbäckerstil aussieht oder teils auch so, wie man sich einst als fantasievolles Kind den Eispalast der Schneekönigin aus dem Märchen von Hans Christian Andersen vorgestellt hatte.

Hinab in die Finsternis

Die Erforschung eines Höhlensystems ist mit dem Vordringen ins finstere Unbekannte und all seinen Gefahren ein sportliches Abenteuer und eine mentale Herausforderung, die Risiken birgt, die denen vom Bergsteigen und Canyoning ähneln – und das bei Dunkelheit in unerforschtem Gelände. So eine Höhle wie das Hölloch ist das archetypische Symbol schlechthin für das größte und letzte Abenteuer eines jeden Menschen, den Tod. Das Bild von der tiefen, von vier Flüssen durchströmten und in verschiedene Bereiche unterteilten Unterwelt, dem Hades, aus dem – abgesehen vom begnadeten Sänger Orpheus – keiner mehr zurückkehren kann, beflügelte schon im griechischen Altertum die Fantasie der Autoren und spiegelt die Urängste, aber auch die Neugier des Menschen wider. Es ist nicht für jeden möglich, in eine finstere, tiefe, von Wasser durchströmte Höhle hinabzusteigen. Zu den sportlichen, abenteuerlichen, archetypischen und ästhetischen, die Fantasie und den Geist zugleich anregenden Reizen des Höllochs kommt das wissenschaftliche Abenteuer hinzu: Die Herausforderung des Dechiffrierens eines verschlüsselten Codes der Natur, der sich aus ganz verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zusammensetzt.

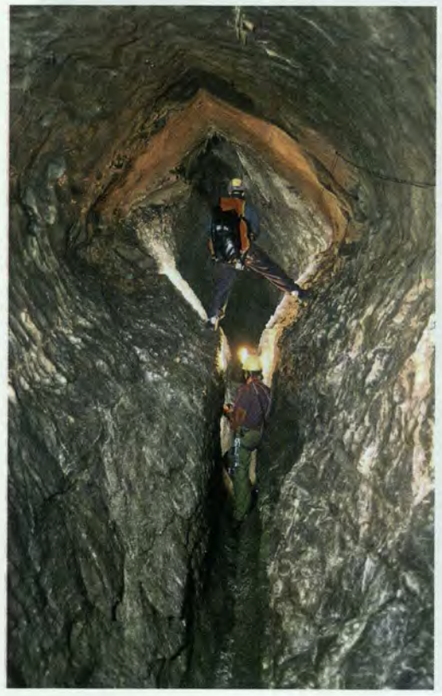
Ich bin mit dem Hölloch-Experten Jürgen Schafroth unterwegs, einem bekannten Allgäuer Kletterer, der zwischen 1979 und dem Jubiläumsjahr 2006 zu den aktivsten Höhlenforschern im Hölloch zählte. Er betätigt oben die per Motor betriebene Seilwinde, seine Frau Conny, eine der beiden einzigen



Bachlauf im oberen Teil des Höllochs – hier steigt bei Regen das Wasser in wenigen Minuten um mehrere Meter an.

Frauen, die je durch den lebensgefährlichen, gerade mal körperbreiten und über 100 Meter langen Knappengang mit seinem Halbsiphon robbten, steht bereits 80 Meter tiefer am Fuß des Schachts auf einer kleinen Gitter-Plattform über dem Bach und wartet auf mich. In diesem Schacht kam 1936 beim Aussteigen der Kemptner Bergsteiger Sepp Gerstmaier bei einer von ihm selbst geleiteten Hölloch-Befahrung auf tragische Weise ums Leben. Die bei Regen in den Schacht stürzenden Wassermassen ließen die Hanfseile des Flaschenzugs aufquellen und blockierten ihn, so dass Gerstmaier 30 Meter unter der Oberfläche im Sturzbach hängend an Unterkühlung und Erschöpfung starb. Schon im Jahr davor hatte sich am Hölloch ein tragisches Unglück ereignet: Ein 27-jähriger Mann aus Bad Wörishofen war bei der Skiabfahrt von der Mahdtalalpe kommend in den teils überwächteten Hölloch-Schacht gestürzt. Die bei Niederschlag in den Schacht rauschenden Wassermassen, die Gerstmaier zum Verhängnis geworden waren, und der bei Regen rasch ansteigende Wasserpegel in vielen Teilen der Höhle – stellen auch heute noch eine große Gefahr dar: Wie Aufzeichnungen in der Höhle bei Niederschlag ergaben, kann das Wasser im etwa drei Meter breiten Bachbett in der Seehalle beim Einstiegsschacht innerhalb von fünf Minuten bis zu vier Meter über den Normalpegel anschwellen und schießt dann mit gewaltigem Druck durch die Gänge. Bei Hochwasser kommt hinzu, dass es bachabwärts durch die engen Wasserklammen zu einem Rückstau des Wassers kommt und der Wasserstand rasch auf mehr als 25 Meter über dem normalen Pegel ansteigen kann.

Das Schlüssellochprofil kurz vor dem Silberdom.



Der Begriff, »hinabfahren ins Hölloch« ist recht assoziativ, hieß es im christlichen Kulturkreis doch einst auch von den armen, verdammten Seelen, dass sie zusammen mit dem Teufel in die Hölle hinabfahren. Nur hat Jürgen überhaupt nichts Diabolisches an sich, und das dunkle, nass-kalte Hölloch entspricht auch in keiner Weise den aus dem Mittelalter überlieferten christlichen Vorstellungen von der Hölle mit dem flammenden Inferno des Fegefeuers, in dem die Verdammten schmoren. Im Hölloch beträgt die Luftfeuchtigkeit teils über 90 Prozent, und es ist kalt. Jürgen erzählt, dass die durchschnittliche Wasser- und Lufttemperatur 4 bis 5 Grad Celsius beträgt. Im Winter vereise die Höhle sogar an mehreren Stellen, vom Schachtrand hängen dann lange, schwere Eiszapfen in den von einer dicken Eisschicht überzogenen Hölloch-Schacht. Selbst im unteren Höhlenbereich, der durch den tiefer liegenden Plattenalpschacht schneller erreichbar ist, bildet sich im Winter an manchen Stellen Eis, wodurch sie unbegehbar werden können. Auch vereisen dann oft die Seile, so dass Jümars oder andere Steigklemmen durchrutschen. Jürgen, der zur Zeit neben seinem Beruf als Industriemechaniker die Ausbildung zum staatlich-geprüften Bergführer macht und seit einigen Jahren auch selbst sehenswerte Filme über die Allgäuer Alpen dreht, hat vor einigen Jahren einen Kurzfilm über das Eisklettern im Hölloch produziert. Ob im Winter oder im Sommer: Hölloch-Befahrungen können nur bei guter Wetterprognose und nach längeren Schönwetter-Phasen bei niedrigem Wasserstand durchgeführt werden.

Auf den Spuren der ersten Forscher

Unten am Schachtfuß angekommen, deponieren wir die Rucksäcke in einer kleinen Felsnische, in dem sich das wasserdicht verpackte Höhlen-Befahrungsbuch befindet. Wie ich vom insgesamt 33 DIN-A4-Seiten umfassenden Höhlenplan weiß, gelangt man von hier bachaufwärts in die Große Seehalle und zum Oberen Höllochsee, von wo nach links, also Nordwesten, der lange Schacht abzweigt zur Helmuth Kramer Halle und zur Sinter Halle, bis sich der Gang teilt in einen zum Oberen Höllochsiphon und einen zum Schlammschluf. Von der Seehalle direkt nach Norden führt ein Schacht durch die enge, lehmige Windröhre und die Natterkluft zur Biwakhalle, wo wir am Abend im überraschend komfortablen und mit allerlei Raffinessen ausgestatteten Biwak übernachten werden. Es wurde 1974 eingerichtet und in den Jahren danach perfektioniert. Nach dem Biwak führt dieser Schacht noch weiter zum erst im November 1997 entdeckten Herkulessaal und dem Michelleschlot. Zunächst wollen wir aber bachabwärts bis zum Unteren Höllochsee gehen und folgen dabei jener Route, die bereits bei den Hölloch-Expeditionen im Herbst 1906 erforscht und kartiert wurde.

Jürgen ist inzwischen auch am Schachtfuß angekommen und hat den Windenmotor mitgebracht, eine weiterentwickelte Sonderanfertigung, die die Mitglieder des Höhlenvereins für ihre Anforderungen ausgetüftelt haben. Sie ermöglicht, dass wir nach unserer Höhlen-Befahrung auch bequem hochgezogen werden und nicht rund 80 Höhenmeter am frei hängenden Seil mit dem Jümar hochsteigen müssen, wie das früher offenbar hin und wieder der Fall gewesen ist.

Ich folge Jürgen und Conny durch einen Durchschlupf zwischen großen Blöcken in den nach Sepp Gerstmaier benannten Gang, dessen Boden von Geröll bedeckt ist. Am Anfang liegt ein auf beeindruckende Weise von der Kraft des Wassers verbogener und vom Eis- und Steinschlag verbeulter schwerer Stahlträger, der früher den Schachtrand befestigte – ein Dokument und Mahnmal für die gewaltigen Naturkräfte, die hier bei schlechten Verhältnissen herrschen. Über einige verkeilte Baumstämme hinweg geht es durch die Xaver-Lutz-Klamm in die enge, wunderschöne Obere Wasserklamm. Unter den Sohlen spürt man in den wadentief durchspülten Wassergängen einen völlig glatt geschmirgelten Boden, von dem das bei Regen durchschießende Wasser und die mitgeführten Steine jede Unebenheit weggehobelt haben. Die Wasserklamm ist schmal und verläuft zwischen hohen Felswänden mit messerscharfen Kanten, mal geht es über eine kleine, wasserüberspülte Felsstufe hinab, mal umgeht man einen tiefen, wasserdurchspülten Kolk. Oberhalb des Wassergangs verläuft ein Fixseil, an dem man sich auch ohne Neoprenbekleidung entlang hangeln könnte. Schließlich stehen wir vor einem rund vier Meter hohen Wasserfall, über den uns Jürgen am Seil hinablässt. Durch einen engen Gang mit scharfkantig abgeschliffenem rötlichem Gestein gelangen wir schließlich in die große Halle am Unteren Höllochsee. Ab hier benötigt man eine Taucherausrüstung für die beiden Siphons, die hier dicht aufeinander folgen. Der acht Meter lange erste Höllochsiphon wurde 1976 erstmals durchtaucht und läutete den Beginn einer neuen Ära der Hölloch-Erschließung ein. Lange galt die Höhle bis zum unteren Höllochsee und dem ersten Siphon als erforscht – heute stellt dieser alte Befahrungs-Abschnitt nur noch einen klitzekleinen Teil dieses riesigen Höhlensystems dar, dessen Dimensionen sich nach dem Durchtauchen der verschiedenen Siphons Schritt für Schritt durch die nach allen Seiten hin neu erschlossenen Bereiche vergrößerten. Ohne Tauchausrüstung müssen wir hier leider umdrehen. Wir gehen zurück zum Einstiegsschacht und Rucksack-Depot, dann weiter zur Biwakhalle, wo wir übernachten.





Bild oben: Michael Schafroth im Unteren Hölloch-See, 1. Siphon.

Bild unten: Das gemütliche und pfiffig eingerichtete Biwak 1 mit der absenk- und hochziehbaren Speichenrad-Garderobe im Eingangsbereich.

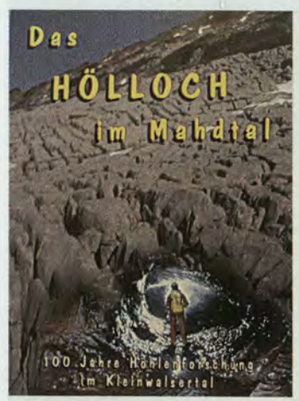


Kaplan Xaver Lutz wird bei der Expedition von 1906 mittels Flaschenzug hochgezogen und ist gleichzeitig durch ein zweites Seil gesichert.
Foto: K.M.Kessler, Archiv Max Kessler, im Jubiläumsbuch »Das Hölloch im Mahdtal«.

Geistliche Herren im Reich der Finsternis

Wie bei vielen Erstbesteigungen von Bergen, Höhlenerforschungen oder Klammbegehungen waren auch am Hölloch Geistliche aktiv beteiligt. Geistliche waren gebildet, interessierten sich häufig für naturkundliche Themen, hatten oft selbst Spaß an abenteuerlichen, anstrengenden Unternehmungen und regten im 19./20. Jahrhundert die Erschließung von »Naturwundern« in den Alpen an, weil sie sich durch den Tourismus neue Einkommensquellen für die teils sehr arme Bergbevölkerung versprachen. So war es auch beim Hölloch: Wie die für Touristen erschlossene und bereits 1905 eingeweihte Sturmannshöhle bei Obermaiselstein und die ebenfalls 1905 eingeweihte Breitachklamm, initiiert vom damaligen Tiefenbacher Pfarrer Johannes Schiebel, sollte das Hölloch zunächst erforscht und dann als Naturattraktion für Touristen zugänglich gemacht werden. Der damalige Pfarrer von Riezlern, Julian Längle (von 1894-1923 in Riezlern), war auch der Vorstand des »Verschönerungsvereins« zur Förderung des Tourismus und plante fünf Expeditionen für den Herbst 1906, zusammen mit seinem expeditionserfahrenen Tiefenbacher Kollegen Schiebel. Mit der Durchführung der Hölloch-Expeditionen wurde Längles Kaplan Xaver Lutz beauftragt, der schon dabei war, als der kühne Jagdaufseher Hermann Paul aus Innerschwende im Jahr zuvor erstmals den Fuß des Schachts erreicht hatte. Die fünf Expeditionen waren gut vorbereitet: Ein Baumstamm wurde über den Schacht gelegt und ein Flaschenzug daran fixiert. An einem Seilende wurde mit einem Aststück ein Sitz gebaut, ein zweites Seil wurde dem Höhlen-Befahrer um den Bauch gebunden. Beide Seile wurden langsam abgelassen, zwei Männer standen, von oben gesichert, auf der Zwischenstufe im Schacht. Sie sorgten dafür, dass die Seile frei liefen und ermöglichten die Kommunikation zwischen den oben und unten am Schachtfuß stehenden Männern. Zur Beleuchtung hatten sie Paraffin-Fackeln und Azetylenlampen dabei. Mit dem heute als giftig geltenden Anilin wurden unten am vier Meter hohen Wasserfall sogar Tracer-Untersuchungen durchgeführt, wie man heute Untersuchungen nennt, bei denen durch Einfärben des Wassers festgestellt werden soll, wohin es fließt. Diese Untersuchung verlief zwar ergebnislos, dafür war die Skizze, die Franz Xaver Ammann aus Sonthofen bei der fünften Expedition fertig gestellt hatte, für die damalige Zeit äußerst präzise. Unter den mutigen Erforschern dieser ersten Expeditionen war auch der Langenwanger Lehrer Hermann Rädler, bekannt als kühner Erstbegeher des legendär-berüchtigten Rädlergrates am Himmelhorn. Kaplan Lutz war zutiefst begeistert von den *»jahrtausendealten Naturschönheiten«* in der Unterwelt, die zuvor *»kein Menschenauge gesehen hatte«*. Lutz ist sogar im Oberen Höllochsee geschwommen, um zu sehen, ob es dort irgendwo weitergeht. Überliefert ist, was der abenteuerlustige Kaplan in der Höhle gerufen hat: *»Der Mensch ist nicht zu stillem Genuss, er ist zum Kampf geboren! Und doch ist das Hölloch trotz seines gruseligen Namens ein Tor der Bergseligkeit!«* Das änderte aber nichts an der Erkenntnis, dass *»die Zugänglichmachung der Höhle für weitere Kreise ohne erheblichen Kostenaufwand kaum möglich sein dürfte«*. Dieser Plan war vorerst vom Tisch, kam in den Jahrzehnten danach aber immer mal wieder auf, wurde letztendlich aber als zu gefährlich betrachtet. Abgesehen von der Gerstmaier-Expedition und einer staatlich beauftragten Befahrung durch den damals bekannten Speläologen Helmuth Cramer zur Überprüfung, ob sich das Hölloch als militärische Lagerstätte eigne, blieb es im Hölloch weitgehend ruhig, bis zum Beginn der ersten Phase der wissenschaftlichen Erforschung von 1948 bis 1969. Helmuth Cramer und Richard Gottfried Spöcker, die beide zu den bedeutendsten alpinen Höhlen- und Karstforschern ihrer Zeit gehörten, leiteten die ersten wissenschaftlichen Expeditionen. Helmuth Cramer starb 1950 im Alter von 49 Jahren, sein Sohn Klaus war aber längst vom Höhlenvirus infiziert, studierte Geologie und verfasste 1959 seine Diplomarbeit über »Die Geologie des Mahdtales und den Karst des Gottesackerplateaus«. Er war jahrelang Vorsitzender des Verbands deutscher Höhlen- und Karstforscher und führte 1964 eine Hölloch-Befahrung durch, bei der »Neuland« wie die Regenhalle entdeckt und kartiert wurde. Und noch eine bekannte Persönlichkeit war bei den wissenschaftlichen Expeditionen dieser Zeit dabei: Ludwig Gramminger (1906-1997), genannt Wiggerl, dessen Name unter Bergsteigern unvergessen ist, weil er als Kletterer und Tüftler für die Bergwacht zahlreiche bedeutende Bergungs- und Rettungsgeräte entwickelt oder verbessert hat und an vielen bekannt gewordenen Rettungseinsätzen beteiligt war. Seine Winde wurde zwischen 1949 und 1964 bei den Hölloch-Befahrungen eingesetzt.

Der größte Teil des Höhlensystems wurde allerdings erst ab den 1970er-Jahren erforscht, vor allem nach Einsatz der Tauchausrüstung und dem Durchtauchen der verschiedenen Siphons durch die Allgäuer und Münchner Höllochforscher. Erst durch die im Buch vermittelte Befahrungsgeschichte des Höllochs und die Berichte und Anekdoten der Beteiligten wird einem Nichtspeläologen klar, wie überaus faszinierend, spannend, riskant, anstrengend und abenteuerlich im ursprünglichen Sinne die Erforschung dieser unterirdischen »terra incognita« ist. Vorstöße in diese unerforschten subterranen Räume sind auch heute noch abenteuerliche Forschungs- und Erkundungs-Expeditionen wie man sie aus den Büchern der großen Entdecker kennt. Symbolkräftig wirkt dabei die Erkenntnis, dass man von diesem faszinierenden unterirdischen Kosmos immer nur das wahrnimmt und sieht, was vom Lichtstrahl der Lampen erfasst wird. Alles andere bleibt im Dunkeln verborgen.



Buch:
Das Hölloch im Mahdtal, 100 Jahre Höhlenforschung im Kleinwalsertal, Jubiläumsschrift 2006, hrsg. vom Höhlenverein Sonthofen e.V., Schriftleitung Günter Stautz & Andreas Wolf, ISBN: 10:300-019276-X. 378 Seiten, DIN A4, mehr als 400 Abbildungen und Tabellen, davon 113 Farbbilder, sowie auf 33 Seiten der Hölloch-Höhlenplan. Preis: 19,70 Euro zuzügl. Versand. Erhältlich unter www.hoelloch.de oder info@hoelloch.de

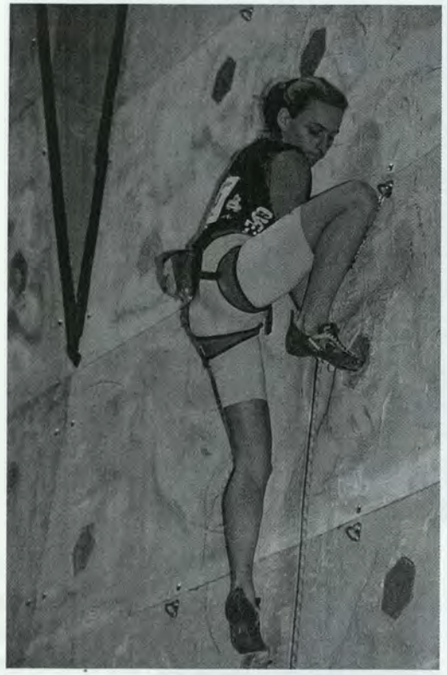
Filme:
Gerhard Baur für den Bayerischen Rundfunk:
»Hölloch – eine Seilfahrt in die Unterwelt« von 1975/79
»Das Gottesackerplateau – mit dem Wasser in die Tiefe« (1995)
Derzeit in Arbeit ist ein neuer Film übers Hölloch, der Ende 2009 fertig sein wird.
Info: Margret Baur, Tel.08376/1334, E-Mail: margretbaur@gerhardbaurfilm.de

Jürgen/Michael Schafroth von Allgäufilm:
12 Min.-Kurzfilm »Highway to Hell – eine ungewöhnliche Erstbesteigung« übers Eisklettern im Hölloch. Info: http://www.allgaeufilm.de, bestell@allgaeufilm.de

Wettkampfklettern

Eine persönliche Innenansicht

VON TAMARA SCHLEMMER



Tamara Schlemmer beim Weltcup 91, England.
Alle Fotos: Archiv Schlemmer

In den 80er Jahren existierte in Deutschland eine Kletterelite (Glowacz, Güllich, Eisenhut), die auch sporadisch oder etwas intensiver an Wettkämpfen teilnahm. Teilweise noch an Speedwettbewerben auf der Krim. Seit es den ›7. Grad/Rotpunkt‹ gab, sahen sich Spitzenkletterer als Leistungssportler und suchten den direkten Vergleich – auch am natürlichen Fels.

1987 unternahm der DAV unter Leitung von Hartmut Münchenbach den ersten Versuch eine Kletternationalmannschaft zu bilden. Zahlenmäßig hatte Deutschland sicherlich nicht ganz so viele Kletterer auf höchstem Niveau wie Frankreich, vor allem bei den Frauen hinkte man sehr hinterher.

Doch hätte das Niveau der damaligen Topkletterer durchaus ausgereicht, um von Anfang an vordere Plätze in Weltcups belegen zu können. Um diese zu finden, wurde damals in den DAV-Mitteilungen ein Leistungsprofil abgedruckt, worauf sich viele guten Kletterer meldeten. So kam es zum ersten Sichtungslehrgang November/Dezember 1987 in Buoux/Frankreich. Bereits 1988 richtete der DAV den ersten ›DAV-Summit-Cup‹ in Köln aus, 1989 gab es in Deutschland den ersten internationalen Wettbewerb in der Rudi-Sedlmayr-Halle, mit Unterstützung von Sport Scheck. Im gleichen Jahr startete der legendäre ›Frankenjura-Cup‹ während der Consumenta-Messe in Nürnberg. All diese Wettkämpfe fanden bereits an eigens dafür gebauten künstlichen Kletterwänden statt.

Aber schon dort, am Beginn des Wettkampfsportes, zeigte sich das Hauptproblem ganz deutlich. Viele Felskletterer wollten sich nicht in ein Schema, in eine Vereinsstruktur, in einen Zeitplan und an von außen/von oben gesteuerte Trainingsvorgaben pressen lassen.

Zu diesem Zeitpunkt befand sich die einschlägige Trainingslehre noch in der »trial and error«-Phase. Es gab nur wenige und dann auch nur privat genutzte, individuelle Trainingsaufzeichnungen und persönliche Erfahrungen, aus denen sich Trainingspläne hätten ableiten lassen. Und die, die solche privaten Aufzeichnungen hatten, »rückten« diese verständlicherweise erst mal nicht heraus. Andrea Eisenhut war die erste, die in Zusammenarbeit mit der TU München, offizielle Trainingspläne vorlegte und auch zur Verfügung stellte.

So war es am Anfang für den DAV schwer, eine konstante Wettkampfnationalmannschaft aufzubauen, denn viele Kletterer zogen sich damals bei ausbleibendem Wettkampferfolg sofort wieder ins Felsklettern zurück. Auch war es zur damaligen Zeit schwer Trainer zu finden, und eine strukturierte Ausbildung gab es ebenfalls noch nicht. So griff man zuallererst auf Bergführer aus dem Ausbildungsreferat zurück, die sehr gut Sportklettern konnten, dann auf sehr gute Sportkletterer, teilweise auch ohne Bergführerausbildung. Nur hatte das während der Trainingslehrgänge den Nachteil, dass diese exzellenten Kletterer meist auch selbst noch klettern wollten.

Anfangs der 90er versuchten sich fast alle guten Felskletterer auch mal im Wettkampf. Inzwischen gab es nur noch Wettkämpfe an kostspieligen und mit viel organisatorischem Aufwand künstlich für diesen Event aufgebauten Kletterwände. Aber für das Training an solchen Kunstwänden fehlten in Deutschland – im Gegensatz zu Frankreich – die Übungsmöglichkeiten. Die einen bestanden den Nervendruck, fanden Gefallen am Kunstwandklettern und schafften es auch die neu entstehenden Klettertechniken[1] auf ihr »privates Felsklettern« zu übertragen und beim Schwierigkeitsklettern oder Onsightklettern am Fels davon zu profitieren – sie machten dann auch weiter mit dem Wettkampfklettern.

Andere dagegen zogen sich schon nach kurzer Zeit wieder völlig zurück an den Fels. So kam es zu einer regelrechten Spaltung der Szene, wobei die Felskletterer in der überwältigenden Mehrheit blieben und die wettkampfkletternde Minderheit damals auch als »Kunstwandaffen« belächelt wurden.

Allerdings hatten die Franzosen zu Beginn der Wettkampfveranstalterära (Weltcups 1990 und 1991 in der Nürnberger Messehalle) noch gehörigen Respekt vor der »deutschen Maximalkraft«, z.B. der fränkischen Kletterer. Wenn Wettkampfrouten von deutschen (oder englischen) Routensetzern geschraubt worden waren (Güllich, Albert, Moffat, Bätz, Sikora), dann kam es bei den Herren auch zu entsprechend guten deutschen Wettkampfergebnissen. 1991 fand mit den Weltmeisterschaften in Frankfurt ein zweiter internationaler Wettkampf in Deutschland statt.

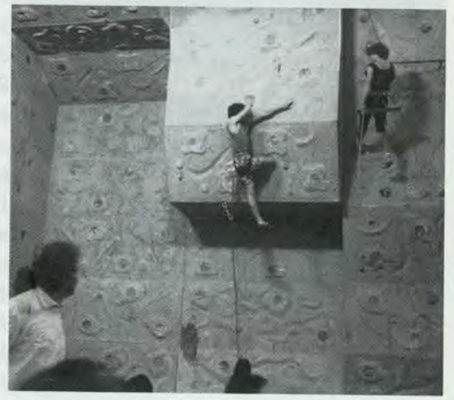
In München nahmen 1989 die Weltstars (Güllich, Moffat, Glowacz) noch selbst an den Wettkämpfen teil, und waren somit Zugpferde für die Medien. In Frankfurt beteiligte sich dann noch Glowacz und teilweise Moffat, und in Nürnberg fungierten die Stars als Moderatoren (Glowacz) oder als Routenbauer. Die Bezwinger der weltschwersten Felsrouten bauten die Routen, und die Wettkämpfer tropften an diesen Routen reihenweise ab. Somit war für die Medienwelt klar, wer die besten Kletterer waren, und entsprechend schwer wurde es, in den folgenden Jahren Wettkampfkletterer in Deutschland zu »promoten«. Zusätzlich glückte es den Wettkampfkletterern im Allgemein auch nicht, sich so gut wie oben erwähnte Weltstars in Szene zu setzen. Mit Ausnahme von Frankreich, dort genoss ein Weltcupgewinner und Weltmeister erhebliches Prestige.

Diese »Spiel« hatte ein Ende mit der Einführung der internationalen Routenbauerlizenz (1996). Einzig Thomas Fickert und Alexander Adler machten im Anschluss an ihre aktive Zeit den internationalen Schein und blieben ihrem Routenbaustil über Jahre hinweg treu. So konnte 1996 nochmals ein maximalkräftiger deutscher Felskletterer punkten: Markus Bock wurde in Moskau Jugendweltmeister.

Stefan Glowacz konzentrierte sich Anfang der 90er Jahre zumindest phasenweise intensiv auf das Wettkampfklettern und feierte große Siege und Erfolge beim Rockmaster in Arco, in der Rudi-Sedlmayrhalle in München oder bei Kontinentalmeisterschaften in Frankfurt. Guido Köstermeyer und Christoph Finkel

[1] Das Eindrehen war z.B. ursprünglich so eine Art ›französische Modeerscheinung‹, die aber heute aus dem Klettern nicht mehr wegzudenken ist.





Kreuzzüge

waren dann die Nächsten, die sich dem Wettkampfklettern systematisch näherten. 1993 konnten sie jeweils den Weltcup gewinnen: Finkel in LaVale/Frankreich, Köstermeyer in Nürnberg. Der dritte Weltcupplatz von Angela Striecks in Nürnberg sollte dagegen für lange Zeit das einzige deutsche Podest-Highlight bei den deutschen Frauen bleiben.

Verbandseitig wurde 1987 Hartmut Münchenbach als »Beauftragter für Sport- und Wettkampfklettern« in den Verwaltungsausschuss als beratendes Mitglied berufen. Er hatte dieses Amt bis 1994 inne. Im folgte für 2 Jahre Fritz Zintl.

Erste Sektionen (Peißenberg, Berchtesgaden) erkannten das Potential, das im Bau einer künstlichen Kletteranlage für eine Sektion und deren Jugendarbeit steckte, und erste kommerzielle Hallen (z.B. in Aachen und Düsseldorf) waren ebenfalls in Planung.

Weltcup Nürnberg mit Werner Thon, Manfred Eichhorn und Peter Dümig



Ein Großteil der Entwicklung wurde von Privatinvestoren gesteuert. 1990-91 war ›Adidas‹ der Sponsor der Deutschen Nationalmannschaft, 1992-95 die Firma ›Windsurfing Chiemsee‹. Herauszuheben ist die lange Kooperation mit ›Salewa‹, die den Jugendkader von 1994-2007 unterstützte sowie die schon seit mehreren Jahren andauernde Zusammenarbeit mit der Firma ›VauDe‹. Der DAV unterstützte bereits erfolgreiche Spitzenkletterer, die sich für die Nationalmannschaft empfahlen, da für Breitensport, Ausbildung und Nachwuchsförderung Geld, Personalausstattung und Trainingsmöglichkeiten vor Ort fehlten.

Dennoch installierte der DAV in der Folge die Deutschlandcupserie (die unter der Federführung des DAV 1991 startete) und übertrug Vermarktung und Durchführung der ›Agentur Steep‹, an der auch Kletterer beteiligt waren. 1992 startete – wieder unter der Leitung des DAV – der Siemens-Jugend- und Juniorencup, in Zusammenarbeit mit der AFAG Messegesellschaft. Dies war auch die Zeit als sich erste Kletterwandherstellerfirmen auf dem Markt etablierten.

Für heutige Verhältnisse hatte man damals sehr gute und sehr finanzkräftige Sponsoren. Die Wettbewerbe konnten auf einem sehr hohem Ausrichterniveau abgewickelt werden, und es gab auch für die Athleten annehmbare Preisgelder zu verdienen. Der Wettkampfsport war neu, entwickelte einen ersten Trend und die Fernsehsender berichteten darüber. Die TV-Welt reagierte positiv auf die Witterungsunabhängigkeit bei der Übertragung von Kletterwettkämpfen, ebenso auf die Pünktlichkeit der Ausstrahlung von Finaldurchgängen. Andererseits war den Medienleuten die Langatmigkeit der ausdauerlastigen Onsightrouten unverständlich, und so sprang trotz der Eleganz, Kraft und Dynamik, die in dieser Sportart steckt, der mediale Funke nicht richtig über. Ein Manko, an dem die verantwortlichen Medienleute bis heute intensiv arbeiten.

Anfang der 90er Jahre ging der bis heute sehr erfolgreiche Ausbildungslehrgang des DAV, der »Fachübungsleiter Sportklettern« an den Start. Eine Zeit lang war es durchaus nötig, dass Nationalmannschaftsmitglieder den Lehrgang absolvierten, um während eines Kaderlehrganges wenigstens das gleiche Grundgerüst an Trainingslehre und Trainingslehrevokabular zu besitzen. Dieser Lehrgang legt bis heute die Basis für die breitensportliche Grundlagenausbildung für den Spitzensport.

Rudi Klausner – Bergführer aus Berchtesgaden war ein Mann der ersten Stunde. Zuerst als Masseur bei allen nationalen und internationalen Veranstaltungen vor Ort, kannte er die Kletterszene und viele Athleten sehr gut. Er übernahm 1993 die Betreuung der Nationalmannschaft. Bis heute ist es bei einer Betreuung der Nationalmannschaft geblieben, einen beim DAV hauptamtlich angestellten Bundestrainer gibt es noch immer nicht.

Der äußere – und ein wenig auch der innere – Druck auf den DAV wuchs, so dass es der damalige 1. Vorsitzende Dr. Fitz März 1995 schaffte, durch einen mehrheitlichen Hauptversammlungsbeschluss zu erreichen, dass der DAV Sportverband wurde und dem DSB (heute DOSB) als nichtolympisches Vollmitglied beitrat. Von nun an mussten einheitliche Sportstrukturen geschaffen werden. Die Trainerausbildung wurde in Trainer C, B, A und Diplomtrainer strukturiert. Von 1998 bis 2000 absolvierten dann die ersten vom DAV ausgebildeten Trainer erfolgreich die Ausbildung an der Diplomtrainerakademie in Köln, darunter Walter Hölzl von der Sportförderkompanie in Sonthofen. Michael Kies wurde der erste Sportkletter-Sportsoldat und kam in den Genuss der Bundeswehrförderung, die im Laufe der Zeit viele Wettkampfkletterer nutzten, um ihr Training zu optimieren und Anschluss an die Weltelite zu finden. Eine gleichwertige Bundesförderung für Frauen gab es damals nur über den Bundesgrenzschutz. Doch da Wettkampfklettern keine olympische Disziplin ist, konnten Wettkampfkletterfrauen keine Förderung erhalten.

Monetär hat sich der DOSB-Beitritt für den DAV bis heute nicht so ausgezahlt, wie damals erhofft, denn Wettkampfklettern ist bis heute immer noch nicht olympisch und der DAV ist als Verband »zu reich« (Immobilienbesitz in den Alpen etc.).

Im Laufe der Jahre gab es immer wieder sehr gut qualifizierte Nationalmannschaftsbetreuer, die jedoch keine professionell kontinuierliche Arbeit leisten konnten, weil sie aufgrund der Honorarbezahlung einem anderen Haupterwerb nachgehen mussten.

Zu diesem Zeitpunkt war auch klar, dass man mit der Professionalität der großen Wettkampfnationen wie Frankreich erst mal nicht Schritt halten konnte. Zu Beginn der 90er Jahre gab es in Frankreich bereits in fast jeder Schulturnhalle eine Kletterwand. Es gab hauptamtliche Regionaltrainer und einen festangestellten Nationaltrainer.

Der deutsche Kletterkader musste damals seine Lehrgänge z.B. in großen Kletterhallen wie Paris, Schaffhausen, Bern oder sonstwo abhalten, um die Kletterer an Wandstrukturen, Routenlänge und Wettkampfroutenbaustil zu gewöhnen. Wir hatten in Deutschland sehr gut organisierte nationale und internationale Wettkämpfe, aber es gab keine Möglichkeit das internationale Niveau in Deutschland ausreichend zu trainieren.



Die Nationalmannschaft präsentiert das offizielle T-Shirt des Deutschen Sportklettercups in Zürich. AV-Mitteilung August 1992.

Unter Rudi Klausner traten die ersten Wettkampfkletterer ins Rampenlicht, die das Klettern an der Kunstwand erlernt hatten, und mit den Erfolgen beim Wettkampfklettern auch exzellente und dominierende Felskletterer wurden.



Siegerehrung beim Dt. Cup in Rosenheim am 20.4.1991.
1. Platz: Andrea Eisenhut, 2. Platz: ex.: Marietta Uhden und Tamara Schlemmer Bergsteiger, Ausgabe September 1991

Selbst meiner nahm er sich an, obwohl ich eigentlich zu diesem Zeitpunkt altersbedingt schon über meinen Zenit als Wettkampfkletterin hinaus war, und krempelte meine Klettertechnik und Onsight-Taktik noch mal gründlich um. So setzte er nicht nur auf junge Nachwuchskletterer wie die Bindhammer-Brüder oder Marietta Uhden, die mit ihren Weltcup-, Welt- und Europameisterschaftserfolgen über fast zwei Sportgenerationen hinweg die prägenden Namen und Vertreter des internationalen Wettkampfkletterns in Deutschland waren und teilweise noch sind. Weitere Weltcup-Podestplätze waren in diesen 10 Jahren eher selten und nur mit viel persönlichem Engagement möglich. Man musste den Weg in die Nationalmannschaft selbst finden, von einer gezielten

Nachwuchsförderung konnte man noch überhaupt nicht sprechen. Hervorzuheben sind hier der 3. Platz im Gesamtweltcup '99 von Andreas Bindhammer, der Sieg von Marietta Uhden beim Boulderweltcup während der ISPO-Messe in München, sowie der 1. Platz von Katrin Sedlmayr und der 3. Platz von Marietta Uhden bei der Europameistermeisterschaft 2000 in München.

Nachdem der erste große Geldfluss der Sponsoren und das Interesse der Medien Mitte/Ende der 90er fast völlig abflaute, Fernsehübertragungen ganz ausfielen, sah sich der DAV in der Pflicht, das nationale Wettkampfgeschehen zu erhalten und ab und an mit Hilfe neuer Sponsoren einen internationalen Wettkampf durchzuführen. 1994 fand so die erste Jugendweltmeisterschaft in Leipzig statt, 1995 noch einmal ein Weltcup in Frankfurt und 1996 und 1997 fand man die ›You Messe‹ in Dortmund als Ausrichterpartner und konnte erfolgreich zwei ›Europäische Jugend Cups (EYC)‹ durchführen. Während dieser Zeit hatte ich als eine der wenigen Frauen den »Routenbauerschein« gemacht und gleichzeitig die Schiedsrichterausbildung absolviert. So kam ich 1996 zu meinem ersten internationalen Einsatz als Routenbauerin bei EYC in Dortmund. Dies ist bis heute einer der wenigen Einsätze einer Frau bei internationalen Wettkämpfen geblieben – leider.

Im Herbst 1996 übernahm ich die Nachfolge als »Beauftragte für Sport- und Wettkampfklettern im DAV« von dem plötzlich verstorbenen Fritz Zintl. Zusammen mit den Referenten »Bergsteigen, Ausbildung und Sicherheit«, Thomas Niedernhuber und später Michael Olzowy, brachten wir die für ein gesichertes nationales Wettkampfsystem notwendigen Strukturen im DAV durch die Gremien. In kleinsten Schritten erreichten wir auch eine Erhöhung des Etats Wettkampfklettern. Auf hauptamtlicher Seite wurden wir ab 1998 (und das bis heute) von Dr. Wolfgang Wabel und dem Referatsleiter Wolfgang Wagner unterstützt.

1998 organisierte Winfried Roppel, ehemaliger Mitbegründer der ›Agentur Steep‹, noch einmal eine Europameisterschaft in der Nürnberger Messehalle – fünf Jahre nach dem letzten Frankenjura-Cup.

Zu dieser Zeit setzte der bis heute anhaltende Bauboom von künstlichen Kletteranlagen ein. Zuerst gab es mehrere größere kommerzielle Anlagen (z.B. Aachen, Nürnberg...) und noch wenige sektionseigene Anlagen.

Auf der Hauptversammlung in Eichstätt (1997) wurde der »Kletteranlagenfördertopf« beschlossen, und im Dezember 1999 weihte der DAV seinen ersten »Bundesleistungsstützpunkt/Olympiastützpunkt« mit der erweiterten Kletteranlage in Thalkirchen ein. Pächter wurde der Trägerverein München, ein Zusammenschluss aller Münchner Sektionen. Projektiert und gebaut von dem mittlerweile auch umbenannten DAV-Referat »Hütten, Wege, Kletteranlagen«. Der Erfolg dieser Anlage forcierte den Kletterhallenbau in den Sektionen erheblich.

Im Hauptausschuss wird erstmals ein Kletteranlagenstrukturkonzept beschlossen, das Regional-, Landes- und Bundesleistungsstützpunkte vorsieht. 2002 wurde eine Planstelle im Referat »Hütten, Wege, Kletteranlagen« eingerichtet und von Elias Hitthaler, einem im Kletteranlagenbau erfahrenen Techniker, ausgefüllt. Ab diesem Zeitpunkt findet auch eine enge Zusammenarbeit mit dem zwischenzeitlich ebenfalls neu geschaffenen Referat »Spitzensport« statt.

Der Erfolg der ortsnahen, sektionseigenen Kletteranlagen hat den Sektionen viele neue und vor allem junge Mitglieder gebracht, so dass die Gesamtmitgliederzahl des DAV von 500.000 auf derzeit 840.000 gestiegen ist. Die »Alpenvereinshütte vor der Haustüre«, mit der Möglichkeit Klettern auch als Breitensport zu betreiben, ist zwischenzeitlich fester Bestandteil im alltäglichen Leben einer Sektion geworden.

In den Landesverbänden hat sich die Zusammenarbeit mit dem Schulsport sehr positiv entwickelt. Projekte wie »Sport nach 1« oder Schulklettermeisterschaften mit Hunderten von teilnehmenden Kindern wurden durchgeführt. Federführend tätig war hier mit viel Engagement auf hauptamtlicher Seite Stefan Winter, jüngst zum Ressortleiter »Breitensport« bestellt.

Die Zusammenarbeit mit Schulen vor Ort bringt den Sektionen immer wieder neue und junge Mitglieder und finanzielle Zuschüsse von Gemeinden und Kommunen. Und es werden Talentsichtungen auf einer sehr viel breiteren Basis möglich.

Die jetzigen Weltcupgewinner und -podestplazierten wie Timo Preußler, Jonas Baumann, um nur einige zu nennen, kommen bereits aus dem breit angelegten Breitensport in den Landesverbänden, Sektionen und Schulen. Doch aufgrund der immer noch sehr geringen monetären Förderung des DAV – im Vergleich zu anderen Nationen wie Frankreich – ist immer noch sehr viel Eigenengagement der Athleten und auch deren Eltern sowie Betreuern in Sektionen oder Landesverbänden vor Ort gefragt.

Das 2006 vom Ressort Spitzenbergsport vorgestellte Konzept »Breite braucht Spitze« und »Spitze braucht Breite« führte zu einem detaillierten Sportentwicklungsplan, der sich in seiner Periodisierung nach den »Worldgames« richtet. Die Anlehnung an die Periodisierung der olympischen Verbände macht den gesamten Sport im DAV planbarer, sei es Sportklettern, Breitensport, Skibergsteigen oder der Expeditionskader.

Der DAV ist nicht der »Berchtesgadener Aufstiegsspur« gefolgt, sondern einen anderen – breiteren – Weg gegangen, mit ein paar »Spitzkehren« mehr. Die dabei gemachten Erfahrungen werden in Zukunft vielleicht sogar Gold wert sein.

Zuerst gab es nur Spitze (Spitzenkletterer/Spitzenevents) dann stellte man das Konzept um auf Breite (Breitensport als Basis für den Spitzensport/Landes-/Sektions-/Stadtmeisterschaften/Boulderevents/High-contests/Teamwettbewerbe). Und daraus ergibt sich eine immer solider werdende Breite (Mitgliederzahlen) und Spitze (Spitzenathleten aus den Sektionen), in der die Spitze die Breite befruchtet (Klettertechniken, Trainingslehre, Ausrüstung) und umgekehrt (Jugendarbeit/Nachwuchsförderung).

Durch die Entwicklung der Boulderwettkämpfe hat das maximalkräftige Klettern auch wieder Einzug gehalten in die Wettkletterdisziplinen, so dass ein Overall-Worldchampion aus Lead, Bouldern und Speed ein sehr umfangreich ausgebildeter Athlet sein muss, der auch in den Köpfen der altvorderen Felskletterern kein einseitiger Kunstwandspezialist mehr ist.



Deutscher Sportkletter-cup Bayreuth, Finale, Tamara Schlemmer, aus: DAV-Mitteilung August 1992

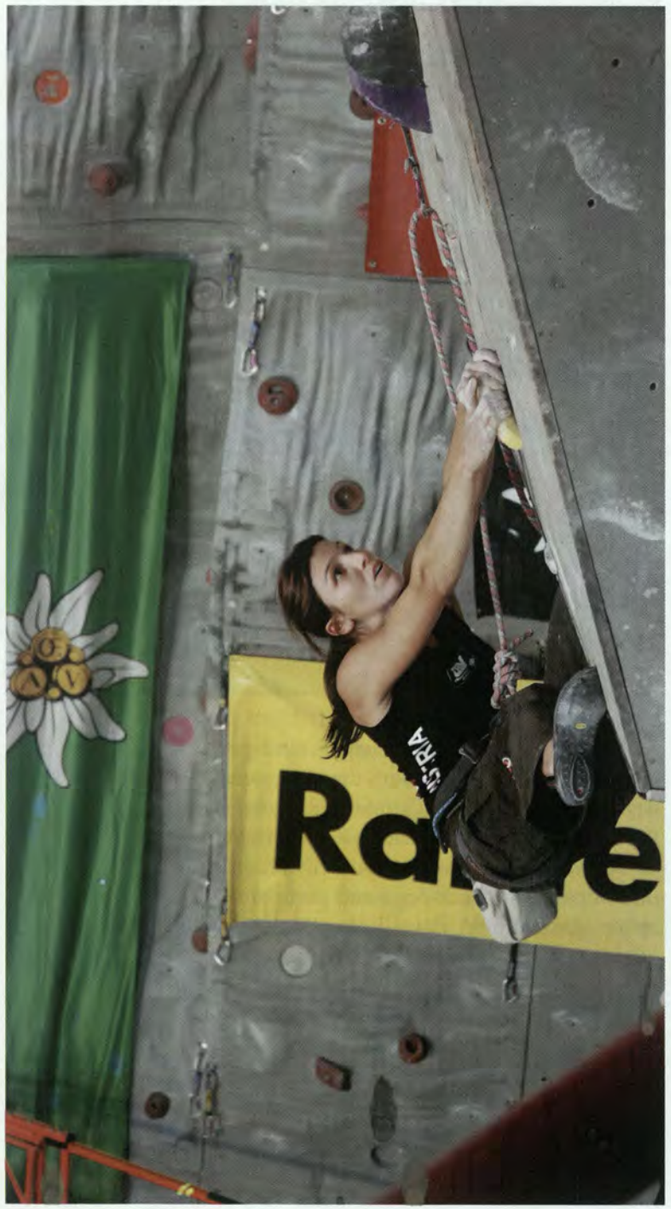
Wettkampfklettern ist als eigenständige Disziplin des Bergsteigens aus dem Schatten des Felskletterns herausgetreten. Es hat den Klettersport extrem bereichert, der Sportler kann zwischen vielen Disziplinen wählen und es bietet – bei entsprechend professioneller Einstellung dem Leistungssport gegenüber – das Ziel, Weltmeister zu werden.

Von internationaler, aber auch nationaler Verbandsseite wird alles getan, um den Athleten die Möglichkeit zu geben – in naher oder etwas fernerer Zukunft – an Olympischen Spielen teilzunehmen, in den Genuss der Olympiaförderung zu kommen und Olympiasieger im Klettern zu werden.

Wettkampfklettern

Anmerkungen zu Geschichte und Entwicklung

von Helmut Knabl



Ist – Situation

In den Kletterhallen treffen wir heute 90% Breitensportler an. Der Anteil der Wettkletterer ist im Vergleich zum Freizeitsportler eher als gering anzusehen und trotzdem sind diese die Aushängeschilder/Stars der jeweiligen Hallen. Auf Grund der Wettbewerbsstruktur finden wir sehr viele 10- bis 14-Jährige, die für Wettbewerbe trainieren. Für diese Altersgruppen gibt es viele regionale Wettbewerbe und die Jugend will sich gerne einmal gegenseitig messen, wobei der Funfaktor eine wichtige Rolle spielt. Mit dem Aufstieg in die Jugend B Klasse, die dann auch auf internationaler Ebene bei der Europäischen Jugendmeisterschaft und der Jugend Weltmeisterschaft um Medaillen klettern darf, beginnt der strenge Wettbewerbszirkus sich auch auf das nationale Teilnehmerfeld auszuwirken. Etliche verspüren bald keine Lust mehr bei einem Austria Cup gegen einen Jugendweltmeister zu starten, da dies eine Erhöhung des Schwierigkeitsgrades der Route bedeutet. An die fünfzig 14/15-Jährige starten dann noch bei österreichweiten Bewerben. Je älter die Kletterer werden, desto geringer ist das Interesse an offiziellen Wettkämpfen, so dass schließlich bei den Erwachsenen (ab 19 Jahren) noch an die 30 Wettkletterer regelmäßig an Ranglistenbewerben teilnehmen. Bei den Damen reduziert sich die Zahl auf 15 regelmäßige Wettkletterteilnehmerinnen.

Die 10/11-Jährigen klettern heute Top Rope. Ab 12 Jahren wird im Vorstieg geklettert. In Österreich wird zurzeit erst ab 16 Jahren eine offizielle Bouldermeisterschaft, ab 14 Jahre eine Speedklettermeisterschaft veranstaltet, und ab 10 Jahren wird das Schwierigkeitsklettern im Meisterschaftsmodus geklettert.

Größer ist das Interesse an offenen Bewerben (frei zugänglich, keine sportmedizinischen Bestätigungen, keine Dopingkontrollen), wie der Block Master in Innsbruck, die Petzen Trophy, das Youth Color Climbing Festival in Imst oder das Nikolausklettern in Dornbirn. International hat das Mellobloco im Val di Mello 2009 über 6000 (sechstausend!!) Boulderer angelockt.

In Österreich gibt es schon seit langem die Ausbildungsmöglichkeiten zum Übungsleiter, den die alpinen Vereine anbieten, bis hinauf zum staatlichen Sportklettertrainer, der über den Instruktor Breiten- und Leistungssport sein Ausbildungsziel erreichen kann. Übungsleiterkurse und der Instruktor Breitensport (angeboten von der Sportakademie in Zusammenarbeit mit dem Verband Alpiner Vereine Österreichs) sind sehr gefragt und meist sofort nach Terminveröffentlichung ausgebucht.

Geschichtliche Entwicklung

Wettklettern ist keine Erscheinung der Moderne, es gibt diesen Wettkampftyp tatsächlich schon seit 1948. In der UdSSR gab es speziell für Sportler Sonderkonditionen, und durch den Sport konnten sich Bürger der UdSSR freier bewegen, auch wenn es oft nur in den eigenen Landesgrenzen war. So kam es auch im Alpinismus der Sowjetunion (SU) immer mehr zu sportlichem Wettstreit, bei dem Zeit und Route bewertet worden sind. Die SU betrieb dies nach einem genauen Reglement und entsprechend wurden die Titel vergeben. »Schneeleopard«, »Meister des Sportes« und ähnliche Titel gab es in den hohen Bergen des Kaukasus, Pamir, Altai... zu erringen. Medaillen konnten aber auch auf kurzen Felsrouten errungen werden. Vor allem auf der Halbinsel Krim wurden regelmäßig Landesmeisterschaften im Felsklettern (Schwierigkeit und Schnelligkeit) ausgetragen. Die Routensetzer suchten in den Felsklippen an der Südküste der Krim (Jalta, Simeyiz) immer wieder neue Wände, um daran dann die Bewerbe austragen zu können. Mit Kalk wurden Routenbegrenzungen und Markierungslinien für die Höhenmessung in die Wand gezeichnet, Griffe herausgeschlagen oder hineingemeißelt. In den 80er Jahren nahmen dann auch Westeuropäer an den Wettkämpfen auf der Krim teil.

1985 lädt Andrea Mellano (CAI) und der italienische Sportjournalist Emanule Cassara die Kletterelite ins Valle Stretta bei Bardonecchia (ITA) zu einem Wettbewerb »Sportroccia« ein. Bei dem an Naturfelsen ausgetragenen Wettbewerb ging der Deutsche Stefan Glowacz als Sieger hervor. Bereits ein Jahr später (1986) wird in Arco der Rock Master geboren. Gemeinsam mit dem Bewerb in Bardonecchia wird eine Kombination ausgetragen, die Catherine Destivelle und Patrick Edlinger gewinnen konnten. Groß auch das Zuschauerinteresse. Über 10.000 Zuschauer und 7 europäische TV Stationen verfolgten den Auftakt zu diesem mittlerweile legendären Bewerb.

Im gleichen Jahr wurde in Lyon (1986) der erste Indoorwettkampf veranstaltet.

1987 gründet die UIAA, vor allem auf Drängen von Frankreich die »UIAA Wettkletterkommission«, die dann bei der Generalversammlung 1988 in Banff bestätigt worden ist. Das Regelwerk konnte ebenfalls beschlossen werden, so dass 1988 der erste inoffizielle Weltcup im Klettern stattfand. Frankreich, Spanien, die USA, Bulgarien und die UdSSR waren die Veranstalterländer, ehe dann bei der Sitzung der UIAA Wettkletterkommission auf Yalta (Oktober 1988) beschlossen worden ist, den offiziellen Gesamtweltcup zu veranstalten und als Titel zu vergeben. Maßgeblich an dieser Entwicklung beteiligt war Robert Renzler, jetzt Generalsekretär des ÖAV. Dass diese Entwicklung nicht von allen begeistert aufgenommen wurde, beschreibt Heinz Mariacher in seinem Beitrag zum Fest der Berge – Kletterweltcup in der Stadthalle Wien (1991). Die besten Kletterer Frankreichs haben sich zum »Manifest der 19« zusammengeschlossen und den Boykott der Wettbewerbe beschlossen. Diese Kletterer lehnten das Klettern an »Plastik« vorerst aus ethischen Gründen ab. Das zu erwartende Preisgeld und der

Barbara Bacher, Weltcup Imst 2008
Foto: Andy Knabl



Barbara Schranz, ÖM Imst 10.05.2003
Foto: Andy Knabl



Bezirksmeisterschaft in Längenfeld 1994
Foto: Helmut Knabl

Auftritt vor den Medien ließen diesen Protest bald abklingen. Auch die Sportjournalisten hatten große Probleme mit den Wettbewerbsteilnehmern, da sich die Kletterer nicht wie andere Sportler einstufen ließen. 1990 wird in Wien das erste Fest der Berge vom Österreichischen Alpenverein als Kletterweltcup mit einem Filmfestival und einer Alpinausstellung durchgeführt.

Die Entwicklung der internationalen Verbandsstruktur

Mit der Gründung der UIAA Wettkletterkommission, die auch CICE genannt wurde, begann 1987 die eigenständige Entwicklung des Wettkletterns. Robert Renzler (AUT), Raymonde und Paul Brasset (FRA), Ivor Delafield (GBR) und Ivica Piljic (CRO) waren die Protagonisten, die versuchten den Wettkampfsport voranzutreiben. 1997 wurde aus dem CICE die ICC – International Council for Competition Climbing. Auch die ICC blieb noch innerhalb der UIAA. Immer wieder gab es Spannungen zwischen der Führung der UIAA und den Vorsitzenden des ICC. 2004 wurde die ICC in UIAA Climbing umbenannt. Die dafür erwarteten Verbesserungen und speziell die Anerkennung durch das Internationale Olympische Komitee konnten trotzdem nicht erreicht werden. Im IOC war Klettern weiterhin über die UIAA als beobachtendes Mitglied vertreten.

2006 wurde nach heftigen Diskussionen bei der Generalversammlung der UIAA in Banff beschlossen, Wettklettern in die Unabhängigkeit zu entlassen und einer Gründung eines unabhängigen Verbandes nichts mehr in den Weg zu legen.

Daraufhin lud der Vorstand von UIAA Climbing zur Gründungsversammlung des IFSC (International Federation of Sport Climbing) nach Frankfurt ein. Statuten wurden ausgearbeitet und am 27. Jänner 2007 wurde in Anwesenheit von 48 Nationen der, nunmehr unabhängige IFSC gegründet.

Gleichzeitig wurde der Aufnahmeantrag in die AGFIS (Verband aller Sportverbände weltweit), die WGA (World Games Assosiation) und das IOC (Internationales Olympisches Kommitte) gestellt. In die AGFIS wurde der Kletterverband am 28. April 2007 und in die WGA einige Wochen später aufgenommen. Am 10. Dezember 2007 wurde der IFSC dann auch vom IOC provisorisch anerkannt.

Bei der Generalversammlung des IFSC, am 21. Juni 2008 in Imst, wurde eine gänzlich neu überarbeitete Sportstruktur beschlossen und der neue Vorstand entsprechend diesen Statuten dann am 28. Februar 2009 in Turin gewählt.

Bei der Generalversammlung in Turin waren nicht weniger als 75 Nationen beim IFSC gemeldet. Der Europäische Kletterverband wählte seinen ersten Vorstand, somit schaffte es der IFSC eine weltweit funktionierende Struktur aufzubauen, in der die Kontinentalverbände und der Weltverband nun die Möglichkeit haben, diese auch sportpolitisch mit Leben zu füllen.

Einzig Afrika ist im IFSC kaum vertreten. Es gibt viel versprechende Kontakte, wobei Kamerun bereits beim Verband ist und weitere afrikanische Staaten folgen werden.

Präsident des IFSC ist zur Zeit Marco Scolaris aus Turin und der Europäische Verband wird von Dr. Wolfgang Wabel (München) als Präsident geleitet.

Entwicklung der internationalen Wettbewerbe

1991 gab es die erste Weltmeisterschaft für Erwachsene in Frankfurt, wobei es nur Medaillen im Vorstieg (Lead) und Speed zu gewinnen gab. 1992 wurde ebenfalls in Frankfurt die Europameisterschaft und in Basel die 1. Jugendweltmeisterschaft ausgetragen. 1993 war dann Innsbruck Gastgeber der WM. 1996 startete man mit dem Jugendeuropacup, den ersten Bewerb dazu organisiert der DAV in Dortmund. Eigentlich relativ spät wurde 1998 der Top Rock Challenge, ein Boulderbewerb, eingeführt. Dieser Wettkampftyp wurde bereits 1999 in den Boulderweltcup umgewandelt und bei der WM 2001 in Winterthur gab es dann auch erstmals Medaillen für die Boulderspezialisten zu gewinnen. 2005 wurden erstmals auch Medaillen bei den World Games, die in Duisburg stattfanden, vergeben. Neu eingeführt wurde 2007 eine homologierte Speedweltrekord Route (d.h. eine weltweit einheitliche Wettkampfroute, mit den gleichen Griffen und der gleichen Wandneigung), die dann auch bei der WM in Aviles (ESP) eingesetzt wurde. Speziell bei den Teilnehmerzahlen hat sich der Jugendeuropacup voll durchgesetzt. Bewerbe mit über 200 Teilnehmern sind keine Seltenheit. 2006 waren bei der Jugend WM in Imst 450 Athleten aus 39 Nationen am Start.

Der Österreichische Weg

Die Anfänge des Wettkletterns in Österreich sind von Robert Renzler (Organisation) und Monika Kofler (Büroarbeit) maßgeblich begleitet worden. Österreichische Meisterschaften, organisiert vom VAVÖ (Rudolf Kaupe), Weltcupbewerbe wie das Fest der Berge in Wien oder in Villach, St. Pölten, Innsbruck, Wiener Neustadt, Graz, Hall und Imst standen ebenso auf dem Programm wie die WM 1993 in Innsbruck oder die drei Jugendweltmeisterschaften in Imst (1997, 2001 und 2006). Dazu eine begleitende Struktur aufzubauen war ein schwieriges Unterfangen.

Gerhard Hörhager, Stefan Fürst und Karin Kavoussi setzten sich als erste österreichische Klettersportler bei internationalen Wettbewerben durch. Teilweise waren sie alleine zu den Bewerben unterwegs oder wurden von Robert Renzler mitgenommen.

Reinhard Schiestl war mit den Erfolgen alleine nicht zufrieden, sondern forderte bereits 1992 dass Klettern eine Verbandsstruktur erhalten und dass vor allem der Nachwuchssport in geregelten Bahnen verlaufen soll. Waren ursprünglich die Steiermark und Oberösterreich die führenden Bundesländer im Klettersport, so begann mit der Einführung der Tiroler Meisterschaft 1993 der Aufstieg des Klettersportes in Tirol, der dann auch Vorbildwirkung für die anderen Bundesländer bekam. 1994 wurde vom Österreichischen Alpenverein der ÖAV JuniorCup eingeführt. Dieser Bewerb, der zur Österreichischen Nachwuchsmeisterschaft erklärt wurde und abwechselnd von den Naturfreunden und dem Alpenverein organisiert wird, entwickelt sich immer mehr zur Kaderschmiede der Österreichischen Kletterwunder. Topathleten, die später den Weg an die Weltspitze gefunden haben, sammelten bei diesem Wettbewerb die ersten Wettkampf- und Siegerfahrungen.

Mit den besten Athleten ist man ab 1996 oft mit den privaten Fahrzeugen zu den Jugendeuropacupbewerben gefahren. 7 Kletterer hatten in einem Auto Platz und mehr durften einfach nicht mit. Bezahlt wurde das meiste vom Österreichischen Alpenverein und den Hauptsponsoren Papa und Mama. Seit Leipzig nimmt Österreich an allen Jugendweltmeisterschaften teil. Es folgte La Valle und Moskau, ehe sich erstmals die

David Lama, Weltcup Imst 2008
Foto: Andy Knabl





Austria Cup Dornbirn
12.04.2003
Foto: Andy Knabl

internationalen Wettkampferfolge 1997 bei der Jugend WM in Imst mit der Goldmedaille von Bettina Schöpf und der Bronzemedaille von Thomas Feuerstein einstellten.

Das Jahr 1997 war in vieler Hinsicht entscheidend. In Imst wird von Helga Überbacher und Mike Gabl die Sporthauptschule mit dem Schwerpunkt Sportklettern und Alpinsport gegründet. Der Bau der Kletterhalle Imst – damals ein unglaublich mutiger Schritt der Politik, allen voran von Bürgermeister Manfred Krismer – wurde zum Vorbild vieler erst Jahre später errichteten Kletterhallen. In Tirol wird 1997 ein von den alpinen Vereinen unabhängiger Kletterverband gegründet und von der Landessportorganisation anerkannt. In Folge werden solche Verbände auch in den anderen Bundesländern gegründet. Die Auseinandersetzung um die Anerkennung des Wettkletterssportes bedurfte einer längeren Entwicklung. Auch wenn bis zu diesem Zeitpunkt viele, oft recht emotionell geführte Diskussionen stattfanden, kam es erst im Herbst 2005 zur Gründung des Österreichischen Wettkletterverbandes. 2006 wurde der Verband in die Bundessportorganisation (BSO) aufgenommen, so dass 2007 erstmals Sportfördermittel für den Klettersport zur Verfügung standen. Die Athleten konnten damit Fördermittel über die Sporthilfe, dem Top Sport Austria usw. beziehen. Die Anerkennung brachte auch die Möglichkeit, dass österreichische Kletterer als Militärsportler tätig werden können.

Der Verband musste im Auftrag der BSO die Struktur im Bereich der Verwaltung aufbauen, was dann auch zur Installierung eines eigenen Büros (Februar 2008) in Imst führte.

Mittlerweile sind in Wien, Linz, Dornbirn, Innsbruck, Graz, Salzburg und Vöcklabruck weitere große Kletteranlagen gebaut worden und laufend kommen neue Kletteranlagen dazu.

Im Schulsport hat Klettern ebenfalls Einzug gehalten. Seit 2000 gibt es Schulwettkämpfe (Tirol, Steiermark und Vorarlberg waren hier die Vorreiter). In Tirol hat Klettern in der Beliebtheitsskala der Sportarten (herausgegeben vom Land Tirol) bereits die zweite Stelle erreicht. Nur Schwimmen ist bei den Tiroler Schülern noch beliebter.

Der österreichische Weg profitierte davon, dass es einzelne Persönlichkeiten gegeben hat und noch immer gibt, die diesen Weg unbeirrt gegangen sind und oft das Eigeninteresse hintangestellt haben. War es bis zu seinem tragischen Verkehrstod der Längenfelder Lehrer Reinhard Schiestl, der vor allem im Schulsport viele Akzente setzen konnte, oder Mike Gabl, der die größten Erfolge mit seinen Nachwuchsathleten (Schöpf, Eiter, Schranz,..) feiern konnte, oder Reinhold Scherer, der den Nachwuchs (Eiter, Lama, Ernst, Stöhr, Saurwein, Fischhuber,…) dann bis zur Weltspitze führte. Die Errichtung einzelner Landesleistungszentren (einige Bundesländer haben diese schon eingerichtet) wird der nächste Schritt sein, dem dann ein Bundesleistungszentrum wird folgen müssen. Der Erfolg gibt den Bemühungen Recht, und auch wenn es dem Österreichischen Wettkletterverband derzeit an Funktionären noch mangelt, so darf man hoffen, dass momentan aktive Athleten diese Lücken später einmal füllen werden.

Wie sich die wirtschaftlich schwere Zeit auf die Entwicklung des Wettkampfssportes Klettern auswirken wird kann keiner vorhersagen. Es ist allerdings nicht zu erwarten, dass der Klettersport an Zustrom einbüßen wird, da Klettern allgemein als relativ günstige Sportart gesehen wird. Und gerade die nun eingeschlagene Richtung beim Routensanieren, wo Tirol mit dem Projekt »Climbers Paradise« wieder einen neuen Weg gegangen ist, gibt immer mehr Menschen die Möglichkeit, sich auch draußen am natürlichen Felsen sicher fortbewegen zu können.

Ausblick

Bei den Wettbewerben dominierte lange Zeit Frankreich. Die Grand Nation des Klettersportes gab den Weg vor, veranstaltet großartige Events und französische Kletterer feierten einen Sieg nach dem anderen. Man war sich in Frankreich schon so sicher, dass man selbst glaubte, beim neu eingeführten Jugendeuropacup gar nicht erst an den Start gehen zu müssen. Aber gerade dort konnten die österreichischen Athleten die Atmosphäre internationaler Wettbewerbe schnuppern. Bettina Schöpf, Barbara Bacher, Anna Stöhr, David Lama, Katharina Saurwein, Christine Schranz, Johanna Ernst, Alexander Meikl, Jakob Schubert, Mario Lechner und weitere junge Athleten feierten großartige Erfolge bei den internationalen Nachwuchswettbewerben und bereiteten sich so auf die Weltcupstarts vor. Gezieltes Training, das vor allem bei Reini Scherer/Rupert Messner konsequent von den Athleten gefordert wird, hat die gewünschten Ergebnisse gebracht und Österreich zur erfolgreichsten Wettkletternation der Jahre 2007 und 2008 gemacht.

Andere Nationen werden diesem Beispiel folgen und entsprechende zielgerichtete Maßnahmen einleiten. Eine weitere Leistungssteigerung ist zu erwarten. Im Speedklettern wird Russland demnächst von den asiatischen Athleten, allen voran China, abgelöst werden und Japan unternimmt sehr große Anstrengungen, um an die Zeiten eines Yuji Hirayama anknüpfen zu können. Bei der Jugend WM 2008 in Sydney konnten sie dies bereits eindrucksvoll bestätigen.

Die Wettkampfveranstaltungen selbst werden sich in den nächsten Jahren sicher auch mehr den Medien anpassen müssen. Mit dem Speedklettern scheint man auf dem richtigen Weg zu sein. Eine Weltrekordwand mit fixem Routenplan ermöglicht die Durchführung von Weltrekordversuchen über 15 m und 10 m. Hier sind die Asiaten die treibende Kraft und forcieren diese Stilart. Der Vorstieg (Sportklettern) ist, wie viele sagen, das eigentliche Klettern. Doch hat man hier noch nicht den richtigen Modus gefunden, der diese Disziplin attraktiv präsentiert und auch medial besser darstellen lässt.

Ähnlich verhält es sich mit dem Boulderbewerb. Auch wenn dieser bereits an Attraktivität gewonnen hat.

Die Begeisterung für den Klettersport wird voraussichtlich weiter zunehmen. Man lernt im relativ sicheren Umfeld der Kletterhalle die ersten Schritte, trainiert nach Lust und Laune seine Kletterfähigkeit und kann dann draußen am Fels, vor allem in gut eingerichteten Klettergärten, seine eigenen Ziele realisieren.

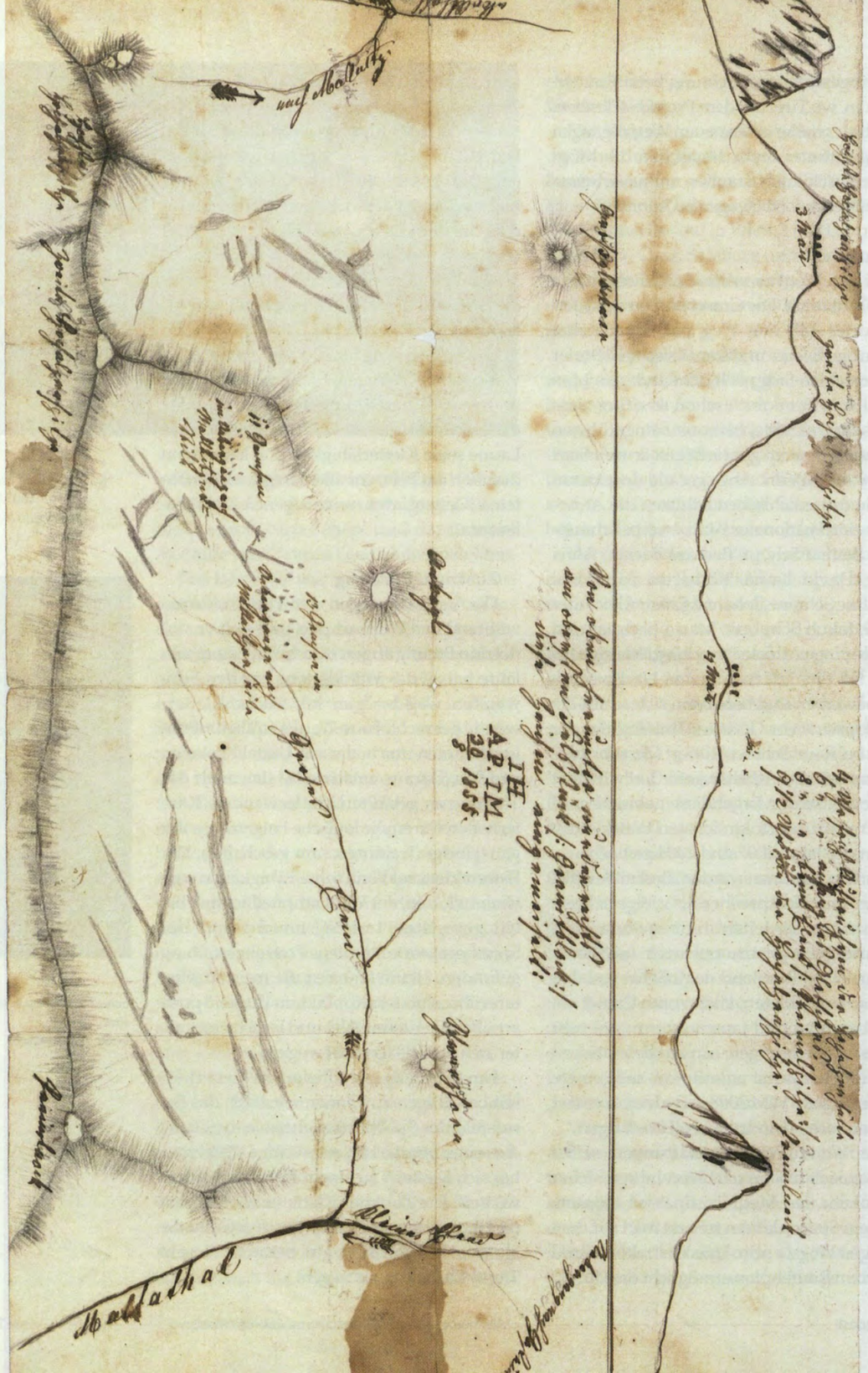
Zusammenfassung

Die Veränderungen der Felsstrukturen während des Wettkampfes und sich verändernde Bedingungen durch Witterungsabläufe haben das Wettklettern von den Felswänden weg und an künstliche Kletterwände gebracht. Faire Wettkampfbedingungen konnten nur in diesem Umfeld geboten werden. Daraus entwickelte sich auch das Training an gebauten Kletterwänden. Kletterhallen waren die logische Folgerung – der ganzjährige Trainingsraum geschaffen. Der Extremkletterer kann seine Fähigkeiten weiter entwickeln, der Wettkampfteilnehmer hat ein geregeltes Trainingsumfeld und der Sportbegeisterte eine neue Freizeitgestaltung gefunden. Heute knüpfen die meisten Kletterer ihren ersten Kontakt zu dieser Sportart über die Kletterhalle und lernen erst später sich im Fels fortzubewegen.

Um den steigenden Bedarf an Kletterkursen bewältigen zu können wird sich das Berufsfeld des Sportkletterlehrers entwickeln. Aus einer Sportart für nur wenige »Extreme« hat sich Klettern zu einem Breitensport entwickelt. Die Zahl der Kletterer wird in den nächsten Jahren noch stark ansteigen und die alpinen Vereine sind gut beraten, diesem Trend Rechnung zu tragen.



Schulbouldercup Finale
Rum 2003
Foto: Andy Knabl


Waldathal
Rauchkopf
Rauchkopf
Rauchkopf

Traumland Georgien

Begegnung mit einem begehrten Kleinod am Kaukasus

VON VOLKER SCHENK



Kasbek (5033 m), Blick von Kasbeghi aus (in Pfaffengolz, 1963)[5] *Die hufeisenförmige Bruchnische der Gipfelregion entstand durch einen quartären Bergsturz.* (Anm. d. Verf.)

»Kein anderes Gebirge trägt einen so rauhen, wilden Charakter. Mit den Alpen ist der Caucasus gar nicht zu vergleichen.«

Meyer's Universum (1842)[14]

Schon in meiner Schulzeit, vor über 50 Jahren faszinierte mich das sagenumwobene Goldland Kolchis, im Westen des heutigen Georgien, das einst von Milet kolonisiert wurde. Nach der Argonautensage sollen dorthin griechische Helden unter Führung von Jason mit dem Schiff Argo von Thessalien zu König Aietes gefahren sein, um das Goldene Vlies eines Widders zu rauben.

In Aischylos' Tragödie »Der gefesselte Prometheus« wird Prometheus durch den Feuergott Hephaistos zur Strafe, weil er Zeus das Feuer gestohlen hatte, an eine Felswand im Kaukasus geschmiedet – es heißt am Kasbek. Die Griechen kannten also den Kaukasus, lange bevor sie von den Alpen hörten. Als erste berichteten Hesiod (um 700 v. Chr.) und Herodot (484 bis ca. 424 v. Chr.) über ihn und Letzterer bemerkte: »*An der westlichen Seite dieses Meeres* (Kaspisches Meer) *zieht sich der Kaukasus hin, welcher unter allen Gebirgen das größte ist an Ausdehnung und das höchste an Größe. Viele Völkerschaften hausen auf dem Kaukasus.*«[13] Dieses geheimnisvolle Land wollte ich unbedingt einmal kennenlernen!

Viele Jahre später fiel mir ein einfühlsames Buch über das einzigartige georgische Hochtal Swanetien[1] in die Hände. Seitdem ließ mich dieses Land nicht mehr los. Es sollte jedoch noch bis zum Jahre 2007 dauern, bis mein Jugendtraum schließlich Wirklichkeit wurde.

Reise in ein vergessenes Gebirgsland

Im Juni 2007 flogen meine Frau und ich mit einer kleinen Gruppe gleichgesinnter Wander-, Natur- und Kunstfreunde in die Hauptstadt Tbilisi (Tiflis), von wo aus wir das Land per Kleinbus und Bahn bereisten. Wir landeten nach einem Nachtflug früh morgens bei Regenwetter. Leider war der Große Kaukasus weitgehend durch Wolken verhangen. Nur einmal spitzte der markante Doppelgipfel des Uschba (4700 m) – das Wahrzeichen Swanetiens – für kurze Zeit aus den Wolken heraus! Am Flughafen wurden wir von Tamuna, die uns in den nächsten zwei Wochen durch das Land führen sollte, in perfektem Deutsch willkommen geheißen.

In der Altstadt, in dem gemütlichen Hotel »Kartli« (alte Bezeichnung für das zentrale Kernland Georgiens), das einem Deutschen gehört, fanden wir ein angenehmes Quartier als Hauptstandort. Bei ersten Erkundungen der im ziemlich engen Tal der Kura gelegenen Metropole fielen uns in der malerischen Altstadt besonders die alten Häuser mit ihren bunten Balkonen und Veranden auf, eine Bauweise, die von den Türken, die das Land lange beherrscht hatten, übernommen wurde. Interessant waren auch die alten türkischen Schwefelbäder, mit ihren beherrschenden Kuppeln. Anschließend besuchten wir das berühmte Ethnologische Freilicht-Museum, dessen wunderschöne Holzhäuser aus allen Regionen des Landes in einem weiten Pinienwald, der sich oberhalb der Stadt den Hang hinauf zog, verstreut lagen.

Am Abend waren meine Frau und ich zu Gast bei einer Freundin der Familie aus DDR-Zeiten. Dort lernten wir bei einem georgischen Abendessen die sprichwörtliche Gastfreundschaft der Georgier kennen. Die Gastgeberin erklärte uns die Bedeutung des sog. »Tamada« (Tischmeister) und forderte uns mit den landesüblichen Trinksprüchen zum Trinken auf – eine Aufgabe, die üblicherweise der Hausherr übernimmt. Nur nach dieser Aufforderung ist es dem Gast gestattet zu trinken, und wenn er selbst einen zum Thema passenden Trinkspruch aussprechen möchte, darf er dies nur mit der Erlaubnis des Tamada tun. In Georgien wird seit Jahrtausenden Weinbau betrieben und die Bewohner gelten als sehr trinkfreudig. Daher ist es sinnvoll, mit dieser feierlichen und uralten Tradition den Weingenuss zu steuern. Die Tafel war mit vielen leckeren Vorspeisen gedeckt, die vor allem aus Gemüse, besonders aus Auberginen mit gemahlenen Walnüssen zubereitet und meist mit frischem Koriander abgeschmeckt waren. Die georgische Küche galt übrigens als die Haute Cuisine der früheren Sowjetunion!

Georgische Kirchen

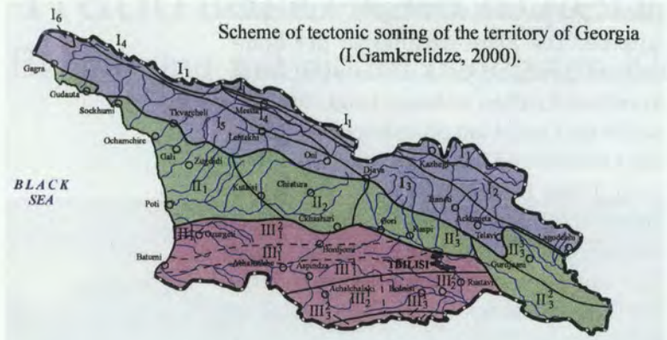
Aus Tiflis fuhren wir mit unserem Kleinbus in Richtung Norden, zunächst durch langgestreckte Vorstädte im Kura Tal, das sich bei der alten Hauptstadt Mtskheta zu einem Vorgebirgstal verengt. Kura und Rioni sind übrigens die Hauptflüsse Georgiens. Hier steht an einem uralten Siedlungsplatz, am Zusammenfluss mit dem aus dem Kaukasus kommenden Aragvi, eine der schönsten alten Kathedralen des Landes, die Tsveti-tskhoveli Kirche aus dem 11. Jh., auf den Resten eines Vorgängerbaus aus dem 4. Jh. Sie zählt zum UNESCO Weltkulturerbe.[3] Die klare Architektur der kompakten, georgischen Kreuzkuppel(Tetrakonchos)-Kirchen ist bestechend. Die Fassaden sind meist mit phantasievollen floralen Mustern und mit Bandornamenten verziert. Diese Kirchen mit ihrem typischen Fassadenschmuck sollten uns auf unseren weiteren Streifzügen noch häufig begegnen. Das auf dem gegenüberliegenden Bergsporn beherrschend thronende Dshwari Kirchlein (um 600 n. Chr.), dessen klarer Baukörper noch wenig verziert ist, ist nach Meinung der Kunsthistoriker das am vollkommendsten erhaltene frühgeorgische Baudenkmal. Es gilt als wegweisend für die spätere georgische Architektur.[4] (Bild unten)

Geologische Notizen

Bevor wir uns auf den Weg nach Norden machen, möchte ich etwas zum geologischen Bau des Kaukasus sagen. Nach der geologisch-tektonischen Übersichtskarte (Seite 136) gliedert sich das Land in drei tektonische Zonen. Im Norden in das Faltensystem des Großen Kaukasus (I), wobei die Hauptkette (*Main Range Zone*) mit den



Dshwari Kirche, um 600 n. Chr., von SW, wegweisend für die georg. Architektur. (in Heiser, 1989)[15]



Tektonische Zonen von Georgien, schematisch (nach Gamkrelidze, 2000)

höchsten Gipfeln v. a. aus paläozoischen Tiefengesteinen (Plutoniten), wie Granit, Diorit und Gneis besteht. Südlich von diesem System schließt sich das Transkaukasische Intramontane Gebiet (II) an, das wiederum im Süden an das Faltensystem des Kleinen Kaukasus (III) mit Gipfeln bis über 3000 m Höhe grenzt und sich im Pontischen Gebirge in der Türkei fortsetzt.

Die Großstruktur II besteht aus der »Westlichen Molasse Senkungszone« (*Rioni Intramontane Depression*), der »Zentralen Hebungszone« und im Osten aus der »Östlichen Senkungszone« (*Kura Intramontane Depression*). Letztere wird in drei »Molasse-Subzonen« unterteilt, die dem sog. »Georgischen Block« entsprechen. Im Gegensatz zum tektonischen Bau der Alpen, der durch Überschiebungsdecken geprägt ist, ist der Große Kaukasus ein relativ junges Bruchfaltengebirge[5], dessen tektonische Bewegungen hauptsächlich im Tertiär stattfanden. Zu Beginn des Quartär erfolgte dann eine kräftige Hebung, die im zentralen Teil max. 2,5 km betrug.[22]

Festung Ananuri, 16./17. Jh., an der »Grusinischen Heerstraße«
Alle Fotos vom Autor



Die Hauptgipfelregion des Großen Kaukasus wird randlich von einer Hülle, weitgehend aus Jura- und Kreidegesteinen bedeckt. Die Gipfel sind oft schroffer als die der Alpen. Eine Ausnahme bilden die erloschenen Vulkane des Elbrus und Kasbek. Der Kasbek wird von Andesit und Dazit aufgebaut, Zeuge eines ehemals riesigen Vulkangebietes, das im Quartär aktiv gewesen ist.

Die Faltengebirgszüge des Kleinen Kaukasus werden meist aus flyschartigen Jura-, Kreide- und tertiären Gesteinen aufgebaut, sind älter und weisen daher niedrigere und weichere Gebirgsformen auf. Im teilweise semiariden Südosten des Landes findet man dagegen eine flach gewellte, tertiäre Schichtstufen-Landschaft, die in die weite Steppe Aserbaidschans übergeht. Als Motor der Gebirgsbildung taucht dabei die Arabische tektonische Platte unter die praktisch immobile Eurasische, und zwar heute noch mit einem nordwestlichen Schub von rd. 3 cm pro Jahr.[20]

In den Vorgebirgen der Hauptkette fehlen größere Seen, da diese, im Gegensatz zu den Alpen, nicht vergletschert waren.[6] Außerdem sind bei den Gletschern in der Gipfelregion – auch auf der stärker vergletscherten russischen Nordseite – größere Firnbecken selten. Trotzdem erreichen Talgletscher dort wegen der günstigeren Exposition, wie z.B. der Besingigletscher max. ca. 12-14 km Länge.[22] Leider ist auch in dieser Region der Rückgang der Gletscher unübersehbar! Der Kleine Kaukasus ist nicht vergletschert.

Zur Ersteigungsgeschichte verweise ich vor allem auf Egger (1932)[25] und die ausführlichen Expeditionsberichte in der Zeitschrift des DÖAV der zwanziger und dreißiger Jahre, eine Zeit, in der viele Erstbesteigungen gemacht wurden. Im Jahrbuch BERG `95[7] erschien ein Artikel, der die Situation der Alpinistik auf der russischen Seite des Gebirges behandelt.

Im Großen Kaukasus

Die lange Fahrt nach Norden auf der »Grusinischen Heerstraße«, der einzigen, nunmehr seit drei Jahren unterbrochenen Verbindung in die nordkaukasischen russischen Gebiete, führt uns an der an einem Stausee gelegenen alten Festung Ananuri (Bild S. 136) vorbei, zum 2380 m hohen Kreuzpass, der bereits von fast 4000 m hohen Gipfeln umgeben ist. Die Berge haben meist mattenartige, weiche Geländeformen, häufig bis in die Gipfelregion, auf denen gelegentlich Schafhaltung betrieben wird.

Etwa in 1500 m Höhe erreichten wir eine Zone, in der die Hänge bedeckt waren mit duftendem, leuchtend gelbem Rhododendron (*Rhododendron caucasicum*). Auf den Bergwiesen, die gerade schneefrei geworden sind, fanden wir zahlreiche Bergblumen, darunter manche, die wir aus unseren Bergen kennen, aber auch viele endemische Formen, wie z.B. die gelbe Lilie (*Lilium kesselringianum*) und die kaukasische Schachbrettblume (*Fritillaria lutea*), auf die uns unser botanischer Experte, ein Professor der Universität Tbilisi, mit Begeisterung aufmerksam machte.

Der Kreuzpass war seit urdenklichen Zeiten einer der Hauptübergänge für Invasoren, die aus den Weiten der asiatischen Steppe in die südkaukasischen Länder einfielen. Für die zaristische Hegemonie über die Länder des südlichen Kaukasus im frühen 19. Jahrhundert, bzw. später, während der gesamten Zeit der russischen und sowjetischen Herrschaft, war die Grusinische Heerstraße die Nabelschnur zum Reich. Der zaristische Eroberungskrieg Anfang des 19. Jahrhunderts dauerte Jahrzehnte und wurde von den freiheitsliebenden Kaukasiern mit solcher Erbitterung geführt, dass bereits in den ersten 10 Jahren über 200.000 Russen gefallen sind. Die Reihen der Bergvölker wurde allerdings so stark dezimiert, dass die Gesamtbevölkerung höchstens noch eine Million betragen hat.[14] Legendär ist dabei der heldenhafte Widerstand des mächtigen Awarenführers Imam Schamil, der nach der Vereinigung der Clans der muslimischen Bergvölker der Dagestaner, Tschetschenen und Tscherkessen den Russen 35 Jahre lang im Ostkaukasus erbitterten Widerstand geleistet hat, der immer wieder aufflackerte und bis heute nicht überwunden ist!

Wie sehr die klassischen Dichter Rußlands von dem wilden Bergland begeistert waren, das eine ganz neue Erfahrung für die im Flachland lebenden Russen bedeutete, kann man besonders bei Tolstoi, Puschkin und Lermontov nachlesen, die z.T. längere Zeit nach der Eroberung des Kaukasus hier als Soldaten stationiert waren. In den Erzählungen »Die Kosaken« und »Hadschi Murat« würdigte Tolstoi den Freiheitskampf der kaukasischen Stämme.



Gelbe Lilie (Lilium kesselringianum), endemische Form

Während unserer Fahrt nach Norden nahm leider die Bewölkung immer mehr zu, so dass die Hochgipfel, mit dem Kasbek (5033 m), weiter verborgen blieben. An Lawinenkegeln vorbei, ging es schließlich auf der immer schlechteren Passstraße hinab zu unserem Ziel, der Ortschaft Kasbeghi (1700 m). Der Ort war zur Sowjetzeit viel besucht – auch, weil von hier aus der leichteste der acht Fünftausender[21] des Gebirges, der die Szenerie dominierende Kasbek, bestiegen wird. (Bild S. 134). Nach seiner Erstbesteigung durch Freshfield und Begleiter (1868), erreichten erstmalig 1923 sowjetische Alpinisten den Gipfel – deren erste bedeutende Unternehmung überhaupt![23]

Seit der Selbstständigkeit Georgiens, Anfang der neunziger Jahre, war der Übergang nach Russland, bzw. Tschetschenien, häufig und ist seit einiger Zeit ganz geschlossen. Unübersehbar war, dass die früher meist in Rußland arbeitende Bevölkerung zusehends

verarmt. Alle Handelsverbindungen nach Norden sind inzwischen vollkommen abgebrochen. Unser Privatquartier war einfach, aber sehr sauber, und unsere Gastgeberin umsorgte uns aufmerksam mit ihren wenigen Mitteln. Wir erlebten wieder einmal, was georgische Gastfreundschaft bedeutet!

Da es das Wetter gerade zuließ, brachen wir noch am gleichen Nachmittag zu der berühmten Aussichtskanzel (2100 m) oberhalb des Ortes auf. Dort steht seit dem 14. Jh. Zminda Sameba, eine Wallfahrtskirche, verbunden mit einem kleinen Kloster. Bei klarem Wetter wird sie überragt von dem gewaltigen Kasbek. Wir erreichten das Kirchlein gleichzeitig mit einem heftigen Gewitter. Da der Regen anhielt, entschlossen wir uns, bald abzusteigen und kehrten tropfnass in unser Quartier zurück. Die Nacht verbrachte ich etwas unruhig, um am Morgen ja nicht den so lange ersehnten Anblick des Kasbek zu versäumen – falls er sich uns zeigen würde! Und tatsächlich, frühmorgens, als ich einen Blick aus dem Fenster warf, tauchte seine gewaltige, rundliche Eiskalotte schemenhaft aus dem Morgennebel hinter dem Sporn mit dem Wallfahrtskirchlein auf. Ich beeilte mich, ein paar Fotos zu machen, denn schnell zogen sich die Wolken wieder zusammen und nach kurzer Zeit beendete der Berg seinen spektakulären Auftritt!

Die gleichen Erfahrungen machte auch schon Fridtjof Nansen, der norwegische Polarforscher, der in den 1930 Jahren im Auftrag des Völkerbundes den Kaukasus bereiste und notierte: »*Während wir nach oben starrten, öffnete sich der Schleier wie jäh zerrissen und aus den brodelnden Wolkenmassen drohte ein mächtiger weißer Gletscher zu uns herab. Der Anblick raubte uns den Atem. Nur eine Sekunde lang war der schwindelnd hohe Gipfel deutlich sichtbar, dann versank das Traumbild wieder hinter den Wolken. Das war der Kasbek.*«[17]

Die Einheimischen erzählten uns, dass der Berg sehr launisch sei und sich nur ungern zeige. Wir konnten ihn jedenfalls während unserer nächsten Unternehmungen in der Umgebung nicht mehr sehen, denn die Witterung blieb weiter regnerisch.

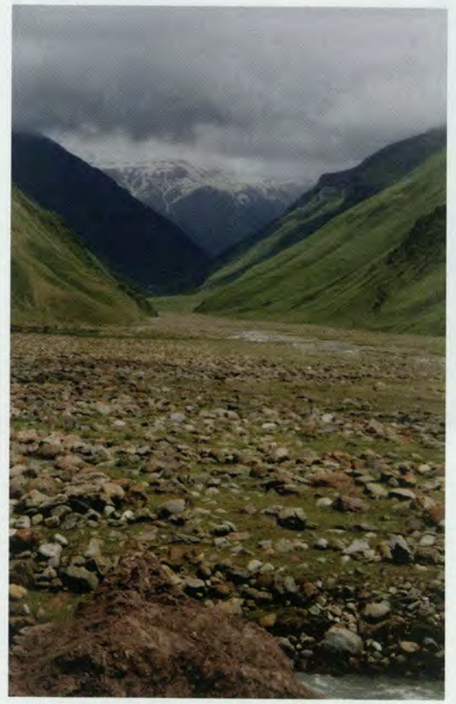
Wir ließen uns jedoch die Laune nicht verderben und machten eine Wanderung im urweltlich anmutenden Sno Tal, östlich von Kasbeghi. Das enge Hochtal, mit seinen hohen Talhängen, die weit hinauf begrünt und völlig baumfrei sind, verlor sich in den Wolken und machte den Eindruck, als ob sich die Gletscher gerade erst zurückgezogen hätten. So stelle ich mir die hochalpinen Täler in der Nacheiszeit vor!

Nach mehrstündiger Wanderung erreichten wir in einer Talweitung in über 2000 Meter Höhe gelegen, das kleine Dorf Juta, das lange Zeit verlassen war. Heute leben dort mehrere Familien, die nach dem Tschetschenien-Konflikt über die nahe Grenze geflohen waren. Oberhalb des Weilers dehnen sich üppige Matten aus, auf denen Rinder und kleine muskulöse Pferde weideten. Wir sahen herrliche Bergblumen, und mehrere Orchideenarten.

Bei viel versprechender Witterung machten wir am nächsten Tag einen Abstecher in die gewaltige Darjal Schlucht, die der wilde Fluss Terek bei seinem Durchbruch durch die Hauptkette gefräst hat, um schließlich als breiter Strom in das Kaspische Meer zu münden. Der Baedeker[8] schreibt hierüber treffend, natürlich mit Sternchen* (!) versehen, dass in »*der Porta Caucasica der Alten, die Felswände bis zu 1800 m über der Talsohle senkrecht ansteigen; die Straße kaum mehr Platz neben dem Fluss hat, der hier eine Vorkette des Hauptgebirges durchbricht, deren mittlere Höhe mit 4400 m noch 1000 m über der Schneelinie liegt.*« Und dann: »*Etwas weiter l. *Ausblick auf den Djeworák-Gletscher und den Kasbék.*« Aber so weit durften wir leider nicht fahren, da die Straße im Grenzgebiet geschlossen war.

An der linken Talseite erhebt sich eine mehrere hundert Meter hohe, fast senkrechte Wandflucht, die von vielen Gänsegeiern umkreist wird, die in den zahlreichen Höhlen nisten. Sie haben es besonders auf das Aas – meist Schafe, Gemsen und Steinböcke – abgesehen, das die Lawinen im Frühjahr in der Schlucht freigeben. Gerade noch auf georgischem Gebiet, auf einem Vorsprung, fast am Ende der Schlucht, lag malerisch die Ruine einer kleinen Festung vor uns, die noch aus der Zeit der Königin Tamar stammen soll. Den weiteren Weg verschloss uns leider ein Schlagbaum.

Die Straße ins obere Terek Tal war, wie viele Straßen in Georgien, mit Schlaglöchern übersät. Unser Fahrer schaffte es meistens, ihnen geschickt auszuweichen, was er »georgischen Tango« nannte. Nach eindrucksvollen Bildern von tief eingeschnittenen, menschenleeren Seitentälern, deren Talgrund mit einer Schotterflur bedeckt ist, (Abb. rechts) erreichten wir bald die Ruinen eines Weilers, in dem nur noch einzelne Menschen in ärmlichen Behausungen leben, wohl auch wieder Tschetschenen, die hierher geflohen sind. Auf unserer Wanderung am Terek entlang, entdeckten wir eine große Sinterterrasse aus Quelltuff mit zahllosen Versteinerungen. Wir fanden Holzreste, Abdrücke von verschiedenen Blättern, darunter auch Ahorn und Eiche – ein wahres Klimaarchiv. Diese Bäume gediehen hier einst bei viel günstigeren klimatischen Verhältnissen!



Im oberen Terektal

Nach kurzem Zwischenaufenthalt in Tiflis ging es am nächsten Tag mit dem Zug in westlicher Richtung nach Batumi in die autonome Provinz Adscharien am Schwarzen Meer. Am Bahnhof in Tiflis wünschte uns ein Zeitungsverkäufer auf Deutsch »Glückliche Straße«. So freundlich verabschiedet fuhren wir zunächst durch eine landwirtschaftlich geprägte, ausgedehnte Molasse-Hügellandschaft, die sich zwischen dem Großen und Kleinen Kaukasus ausbreitet. Etwa auf halber Strecke unserer sechsstündigen Fahrt, weitete sich, nach Kutaisi, der zweitgrößten Stadt des Landes, die Landschaft zur fruchtbaren, subtropischen Ebene des Rioni, die bis zum Schwarzen Meer reicht, einst das Land Kolchis. Hier gedeihen Zitrusfrüchte und in den hügeligen Abschnitten wird Tee angebaut.

Batumi empfing uns mit weißen Häusern und oft verspielten Villen aus der mondänen Zeit um 1900, die verstreut auf dem üppig bewachsenen, hügeligen Küstenstreifen liegen. Den Stadtrand »zieren« aber auch viele abweisende, trostlose Plattenbauten aus der Sowjetzeit, die kürzlich in grellen Farben angestrichen wurden, um sie freundlicher aussehen zu lassen!

Nach Baedeker[8] war Batumi zur Zarenzeit der wichtigste Hafen am östlichen Schwarzen Meer. Seine wirtschaftliche Bedeutung verdankte es seiner Lage am Endpunkt der Bahnstrecke von Baku am Kaspischen Meer und es war d e r Ölhafen des Russischen Reiches. Heute sind die Öl- und Gasvorkommen unter dem Kaspischen Meer bei Baku von außerordentlicher geostrategischer Bedeutung. Das Öl wird jedoch durch eine neue Pipeline von Aserbaidschan über Georgien in den türkischen Mittelmeerhafen von Ceyhan geleitet. »*Mit diesem Projekt wurde die Energielandschaft der Welt verändert. Erstmals floss Erdöl aus dem kaspischen Raum nach Westen, ohne russisches Territorium zu berühren.*«[24] Ganz aktuell (Juli 2009) ist das Abkommen über die Gasleitung »Nabucco«, die ebenfalls von

Aserbaidschan unter Umgehung russischer Gebiete durch die Türkei nach Mitteleuropa verlaufen soll.

Nach einem Faulenzertag mit dem Besuch des berühmten Botanischen Gartens, Baden im Meer und einem Abendessen in einem Restaurant mit Blick auf den Hafen, ging es am nächsten Morgen mit dem Bus weiter, in den Kleinen Kaukasus.

Unterwegs besichtigten wir bei Kutaisi die berühmte Akademie von Gelati (12. Jh.), die malerisch am Abhang eines Hügels, mit Sicht auf die Hauptkette, gelegen ist. Die Anlage besteht aus der prächtigen Georgs-Kirche, einem Spital und einem Kloster (Bild unten). *»Als Hochburg der georgischen Kultur zog es tüchtige Gelehrte des In- und Auslandes an und wurde ›als zweites Jerusalem‹ und ›ein neues Athen‹ gepriesen.«*[15] In der Hochschule wurden alle damals bekannten Wissenschaften gelehrt, wie Weinbau und Landwirtschaft, Astronomie, Philosophie und Theologie. Außerdem besuchten wir noch in der Nachbarschaft die mächtige Ruine der Bagrati-Kathedrale aus dem 11. Jh. Beide Stätten gehören zum Weltkulturerbe.

Die Akademie von Gelati (Anf. 12. Jahrh.), Weltkulturerbe



Im Kleinen Kaukasus

Wir hatten Bakuriani (1600 m), einen Ort in der Nähe des Borjomi-Kharagauli-Nationalparks als Standort gewählt, der schöne Wanderungen in unberührten Bergwäldern mit Gipfeln bis ca. 2500 m Höhe versprach. Für die nächsten beiden Tage waren wir in einer gemütlichen Privatpension untergebracht. Der Ort wird gerne von Georgiern, früher häufig von Russen, als Wintersportplatz besucht. Er liegt auf einem weiten Hochplateau, das von schönen, teilweise baumlosen Skibergen umgeben ist. Die vielen, leider planlos verstreuten Pensionen und Hotels sind in schlechtem Zustand, werden z.T. gerade renoviert und verschandeln vielfach das Landschaftsbild. Wenn die Infrastruktur eines Tages verbessert wird, kann dort ein traumhaftes Skigebiet mit idealen Voraussetzungen für Langläufer und Tourengehern, bzw. im Sommer für Bergsteiger und Wanderer, erschlossen werden.

Am nächsten Morgen fuhren wir hinunter ins tief eingeschnittene Tal der Kura. Hier liegt der mit 760 km² größte Nationalpark Georgiens, der u.a. von der deutschen Regierung ins Leben gerufen und gefördert wurde.

Der Kurort Borjomi, der seit dem 19. Jh. für seine Schwefelquellen berühmt ist, wurde alljährlich von der Zarenfamilie besucht. Der spätere Zar Nikolaus war ein begeisterter Jäger, der dieses Revier wegen seines großen Wildbestandes schätzte. Er ließ das Gebiet hegen, so dass heute ein beeindruckender Urwald, im unteren Teil zumeist aus Laubbäumen, vor allem Buchen, erhalten geblieben ist. Nach der Wende, als zeitweise Anarchie in dieser Region herrschte, wurde der Wildbestand dann allerdings rücksichtslos dezimiert.

Unser Aufstieg führte durch herrlichen Hochwald mit interessanter Flora. Nach etwa einer Stunde fing es heftig zu regnen an, und es fiel Nebel ein. An einer mächtigen Tanne, deren Rinde durch Kratzspuren, die bis tief ins Holz reichten, beschädigt war, hielt unser Begleiter an und machte uns auf die Spuren der Reviermarkierung eines Braunbären aufmerksam, die weit über 2 m Höhe den Stamm hinauf reichten! Später ließ der Regen nach, die Wolkendecke riss auf und wir betraten einen mit Blumen übersäten Grat. Der Blick wurde frei auf die umliegenden, bis in große Höhe waldbedeckten Gipfel (Waldgrenze ca. 2300 m). Auf diesem traumhaften Brotzeitplatz hielten wir es längere Zeit aus und trockneten unsere durchnässte Kleidung (Bild S. 141). Nach einem langen, sehr steilen Abstieg lichtete sich der Wald unvermittelt und wir schlenderten zum Ausklang der Wanderung über eine märchenhafte Blumenwiese, die von bizarren Felsklippen eingerahmt war.

Ein weiterer Höhepunkt der Reise war der Besuch des Felsenklosters Vardzia, weiter im Westen, an der Grenze zur Türkei, wo am Oberlauf der Kura Hunderte von Grotten in mehreren Stockwerken in den weichen Tuff der ca. 500 m hohen Wand einer wilden Schlucht geschlagen wurden (Bild S. 142). In der Blütezeit des Georgischen Reiches unter der großen Königin Tamar im 12. Jh. wurde der Klosterkomplex erweitert, *»einigen Quellen zufolge (um)... bis zu 2000 Säle und Kammern, die von kilometerlangen Querstollen ... miteinander verbunden waren.«*[9] Heute sind wieder 500 Kavernen zugänglich. In der tief im Fels gelegenen, größten Kirche, von den zahlreichen Erdbeben verschont, existiert noch ein überlebensgroßes Fresko, das die hoheitsvolle Königin Tamar darstellt (1184-1213). Sie führte das Land zu seiner größten Machentfaltung und *»regierte ein Reich, das vom Schwarzen Meer bis zum Kaspischen Meer reichte«*. An anderer Stelle erfahren wir, dass *»bei den Georgiern Tamar d i e königliche Idealgestalt bis heute geblieben (ist).«*[15]

Ein langer Fluchtstollen führt ins Tal hinunter, den wir, teils kriechend, teils auf dem Hosenboden rutschend, bei großer Hitze bewältigten! In den unruhigen Zeiten während der Mongoleneinfälle und der osmanischen Epoche bot die Höhlenstadt zeitweise Schutz für 50.000 Menschen, die mit Trinkwasser aus dem Fels und durch ein ausgeklügeltes Belüftungssystem versorgt wurden!

Am nächsten Tag war bei fast wolkenlosem Himmel der Aussichtsberg Kochta (ca. 2100 m) bei Bakuriani unser Ziel. Der Große Kaukasus soll von hier aus im Jahr nur ein paar Mal, am besten im Frühjahr, zu sehen sein. Der Elbrus, als höchster Gipfel des Gebirges und Europas, ist immerhin 200 km



Rast im Borjomi-Nationalpark

von diesem Aussichtspunkt entfernt! In gespannter Erwartung kamen wir schnell voran und knapp unterhalb des Gipfels konnte ich tatsächlich, wie eine ferne, dunstige Kulisse, die eisbedeckten Gipfel der Hauptkette hoch über den Vorgebirgszügen erkennen (Abb. S. 143, oben). Im Nordwesten war gerade noch der rundliche Doppelgipfel des Elbrus (5642 m) zu sehen. Weiter östlich ragten die beiden markanten Zähne des Uschba (4700 m), die ebenmäßige Firnpyramide des Tetnuld (4858 m) und der über 10 km lange Fels- und Eiswall von der Gestola (4860 m) über Dschangi Tau (Hauptgipfel 5058 m) bis zur Schchara (Hauptgipfel 5068 m) auf! An seinen steileren russischen Nordabstürzen ist dieser imposante Wall sehr stark vergletschert und den deutschsprachigen Alpinisten als Besingi Mauer bekannt, die an Großartigkeit in den Alpen keine Parallele hat! Den zweithöchsten Gipfel des Gebirges, den Dychtau (5204 m) konnte ich noch im Dunst erahnen! Der Kasbek, viel weiter im Osten, hüllte sich wieder einmal in Wolken!

Abends waren wir wieder in unserem Hotel in Tiflis. Während des Abendessens gesellten sich zwei deutsche UN-Beobachter zu uns, die in den abtrünnigen Provinzen Abchasien am Schwarzen Meer und in Südossetien, das wie ein Keil nach Zentral Georgien hinein reicht, stationiert waren. Sie erzählten uns einiges über die Problematik dieser Region – dass aber ein Krieg schon so

bald Realität werden sollte, ahnten wir damals freilich noch nicht. Diese Gebiete hatten schon während der Sowjetzeit einen autonomen Status in der »Grusinischen SSR« (Georgien), so dass die Bevölkerung nach der Wende weiterhin ihre Unabhängigkeit beanspruchte. Die Regierung in Tiflis hat dies jedoch immer kategorisch abgelehnt und auf der völkerrechtlichen Anerkennung seiner Grenzen bestanden. Bereits 1994 musste sich Georgien in einem blutigen Krieg aus dem mehrheitlich von Georgiern bewohnten Abchasien zurückziehen.[18] Die Russen unterhalten dort Truppenstützpunkte mit einigen tausend Mann. Sie können den Verlust »ihres« Georgien wohl schwer hinnehmen und wollen weiter Einfluss auf die strategisch und wirtschaftspolitisch bedeutende kaukasische Region ausüben! Die Aussicht auf die friedliche Eingliederung der umstrittenen Gebiete in Georgien ist inzwischen in weite Ferne gerückt, besonders seitdem sich Georgien um Aufnahme in die NATO bemüht. Bei der Bevölkerung ist die Anwesenheit der Russen nicht ungern gesehen. Soweit unsere damaligen Informationen.

Felsenkloster Vardzia am Oberlauf der Kura, nahe der türkischen Grenze



Im August 2008 eskalierte dann nach verschiedenen Scharmützeln der brüchige Status quo und es kam zum völlig sinnlosen, 5 Tage dauernden sog. Kaukasuskrieg. Dieser hatte unendliches Flüchtlingsleid zur Folge, machte vor allem die vielen gerade allmählich aufkeimenden Pflänzchen wirtschaftlichen Aufschwungs zunichte und zerstörte bedeutende Abschnitte der Infrastruktur Georgiens. Es wäre sehr zu wünschen, dass die gegenwärtig ins Stocken geratenen internationalen Bemühungen (Status Juli, 2009) recht bald zu einer Annäherung in dem brisanten Konflikt führen würden!

Mittlerweile war es unangenehm feuchtwarm in der verhältnismäßig niedrig, auf 500 m Höhe gelegenen Hauptstadt geworden, so dass es uns wieder hinaus zog – diesmal nach Kachetien, im Osten des Landes – u.a. zum Höhlenkloster David Garedja, direkt an der Grenze zu Aserbaidschan. Auf der Fahrt hielten wir in einem ehemals stattlichen Dorf, das im 19. Jh. als »Freudenthal« von deutschen Siedlern gegründet wurde. Auffällig waren die hier sonst unbekannten Satteldächer der Häuser, die um breite, rechtwinkelig sich schneidende Straßen gruppiert waren. Georgische Dörfer sind einfacher gebaut und die mit Flachdächern versehenen Häuser liegen meist planlos, umgeben von großen Gärten mit ihren typischen, oft bunt bemalten eisernen Toren, in der Landschaft verstreut. Wir erfuhren, dass die deutschen Siedler früher gut integriert und geachtet waren und manches, damals hier noch unbekannte Handwerk aus ihrer Heimat mitgebracht hatten. Während des 2. Weltkriegs wurden sie aber, zusammen mit deutschfreundlichen Georgiern und unzuverlässigen nordkaukasischen Völkern, wie viele andere deutsche Volksgruppen in der Sowjetunion, nach Sibirien und Zentralasien deportiert.

Nach der Weiterfahrt durch dünn besiedeltes Agrarland, bogen wir von der Hauptstraße auf eine schlechte Nebenstraße nach Süden ab. Wir fuhren durch eine weite, leicht gewellte Grassteppe, die praktisch unbesiedelt war. Es ist kaum vorstellbar, dass diese Gegend bis zum 16. Jh. mit Wald bedeckt war, der jedoch von den Türken planmäßig abgeholzt wurde, um die unterworfenen georgischen Fürstentümer besser kontrollieren zu können![9] Die Luft flimmerte in der Mittagshitze und am Horizont tauchten quer zur Fahrtrichtung Geländestufen auf, die in ockerfarbenen, violetten und braunroten Tönen leuchteten. Die unfruchtbaren, meist tonigen und sandigen Gesteine aus der Tertiärzeit verleihen der Szenerie einen öden und unwirtlichen Charakter. Am Ziel, dem kleinen Kloster David Garedja (Seite 144), in dem heute noch ein paar Mönche leben, angelangt, wanderten wir einen etwa 200 m hohen, kärglich bewachsenen Kamm hinauf, der nach Süden steil abfällt. Von hier öffnete sich uns der Blick in die Weite der hügeligen, semiariden Steppe Aserbaidschans.

Aus den weichen Sandsteinbänken des Kammes wurden seit der frühen Christianisierung vom 6. bis zum 12. Jh. viele Felskammern und Höhlenkirchen ausgebrochen. Die Anlage, die von syrischen Christen gegründet wurde, gilt als der östlichste Vorposten des historischen Christentums[9] und als einer der größten Höhlenkloster-Komplexe der Welt.[19] Viele der Kirchen und Kapellen sind mit gut erhaltenen Fresken ausgemalt, die wegen der geringen Luftfeuchtigkeit des hiesigen Klimas (nur 200 mm Jahresniederschlag) ihre Leuchtkraft bewahrt haben. Manche der Höhlen erscheinen heute wie aufgeschnitten, denn starke Erdbeben haben in der Vergangenheit Teile der Felswand zum Absturz gebracht. Die zerborstenen Blöcke liegen am Hangfuß verstreut. So war der Zugang zu einer der Kapellen ausgesetzt und nur mühsam zu erreichen, doch wir wurden mit den schönsten Wandmalereien des gesamten Höhlenklosters belohnt (Bild unten)! Die Blütezeit der Eremitage lag im 11. bis 12. Jahrhundert.[10] »*Für das georgische Geistesleben und insbesondere die Freskenmalerei gingen von hier Impulse aus, die im ganzen Land nachwirkten.*«[9] Für uns war der Besuch von David Garedja mit seiner Unberührtheit, Kargheit und herben landschaftlichen Schönheit ein unvergessliches Erlebnis!

Anschließend fuhren wir noch weiter östlich nach Telawi, im Weinland Kachetien. Das Weinanbaugebiet, das im Norden und Osten vom Vorgebirge des Großen Kaukasus geschützt wird, zieht sich weitläufig die flachen Hänge des Alazani Tales bis auf ca. 500 m Seehöhe hinab. Wir übernachteten bei einem ehemaligen Winzer. Wie viele andere auch – es gab früher große Weinfabriken –, musste er den Weinanbau aufgeben, als die Belieferung Russlands wegfiel. Wir lernten hier den einfachen Landwein kennen, für den die Winzer noch nach alter Tradition die Trauben mit den Füßen stampfen und der Wein, wie in der Antike, in großen Tonamphoren reift, die im Erdreich vergraben werden. Früher wurden solche Gefäße mit bis zu 2.000 l Inhalt benutzt.



Blick vom Kochta (ca. 2100 m) auf die Kaukasus-Hauptkette

Wieder zurück in Tiflis, genossen wir den letzten Abend in einem Kellerlokal. Sehr eindrucksvoll war der Auftritt eines bekannten georgischen Ensembles für traditionelle Musik, das besonders schöne Stücke mit der dominierenden Duduki spielte. Wer einmal die samtweichen, schwermütigen Klänge der auch in Armenien verbreiteten Duduki – einer aus Aprikosenholz gefertigte Oboe – gehört hat, wird sie nicht mehr vergessen! Das Land besitzt eine große Volksmusiktradition, und eine Besonderheit sind die ursprünglich religiösen, uralten polyphonen, meist dreistimmigen A-capella-Gesänge.[18] Für uns war der Abend ein schöner Ausklang der erlebnisreichen Reise!



Allegorische Tiermotive in einer Höhlenkirche in David Garedja

Fazit

Georgien ist etwa so groß wie Bayern, aber als Gebirgsland mit ca. 4 Mio. Einwohnern viel weniger dicht besiedelt. Ich hatte das Glück, viele Länder der Erde während meines langen Berufslebens kennenzulernen, aber es fällt mir schwer, vergleichbare Regionen zu nennen, in denen sich ein so großer landschaftlicher und ethnischer Reichtum auf engem Raum findet. Eine Legende erzählt uns die Entstehungsgeschich-



Höhlenkloster David Garedja an der Grenze zu Aserbaidschan

te dieses »Kleinods am Kaukasus«: Als Gott den verschiedenen Völkern ihr Land zuteilte, vergaßen die Georgier sich zu melden, weil sie mal wieder feierten und tranken. Der Herrgott hatte Mitleid mit Ihnen und schenkte ihnen, weil alles andere ja bereits verteilt war, ein kleines Stück vom Paradies!

In Georgien tauchte schon sehr früh der Mensch auf. So wurden 1991 bei Dmanisi, südl. Tiflis im Kleinen Kaukasus die bis vor kurzem ältesten Europäer (*Homo erectus*) gefunden, die auf ein Alter von 1,8 Mio. Jahren datiert wurden! Diese Vormenschen wanderten aus Afrika ein, als die Gebirgsbildung des Kaukasus noch im Gange war! Die tektonischen Vorgänge liefen für sie allerdings unmerklich ab – doch mit den häufigen Erdbeben, Bergrutschen, Überschwemmungen, Vulkanausbrüchen, bzw. Klimaänderungen als deren Folgen, mussten sie leben. Da ihre Überreste in einer Aschenlage gefunden wurden, ist anzunehmen, dass sie während eines Vulkanausbruchs umgekommen sind (Neue Zürcher Zeitung, 14. 5. 2008).

Kaukasien war immer eine Region mit einer großen ethnischen Vielfalt. Völkerkundler können allein ca. 42 verschiedene Sprachen und 12 Alphabete unterscheiden, die sich in den lange Zeit schwer zugänglichen Tälern und Regionen erhalten konnten – »*...und wie viele einzelne Völker oder Stämme es gibt, ist nicht einmal Wissenschaftlern genau bekannt.*«[11] Schon bei Plinius d.Ä. findet sich, dass die Römer in Dioskurias (Suchumi) 130 Dolmetscher benötigten.[24]! *Der Raum kann als Wiege westlicher Zivilisation bezeichnet werden und befand sich (...) in der Geschichte immer wieder an den Grenzen des großen politischen und zivilisatorischen Gefüges.*[18] Georgien hat in seiner langen, wechselvollen, oft sehr leidvollen Geschichte, die durch die jeweils Jahrhunderte lange Vorherrschaft der Perser, Araber, Türken und zuletzt der Russen geprägt wurde, immer eine kulturelle Brückenfunktion zwischen Europa und Asien eingenommen. Diese für sich zu nutzen, d.h. den Interessen der ausländischen Mächte – besonders Rußlands und der USA – gerecht zu werden, ist eine nicht gerade einfache Aufgabe, die einem schwierigen Drahtseilakt gleichkommt! Heute geht es an diesem weltpolitischen Brennpunkt ums Öl und Gas, bzw. politische Dominanz! Der bekannte Publizist Peter Scholl-Latour, ein ausgezeichneter Kenner des Nahen Ostens, hat dieses Ränkespiel bereits vor über 10 Jahren vorausgesehen, wenn er schreibt: »*Im Norden bahnt sich am Rande des Kaspischen Meeres eine erste reale Kraftprobe zwischen dem post-sowjetischen Rußland und den Amerikanern an, deren Erdöl-Konsortien sich mit unersättlicher Gier den Petroleumvorräten Aserbeidschans zuwenden*«.[16] Die Russen verfolgen vor allem in den neuen südkaukasischen Nationen der ehemaligen Sowjetunion eine Politik der »*Kontrollierten Instabilität*«[18]

Ich habe die Georgier als sehr gastfreundlich, liebenswürdig und mit einem ausgeprägten Familiensinn kennengelernt. Ihrer tiefen Frömmigkeit konnte auch die lange Sowjetherrschaft nichts anhaben. Ihre Religiosität und die Bedeutung der Familie sind sicherlich zwei Säulen, die den Georgiern helfen können, ihr Land zu konsolidieren und voran zu bringen. »*In den* (neuen) *Republiken mit christlichen Traditionen geht die Kirche aus allen Umfragen als die am meisten respektierte Institution hervor (...). Religion wird von vielen als Bestandteil nationaler Identität und als eigentliche Konstante des Alltags betrachtet.*[18] Touristisch ist Georgien, auch ohne den sonst üblichen Komfort sehr attraktiv. So findet der Kunstfreund über das ganze Land verstreut, Tausende von eindrucksvollen Baudenkmälern, wie frühchristliche bis spätmittelalterliche Kirchen, Burgen, Schlösser und Festungen, die Zeugen dieser alten und einzigartigen Kulturlandschaft sind.[19]

Für den Bergsteiger und Naturfreund bietet das Land eine unvergleichliche Fülle großartiger Landschaftsbilder, alpinistischer Ziele für alle Ansprüche, eine vielfältige Flora mit zahlreichen endemischen Formen und eine interessante Fauna. Im Großen Kaukasus gibt es viele einsame, unberührte Täler, die noch an die Frühzeit der Erschließung der Alpen vor über 150 Jahren erinnern. Dies hatten bereits W. Fischer et al. (1911)[12] vor fast 100 Jahren begeistert festgestellt, als sie mehrfach im Zentralen Kaukasus und auf unseren Routen unterwegs waren. Der Bergsteiger und Wanderer findet jedoch, mit Ausnahme weniger Nationalparks, so gut wie kein Wegenetz vor und ist daher auf einheimische Führer angewiesen. Verlässliche Karten sind entweder nicht vorhanden oder nur schwer zu beschaffen. Die neue Straßenkarte »Kaukasus« im Maßstab 1: 650.000 (Reise-Know-How Verlag) leistete mir gute Dienste, wenn auch die eine und andere Straße nicht immer korrekt klassifiziert ist. Berghütten in unserem Sinne gibt es fast gar nicht, so dass die Anstiege in der Regel sehr lang sind und zur Besteigung der höheren Gipfel ein Zelt unerlässlich ist. Das Straßennetz ist besonders in den alpinen Regionen meist in einem sehr schlechten Zustand, so dass man viel Zeit einplanen muss und entsprechend geländegängige Fahrzeuge zu empfehlen sind.

Das touristische Potential des Landes ist also außerordentlich vielfältig! Wenn es gelingt, den gegenwärtigen politischen Konflikt zu lösen und in überschaubarer Zeit die Infrastruktur weiter auszubauen, die vielen unschönen Ruinen aus der Sowjetzeit – vor allem in den attraktiven Gegenden – zu entfernen und behutsame Investoren in den Tourismus zu finden, hat Georgien als einzigartiges Reiseland eine große Zukunft vor sich!

Literatur:

[1]Kusnezow, A. (1977): Swanetien. In Bergen und Tälern des Kaukasus.- VEB F. A. Brockhaus, Leipzig

[2]Geological Map of Georgia 1:500.000, Editor I. P. Gamkrelidse, Georg. Ste. Dept. of Geology and Nat. Oil Comp. Saqnavtobi, Tbilisi, 2003, 2005

[3]Bulia, M. & Janjalia, M., Edts. (2006): Mtskheta, Series of Old Georgian Cities and Towns.- 2nd. Edit., Centre Betania, Tbilisi

[4]Pevsner, N. et al. (1992): Lexikon der Weltarchitektur.- Wiss. Buchges., Darmstadt

[5]Pfaffengolz, K. N. (1963): Geologischer Abriß des Kaukasus.- Fortschr. Sowjet. Geologie, H. 5/6, Akademie, Berlin

[6]Rickmer Rickmers (1942): Der Kaukasus.- Der Bergsteiger, H. 1., Okt., Bruckmann, München

[7]Heller, H. (1994): Kaukasus redivivus?- Alpenvereinsjahrbuch BERG`95

[8]Baedeker (1912): Russland.- Karl Baedeker, 7. Aufl., Leipzig

[9]Kvastiani, T. et al. (2000): Georgien entdecken.- Trescher, 1. Aufl., Berlin

[10]Monastery of David Garejeli: David Garedja, Bilderprospekt, o. Datum

[11]Zängerle, A. (1998): Das Land der unbekannten, verbotenen und hohen Berge.- Alpenvereinsjahrbuch BERG`99

[12]Fischer, W. et al. (1911): Aus dem Zentralen Kaukasus.- Zeitschr. DÖAV, Bd. 42, Verl. DÖAV, München

[13]Herodot: Neun Bücher zur Geschichte.- Nach der Ausg. Berlin-Schöneberg, 1898, Marix, Wiesbaden, 2004

[14]Caucasus (1842) in: Meyer`s Universum, Bd. 2 der 5 bändigen Octav – Ausgabe, Bibliograph. Inst., Hildburghausen, 1858

[15]Heiser, L. (1989): Die georgische orthodoxe Kirche und ihr Glaubenszeugnis.- Paulinus, Trier

[16]Scholl-Latour, P. (1996): Das Schlachtfeld der Zukunft. Zwischen Kaukasus und Pamir.- Siedler, 1.Aufl., Berlin

[17]Pleitgen, F. F. (2000): Durch den wilden Kaukasus,- Kiepenheuer & Witsch, 1. Aufl., Köln

[18]v. Gumppenberg, M. C. & Steinbach, U., Hrsg. (2008): Der Kaukasus. Geschichte-Kultur- Politik.- C. H. Beck, München

[19]Beridse, W. & Neubauer, E. (1980): Die Baukunst des Mittelalters in Georgien.- Union, Berlin

[20]Frisch, W & Meschede, M. (2005): Plattentektonik. Kontinentverschiebung und Gebirgsbildung.- Wiss. Buchges., Darmstadt

[21]Witty, S. (2006): Kaukasus.- Panorama, Mitt. DAV, 58. Jahrg., Nr. 6/2006, München

[22]Schöner, J. & Kusnezow, A. (1981): Im Kaukasus.-VEB F.A. Brockhaus, Leipzig

[23]Csillag, E. (1954): Gipfelstürmer-Buch der Erstbesteigungen.- Humboldt TB, Frankfurt/M., Wien

[24]Quiring, (2009): Pulverfaß Kaukasus.- Ch. Links, Berlin

[25]Egger, C. (1932): Die Eroberung des Kaukasus.- Benno Schwabe, Basel

Georgisches Tagebuch

Im Großen Kaukasus: Quer durch Oberswanetien

VON EBERHARD NEUBRONNER

Geht in den Kaukasus und seht euch selbst
das Land an und glaubt mir, dass die Menschen,
die dort leben, andere Menschen sind!
Es ist doch das schönste und beste Land auf Erden.

Eine junge Frau im Sommer 1942
zu dem deutschen Soldaten Josef Martin Bauer

Soso Gorgadse heißt unser Führer. Er ist jung, hellblond, noch etwas scheu und steckt gleichwohl voller Enthusiasmus. Das merkte man schon beim ersten Kontakt. Am Flughafen der georgischen Hauptstadt Tbilissi hatte Soso uns wie Freunde empfangen – wir sind zu zehnt: acht Deutsche und ein Ehepaar aus der Schweiz.

Jetzt, Anfang August, deutet nichts auf eine Bedrohung hin: kein Zeichen von Unruhe diesseits oder jenseits des Gebirges. Vom Kaukasus habe ich schon seit langem geträumt, von seiner Südseite namens Swanetien. Klar ... diese Region soll etwas wild sein, politisch wie allgemein menschlich betrachtet. Die Swanen, zum Beispiel, haben noch bis vor 80 Jahren Blutrache (*Lizwri*) geschworen und praktiziert. Oder denken wir nur an diverse Zankäpfel wie Südossetien, wo Georgier und Russen um Einfluss ringen. Egal. Wer unterwegs ist, schaut selten zurück. Was vor dir liegt, reizt und möchte entdeckt werden.

2. August, am Morgen in Kutaissi

Gestern sind wir von Tbilissi aus stundenlang westwärts in Richtung Kutaissi gefahren, wo nachmittags zwei Kathedralen aus dem zwölften Jahrhundert besichtigt wurden: Bagrat und Gelati. Müde vom Flug lauschten wir unter einem bleifarbenen Himmel Soso Gorgadses Vortrag. Aber wenn die Seele dem Körper hinterherreist und noch nicht da ist, werden viele Details nur als Schemen registriert. Kaum anders war es in Kutaissi, der mit 220.000 Einwohnern zweitgrößten Stadt Georgiens. Immerhin blieb haften, dass dort König David IV. vor rund 900 Jahren jener Akademie zum Leben verholfen hat, deren toleranter Geist bis heute erstaunt. Gelati lehrte Christen und Moslems gemeinsam Fächer wie Arithmetik, Astronomie, Dialektik, Geometrie, Grammatik, Musik und Rhetorik.

Ich habe versäumt, den ersten Störfall zu schildern: Drei Teilnehmer unseres Teams – nennen wir sie Ines, Ulrich und Lisa – hatten in Prag die Maschine nach Georgien versäumt; sie sind uns mit einem Taxi gefolgt und freuen sich nun, als verirrte Schäfchen ihren Pferch erreicht zu haben. Aber dieser Pferch ist mobil! Während ich schreibe, haben wir längst gefrühstückt. Vor dem privaten Gästehaus in Kutaissi läuft stinkend der Bus warm. Er wird uns nach Sugdidi bringen, wo David Jorjoliani zusteigt.

Nachmittags am Inguri

Kurzer Stopp. Wer will, fotografiert oder lässt das Szenarium ohne Kamera auf sich wirken. Swanetiens größter Fluss brodelt neben einer Straße, die 1937 eröffnet worden ist. Zuvor gab es hier nur den schmalen Fußpfad. Damals soll ein swanischer Greis (sein Volk verwendete seit jeher Holzschlitten) dem ersten Automobil etwas Heu angeboten haben. Er sei entsetzt gewesen, wird noch heute berichtet, als dessen Lenker stur weiterfuhr. 40 Jahre später hat man die alte Trasse entlang der Ingurischlucht da oder dort asphaltiert. Wie vor gut sieben Jahrzehnten gilt auch heute noch: Wer hier schlingert und stürzt, fällt tief.

Alle Fotos von Eberhard Neubronner. Die Namen der Gruppenmitglieder wurden verändert, georgische und swanische Wörter sind dem deutschen Sprachgebrauch angepasst worden. Das Zitat von Josef Martin Bauer stammt aus seinem Buch ›Abenteuer Kaukasus – Die Besteigung des Elbrus 1942‹ (Esslingen 1950).



Die Tour hinauf zum Uschbagletscher liegt hinter den Wanderern. Nun geht es zurück zum Swanendorf Betscho, wo zwei Wirtsleute warten.

Abends in Betscho

Ich halte fest, dass der Bergführer David Jorjoliani 29 Jahre alt ist und kräftig wirkt. Seine Haare sind schwarz, er strahlt Ruhe aus; sein Englisch kann sich mit Sosos Deutsch nicht ganz messen. David stammt aus Mestia, dem Nabel Oberswanetiens. Die kleine Stadt ist zugleich Verwaltungsort, im 120 Kilometer langen Tal des Inguri werden übrigens 40 Siedlungen gezählt. David Jorjoliani also lotst uns sieben Tage lang durch ›Swaneti‹, bis wir zum Kasbek wechseln – einem Fünftausender im georgischen Osten, an dessen Fels Prometheus geschmiedet war. Zeus verbannte und strafte ihn, weil er den Menschen das Feuer gebracht hatte.

Genug. Die Antike ist jetzt kein Thema. Mir reicht es zu wissen, dass außer meiner Partnerin Hanna und mir nur vier unserer Mitfahrer den Kasbek besteigen wollen. Auch Lisa, die permanent redet, aber keine Erfahrung im Eis hat. Das wird spannend. Immerhin scheint sie zäh zu sein.

Betscho, nachts

Mein Tagebuch hat seine eigene Qualität, denn ich kann trotz aller äußeren Langsamkeit diverse Dinge immer nur nachtragen. Geschautes tropft wie Öl durch ein Tuch: sammelt sich etwas am Grund des Kolbens, ist es schon längst gefiltert. Bin neugierig, wo die Substanz bleibt! Man sollte vielleicht nicht fotografieren, weil dann alle Sinne wacher wären – wenn weder Film noch Chip etwas bewahren, zeichnen sie schärfer als das beste Objektiv.



Die swanisch-georgischen Trekkingführer David Jorjoliani (links) und Soso Gorgadse.

Betscho heißt also unser heutiges Quartier. Es liegt 1450 Meter hoch am Dolra, einem schäumenden Bach in Oberswanetien, der vom georgischen ›Matterhorn‹ Uschba aus den Fluss Inguri speist. Was Swanetiens Historie betrifft, muss man tief schürfen. Anno 253 v. Chr. hat ein gewisser Saurmag die Gegend südlich der höchsten Kaukasusgipfel, zwischen Elbrus (5642 m) und Schkara (5068 m), »ruhig« genannt. Dieser georgische König wollte seine Sorgenkinder in Schach halten und wies ihnen Land zu. Die rauen Swanen ließen sich nieder, errichteten Wehrtürme und verteidigten ihre Heimat gegen

jeden Versuch einer Okkupation. 1864 wurde Oberswanetien durch das russische Zarenreich annektiert, erst seit der Selbstständigkeit Georgiens 1991 gehört es nicht mehr zum Sowjetstaat. Heute leben hier noch 12.500 Menschen von früher 30.000. Die anderen sahen im Großen Kaukasus keine Zukunft mehr.

Unsere Gastgeberin Dali Kaldani unterrichtet Deutsch in der Dorfschule; sie und ihr Mann Sagro Kwisiani verkörpern Herzlichkeit. Das große, von Walnussbäumen flankierte Haus bietet viel Platz. Beim Essen heute Abend wurde üppig getafelt. Dalis Wasser aus dem Hahn schmeckte nach Schwefel; mal sehen, ob Fett und Sulfur demnächst für Eile sorgen.



Swanische Bäuerinnen hoch zu Ross. Auch auf dem Feld oder im Stall sind sie nicht weniger stark als ihre Männer.

3. August

Erste Tour. Der schroffe Uschba gab die Richtung vor, er trug einen Wolkenhut. Ich merkte mir: Bis zum letzten Dorf Maseri wird holpernd gefahren, dann geht es durch Unterholz und schließlich über den Dolra zum Anstieg. Nach steilem Zickzack stehen wir vor dem Uschbagletscher. Unser prominenter Berg präsentiert seinen Südgipfel (4737 m). Drei Deutsche und zwei Eidgenossen haben ihn 1903 bezwungen, wobei der Münchener Adolf Schulze vorangeklettert ist. 1888 hatten John Cockin und Ulrich Almer die knapp 40 Meter niedrigere nördliche Spitze entzaubert, was allein schon respektabel war. Denn der Kaukasuspionier Gottfried Merzbacher nannte den Uschba »unnahbar«.



Das 2020 m hoch gelegene Sommerdorf Guli (Herz) unter dem Uschba. Wie viele Almen rundum ist es seit langer Zeit verlassen.

Unter ihm führt ein gewisser Betschopass nach Russland hinüber. Genauer, Kabardino-Balkarien liegt jenseits des Sattels, und diese Republik wiederum gehört zur Russischen Föderation. Illegale Grenzgänger würden vermutlich Probleme bekommen; solchem Risiko setzen wir uns besser nicht aus. Aber ich kenne meinen Spieltrieb. Wann immer es kritisch wird, regt mich das eher an.

Wir kehrten um und stiefelten talwärts. Acht Stunden Gehzeit genügten als Training für längere Touren. Die Waldluft roch harzig, beim Stopp hinter einem kleinen Blockhaus lagerten vier junge Georgier neben uns – wortlos, fertig, mit stumpfem Blick. Der Uschba hatte sie abgewehrt. So, dachte ich, verhältst du dich nach ein paar Biwaks in Fels und Eis. Keine Kommunikation mehr, jeder glotzt vor sich hin.

Mestia, 4. August

Lauwarmes Bier, wunderbar. Es wetteifert mit dem Strahl der Dusche, die im Heim von David Jorjoliani offeriert wird. Ich sitze dort unter einem Vordach und schaue zurück. Mein Tagebuch füllt sich Zeile um Zeile, während Geschirr klappert. Das Waschwasser strullt. Wir haben geräumige Zimmer bezogen und werden demnächst zu Abend essen; ein gedeckter Tisch, von dessen Format Hanna erzählt, deutet Opulenz an.

Unsere Gruppe ist gut zusammengesetzt. Zwar plappert Lisa auch weiterhin ohne Komma und Punkt, doch weil jedes Individuum tagsüber den Gesprächspartner wechselt, wird niemand pausenlos strapaziert. Paare (Ruedi und Regula, Ulrich und Ines, Hanna und ich) tun sich da ohnehin relativ leicht, denn der Alltag fordert Toleranz. Nicht immer freilich wird sie gefördert.

Wen hab ich vergessen? Außer Lisa zählen drei weitere Leute zum Team: die anfangs sich etwas bedeckt haltenden ›Ossis‹ Kathrin und Benno, deren Vorsicht – wer weiß – im DDR-Alltag ratsam war, wenn es um politische Schnüffelei ging. Jedenfalls tauen sie zunehmend auf und suchen Kontakt. Vera, *Controller* eines deutschen Konzerns, macht die zehn Zeitgenossen komplett.

Heute früh schien der ganze Montag zu wanken. »Verdächtig warm«, meinte Ruedi, während Benno kritisch den Uschba musterte. Eine Stunde später stiegen wir unter tiefblauem Himmel von Maseri aus im Zickzack zum Almdorf Guli, wo Königskerzen vor verlassenen Häusern blühten. Zwei Frauen hoch zu Ross trabten vorbei. Guli heißt *Herz*, doch dieses Herz schlägt nicht mehr. Manches deutet darauf hin, dass nur noch alte Swanen sich um ihr Vieh sorgen, während junge Leute abwandern und anderswo siedeln wollen. Was mit Heimatverlust bezahlt wird.

»Hoher Preis«, meinte Hanna, als wir vor knorrigen Kiefern verschnauften. Vom Uschba stob Schnee, das kaum sichtbare Couloir zwischen beiden Gipfeln ließ an Gottfried Merzbacher denken. »Mit der von allen Seiten gleich furchtbaren und großartigen Erscheinung«, fand er gegen Ende des 19. Jahrhunderts, »kann sich selbst das kühne Matterhorn nicht messen.«

Jenseits der Baumgrenze: Gulipass, 3000 Meter. Ein blumenbestickter Balkon lud zum Picknick. Spektakuläres Panorama! Bennos Karten russischer Herkunft konnten bloß er oder Kathrin entziffern, wobei Lisa wiederholt kommentierte. Uns Westlern blieb die halbe Rundschau ohne Gedrucktes vom Uschba über den Lailakamm (Vittorio Sella, exzellenter Bergsteiger und Fotograf, hat 1889 seinen höchsten Punkt erreicht) bis zum Fünftausender Kasbek im Osten.

»Kasbek?«

»Nu ja«, gab Benno zu, »hinterm Wolkengebirge. Mindestens hundertfünfzig Kilometer entfernt. Habt Geduld, er steht auf dem Programm.«



Der Uschba von Süden. Gottfried Merzbacher, Kaukasuspionier, nannte ihn vor mehr als 100 Jahren eine »furchtbare und schreckliche Erscheinung«.

Die Route vom Pass hinab in Richtung Mestia, dem Hauptort Oberswanetiens, mischte Purpur und Gold, Weiß und Grün, Violett und Azur. Bestäubt durch wuchernde Vegetation und zugleich betäubt vom Duft querten wir eine Wiese nach der anderen. Am Berg, knapp 1800 Meter hoch, hatten Frauen das Land kultiviert und Kartoffeln gesteckt. Vier dieser Swaninnen im schwarzen Kleid hockten vor ihrer Hütte, sie erwiderten unseren Gruß: »Gamardschobat, gamardschobat.« Erdäpfel hier? Setzen, hacken, jäten, buddeln – monatelang? Ich überlegte, wer sich nach ihnen solcher Fron aussetzen würde, zumal der Weg von Mestia bis zum Feld und retour lang ist.

Endlich am Ziel. Zehn Gestalten löschten ihren Durst, das Wasser eines Brunnens tat gut. Auch Soso trank. Rundum ragten Türme mit Schießscharten (*Maschikuli*) und David berichtete, die meisten seien vor neunhundert Jahren erbaut worden. Block wurde auf Block gesetzt, anfangs kannte man keinen Mörtel und verfugte nichts; das wurde erst später besorgt. Wenn andere Familien Blutrache geschworen hatten oder ein feindliches Heer den Kaukasus überfiel, flohen ganze Sippen in ihre Festung und zogen hinter sich lange Leitern hoch. Oben kauerte spähend und feuernd Mann neben

Mann, unten hockten Frauen und Kinder samt dem Vieh.

»In meiner Heimat Swaneti«, sagte David nicht ohne Stolz, »stehen bis heute 250 solcher Wehrbauten mit je drei Etagen. 50 sind restauriert oder rekonstruiert worden. Aber da bleibt noch manches zu tun.« Immerhin habe die UNESCO sie 1996 als Teil des Weltkulturerbes anerkannt.

»Adischi. Türme als Bollwerk gegen die Einsamkeit ...« Die Bewohner des abgelegenen Dorfs (2040 m) im Tal der Adischura kämpfen um ihre Existenz.





Die botanische Vielfalt des Kaukasus ist spektakulär. Hier blüht eine Rote Sterndolde.

4. August, später Abend

Unglaublich, wie viel man essen kann. Ich musste meine Schreiberei unterbrechen, weil David uns ins Erdgeschoss rief, wo eine gedeckte Tafel aufgebaut war.

Hungrig sitzen die Wanderer am Tisch der Familie Jorjoliani. Dunkel gekleidete Frauen, durch Davids Mutter ferngelenkt, servieren Nüsse und Auberginen, Honig, Spinatbrei, Chatschapuri und Kubdari, Tomaten- und Gurkensalat, Kartoffeln plus Atschika, Reis und gewürztes Hühnerfleisch. Letzteres nennt David ›Sasiwi‹. *Greift zu*, wird pantomimisch erklärt, *es gibt noch viel mehr*. Während ich kaue und schlucke, pullert georgisches Bier (auf dessen Etikett nicht zu entziffernde Lettern den Kasbek rahmen) in hohe Gläser. Fast alle Namen enden auf -i. Chatschapuri bedeutet ›Weizenbrot mit Käse gefüllt‹, die Kubdari werden als Fleischtaschen identifiziert, Atschika brennt als scharfe Soße im Mund.

»Achtung«, raunt Hanna. David kommt offenbar aus der Waffenkammer, er lässt blankes Metall blitzen. Wahrscheinlich wurden so, denke ich, bis vor wenigen Jahren gutgläubige Gäste vom Leben zum Tod gebracht. Hängen nicht noch ein paar letzte Zeugnisse ihrer Existenz am Spieß? Aber nein: Schaschlik folgt, die Krönung des Essens.

»Schnaps? Eigene Produktion.« Soso schmunzelt, David öffnet schlanke Flaschen. Jede Gegenwehr ist angesichts dieser Attacke zum Scheitern verurteilt.

»Gaumardschoss, cheers!«

Von der Energie Jorjolianis und seinem Humor könnte mancher Reisende ideell Kapital schlagen. Neben David bieten in Mestia fünf Männer aus dem Clan des legendären swanischen Alpinisten Mikheil Khergiani ihre Dienste als Bergführer an. Acht weitere sind rundum aktiv, seit in Oberswanetien das ›Zentrum für Bergtourismus‹ existiert. Die deutsche Friedrich-Ebert-Stiftung hat es 2007 zusammen mit der Swiss Agency for Cooperation and Development/SDC und Familien aus sechs Dörfern gegründet.

5. August

Nach traumlosem Schlaf stehe ich viel zu früh morgens am Fenster. Ein Hahn kräht. Er erinnert mich trotz allen Widersinns daran, dass wir nicht im hintersten Bergdorf wohnen, sondern in der von Sippentürmen flankierten Kleinstadt Mestia. Das Haus gehört den Eltern unseres Führers David Jorjoliani. Georgien, genauer: Swanetien am südlichen Rand des Großen Kaukasus, hat uns vor wenigen Tagen empfangen. Mir kommt die kurze Zeit zwischen dem 2. August und heute unwirklich vor. Genau so gut könnten schon Wochen vergangen sein ...

Meine Gedanken schwimmen davon, Schluss mit der Schreiberei. Ich schließe das Notizheft und wecke Hanna. Sie gähnt.

Adischi, nachmittags

Grauer Morgen, fallender Luftdruck. So hatte der Dienstag begonnen. Beim Frühstück stapelten sich süße Pfannkuchen, Milch und Joghurt (*Mazoni*) folgten, Brot und Marmelade gab es in rauen Mengen,

Spiegeleier wurden je nach Wunsch zubereitet: einfach oder doppelt geschmort. Ein Samowar lieferte heißes Wasser für Tee.

David, dessen Augen wie die Sehschlitze eines Kätzchens wirkten, war wortkarg. Er taute erst auf, als wir mit Soso II am Steuer (den aus Sugdidi stammenden Mann habe ich bisher nicht erwähnt) die Schotterstraße im Wald von Ugwiri hinter uns brachten. Kehre um Kehre nahmen Nebel und Feuchtigkeit zu. Das kaum noch sichtbare Dorf dort unten? Mulachi heiße der Ort, antwortete David, sein ältester Turm habe tausenddreihundert Jahre auf dem Buckel.

Die meisten Geschlechtertürme, lernen wir, wurden während der Zeit von Königin Tamar errichtet, die Georgien bis 1213 regiert hat. Sie war als »mächtigste, gastfreundlichste und gnädigste Herrscherin jener Epoche« bekannt. Ihr Sohn Lascha-Georgi setzte das Werk seiner Mutter fort, doch mongolischen Reitern fiel alle Pracht zum Opfer. Nur Oberswanetien blieb unangetastet. Erst 1871 geriet diese traditionell freie Region endgültig unter russische Verwaltung. Josef Stalin verschärfte den expansiven Kurs: zwischen 1929 und 1991 wehten auch in Mestia rote Fahnen mit Hammer und Sichel. Der ›Towarischtsch Funktionär‹ hatte Konjunktur.

Fichten und Bergkiefern troffen vor Nässe, als wir am 2000 Meter hohen Ugwiri-Pass die Rucksäcke schulterten. Soso II winkte. Sonst eher faul, wenn eine hilfreiche Hand gefragt ist, kann man ihm dennoch keine professionelle Qualität absprechen. Er meistert Schlaglöcher, Rinnen oder Haarnadelkurven ohne Respekt. Kathrin urteilte im Zusammenhang mit dem Gelände unter Ugwiri: »Der würde für seinen Bus jeden Passagier opfern.«

»Nachwamdiss!«, rief Soso II ungewohnt locker in Vorfreude auf zwei freie Tage. David hatte mit ihm vereinbart, uns erst vor Uschguli zu erwarten, der höchstgelegenen ständig bewohnten Siedlung (Ost-)Europas. »Ciao«, murmelte Hanna, was vom beginnenden Regen übertönt wurde. Dann fiel Schnee.

Stundenlanges Stapfen. Wie Gespenster tauchten links wie rechts des Steigs schemenhaft Baumriesen auf; bei einer Temperatur um null Grad pausierten wir mittags fröstelnd im Nebel. Mindestens zwei Tiefs streiften den Großen Kaukasus gleichzeitig. Woher waren die Depressionen gekommen, wann würden sie abziehen? Weil in Swanetien nur mobile Kommunikation möglich ist, zog David Jorjoliani alle zehn Minuten das Handy aus dem Anorak. Seine Miene war stets neutral.

»Did you get SMS?«

»Well ...«

»And the weather tomorrow?«

»Perfect.«

Hast du einen Swanen als Begleiter, sagt der Volksmund, *brauchst du nichts und niemanden zu fürchten*.

Der Drachentöter im Kapellchen St. Georg am Rand einer Schlucht (Adischi).





Dieses Sprichwort trifft zu und gilt auch für unsere Gastgeber, denn Regula, Ruedi, Hanna sowie der Chronist haben es bestens getroffen im Haus von Muchran Awaliani und dessen Frau Nargisa. Mein Stift versucht den heutigen Tag seit Ugwiri zu rekonstruieren. Er hält tosende Bergbäche fest, das Springen von Block zu Block, gigantischen Bärenklau und hohes Gras. Bei jedem Kontakt mit Zweigen ein kalter Guss.

Wem nutzt ein bemooster Zaun in den Bergwiesen über Adischi? Wer hat ihn aufgerichtet, wann wird er fallen?



Muchran Awaliani (40) und Nargisa Afrasidse (35) harren in Adischi aus. Sie sind frisch verheiratet, beide hoffen auf Kinder.

Lawinen hatten Adischi (Hintergrund: Uschba) zum Teil zerstört. Die nach der Katastrophe von 1987 ausgesiedelten Familien kehrten später zurück.

»Aber«, sagte Hanna, »man wird ja wasserdicht geboren. Gott sei Dank.«

Plötzlich Sonne! Hundert Meter tiefer stachen zwölf graubraune Finger aus dem Dunst – Adischi. Türme als Bollwerk gegen die Einsamkeit oder Feinden zur Warnung: haltet euch fern. Das abgeschiedene Dorf schien der Isolation zu trotzen. Wie zum Beweis ihres ungebrochenen Willens kletterten Leute auf einem Dach herum und schlugen Nägel ins Blech. Doch als wir später mit Muchran über die Zukunft sprachen, schüttelte er traurig den Kopf.

»Als ich klein war«, dolmetschte Soso, »hatten wir achtundvierzig Schülerinnen und Schüler. Jetzt wird hier kein Kind mehr unterrichtet.«

Der Pfad in Richtung Kirchlein und hinunter zu bröckelnden Mauern: wer hatte ihn schon benutzt seit er getreten war? Wie viele Zaunlatten wurden erneuert, welche Zahl pessimistischer oder realistischer Menschen verließ Adischi für immer? Solches blieb ungefragt, nachdem wir vor Familie Kaldanis Heim unsere Stiefel abgeklopft hatten. Die Tochter bot Tee und Gebäck an, im Herd knackte Holz. Via Satellit gab ›TV Rustawi 2‹ wirre Vokabeln von sich.

Alkohol hätte nun manche Zunge gelöst, doch kein traditioneller Tischführer (*Tamada*) ließ sich blicken. Auch fehlte eine Tafel mit Speisen en masse. Komme was kommen mag, dachte ich, als David nach der Bitte um Verständnis das Trekkingteam teilte. Außer Ruedi und Regula wurden Hanna und ich zu Muchran Awaliani geschickt; diese Entscheidung sollten wir nicht bereuen.



Muchran, korpulent aber muskulös, empfing uns. Sein Händedruck verriet Tatkraft. Hellblaue Augen blickten ebenso scharf wie freundlich. Awalianis Frau, Nargisa Afrasidse aus Betscho, wartete im Hintergrund des zweistöckigen Hauses, dessen Front mit hölzernen Altanen eingefasst ist. Nargisa wirkt weniger kompakt als ihr Ehemann. Beide passen gut zueinander, sie turteln wie ein gestern getrautes Paar.

Nachts auf dem Bett

Gott sendet den Gast, wissen alle Swanen. Schon deshalb blieben Nargisa und Muchran dieser Erkenntnis nichts schuldig. In ihrer Wohnküche wurde abends eine Komposition aus Fleischsuppe, Rettich vom Beet, mildem Käse (*Sulguni*), Fladenbrot, swanischen Bratkartoffeln, Joghurt, Chatschapuri und Mirabellenkompott aufgetischt. Welchen Weg hatte das Obst nach Adischi genommen? 2040 Meter Seehöhe konnten es selbst unter besten klimatischen Bedingungen kaum zur Reife gebracht haben.

»Fragen wir Soso«, schlug Ruedi vor, »morgen früh.« Im selben Moment hob Muchran Avaliani die Flasche. Als Hausherr stand ihm das Recht des Tamada zu.

»Wässerchen«, stieß Hanna mich an. Muchrans Miene duldete keinen Widerspruch. Weil David *per Zufall* erschienen war, ein abgekartetes Spiel, wurde simultan übersetzt. Unser Guide sagte »Wodka«, was der Gastgeber prompt mit sechs vollen Gläsern quittierte.

Muchran Awaliani: »Ich trinke auf den Frieden weltweit!«

Ruedi höflich: »Auf Sie und Nargisa. Vielen Dank ...«

Muchran: »... und die Europäische Union. Gaumardschoss!«

Der Chronist: »Stolze Männer wie Uschba, schöne Frauen wie Schnee. Ein Hoch auf den Kaukasus!«

Bei vier Toasts hin und her blieb es nicht, denn Awaliani hatte stärkere Ware im Keller. Er holte sie bald. Kein swanischer Mann freilich säuft grenzenlos, auch beschwipst muss man Maß halten können.

Adischi, 6. August

Ruedi und Regula schlafen noch. Jedenfalls hört man nichts von ihnen. Hanna und ich sitzen auf der Altane, wir sind gegen fünf Uhr erwacht. Jetzt gilt es Gedanken zu ordnen. Was war? Was wird heute sein? Der Mond geht hinter dem Scherenschnitt naher Berge unter. Im Haus klirrt etwas. Wahrscheinlich deckt Nargisa Afrasidse den Tisch.

Muchran Awaliani hat sich gestern wegen des fehlenden Komforts entschuldigt. Du lieber Himmel ... Doch, meinte er, weil es kein Bad gebe. Aber man habe vorgesorgt: dort – Drehung zum Hof – lägen moderne Rohre. Helfer aus *Germania* besuchten Adischi seit Jahren und hätten rundum viel getan. Sie kümmerten sich darum, dass das leere Schulhaus oder die alten Wehrbauten nicht weiter zerfielen. Draußen hänge ihr Plakat mit der Aufschrift ›Swanetien-Initiative Berlin‹.

Nach solchen Hinweisen folgte Muchrans Lob: »Stefan ... gut, seerrr gut .« Und dann georgisch: »Wenn ich nur Deutsch können würde! Da wäre hundertmal mehr zu erzählen.«

»Wie alt seid ihr?«, ließ ich Soso fragen. »Vierzig und fünfunddreißig. Hoffentlich werden wir bald eine Familie, doch Nargisa ist bisher nicht schwanger. Adischi stirbt ohne Jugend. Wächst bei uns keine Generation nach, ist alles vorbei. Es genügt ja schon, wenn die Straße zwischen dem Inguri und hier sogar im Sommer durch Muren blockiert ist und niemand sie räumt. Vom langen Winter zu schweigen.«

»Falls jemand krank ist oder...«

»... wette ich um mein letztes Hemd, dass weder der Hubschrauber fliegt noch sonst was kommt. In diesem Fall kannst du nur beten: *Guter Gott, schenke mir einen raschen Tod*.«



Festhalten, balancieren und los! Der Bauer Dschambuli sorgt für eine sichere Passage durch den Gletscherfluss Adischura.

Acht Uhr, vor dem Start, und später

Wir haben Nargisa und Muchran fotografiert. Das digitale Produkt zeigt beide am Zaun ihres Gartens sitzend: die Frau wehrt ein wenig den Schnappschuss ab (der keiner ist) und lächelt zugleich, er schaut sie schmelzend an. Welches Schicksal blüht unserem Paar? Wird es Erfolg haben oder nicht? Hat der fern von Swanetien manchmal als *sanft* bezeichnete Ökotourismus – ohne Hotels, ›Playgrounds‹ und Animation – in Adischi eine Chance? Blutet dieser Ort trotz mancher Rettungsversuche aus? Wer wagt Prognosen zu stellen ...

»Auf Wiedersehn!«

»Nachwamdiss.«

»Didi madloba«, dankte Ruedi, worauf Muchran Awaliani ihm zu erkennen gab, dass er wie Nargisa uns gern beherbergt hatten. *Äußerst gern sogar*, wurde angedeutet.

Das gestrige Tief war verdampft. Ein leichter Wind wehte, im Schatten blieben die Anoraks wegen der kühlen Luft geschlossen. David Jorjoliani und Soso Gorgadse sahen bleich aus, doch welcher Kerl bekennt, dass er noch vor wenigen Stunden mit Wodka & Co. liiert war?

Zart sind die Blüten des Kaukasusmohns. Er trotzt der manchmal recht rauen Witterung.

Adieu, adieu. Während mein Schritt langsam den Rhythmus fand, glitten Bilder von gestern vorbei: die Jesuskirche mit Ikonen aus Silber und feinen Fresken (ihr Friedhof verkrautet) sowie das Sankt-Georg-Kapellchen über der Adischura-Schlucht. 1987 hatten Lawinen Adischi zum Teil zerstört, obwohl es seit Jahrhunderten als sicher galt. Schnell wurden Tote geborgen und Lebende umgesiedelt, weil man glaubte, dieses Desaster könne sich wiederholen. Inzwischen sind fast alle der damals Evakuierten zurückgekehrt, denn im georgischen Steppenland David Garedschi nahe Aserbaidschan bohrte das Heimweh. Dort fehlten sieben vertraute Kirchen, dort schützte kein Turm vor Gefahr.



Durch einen Canyon brodelt die Khaldeschura. Sie speist den längsten und größten swanischen Fluss Inguri.

Wechsel zum Jetzt, zur Situation am heutigen Mittwoch. Wir rasteten unter der Besingimauer, einer Bastion aus türkisblauem Eis, die eine lebhafte Adischura entlässt und vom Schota Rustaweli (4960 m) dominiert wird. Sein Name erinnert an einen georgischen Dichter; er lebte von 1170 bis 1216 und schrieb das noch immer bewunderte Epos ›Der Recke im Tigerfell‹. Östlich vom Rustaweli duckt sich etwas weiter entfernt die hübsche Gestola, Clinton Dent und W. F. Donkin haben sie 1886 mit Basil Andermatten und Alexander Burgener als erste Seilschaft betreten – zwei Jahre bevor John Cockin am Uschba erfolgreich war.

A propos ... Soso hat uns morgens während der Wanderung, als wir gegen Norden den Dreikant Tetnuldi entdeckten, eine Legende erzählt: *Uschba liebte Tetnuldi, und auch sie fing Feuer. Doch ihre Familien waren zerstritten. Da erstarrten beide aus Trauer zu Stein. Sie sehen einander selten, denn die Eltern blasen sich oft zu Wolken auf und verhindern jeden Kontakt.*

»Schaut her«, schloss Soso Gorgadse. »Nur wir haben Glück. Klare Sicht!«

Ich tausche mit Hanna zwei Blicke. Dieser Viertausender samt seinem rassigen Firngrat gefällt uns. Tetnuldi, gleichviel ob Mann oder Frau, wäre ein Tête-à-Tête wert. Wir müssten das Zelt dabei haben, Proviant für mehrere Tage und entsprechendes Material: Pickel, Seil, Schrauben et cetera. Auf Douglas W. Freshfields Spur dem kaukasischen Weißhorn eine Extratour widmen? Prima Idee. Der Engländer und drei französische Freunde erreichten seinen Gipfel 1887 via Nagebgletscher in zwölfeinhalb Stunden; von Adischi aus darf man, via Amarantow-Biwak, mit insgesamt 18 bis 20 Stunden rechnen.

Freshfield, ja. Schon 1868 hatte er den 5047 Meter hohen Kasbek geknackt, was sich gut 140 Jahre später forsch formulieren lässt und weder Kampf noch Erschöpfung schildert. War doch Charles Tucker (angestrengt Stufen schlagend) gestürzt; ein Zwischenfall, der schlimm hätte enden können. Aber Freshfield, Tucker, A. W. Moore und François Dévouassoud kamen mit dem Schrecken davon.

400 Meter unterm Tschkutnieripass

Die Adischura strudelt und kocht. Ich sitze auf glatt geschliffenen Blöcken und notiere in Kurzschrift, was vor meinen Augen abläuft: Der Bauer Dschambuli war aus Adischi hierher geritten; jetzt führt er sein Pferd, auf dessen Rücken elf Mitglieder unseres Trupps über den Bach schaukeln. Zu Fuß ist diese Traverse riskant, denn Strömung und Temperatur des Wassers sind nicht zu unterschätzen. Elf Leute? Lisa dreht jeden Lari um – so heißt georgisches Geld seit 1995 – und knausert. Deshalb bleibt ihr nur das Waten in sehr kalter Gletschermilch. Anschließend gibt sie ihr Resümee preis, was etlicher Sätze bedarf.

Zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer formt der Große Kaukasus eine 1100 Kilometer lange Landbrücke, deren zentraler Sektor acht Riesen aufweist. Elbrus und Kasbek als populärste Fünftausender sind problemlos, doch gerade dort kann die dünne Luft knapp werden. Wenden wir uns also lieber Swanetiens Flora zu: Nicht nur aromatisch duftender Alant, Akelei, Aster, Ehrenpreis und Eisenhut wachsen um uns herum, sondern auch Enziane, Germer, gelbe Kaukasus-Lilien, goldener Mohn, weiße Rhododendren, Rittersporn, Skabiosen, Schachbrettblumen, Silberscharten, Sterndolden und Telekien. Salbei blüht hellrot statt lila. Weil das Gebirge während der letzten Glazialzeit nicht komplett vereist war, blieben viele Pflanzen erhalten. Rund 1600 Arten kommen nur im Kaukasus vor, insgesamt wurden 6350 ermittelt.

»Ein Adler! Ach was. Zwei Paare!« Sie kreisen ruhig.

Zum Tschkutnieri unterwegs, empfinde ich das feuchtwarme Milieu fast als unangenehm. Fettes Kraut lässt winzige Samen rieseln, schwarze Moorerde glänzt und gluckst – etwa so könnte Neuguinea wirken, wenn man durch den Urwald keucht und sich der Carstensz-Pyramide nähert, dem höchsten Gipfel des ozeanischen Raums. Hier, im alternativen *Middle of Nowhere*, spüren wir Gleiches. Diese Landschaft wirkt gigantisch und maßlos mit ihren zahllosen Graten, Spitzen und Spalten, mit grauem Wurzelwerk und Geröll. Die Evolution hat sie wie ein Konzept zurückgelassen. Menschen sind hier fehl am Platz, Fremde ohnehin.

Außer den Steinadlern und Dschambulis Schimmel war heute noch kein Tier zu sehen. Was regt sich um uns herum? Reich ist im Kaukasus auch die Fauna: 77 verschiedene Reptilien, 153 Säuger, 400 Vögel und 1000 Spinnen, dazu Bartgeier, Bergwisent, Bezoarziege, Luchs, Kaukasus-Gämse, Kaukasus-Leopard (extrem selten und wegen Wilderei nahezu ausgestorben), Kaukasus-Salamander, Kaukasus-Steinbock, Syrischer Braunbär ... Vom World Wildlife Fund/WWF werden 50 Tierarten als bedroht eingestuft.

Bei sengender Hitze hocken wir mittags am Tschkutnieripass. Er ist mit 2722 Meter vermessen und trennt die Adischura vom nächsten Fluss, der in einen Canyon stürzt. David nennt ihn *Khaldeschura* und den Besingiwall *Khalde*, was wohl auf swanische Herkunft hinweist. Benno kramt deutsches Dosenbier aus dem Rucksack und teilt seinen Vorrat mit uns.

»Wollt ihr?«

»Thüringen, sagenhaft ...«

Zwar prickelt die lauwarme Rarität, doch sie stillt keinen Durst.

6. August, Nachmittag

Halb geschlossene Lider. Fliegen summen, zwei Hunde bellen im Duett, irgendwo klappert Geschirr. Iprari heißt unser Ziel. Das Dorf thront auf einem Sporn über dem Inguri und zählt zur Gemeinde Kala. Utscha Margweliani führt hier eine Pension, deren Fassade blinkt, denn sie ist mit silbernem Blech verkleidet. Längst nicht mehr lebende Handwerker haben kunstvoll gepunzt, die Ornamente zwischen Erd- und Obergeschoss schenken dem Haus etwas Exklusives.



Wehrturm über dem Ingurital. Rund 250 dieser Festungen mit je drei Etagen gibt es bis heute in Oberswanetien. Der älteste Bau soll 1300 Jahre alt sein.

Wie Prominenz wurden wir in Iprari empfangen. Utscha sagte »chotscha gusiw mikdeni isku tchwim« (was laut Soso ›herzlich willkommen‹ bedeutet), und ich antwortete »iwachusari« (vielen Dank). Als Lautsprache ohne Schrift stresst Swanisch von A bis Z, man denke bloß an den komplizierten Gruß. Doch da seit kurzer Zeit der Kamin qualmt, muss mein Kopf nicht mehr Silbe für Silbe ordnen. Das Feuerchen brennt, der Körper erholt sich. Bald dürfen die Gäste duschen.

Retrospektive: Eine Spur zog vom Tschkutnieri talwärts und tauchte im Blumenmeer unter. Falter torkelten, die Luft roch süß. Stundenlang schauten und schwiegen wir. Nur Lisa ... Lisa? Von Gruppe zu Gruppe pendelnd, spulte sie eine Geschichte

nach der anderen ab; ihre Energie war enorm. Dann stoppten Ruinen den Schritt und das Parlando. Dort, wo wohl seit Jahrzehnten Iossif Wissarionowitsch Dschugaschwilis Kopf mit dem Porträt von Wladimir Iljitsch Uljanow wetteifert, hatte 1987 die letzte Familie vor der Isolation kapituliert. Stalin wie Lenin blieben im Weiler Khalde allein. Regen und Frost werden ihr Doppelbild löschen.

Aufbruch am 7. August

Über Nacht hat sich ein Blatt gewendet: Vera ist krank, musste erbrechen und meldet heftigen Durchfall. Ihre Blässe macht Sorgen. Als Federgewicht sollte Vera kein weiteres Kilo verlieren, zumal es heute von Iprari nach Uschguli gehen soll – eine lange Etappe wartet auf uns, zahm ist sie nicht. Während zehn Gesunde frühstücken, weiß jeder medizinische Amateur das Beste über ›sein‹ Präparat zu berichten. Alle sind wirksam und werden gut absorbiert mit dem Effekt, dass der Patient sofort genesen kann.



Murkmeli (2100 m), Ortsteil von Uschguli: »Arsenal eines Mauls, das sich gegen den Feind hin öffnet«. Er fuhr vor Jahren als Schneebrett zu Tal. Nur die Türme hielten ihm stand.

Fragen Sie Ihren Arzt oder Apotheker? Sehr witzig, wenn weder Doktor X. noch Pharmazeut Y. das Trekking in Oberswanetien begleiten!

Als wir gestern Abend Utscha Margwelianis kahl gefressenen Tisch räumten, quoll draußen schwarzes Gewölk. Es grummelte. Der Chef gab zu verstehen, dass dieses Blabla nichts bedeute. Utschas Frau sowie Schwägerinnen, Schwiegersöhne, Kinder und Enkel standen um ihn herum. Wer, meinten sie, lässt sich schon ohne Not schrecken? Da sind früher ganz andere Dinge passiert. Großes Theater! Weltuntergang mit Flut im Tal des Inguri ...

Heute ist die Lage buchstäblich geklärt. Margweliani zeigte morgens nach oben, der Himmel wirkte (und wirkt noch immer) auffordernd blau. Wir knieten im Hof, schnürten Stiefel und hörten David Jorjoliani verhandeln. Er hatte Soso II erreicht. Vom Gesicht unseres swanischen Führers las man den halben Donnerstag ab.

»You go by car from here to Uschguli«, sagte David nach seinem Telefonat zu Vera, »it's better. Our driver will wait down in the valley.«

Sie nickte. Vera sah ein, dass ihr labiler Zustand nur den Abstieg erlauben würde. Gemeinsam besichtigten wir noch die auf das Jahr 1096 datierte Kapelle von Iprari, deren Wandbilder außer Christus sowie Sankt Georg und anderen Heiligen auch Thewdore persönlich vorstellt. Dieser Maler hatte sich mit einer Selbstdarstellung verewigt. Sogar eine Gloriole am Haupt gestand er sich zu.

»Let's go!«, rief David. Soso Gorgadses Echo kam prompt: »Prima Wetter.«

Hoch oben am Hang, nachmittags
He, Wind! Wo bist du? Nichts regt sich.

Es ist warm kurz vor Uschguli. Wir rasten im Gras unter einer Birke. Die Hand könnte rubinrote Nelken pflücken, doch sie steckt unter dem Kopf. Hinter der Gruppe liegt ein schon gestern prophezeiter Marathon vom Ingurital bis zu Schatten spendenden Fichten, vorbei an Türmen und Festungen, über Wiesen und Weiden, durch Laubwald oder morsches Gehölz. Unterwegs erfreuten uns sechs illustre Besingi-Gipfel: die Zinnen Tetnuldi, Gestola, Lakusa, Dschangi-Tau, Schota Rustaweli und Schkara.

Uschguli (2200 m) war für mich bisher ein Synonym für weltferne Existenz. Der Autor Wolfgang Korall hat das aus vier Weilern geformte Dorf vor Jahrzehnten fotografiert; sein Bildband ›Swanetien – Abschied von der Zeit‹ rückt Murkmeli, Chajaschi, Chubiani und Zhibiani subtil ins Bewusstsein. Doch leider ... Uschguli, obwohl von der UNESCO als Kulturdenkmal anerkannt, wird sterben wie Adischi. Auch wenn eine Straße zur Siedlung schlängelt und an ihr vorbeiführt. Genau diese Richtung macht jungen Swanen Mut. Sie haben das strenge Land satt und hoffen nicht mehr auf jenen Tourismus, den Städter als *sanft* empfehlen. Ab nach Tbilissi!

»Schaut mal«, sagt Kathrin, »dort unten steht etwas. Unser Fahrer wartet mit Vera. Die wird froh sein, wenn wir endlich kommen.«

Vera döst im gelben Bus und will sich nur noch verkriechen. Mir tut ihr Elend leid, denn sie hat offenbar kein Interesse am Spaziergang durch Murkmeli/Chajaschi/Chubiani/Zhibiani und weicht dem Ekel erregenden Abendmenü aus. Ein schlichtes Bett in Uschguli wäre ideal. Morgen, signalisiert Vera, sehen wir weiter. Auch Lisa findet seit Stunden außer »hmm« oder »tja« keine Worte. Wer weiß, welches Virus zwei Frauen quält? War das Essen in Iprari zu fett? Ines wie Ulrich ahnen die eigene Krise.

Hanna wünscht ihnen: »Bleibt sauber!«

Zhibiani, vor dem Quartier

Uschgulis Vergangenheit flimmert. Georgier glauben, dass Hirten um 500 v. Chr. das oberste Tal des Inguri entdeckt haben. Sie trieben ihr Vieh hinauf, schlugen Holz für Hütten, fischten vielleicht sogar einen Schatz aus dem Fluss. Jenem Plot, ob historisch fundiert oder nicht, könnte die Sage vom ›Goldenen Vlies‹ zu verdanken sein, welches Jason und dessen Argonauten ins Königreich Kolchis am Schwarzen Meer lockte. Der griechische Geograf und Historiker Strabon hat vor zweitausend Jahren mit aller Vorsicht geschrieben: »Es heißt, dass in diesem Land die Flüsse aus den Bergen Gold führen und die Barbaren es mit Sieben und Fellen von Schafen auswaschen.«

Unser so charakterisierter Bach entspringt am Fuß des Fünftausenders Schkara. Ob er nach wie vor edles Metall fördert, bleibt ungewiss. Wenn man sich dem höchsten georgischen Berg nähert, funkelt das Wasser tatsächlich und reizt zum Baggern. In Distanz zur 2500 Meter hohen Südwand haben fromme Swanen konträr zum materiellen Drang eine Kirche errichtet, deren Name ›Lamaria‹ die Muttergottes ehrt. Das Glöckchen aus Bronze wird selten geläutet. Es schwingt, vom Wind schwach bewegt, unweit des Tors zwischen zwei Pfosten.

Auch ein Führer braucht Schlaf: Soso Gorgadse ruht sich am Schkaragletscher aus.



Ich bin vorausgeeilt. Lamaria suchten wir erst gegen Abend auf; zuvor war Soso II an Murkmeli vorbeigekurvt, hatte polternd die Brücke gequert und ... dann lief nichts mehr. Nur noch steinige Gassen gab es, denen der Mann aus Sugdidi misstraute. Seinen antiken Mercedes wollte er schonen, weshalb unser Team im Gänsemarsch abzog: hin zum Kern des letzten Dorfs Zhibiani, wo Soso Gorgadse schon vor Monaten mehrere Zimmer bei Dato Ratiani und anderen Gastgebern bestellt hat.



Mein Platz vor dem Haus ist hart aber informativ. Ich sitze auf Ratianis Treppe, um mich herum quirlt Leben; man schnitzelt Kartoffeln und kocht Tee für uns. Dem Geruch nach zu schließen, und weil das Herdrohr wie eine alte Lok räuchert, wird auch gebacken. Die Verständigung zwischen den

Swanische Kartoffeln müssen keine Konkurrenz scheuen. Sie gedeihen, wie hier bei Zhibiani, wegen des intensiven Lichts gut.



Unterwegs zum Gletscher des Schkara (5068 m). Kein Berg in Georgien überragt ihn.

Literatur:

Bender, Friedrich: Kaukasus. München 1991.

Déchy, Moritz von: Im Kaukasus – Reisen und Forschungen im Kaukasischen Hochgebirge (3 Bände). Berlin 1905-07.

Egger, Carl: Die Eroberung des Kaukasus. Basel 1932.

Eichwald, Eduard: Reise auf dem Caspischen Meere und in den Kaukasus (2 Bände). Tübingen/Stuttgart 1834-37.

Freshfield, Douglas W.: The Exploration of the Caucasus (2 Bände). London 1896.

Friesen, Ute und Würmli, Marcus: Kulturschock Kaukasus. Bielefeld 2005.

Gumppenberg, Marie-Carin von und Steinbach, Udo (Hrsg.): Der Kaukasus – Geschichte-Kultur-Politik. München 2008.

Frauen und mir bedarf keines lauten Dialogs. Wir senden Botschaften von Herz zu Herz oder bedienen uns simpler Zeichen.

Im Hof nebenan sind Adams swanische Söhne unter sich. Männer mit Schildmützen, Jacketts und Hosen aus grobem Stoff trinken Schnaps: sie widmen sich diesem Tun voller Sorgfalt, ihre rasierten Wangen sind rot, die Stimmung wirkt gut. Das hochprozentige Ritual wird durch einen seltsamen Singsang begleitet. Er klingt eher trist und hat nichts mit dem ›Krüüüge-hoooch‹ unserer Bierfestivals zu tun. Keiner der Gäste schwankt, niemand rutscht vom Stuhl.

Alexander Kusnezow, russischer Autor und Regisseur, nannte die kaukasischen Bergler »bedächtige, zurückhaltende und höfliche Menschen«. Sehr angenehm sei es, zu sehen, »wie er (der Swane) sich Alten gegenüber verhält.« Hohe Moral, Sensibilität und Selbstdisziplin klammerten große Courage nicht aus.

Als wir, gegen Abend unterwegs zur Lamaria-Kirche, am Tisch meiner Nachbarn vorbeikommen, trifft mich ein Blick. Er wiederholt, was der irische Poet William Butler Yeats 1939 auf den eigenen Grabstein in Drumcliff hat hämmern lassen: »Cast a cold eye / On life, on death – / Horseman, pass by!« *Schau kühl / Auf Leben und Tod – / Reiter, zieh weiter.*

8. August, Zhibiani

Gestern Nacht, Wand an Wand mit palavernden Engländern, stand wieder Murkmeli mit seinen Sippentürmen vor mir: Arsenal eines Mauls, das sich gegen den Feind hin öffnet. Doch der nistet längst im Dorf und höhlt es aus. Wer oder was arbeitet hier? Welcher Allwissende hat zugeschaut, als vor Jahren ein weißes Raubtier vom Berg fuhr und Murkmeli bis auf zwölf Zähne zu Boden warf? Ich erinnere Wolfgang Koralls Reminiszenz:

»Der Hass auf den Schnee und die Furcht vor dem nächsten Winter haben die Gesichter der Menschen verändert. Keiner will bleiben in Uschguli-Murkmel. Die Jungen sind längst in den Städten des Tieflandes. Nun gehen auch die Alten. Allein die Kirchenwächterin bleibt bei den Ikonen zurück.«

9. August (Freitag), in Mestia

Fiktion? Noch mag niemand glauben, was uns die swanische Gastfreundschaft (komme was wolle) seit dem Abschied von Uschguli vorenthält. Und doch: jetzt kann Davids und Sosos Erregung nicht mehr ignoriert werden. Stolz, Nervosität, Optimismus und Wut brechen sich Bahn.

Krieg! Krieg mit Russland.

Soso Gorgadse erklärt, der Nachbar habe die südossetischen Brüder und Schwestern brutal behandelt. Vor wenigen Tagen sei Präsident Saakaschwili ihnen zu Hilfe geeilt. Georgische Truppen hätten alles im Griff, kein Problem für das Militär. Freilich ... da gebe es ein paar Bombenattacken auf Poti am Schwarzen Meer, und Sugdidi werde tapfer verteidigt. Auch dies stärke den nationalen Widerstand. Hat Soso Gorgadse die Order, uns innerhalb kürzester Zeit nach Tbilissi zu schaffen? Dieser Verdacht kommt jetzt auf.

»Kasbek adieu« , sagt Ulrich.

Kathrin antwortet: »Tut mir leid für euch. Aber die Menschen im Kaukasus sind ärmer dran.«

Abends in Kutaisi

David Jorjoliani telefonierte pausenlos. Sein Gesicht ließ Hoffnungen schrumpfen: Feierabend. Unterwegs, in der Schlucht zwischen Mestia und dem Inguri-Staudamm vor Sugdidi, hielt Soso II abrupt an. David umarmte uns, grinste zum Abschied, wirkte dann plötzlich ernst. Ein staubiger Jeep nahm ihn nach Mestia mit. Oberswanetien werde sicher vom Krieg verschont, meinte Ruedi während der Weiterfahrt. Die haben erprobte Festungen, dachte ich.

Jerewan, 11. August

Unser Organisator DIAMIR aus Dresden setzte vorgestern eine SMS ab mit der Anweisung, Georgien schnell zu verlassen (»alles geregelt, Sie reisen nach Armenien aus, viel Glück«, hieß es sinngemäß). Die Fernstraße Kutaissi-Gori-Tbilissi, berichtete Soso alsbald, sei unterbrochen. Das deutsche Außenamt habe schon seine Botschaft evakuiert, er selbst wisse von kaputten Häusern und rauchenden Bahnhöfen. *Strategische Ziele* wie Senaki oder das Panzerdepot in Gori hätten Beschuss gemeldet, am Flughafen Tbilissi rechne man demnächst mit Schließung.

Während wir südwärts preschten, lief ein swanischer Film vor mir ab. Meine Phantasie baute Betscho, Maseri, Mestia, Mulachi, Adischi, Khalde, Iprari und Uschguli auf; nacheinander redeten Dali Kaldani, Sagro Kwisiani, Muchran, Nargisa, Utscha Margweliani und Dato Ratiani; dunkler Nadelwald, Wiesen, Eis und verlassene Dörfer wechselten rasch; von Uschba, Tetnuldi, Schota Rustaweli, Dschangi-Tau und Schkara wehten Schneefahnen; Inguri, Dolra, Adischura, Khaldeschura und einmal mehr der Inguri rauschten in meinem Ohr.

Dann riss die Kopie. Wir waren angekommen.

Der Schlagbaum vor Bavra stand senkrecht. Rundum dehnte sich Ödland mit gelbem Gras bis zum Horizont. Freundlich begrüßten uns die armenischen Grenzer. Radio Jerewan brachte Kameras in Stellung, Mikrofone wurden positioniert, TV-Reporter gaben dem verantwortlichen Offizier ein Zeichen. Der sprach formell wie zum Diplomatischen Corps: »Welcome to Armenia. Can we help you with anything?« Soso Gorgadse blieb winkend zurück.

»Nachwamdiss«, sagte er, »nächstes Jahr begleite ich euch zum Kasbek. Nehmt mich beim Wort ...«

Postskriptum

Im Flugzeug nach Europa fällt ein deutsches Werbeblatt auf, dessen Seiten *Events* enthalten. Weiß der Teufel, wer dieses Produkt vergessen hat. Dort lese ich überrascht, was sportiven Typen in den Mund gelegt worden ist (es geht ums Thema *Mountain Holiday & Flowige Trails*): »Techniktraining und Tourguiding sind unsere Basics, die mit unzähligen Geheimtipps jede Tour zur Challenge machen.«

Ein paar Sekunden lang stockt mein Atem vor dem schon wieder fernen Hintergrund swanischer Gipfel und Täler, wo lauwarmer Wind über Bergwiesen streicht – wo das fast nicht mehr hörbare Murmeln des Wassers eine Stille bewusst macht, deren Qualität kein noch so geschickt präsentierter oder gar künstlich erzeugter Lifestyle abkupfern kann.

Hallo Heimat! More Fun! So siehst du aus.

Kaufmann, Rainer: Kaukasus – Georgien-Armenien-Aserbaidschan. München 2000.

Klaproth, Julius von: Reise in den Kaukasus und nach Georgien (2 Bände). Halle und Berlin 1812-14.

Korall, Wolfgang: Swanetien – Abschied von der Zeit. Würzburg 1991.

Kusnezow, Alexander: Swanetien – In Bergen und Tälern des Kaukasus. Leipzig 1977.

Kusnezow, Alexander und Schöner, Jörg: Im Kaukasus. Leipzig, 1985.

Kvastiani, Thea u. a.: Georgien entdecken – Unterwegs zwischen Kaukasus und Schwarzem Meer. Berlin 2007.

Merzbacher, Gottfried: Aus den Hochregionen des Kaukasus (2 Bände). Leipzig 1901.

Rietdorf, Werner: Kaukasusreise. Leipzig 1990.

Glocke vor der kleinen Kirche ›Lamaria‹ in Uschguli-Zhibiani. Wann wird sie zum letzten Mal läuten?



»Nur für sehr geübte Steiger«

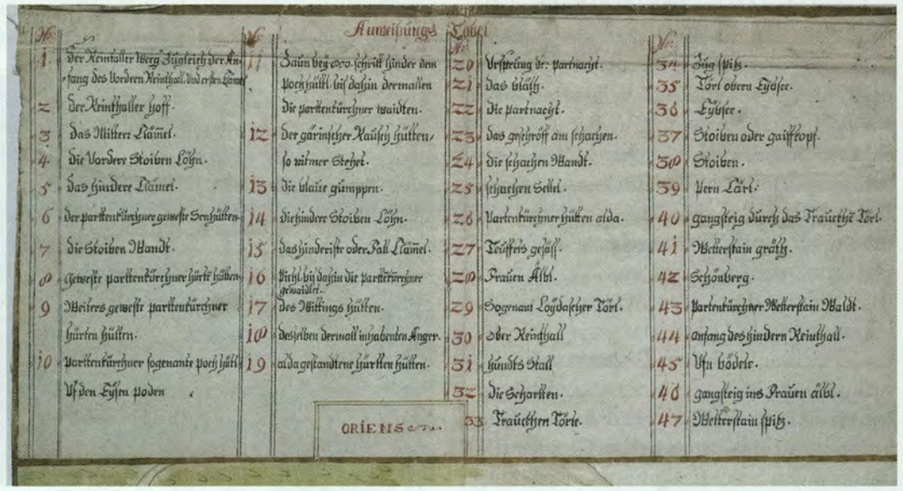
Voralpinistische Annäherungen an das Wettersteingebirge und die Zugspitze

VON JOHANNES HASLAUER

Selten kann ein Archiv soviel öffentliche Aufmerksamkeit erregen, wie es dem Historischen Archiv des Deutschen Alpenvereins (DAV) in München im Sommer 2006 gelungen ist. Bei Erschließungsarbeiten tauchte eine handgezeichnete Karte des Wettersteingebirges wieder auf, die seit dem Zweiten Weltkrieg als verschollen galt. Die undatierte Karte aus dem 18. Jahrhundert scheint einen Steig auf Deutschlands höchsten Berg, die Zugspitze (2962 m), zu zeigen. Vom ausgehenden 19. Jahrhundert an diente sie Alpinhistorikern als Indiz dafür, dass »unbekannte Hirten oder Jäger« den Berg bereits vor der »offiziellen« Erstbesteigung im Jahr 1820 erstiegen hatten. Über diese lapidare Feststellung war die Forschung allerdings nicht hinausgekommen.[1] Nun gewann die alte These neuen Rückhalt. Wie bereits öfter schien die Geschichte der Erstbesteigung von Deutschlands höchstem Gipfel umzuschreiben zu sein, schien der Nimbus des als Erstbesteiger geltenden bayerischen Kartographen Joseph Naus (1793-1871) ins Wanken zu geraten.[2]

Hatten also Einheimische die Zugspitze schon vor Naus bezwungen? Wenngleich mit erkennbarer Vorsicht vermeldete die Tagespresse eine »alpinhistorische Sensation«. Schnell wurde aber klar: eine zweifelsfreie Deutung der Karte ist schwerlich möglich.[3] Bald folgte Ernüchterung: »Alpenverein kann keinen neuen Erstbesteiger der Zugspitze nennen« (Augsburger Allgemeine) und »Sensations-Karte lässt viele Fragen offen« (Münchner Merkur) hießen nun die Schlagzeilen.

Die öffentliche Debatte um die erste Zugspitzbesteigung verlief ganz in den Kategorien des engeren Alpinismus. Sie stand im Zeichen der »Rekord- und Meßsucht«, bei der die sportlich-technischen Aspekte des Gipfelsturms im Vordergrund stehen.[4] Zum alltäglichen Umgang der Bevölkerung vergangener Jahrhunderte mit dem Wettersteingebirge – auch mit der Zugspitze – waren wieder keine neuen Erkenntnisse ge-



Der Tabellenteil der Wettersteinkarte aus dem Historischen Archiv des DAV (»Ausweisungs Tabel«; 18. Jahrhundert). Hier listete der Zeichner alle Punkte auf, die in der Karte verzeichnet sind.
Foto: DAV


MERIDIES.
SEPT.ENTRIO.
Beschreibung
Der Anger des Reindtals Von Reindtaller Hauß
biß Uf den Anger.
Von Reingenanten Reindtaller Hauß biß Stainshinderen Tämel — 1 Stundt
Von disen Tämel biß zum Portzjatl — — —



Die Scharte, die »jezt Zugspüz genant« wird, von der Seealm über dem Eibsee aus gesehen. Als 1616 Beamte unterhalb der Zugspitze Grenzzeichen setzen wollten, brach Streit aus, »welche schartten man meinete«. Eine Einigung kam erst Jahrzehnte später zustande.
Foto: J. Haslauer

wonnen worden. Weitet man dagegen den Blick in die historischen Quellen aus, so tut sich ein faszinierendes Bild des Menschen im Wettersteingebirge auf.

Nutzinteresse und Anthropologie

Die Erschließung der Alpen fand als Nebenprodukt der vielfältigen ökonomischen Nutzung und herrschaftlichen Instrumentalisierung lange unaufgeregt und beiläufig statt. Der Historiker Otto Stolz (1881-1957) präsentierte bereits 1927/28 beeindruckende Beobachtungen für die Tiroler Hochgebirge. Demnach waren die Gebirgsbewohner schon vor der Zeit des Alpinismus regelmäßig im Gebirge unterwegs, kannten es folglich recht gut und hatten spezielle Fertigkeiten für die Fortbewegung im schwierigen Gelände entwickelt.[5] Selbst das Aufsuchen des Hochgebirges »um seiner selbst willen« ist festzustellen. So bestieg Erzherzog Ferdinand II. (1529-1595) zweimal den Patscherkofel nahe der Residenzstadt Innsbruck, um seine Neugier zu befriedigen.[6] Eine umfangreiche Theorie des Bergsteigens findet sich gar in der 1610 gedruckten Gesundheitslehre des Arztes Hippolyt Guarinoni (1571-1654) aus Hall in Tirol.[7] Besonders bemerkenswert: Guarinoni stellte den Höhendrang des Menschen gewissermaßen als anthropologische Konstante dar. So würden »die Kinder, als balde sie nur gehen können, behend jeder Höhe zu zusteigen anfangen, fürnemlich aber die, so dem Bürg zusteigen, je höher sie kommen, je mehr begieriger noch höher zu steigen werden«.[8]

Geistige Landkarten: Grenzbeschreibungen im Gebirge

Schon sehr früh nutzten Herrschaftsträger die Hochgebirgslandschaft des Wetterstein zum Abstecken von Interessensgebieten. Die Beschreibung von Grenzen spiegelt die zunehmende geistige Durchdringung des schwer zugänglichen Hochgebirges wider. Zwangsläufig beruhte die gedankliche Kartierung auf Raumerfahrungen. Die grobe Darstellung der hier verlaufenden Grenze zwischen den Bistümern Freising und Brixen von etwa 1060 beschränkte sich noch auf wenige Orientierungsmarken im Tal.[9] Seit dem 13. Jahrhundert trafen zusätzlich die Herrschaftsansprüche Tirols und der Bischöfe von Freising aufeinander, die bis 1802 über die Grafschaft Werdenfels regierten.[10] In den zwei Abgrenzungen der Grafschaft Werdenfels zu Tirol im bischöflichen Besitzverzeichnis von 1305[11] erscheinen neben Orten im Tal auch offensichtlich im Gebirge liegende Grenzpunkte, etwa das nicht näher beschriebene »Elblein«. Es könnte sich dabei um eine Alm im Gaistal handeln[12], unter Umständen auch um die Reintalangeralm[13].

Spätestens im 15. Jahrhundert gehörten Gipfel und Grate des Wettersteingebirges zur Vorstellungswelt der Menschen rund um den Gebirgsstock. Eine genauere Darstellung des Wettersteingebirges einschließlich des Grates tritt uns beispielsweise entgegen, als der Tiroler Landesfürst im Jahr 1430 den Umfang seines Jagdhoheitsgebiets beschreiben ließ.[14] Nach einer unpräzisen vertraglichen Regelung der Wettersteingrenze im Jahr 1500 stellte die Werdenfelser Verwaltung 1536 den Grenzverlauf ausführlicher dar: vom Grat der Ehrwalder Törlen zu einem »Älblein«, das nach einer »Schartten« benannt ist; von dort aus weiter durch das »Hellenthall« über ein Gebirge »an die Platten« (das Platt) und in das Reintal.[15]

Aus einer »Schartten« wird die Zugspitze

In einer aktualisierten Fassung der Grenzbeschreibung aus der Mitte des 17. Jahrhunderts ist bei der 1536 genannten *Scharte* vermerkt: »jezt Zugspüz genant«.[16] Die Werdenfelser hatten die Zugspitze also bereits 1536 als Grenzpunkt betrachtet. Dem älteren Bergnamen liegt die Beobachtung eines auffälligen Einschnitts zugrunde, der immer wieder in den Quellen genannt wird.

1590 taucht der Name *Zugspitze* überhaupt zum ersten Mal auf, als über die Grenze westlich des Eibsees verhandelt wurde. Vom »schroffen oder Zug-Spiz« ist die Rede.[17] Ein 1611 ausgehandelter Grenzkompromiss legte das erste Grenzmark »auf der Scharten« fest, der Zugspitze also. Als man im Jahr 1616 die Grenzzeichen setzen wollte, brach jedoch Streit aus, »welche schartten man meinete«. »Die Tyroler wolten von keiner andern schartten, als die ob[erhalb] des Eybsee ist, wissen«, heißt es.[18]

Erst 1656 wurde an den Abhängen der Zugspitze tatsächlich ein Grenzzeichen angebracht. Nun wurde ein genauer Grenzverlauf festgelegt, der bis heute die Staatsgrenze darstellt. Ausgehend vom »höchsten Wetterstain, od[er] Zugspiz genanndt« sollte die Grenze in der nächstgelegenen »Scharten oder langen Clamb« (einem der schluchtartigen Einschnitte nahe des Gipfelbereichs) neben dem »Schneekhar« herablaufen, bis zu einer »Höle oder überhengige[n] Gufl« (also einer Höhlung in einer Felswand). Von dort aus wurde die Linie zu dem »braitten Grienen Rinner« (einer breiten grünen Rinne) »unter dem gewendt« (unterhalb der Felswände) gezogen, der zwischen zwei »griessen« (Geröllreissen) liege.[19] 1766 setzten die beiden Nachbarn vertraglich den gesamten Wettersteinkamm als Grenze zwischen Werdenfels und Tirol fest. Seitdem veränderte sich hier der Verlauf der Grenze zu Tirol nicht mehr.[20]

»Unfruchtbares gebürg«

Ein 1681 verfasstes Verzeichnis der Grenzgebirge um das Territorium der Grafschaft Werdenfels liefert eine Charakterisierung der Hochgebirgslandschaft rund um die Zugspitze.[21] Von diesem höchsten Gipfel des Wettersteingebirges verlaufe die Mark »yber daß Geschröf« – eine sprechende Geländebezeichnung – in das hintere Reintal auf das »plat«. Von einem Grenzstein auf den Thörlen nordwestlich der Zugspitze bis dorthin befände sich »auf 5 Stundt lautter wildtes geschrif, und an Holz und waidt unfruchtbares gebürg«. Das felsige und als *wild* empfundene Hochgebirge galt den Beamten folglich als agrarisch nicht nutzbar. Allerdings, so das Verzeichnis weiter, hätten die bischöflichen Jäger hier stets die Jagd auf Hoch- und Federwild ausgeübt. Die Felsbereiche um die Zugspitze müssen folglich als Aktionsbereich von Jägern angesehen werden.

Beamte im Hochgebirge

Die Aushandlung von Grenzen brachte es mit sich, dass sich Beamte vor Ort in das Hochgebirge begaben. Bereits Ende August 1616 kamen Vertreter Tirols und Freisings »bey d[er] Scharten, so sonsten d[er] Zugspiz genant wird« zusammen, verzichteten aber wegen der erwähnten Differenzen auf die Anbringung eines Grenzzeichens.[22] Vermutlich trafen sie sich unterhalb der Riffelwand, wo man ein halbes Jahrhundert später – nach der Einigung über den genauen Grenzverlauf – die Grenzzeichen einschlug. Die Zeichen sind heute noch sichtbar; sie befinden sich auf etwa 1760 Metern Höhe südwestlich



Beschreibung der Grenze zwischen Tirol und Werdenfels im Jahr 1656: von der Zugspitze herab bis zu einem Grenzzeichen in einer überhängenden Wand. Zumindest bis dorthin waren die Beamten gemeinsam aufgestiegen, um das bis heute erhaltene Zeichen anzubringen.
Foto: J. Haslauer

der Zugspitzbahn-Haltestelle Riffelriss, hoch über dem Steig am Felsansatz. Der Aufstieg ist nur durch ausgesetztes Gelände, am Ende über leichte Felskletterei möglich.[23]

Den Juni und Juli 1768 nutzten Freisinger und Tiroler Regierungsbeamte dazu, um die zwei Jahre zuvor vertraglich vereinbarte Grenze im Karwendel und im Wetterstein zu vermarken.[24] Am 20. Juli beschloss man, sich »in das Reinthal und dessen hohe gebürge zu verfügen«, um sich die guten Wetteraussichten für »die höhere Gebürge zu nuze« zu machen. Tatsächlich machte sich die vielköpfige Gruppe aus Lokal- und Regierungsbeamten, Feldmessern, Jägern und Forstleuten sowie ausgewählten Untertanen am 22. Juli zum Reintalanger auf.



Grenzzeichen an den Felsabbrüchen der Zugspitze über dem Eibsee, erstmals im Jahr 1656 eingeschlagen (nach dem Jahr des ersten Grenzvertrags »1654«). Das Zeichen dient bis heute als Markierung der Staatsgrenze zwischen Deutschland und Österreich. Die alten Ziffern lassen sich über dem 1768 hinzugefügten Kreuz mit Jahreszahl (»1766« als Jahr des neuen Grenzvertrags) noch erkennen.
Foto: J. Haslauer

Am nächsten Morgen in der Früh begann man kurz nach sechs Uhr den Aufstieg zur Grenze am Törl (heute Gatterl), hielt es aber unter anderem wegen der Gefahr von Stein- und Schneelawinen nicht für sinnvoll, hier einen Grenzstein aufzustellen. Man schlug daher in eine Felswand unterhalb des Gatterls ein Grenzzeichen ein. Es ist bis heute vorhanden. Von dort aus begab man sich eine knappe Stunde lang aufwärts auf das Platt, »ein von lauter Felsen blatten immer mehr sich erhöchendes wilds gebürg«, wie das Protokoll vermerkt. Hier setzte man einen (heute nicht mehr auffindbaren) Grenzstein, der anhand von eingehauenen Pfeilen auf den Grenzverlauf am Wettersteinkamm verwies. In gleicher Manier positionierte man einen weiteren, in der erneuerten Form von 1789 bis heute erhaltenen Stein »bey dem Fuß des Schneeferners«. Die Ausweichstandorte unterhalb des tatsächlichen Grenzverlaufs begründet das Protokoll damit, dass man die Steine auf dem »zubesteigen nicht möglichen Grad des Wetterstein gebürgs« nicht setzen habe können. Eine von den Feldmessern angefertigte Karte zeigt die Lage der Grenzzeichen an und spiegelt damit Fixpunkte der Route wider, die die Grenzkommission beschritt.[25]

1768 an der Zugspitze

Besondere Beachtung verdienen die im Umfeld der Grenzvermarkung von 1768 entstandenen Notizen über den Schneeferner und die Zugspitze. Man habe, heißt es im Protokoll, vom Platt aus »wegen des Schnee-Ferners nicht weiter an den Zugspitz, als [...] Land-Mark [...] kommen können«. Vor dem Schneeferner mussten die als künftige Zeugen anwesenden Knaben daher in Schneebälle »gestekte Geschänke mit dem Munde herausnehmen«, um den Ort in bleibender Erinnerung zu behalten. Dem Manuskript der wenig später verfassten Werdenfelser Grafschaftsgeschichte eines Kommissionsteilnehmers ist zu entnehmen: »Man wolte zwar aufwerts gegen den Zugspiz auf lautter blatten, Schnee und Eys gehen, allein es ware ohngeachtet des schönsten Somertags vor Kälte und Todsgefahr ohnmöglich«.[26] Wettersteingrat und Zugspitze wurden von der Grenzkommission 1768 also nicht betreten, wenngleich man offensichtlich Ambitionen hegte, den wichtigen Grenzpunkt zu erreichen. Am 27. Juli 1768 setzte man die Vermarkungsarbeiten »unter dem Zugspitz«, d.h. oberhalb des Eibsees fort. Bei einer Floßfahrt auf dem See verschaffte man sich einen Eindruck von der Gebirgslandschaft. Man beschloss, sich »so weit, als möglich, dem, alle höchste Gebürge übertrefenden, und die meiste Zeit des Jahrs hindurch unbesteiglichen Zugspitz zunähern«, um dort die Kennzeichnung der Grenze fortzusetzen. Über die Seealm erreichte man nach einem zweistündigen, »eben so beschwerlich, als gefährlichem Steige« die »Felsen-Wand« unterhalb der Zugspitze. Dort stieß man auf das ältere Grenzzeichen unter der Riffelwand, die drei Kreuze mit Jahreszahl (1654).

»Zug-Spitz für sehr geübte Steiger steigbar«

Den Ruf eines unter keinen Umständen zu besteigenden Bergs hatte die Zugspitze ganz offensichtlich nicht – vom Reintal her hatte man 1768 eine Annäherung an den Gipfel versucht; das Urteil über die Besteigbarkeit betont den Faktor der jahreszeitlichen Bedingungen. Bereits im Oktober 1759 hatte der Freisinger Hofkanzler – eine zentrale Figur in der Verwaltung des Bischofsstaats – bei einem Ortstermin mit kundigen Einheimischen im Reintal notiert: »D[er] sogenante Zugspiz ist das höchste gebürg auf welches mann auch steigen und die ganze refier nicht nur in Bajern sond[er]n auch das ganze Tyroller gebürg ybersehen kann«.[27] Ob der Kanzler wirklich den Gipfel im engeren Sinn meinte, ist schwer zu entscheiden. Eine ganz ähnliche Bemerkung über die Aussicht findet sich im berühmten Erstbesteigungsbericht des Joseph Naus von 1820. Naus berichtete, er sei beim ersten Vorstoß über den Schneeferner südlich der Zugspitze zu einer Stelle an der Landesgrenze gelangt, von wo aus man »nach Ehrwald, Lermos p. p. und alle in dieser Gegend befindliche Berge übersehen konnte«. Vermutlich handelte es sich um die Schneefernerscharte (2699 m).[28] Auch ein Innsbrucker Bürger, der 1579 notierte, die »Frauhüt« sei das »höchst« Gebirge bei Innsbruck und er sei »selbs daroben gewest«, hob in ähnlicher Weise die Aussicht hervor. In diesem Fall ist ebenso unklar, ob tatsächlich die markante Frau Hitt-Figur gemeint ist oder einer der etwas leichter erreichbaren Gipfel der Nordkette im direkten Umfeld.[29]

Eine weitere Einschätzung liefert uns der Beginn der systematischen Landesvermessung in Bayern im Jahr 1801.[30] In den ersten Jahren waren die Vermesser damit beschäftigt, ein Dreiecksnetz zwischen Sichtverbindungen – meist Türmen und Bergspitzen – über das Land zu legen.[31] Als die Vermessungskommission im Sommer 1801 im nahen Tegernsee arbeitete, beauftragte sie den Klosterjäger Jakob Mair, den Waxenstein bei Grainau zu besteigen und mit örtlichen Jägern und Arbeitern auf diesem eine »Pyramide« bzw. einen »Sehpunkt« zu errichten, d.h. einen der üblichen, spitz zulaufenden Steinaufbauten, die aus der Ferne gut anzupeilen waren. Mair reiste an, schreckte dann aber offensichtlich vor der Unternehmung zurück. Denn in den Unterlagen des Werdenfelser Lokalbeamten findet sich der Entwurf zu einem für den Jäger ausgestellten Attest, wonach der Beamte Waxenstein und Zugspitze zwar für besteigbar hielt – allerdings nur bei ausreichender alpiner Erfahrung: »Der Berg Waxen-Stein, vielmehr der hinter demselben entlegene, ungleich höhere Berg Zug-Spitz, welcher die Gränze gegen Tyrol ist, ist zwar, jedoch nur für sehr geübte Steiger, steigbar«. Die Errichtung einer »Pyramide« auf dem Gipfel wäre »mit vielen u[nd] großen Beschwerden verbunden«. Gut zwei Wochen später erschien erneut ein Tegernseer Jäger in Werdenfels, Martin Hohenadl – nun mit dem Auftrag, auf dem Berg »Alber« einen Sehpunkt zu errichten. Ihm bestätigte der Werdenfelser Beamte am 21. August 1802 schriftlich, »daß auf dem Alberspitze des dieß-seitigen Wetterstein-Gebirges eine Piramide [...] errichtet worden sey«. Hohenadl hatte also – zusammen mit Helfern – die Alpspitze bestiegen.

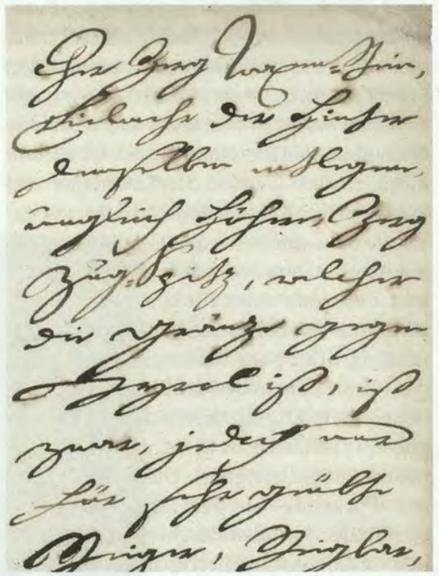
Weil man auf dem »zubesteigen nicht möglichen Grad des Wetterstein gebürgs« keine Grenzsteine setzen konnte, begnügte man sich 1768 unter anderem mit einem Zeichen in der Nähe des Gatterls auf der Reintalseite des Kamms.
Foto: Heinrich Spichtinger, Garmisch-Partenkirchen



Almwirtschaft im Wetterstein

Schon frühzeitig lässt sich die Nutzung von Almen im Wettersteingebirge belegen, wenngleich ihre Geschichte noch wenig erforscht ist. Bis zum Beginn des 17. Jahrhunderts scheint ein dichtes Netz von Almen auf, mit denen das Wettersteingebirge besetzt ist – Angelpunkte in der Erschließung des Gebirges.

Spätestens seit dem 14. Jahrhundert existieren die



»Der Berg Waxen-Stein, vielmehr der hinter demselben entlegene, ungleich höhere Berg Zug-Spitz, welcher die Gränze gegen Tyrol ist, ist zwar, jedoch nur für sehr geübte Steiger, steigbar«. Entwurf für ein amtliches Attest aus dem Jahr 1801.
Foto: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Plansammlung 2460

Gaistalalm im südseitigen Tal unterhalb des Gebirgszugs[32] sowie die Alm Staingaden (Hochalm unter dem Osterfelderkopf) und die Wettersteinalm.[33] Die almwirtschaftliche Nutzung des Puit-Tals auf der Gebirgssüdseite schlägt sich in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts schriftlich nieder.[34] 1476 sagte ein Tiroler Untertan vor Gericht über die Nutzung der Alm »Stuben« aus – höchstwahrscheinlich die Stuibenalm. Eine Verleihung der Reintalangeralm ist für das Jahr 1485 überliefert. Oft von Tiroler Untertanen aus der Leutasch genutzt, wurde das Vieh über das Ehrwalder Gatterl dorthin aufgetrieben.[35] Ein Spruchbrief aus dem Jahr 1529[36] trifft unter anderem Regelungen über die Beweidung der Bernadeinalm und der Schöngänge unterhalb der Alpspitze sowie über Almen unterhalb des Waxensteins und des Zug, d.h. der nördlichen Abhänge des Zugspitzmassivs.[37]

Einen Überblick über Almgebiete gibt eine Gebirgsbeschreibung aus dem Jahr 1536.[38] Sie erwähnt Waxenstein, Alpspitze (*Alberstein*), das Stuibengebiet, das Kreuzeck (*zu Creuz*), den Schachen (*im Schachag*) und den *Wetterstein* als Gebirge. An allen diesen Bergen fand der Beschreibung zufolge Almwirtschaft statt. Als kammübergreifende Alm rund um das über 2300 Meter hoch gelegene Leutascher Gatterl beschrieben Bauern aus der Leutasch im Jahr 1608 das Frauenalpl.[39] Einem Vergleich von 1659[40] ist zu entnehmen, dass Grainau und Garmisch offensichtlich bereits 1514 die gemeinsame Nutzung der Stuiben- und der Gassenalm regelten.

Selten lässt sich im Wetterstein die Erschließung einer Alm so plastisch verfolgen, wie im Fall der Höllentalangeralm. 1562 brachte der Bauer Hans Kain von Hammersbach beim Freisinger Bischof als Landesfürsten vor, er habe ganz hinten im »Hellental« an einem *unbequemen Ort*, wo sich weder Bären noch Rotwild aufhielten, eine als Alm brauchbare Gegend gefunden, die bislang nicht genutzt werde. Er bot an, zu der bislang unerschlossenen Alm *Weg und Steg* zu bauen. Der lokale Verwaltungsbeamte gab zu Bedenken, dass dies erhebliche Kosten verursachen werde, wandte aber ansonsten nichts gegen das Erschließungsgesuch ein. Das Vieh trieb man künftig über das 2000 Meter hoch gelegene Höllentor (auch Rinderwegscharte) und den felsigen Rinderweg ein.[41]

Auf der Suche nach Erz »auf die Alblspitz gangen«

Neben der Almwirtschaft trieb die Suche nach Bodenschätzen die Menschen in das Gebirge. Seit dem frühen 15. Jahrhundert wurde auf der Hammersbacher Alm in mehreren Phasen Bergbau auf Eisenerz betrieben (daher auch »Erztalalm«). Diese Aktivitäten spielten sich unmittelbar am Fuß des Hochgebirges ab, an den Hängen zwischen Hupfleitenjoch (1750 m) und Kreuzeck (1650 m). Auf der zwischen Stuibenwänden und -see gelegenen Gassenalm trieb man 1619 drei Versuchsstollen zur Untersuchung eines silberhaltigen Bleierzvorkommens. 1647/48 ließ ein Tiroler Bergbauunternehmer bei den Schöngängen unterhalb der Alpspitze schürfen.[42]

Zweifelsohne waren alle diese Prospektions- bzw. Abbauaktivitäten mit der quasialpinistischen Herausforderung verbunden, die überwiegend im Übergangsbereich vom Alm- bzw. Waldbereich zur felsigen Höhenzone liegenden Standorte im jeweils nötigen Maß zu erschließen. Exemplarischen Einblick gewähren diesbezüglich die ausführlichen Akten über Schürfmaßnahmen von 1765 bis 1767.[43] Als der bayerische Oberbergmeister Johann Wenzel Arnold im November 1765 ankam, berichtete er nach München, er könne den Bleiglanz am Waxenstein nicht untersuchen, da angesichts der schlechten Witterung und der Schneelage zur Zeit *kein Mensch* auf dieses Gebirge kommen könne.[44] Die Bleierze am Waxenstein würden »fast allemahl auf der höchsten Schürffe des Gebürgs« an drei Stellen zu Tage treten, d.h. vermutlich an den hohen felsigen Abbrüchen. Er sei bis dato immer noch »nicht selbsten hinauf kommen«, schrieb er Ende des Jahres, weil bei seiner Ankunft bereits »das ganze Gebürg mit häuffigen Schne bedeckt« gewesen sei. Außer einem »bey Somers-Zeit gemachten Weg« gebe es keine Aufstiegsmöglichkeit. Und allgemein fügte er hinzu, dass »bey der dermahligen Winterszeit durchaus das Gebürg zu besteigen in wenigen Orten sehr gefährlich in meisten aber wegen den abweichenden Schne nicht möglich ist«.[45]

Im folgenden Sommer führte Arnold eine zweite intensive Prospektionsphase durch.[46] Geeignete Vorkommen zu finden, so berichtete er nach München, sei »sehr hart«, da den Untertanen verboten worden sei, mit ihm in das Gebirge zu gehen, »zumahlen in dem Hochgebürg hart oder fast gar nicht fort zu komen ist, wenn man keinen Menschen bey sich hat, der solches kennet«.[47] Eine effektive Fortbewegung und Orientierung im Hochgebirge war also am ehesten durch Zuhilfenahme kundiger Einheimischer zu erreichen.

Freilich geben die Quellen die genauen Begehungen des »weitschichtigen Gebürges« nicht preis. Sie liefern allerdings Anhaltspunkte. Arnold übersandte Erze vom Stuibengebiet und von der aufgelassenen Grube auf der Hammersbacher Alm – verbunden mit dem alpinistisch bezeichnenden Stoßseufzer: »wenn nur [...] das Gebürg zu besteigen nicht so gar grossen Mühe und äussersten Lebensgefahr ausgesetzt wäre«.[48] Dem Hirten der Kreuzalm am Kreuzeck zahlte er einen Lohn dafür, dass er mit ihm am 1. August 1766 »zum Stoiben See und auf die Alblspitz gangen« ist.[49] Natürlich lässt sich anhand dieser Aussage nicht beurteilen, ob Arnold tatsächlich am Gipfel der Alpspitze (2628 m) stand, was durchaus denkbar wäre. Gewiss aber ist, dass wir mit Arnold und dem ungenannten Hirten zwei Menschen der voralpinistischen Phase vor uns haben, die im Alpspitzmassiv umherstiegen.

Zum Waxenstein schickte Arnold nun zuerst seine untergebenen Bergleute. Die Gefahr, der sie »mit Besteigung dieses Gebürges ausgesetzt seyn«, sei kaum zu beschreiben, berichtete er. Schließlich besichtigte der Beamte den Waxenstein noch zwei Tag lang persönlich. Seine Schilderung der schwierigen topographischen Verhältnisse legt nahe, dass er sich tatsächlich in der Hochgebirgszone bewegte. Die Erze brachen seinem Bericht zufolge an einer Felswand zutage, von der man mindestens sechsundert Lachter (ca. 1200 m)[50] in die Tiefe sehen könne. Dort seien weder ein Weg, Holz noch Wasser vorhanden, wohl aber »Somer- und Winterszeit Schnee genug«. Einen »Fußsteig« bzw. »ordentlichen Gehesteig« könne man durchaus anlegen. Aber da dieser »aus dem Felsen müsste geschossen werden«, würde er wohl einige tausend Gulden kosten.[51]

Das Bergwerkskollegium in München beschloss, den Bergbau am Stuiben (*in der Gassen*) zu versuchen. Die Beamten hoben hervor, dass zum Fundort schon ein Fußsteig vorhanden war und durch das Reintal mit geringen Mitteln ein Fahrweg gebaut werden könnte.[52] Arnold schlug eine Routenführung durch das Reintal und das Tal der Bodenlaine vor und veranschlagte die Arbeit für sechs Mann – bei guter Witterung – auf einen Monat.[53] Aus den Quellen geht hervor, dass kein gänzlich neuer Weg gebaut wurde, sondern lediglich der alte, »nicht in Bau und Würden gehaltene«, »zimlich bewachsene und vom Wasser dort und da zim-



Der bayerische Geometer Matthias Paur fertigte anläßlich von Grenzstreitigkeiten zwischen Tirol und dem Bischofsstaat Freising im Herbst 1718 eine Ansicht von Karwendel- und Wettersteingebirge (Ausschnitt Wettersteingebirge).
Foto: Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Plansammlung 2460

lich zu nicht[e] gerissene« Weg auf Vordermann gebracht wurde.[54] Ende September 1766 meldete Arnold die bevorstehende Vollendung nach München.[55] In seiner Endabrechnung[56] führte er einen Posten für die Vergütung von Taglöhnern auf, die unter anderem bei der Anlage des *etwa drei Stunden* lang über das Gebirge führenden Weges tätig waren. Außerdem finden sich darin Ausgaben für den Kauf von drei Paar »Fuß-Eisen für die Bergleute ins Gebürg, samt Riemen und allen Zugehör« sowie von Wasserfässern für die Bergleute. Von »Fus Eysen« als nötiger bergsteigerischer Ausrüstung sprach um die gleiche Zeit auch ein Mittenwalder Zollbeamter.[57] Mangels Ausbeute erlahmten die bayerischen Montanaktivitäten während des Sommers 1767.

Historische Gebirgsbilder

Neben den schriftlichen Quellen liegen für das Wettersteingebirge zahlreiche kartographische Darstellungen vor. Während die älteren, seit dem 16. Jahrhundert gedruckten Regionalkarten vergleichsweise wenige Informationen liefern,[58] erlauben uns einige handgezeichnete Detailkarten einen genaueren Blick auf das Gebirge mit den Augen der Zeitgenossen. Alle Darstellungen entstanden im Rahmen von Verwaltungsvorgängen. Die Karten des frühen 18. Jahrhunderts stellen in der Regel Landschaftsgemäldekarten dar, denen durchaus schon Vermessungen zugrundeliegen konnten.[59] Eine neue Qualität erreichen die gegen 1800 angefertigten Darstellungen.[60] Mit der Kataster-Uraufnahme (1815)[61] und dem Kartenblatt für den Topographischen Atlas (1835)[62] liegen schließlich intensiv vermessene Aufnahmen vor, die das Gelände sehr detailliert wiedergeben. Singulär ist für den Wetterstein ein plastisches Gebirgsrelief, das zuletzt in die zweite Hälfte des 16. Jahrhunderts datiert wurde.[63]

Wege durch das Wettersteingebirge

Die Verzeichnung von Wegen und Steigen handhabten die Kartographen recht beliebig. Man wird annehmen dürfen, dass der Gesamtbestand erst spät in der Breite fassbar wird. Von diesem historischen Wegenetz bestehen zum heutigen bemerkenswerte Kontinuitäten. Ein dichtes System an Wegen im Wettersteingebirge weist das 1835 veröffentlichte Blatt des Topographischen Atlas vom Königreich Bayern auf – ein regelrechtes Wegenetz.[64]

Praktisch auf allen Karten findet sich der Weg durch das Reintal zum Reintalanger, der dann am Gatterl den Wettersteinkamm überschreitet.[65] Aus dem Topographischen Atlas (1835) ist der genaue Verlauf des Wegs zu ersehen. Wie noch heute verlief er zuerst durch das Brunntal und führte dann als »Plattsteig« zum Durchstieg hinauf. Die Kataster-Uraufnahme von 1815 zeigt, dass es eine Alternativroute gab, die im Bereich des Gatterlbachs hinaufführte: den abkürzenden »Laiter Steig«.[66] Letzterer ist laut Alpenvereins-Karte heute nicht mehr vorhanden.[67] Der »Hirtensteig« querte den im Reintal liegenden Schönberg vom Reintalanger aus berganführend (heute »Schützensteig«), und zwar bis direkt unter die Felsabbrüche der Blassengipfel und des Hohen Gaif. Von der damals schon so bezeichneten »Schützengufel« ab führt der Steig etwa 200 Höhenmeter hinauf durch die Felszone, um bei der Mauerscharte den Gebirgskamm zu überqueren und zur Gassenalm hinunter zu leiten.[68]

Dank almwirtschaftlicher Bedürfnisse war der Fuß der Alpspitze um Gassen-, Bernadein- und Hochalm recht gut erschlossen, da die Almen durch Steige verbunden waren. An den Garmisch-Partenkirchner Talkessel war das Gebiet offensichtlich über einen zur Kreuzalm (am Kreuzeck) und zur Hammersbacher Alm führenden Weg angebunden, der dann zur Hochalm hinüberleitete und schließlich über die Osterfelder ins Höllental wechselte (heute Rinderweg-Scharte und Rinderweg).[69]

Auf der Karte über die Einteilung des Landgerichts Werdenfels in Steuerdistrikte (wohl um 1808) verlässt ein »Alpen Weeg« zwischen Reintaler Hof und Vordergraseck das Reintal und führt hinauf zur Schachenalm. Der Steig führte weiter über das Frauenalpl zum Gatterl und über den Wettersteinkamm zum Leutascher Platt; in der Reintalkarte aus dem Alpenvereinsarchiv ist er als »Gangsteig ins Frauen Älbl« bezeichnet.[70]

Auch am Rand der Hochgebirgszone sind zahlreiche alte Wegverbindungen greifbar, etwa der Weg von Mittenwald zum Lauter- und Ferchensee sowie weiter in die Elmau und zum Graseck.[71] Ein sehr alter Steig verläuft vom Ferchensee über das Hälsl (beim Grünkopf) in das Leutaschtal, seit 1805 »Franzosensteig« genannt.[72] Auch das Wegsystem über den Höhenrücken der Ehrwalder Thörlen ist greifbar.[73] Dem Zugspitzmassiv kommt hier ein Weg am nächsten, der an der Seealm vorbeiführt. Diese Verbindung wurde sicherlich 1768 benützt, als man das Grenzzeichen unter der Riffelwand einschlug.

Im Atlasblatt von 1835 ist der Steig von der Schachenalm durch das Schachentor und über die Nadel hinunter zur Wettersteinalm ebenso zu finden wie die als »Schützen Steig« bezeichnete Verbindung entlang der bewaldeten Abhänge des Wettersteinkamms zwischen Wettersteinalm und Ferchensee. Selbst ein Steig in die direkt unterhalb der Wettersteinwand gelegenen Kare ist zu erkennen. Er führt über das Kämi-Tor (wo die »Kämi-Alp« verzeichnet ist) hinüber in das Windgfällkar und zum Zirbelkopf.[74] Bei dem Steig



Nur bei genauem Kartenstudium zu erkennen: Schützen- und Franzosensteg unterhalb der Wettersteinspitzen im Topographischen Atlas von 1835.
Foto: Landesamt für Vermessung und Geoinformation Bayern, 2009

aus dem Bodenlainetal zur Stuibenalm hat man möglicherweise den auf den dortigen Bergbau von 1767 zurückgehenden Erschließungsweg vor sich.

Ein Steig auf die Zugspitze?

Wie intensiv man den Bewegungsradius des frühmodernen Menschen im Wettersteingebirge auch rekonstruiert – unumstößliche Belege für eine Besteigung der Zugspitze vor Joseph Naus lassen sich nicht finden. Die Einzeichnung einer gestrichelten Linie als Steigmöglichkeit auf die Zugspitze in der Reintalkarte aus dem 18. Jahrhundert wäre nach jetzigem Kenntnisstand im gesamten historischen Kartenmaterial, das über das Wettersteingebiet vorliegt, einzigartig. Zugunsten eines (abstrahierten) Steiges scheint vor allem die äußere Form zu sprechen: gestrichelte Linien werden in dieser Karte für *Gangsteige* verwendet. Der Zeichner scheint am Ende des Reintalwegs geradezu eine Gabelung in zwei Steige anzudeuten. Lediglich eine gestrichelte Linie vom Zugspitzgipfel zu den Ehrwalder Törlen könnte als Grenzlinie gedeutet werden.

Die exakt vermessene Uraufnahme des Platts im Maßstab 1:5.000 aus dem Jahr 1815 zeigt die damalige Ausdehnung des Schneeferners. Er setzte kurz vor dem zur Zugspitze führenden Felssporn an, dem Schneefernereck (Uraufnahme SW 35-19).
Foto: Landesamt für Vermessung und Geoinformation, 2009.



Bemerkenswert ist außerdem die mit »Beschreibung der Lenge« des Reintals bezeichnete Auflistung von Weglängen in Stunden. Eine (Weg-)Stunde war eine gängige Einheit für die Strecke, die ein »hurtiger Mann in einer Stunde Zeit gehen kan«, rechnerisch in der Regel 4 bis 4,8 km.[75] Rechnet man die tatsächlichen Entfernungen nach dieser Regel in Wegstunden um, zeigt sich: Die Stundenangaben der Karte sind mit den errechneten Wegstunden-Werten nicht in Einklang zu bringen. Zudem gibt die Karte die zwei unterschiedlich langen Strecken vom Reintaler Hof zum Reintalanger (ca. 9 km) und von dort zur Zugspitze (ca. 4 km) mit beinahe gleichen Stunden-Werten (4,5 Stunden und 4 Stunden) an.

Strecke Reintaler Hof – Anger:
- Tatsächliche Entfernung: ca. 9 km
- Umrechnung in Wegstunden: ca. 2
- Angabe in der Karte: 4,5 Stunden

Strecke Reintalangeralm – Zugspitze:
- Tatsächliche Entfernung: ca. 4 km (Luftlinie)
- Umrechnung in Wegstunden: ca. 1
- Angabe in der Karte: 4 Stunden

Der Schluss liegt nahe, dass es sich um reine Zeitangaben handelt, folglich um tatsächliche Gehzeiten im Gelände. So brauchte etwa die Grenzkommission im Jahr 1768 fünf Stunden vom Reintaler Hof zum Anger und kam damit der Stundenangabe der Karte sehr nahe.[76] Nachdem dem Kartenleser laut Überschrift allerdings vorrangig eine Vorstellung von der Längen-Ausdehnung des Tales vermittelt werden sollte, ist mit diesen Angaben wohl nicht zwingend etwas über die reale Gangbarkeit der Strecken ausgesagt. Beim Wert zur Zugspitze kann es sich also um eine Schätzung handeln. Hierfür würde die mit vier Stunden doch recht knapp bemessene Zeitangabe sprechen. Heute werden – bei ausgebautem Steig – in der Regel fünf bis sechs Stunden veranschlagt.

Mit Sicherheit lässt sich nur sagen, dass es sich bei der fraglichen Linie um eine Art Richtungsweiser vom Platt zur Zugspitze handelt. Der Zweck bleibt spekulativ. Dass jedenfalls die regelmäßige Überquerung von Gletschern nicht ungewöhnlich war, zeigt der Blick nach Tirol, wo in der kartographischen Darstellung richtungsweisende Linien über Gletscher als Hinweis auf die Gangbarkeit bestimmter Routen bekannt sind.[77] Auch der Schneeferner dürfte – bei allen Gefahren – nur ein bedingtes Hindernis gewesen sein. Dies legen auch die ersten dokumentierten Besteigungen des frühen 19. Jahrhunderts nahe.[78]

Pragmatischer Umgang mit dem Gebirge

Wenn auch das Rätsel um die Zugspitzkarte noch immer nicht zu lösen ist, ist doch eines sicher: das Wettersteingebirge war lange vor dem Auftauchen des ersten namentlich bekannten Erstbesteigers der Zugspitze intensiv geistig kartiert, von Menschen erkundet und begangen. Der Bewegungsradius der Menschen im Wettersteingebirge war bereits beachtlich.

Der Topos des unbezwingbaren, schrecklichen Hochgebirges lässt sich in den schriftlichen Quellen aus der voralpinistischen Ära nur bedingt finden – eher beobachtet man einen pragmatischen Umgang. Im Rahmen der ökonomischen und herrschaftlichen Bedürfnisse der Zeit verstand man es, so gut wie möglich mit den Extremen der Landschaft umzugehen. Der einigermaßen an das Gebirge gewohnte Mensch trat den Bergen mit Selbstverständlichkeit gegenüber, wenngleich er sich der großen Gefahren bewusst war. Ein »Zuggeist«[79], der die Menschen vor dem Hochgebirge zurückschrecken hätte lassen, treibt in den schriftlichen historischen Quellen jedenfalls in keiner erkennbaren Weise sein Unwesen – nicht einmal Naus erwähnt ihn.

Der große Umbruch, den das 19. Jahrhundert auch dem Wettersteingebirge brachte, war offensichtlich nicht vorrangig durch eine extreme Ausweitung des begangenen Gebirgsraums gekennzeichnet. Vielmehr rückte das Gebirge nun in seiner naturräumlichen Ganzheit in den Mittelpunkt des Interesses neuer gesellschaftlicher Gruppen: von Wissenschaftlern und Künstlern, von Alpinisten und schließlich Touristen. Die Erschließung durch die Alpinisten brachte freilich auch im Wettersteingebirge die Bezwingung der schwierig zu besteigenden Grate und Wände mit sich.[80]

[1]Thomas Lindner, »ybers blath ufn zugspitz«. Alte Reintal-Karte mit Weg auf die Zugspitze wiederentdeckt, in: Panorama 5/2006, S. 88f.
[2]Ähnliche Ansätze aufgrund anderer Quellenfunde: Bernhard Kammer/Ludwig Rosenmeier, Die Vermessung der Zugspitze. 1804 – Erstbesteigung der Zugspitze durch Ingenieur-Geographen?, in: Alpinismus 4/1978, S. 14-16; Josef Brandner, Zugspitzerstbesteigung schon im 18. Jahrhundert?, in: Charly Wehrle (Hg.), Das Reintal. Der alte Weg zur Zugspitze, Köngen 2002, S. 75-77.
[3]Einordnung aus kartographiegeschichtlicher Sicht: Kurt Brunner/Thomas Horst, Eine Karte des Zugspitzgebiets (18. Jh.) und die Wirrnisse um die Erstbesteigung, in: Cartographica Helvetica 35 (2007), S. 3-7. Die hier vertretene Hypothese von der Verwendung des Bergnamens Zugspitze für den Wettersteinkamm im Bereich des hinteren Reintals im 18. Jh. ist nicht haltbar; die punktgenaue Beschriftung der Karte selbst spricht dagegen; siehe auch Karl Finsterwalder, Die Namen des Wettersteingebirges, ihre Sprache und Geschichte, in: Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins 89 (1964), S. 50-64, hier S. 64; Wolf-Armin Freiherr von Reitzenstein, Zugspitz, in: Blätter für Oberdeutsche Namenforschung 6 (1965), S. 5-14.
[4]Zitat aus Martin Scharfe, Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750-1850, Wien/Köln/Weimar 2007, S. 41. Vgl. Nikola Langreiter/Margareth Lanzinger, Art. »Alpinismus«, in: Friedrich Jaeger (Hg.), Enzyklopädie der Neuzeit, Bd. 1 Stuttgart u.a. 2005, Sp. 243-246.
[5]Otto Stolz, Anschauung und Kenntnis der Hochgebirge Tirols vor dem Erwachen des Alpinismus, in: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 58 (1927), S. 8-66 (1. Teil) und 59 (1928), S. 14-36 (2. Teil).
[6]Stolz, Anschauung und Kenntnis 2, S. 42f.
[7]Klaus Amann/Max Siller (Hg.), Hippolytus Guarinonius (Schlern-Schriften 340), Innsbruck 2008.
[8]Zit. n. Stolz, Anschauung und Kenntnis 2, S. 45.
[9]Thedor Bitterauf (Hg.), Die Traditionen des Hochstifts Freising (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte, N.F. 4/5), Bd. 2, München 1905, S. 316f., Nr. 1466.
[10]Dazu (unter Verweis auf die ältere Literatur): Reinhard Stauber, Grenzen und Landeshoheit der Grafschaft Werdenfels, in: Erwin Riedenauer (Hg.), Landeshoheit. Beiträge zur Entstehung, Ausformung und Typologie ei-

nes Verfassungselements des Römisch-Deutschen Reiches (Studien zur bayerischen Verfassungs- und Sozialgeschichte 16), München 1994, S. 176-192; Josef Brandner, Rund ums Landl. Altwerdenfelser Grenzsteine und Felsmarchen. Geschichte, Denkmäler, Geschichten, Garmisch-Partenkirchen 1993, S. 6-57.

[11]Bayerisches Hauptstaatsarchiv [künftig BayHStA], HL Freising 7, p. 116f. (lateinisch); Zweitexemplar: Archiv des Erzbistums München und Freising, Prädialbuch Bischof Emichos, fol. 38 (lateinisch), 50v-51r (deutsch).

[12]Brandner, Rund ums Landl, S. 8; vgl. Otto Stolz, Landesbeschreibung von Nordtirol (Archiv für österreichische Geschichte 107), Wien 1926, S. 416 Anm. 8.

[13]Diese Vermutung bereits bei Finsterwalder, Namen des Wettersteingebirges, S. 53. 1483 von Tirol als »älblein genannt in Reinthall« mit der Bemerkung verliehen, dass sie an das Gaistal anstoße (Brandner, Rund ums Landl, S. 10). Noch im Jahr 1600 unter der Bezeichnung *das Alblin, das da stoßt an das Gaistal, so man nennt Reintal* verkauft (Stolz, Landesbeschreibung, S. 443 Anm. 2).

[14]Stolz, Landesbeschreibung, S. 426; Stolz, Anschauung und Kenntnis 2, S. 52f.; Brandner, Rund ums Landl, S. 8f.

[15]BayHStA HL Freising 432 (1536; spätere Abschrift), S. 1f.

[16]BayHStA HL Freising 447, fol. 1r.

[17]Zit. n. Brandner, Rund ums Landl, S. 15; vgl. BayHStA, HL Freising 291 und Reitzenstein, Zugspitz, S. 6.

[18]Zit. n. Brandner, Rund ums Landl, S. 17.

[19]Tiroler Landesarchiv [künftig TLA] UR I/8804 (1656 IX 25).

[20]Stolz, Landesbeschreibung, S. 445f.; Albrecht, Werdenfels, S. 17; Ausfertigungen des Vertrags: BayHStA Freising Urkunden 1766 V 28; TLA UR I/9521 (1766 V 28).

[21]BayHStA, GL Fasz. 4508 Nr. 144: Verzeichnis der Grenzgebirge (1681 III 12 und 13).

[22]BayHStA, HL Freising 451: Ferdinand Bugniet des Croisettes, Geschichte der Grafschaft Werdenfels, Abh. 2 § 27.

[23]Brandner, Rund ums Landl, S. 25f., 127.

[24]Die gesamte folgende Beschreibung nach BayHStA Freising Urkunden 1768 VIII 27 (Land- und Privat-Markungsprotokoll von 1768 VI 12 bis 1768 VIII 27). Die Angaben zum Erhaltungszustand der Grenzzeichen bei Brandner, Rund ums Landl, S. 126 (D 30-32).

[25]Österreichisches Staatsarchiv Wien, Hofkammerarchiv, Kartensammlung D 3: Plan [...] der Tyrolisch und Freysingisch Werdenfelsischen neuen Landesgranitz [...] (1768). Siehe auch die erneuerte Fassung von 1789 (Teilabdruck bei Brandner, Rund ums Landl, S. 43 und 47).

[26]BayHStA HL Freising 451: Ferdinand Bugniet des Croisettes, Geschichte der Grafschaft Werdenfels, Abh. 2, § 164.

[27]Ebd., Abschrift eines Protokolls (1759 IX 22-1759 X 15) als lose Beilage, z. Zt. bestellbar unter HL Freising 451/5; vgl. Brandner, Zugspitzerstbesteigung.

[28]Carl Müller, Der erste Zugspitzersteiger und sein Tagebuch, in: Deutsche Alpenzeitung 16 (1920), S. 164-166, hier 165; vgl. Toni Hiebeler, Zugspitze. Von der Erstbesteigung bis heute, München 1979, S. 23.

[29]Stolz, Anschauung und Kenntnis 2, S. 43.

[30]Das Folgende aus BayHStA, Pfleggericht Werdenfels 218.

[31]Gerhard Leidel/Monika Ruth Franz, Von der gemalten Landschaft zum vermessenen Land (Ausstellungskataloge der Staatlichen Archive Bayerns 48), München 2006, S. 286-293; Max Seeberger/Frank Holl, Wie Bayern vermessen wurde (Hefte zur Bayerischen Geschichte und Kultur 26), Augsburg 2001, S. 16-25.

[32]Stolz, Landesbeschreibung, S. 493.

[33]Abschrift eines Vertrags zwischen den Gemeinden Garmisch und Partenkirchen in Marktarchiv Garmisch-Partenkirchen, MAG B 63 (Gerichtsordnung mit Kopial- und Formelbuch, ca. 1620); vgl. auch Marktarchiv Garmisch-Partenkirchen, MAP U 1 (1400 Juli 11).

[34]Finsterwalder, Namen des Wettersteingebirges, S. 55.

[35]Brandner, Rund ums Landl 11; Stolz, Landesbeschreibung, S. 442f.

[36]Marktarchiv Garmisch-Partenkirchen, MAG U 29 (1529 Mai 26); BayHStA, Freising Urkunden 1529 V 26 (Abschrift).

[37]Vgl. Reitzenstein, Zugspitz.

[38]BayHStA, HL Freising 432 und 433.

[39]Stolz, Landesbeschreibung, S. 443.

[40]BayHStA, GU Werdenfels 206 (1659 VIII 22).

[41]BayHStA, GL Fasz. 4483 Nr. 39: Supplik des Hans Chain zu Hammersbach (1562 V 28) sowie Gutachten des Pflegers von Werdenfels (1562 VI 24). Vgl. Josef Ostler/Michael Henker/Susanne Bäumler (Hg.), Grafschaft Werdenfels 1294-1802. Katalogbuch zur Ausstellung [...] im Kurhaus Garmisch, Garmisch-Partenkirchen 1994, S. 88 sowie Michael Benedikt, Weidestreitigkeiten zwischen Garmisch und »denen hinter der Degernau« [...], in: Groana 18 (2003), S. 1126-1133, hier S. 1133.

[42]Ostler/Henker/Bäumler, Grafschaft Werdenfels, S. 90-93 sowie S. 112-114 (Nr. 54-56).

[43]BayHStA, Kurbayern Geheimes Landesarchiv 198-202. Zur damit verbundenen politischen Auseinandersetzung siehe Johannes Haslauer, »Errichtet um allen Nachbarn Verdruss zu machen«. Die Rolle der Bayerischen Akademie der Wissenschaften im politischen Streit um die Grafschaft Werdenfels (1765-1768), in: Zeitschrift für Bayerische Landesgeschichte 72 (2009), S. 399-459.

[44]BayHStA, Kurbayern Geheimes Landesarchiv 198, fol. 99f. (1765 XI 02).

[45]Ebd., fol. 559-562 (1765 XII 28), hier fol. 562.

[46]Ebd., 199, fol. 173ff.

[47]Ebd., fol. 220-222 (1766 VII 02).

[48]Ebd., fol. 251-254 (1766 VII 12).

[49]Ebd., 200, fol. 557-563, hier 560.

[50]Im Bergbau gebräuchliches Längenmaß (in Bayern etwa 1,97 m), siehe Wilhelm Rottleuthner, Alte lokale und nichtmetrische Gewichte und Maße und ihre Größen nach metrischem System, Innsbruck 1985.

[51]BayHStA, Kurbayern Geheimes Landesarchiv fol. 251-254 (1766 VII 12) sowie fol. 320-322 (1766 VIII 01).

[52]Ebd., 199, fol. 293-296 (1766 VII 15).

[53]Ebd., fol. 463 und 472-474 (1766 VIII 17 und 1766 VIII 25).

[54]Ebd., fol. 485 (1766 IX 04) sowie fol. 490-494 (1766 IX 05).

[55]Ebd., fol. 535-537 (1766 IX 22).

[56]Ebd., fol. 557-564.

[57]Ebd., 198, fol. 38f. (1765 X 09).

[58]Hans Kinzl, Die Alpenvereinskarte des Wetterstein- und Mieminger Gebirges, in: Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins 85 (1960), S. 7-12 und Brunner/Horst, Karte des Zugspitzgebiets, S. 5.

[59]BayHStA, Plsg. 2460: Matthias Paur, Bayerisch-freisingisch-tirolische Grenze, 1718. – Historisches Archiv des Deutschen Alpenvereins, Kunst/Sachgut/2126/0: Das Reintal im Landgericht Werdenfels, o. J. [vmtl. 1. Hälfte 18. Jh.] (Abdruck: Brunner/Horst, Karte des Zugspitzgebiets). – [G. Gumpp], Ansicht des östlichen Wetterstein von Norden, o. J. [ca. 1720] (Abdruck: Stolz, Anschauung und Kenntnis 1, S. 20). – Marktarchiv GAP, MAP IX 4 (Beilage): Das Reintal bis zur Zugspitze, o. J. [18. Jh.] (Abdruck: Brandner, Rund ums Landl, S. 29).

[60]Blasius Hueber, Grenze zwischen Tirol und der Grafschaft Werdenfels, 1789 (Teilabdruck: Brandner, Rund ums Landl, S. 43 und 47). – BayHStA, Plsg. 5300: Matthias von Schilcher/Joseph Wepfer, Situationskarte der Grafschaft Werdenfels mit Angabe der Forst- und Jagdreviere, 1803. – BayHStA, Plsg. 1214: A. v. Coulon/Rudersheim, Topographische Aufnahme des Landgerichtes Werdenfels mit den Steuerdistrikten Grainau, Garmisch, Farchant, Partenkirchen, Wallgau, Mittenwald, o. J. [frühes 19. Jh., ca. 1808]. – BayHStA, Plsg. 9977: Egger, Plan des Landmarchzuges zwischen Tirol und dem Landgericht Werdenfels, 1818.

[61]BayHStA, Landesvermessungsamt, Uraufnahme SW 14-11 bis 14-20, 15-14 bis 15-20 und 16-15 bis 16-20.

[62]Topographischer Atlas vom Königreich Bayern, Blatt Nr. 97: Mittenwald, München 1835.

[63]Monika Gaertner, Das »Wetterstein-Relief« des Österreichischen Alpenvereins... erinnert an einen »alten, graugrün verschossenen, verknüllten Hut«, in: Andreas Bürgi (Hg.), Europa Miniature. Zürich 2007, S. 89-93.

[64]Zu dem 1804 bis 1867 entstandenen Kartenwerk siehe Leidel/Franz, Von der gemalten Landschaft, S. 293-296 (mit weiterführender Literatur). Das Wegenetz ist nur bei genauem Studium des Drucks zu erkennen.

[65]BayHStA, KSlg. 711 sowie Plsg. 1214 und 5300; Hueber, Grenze zwischen Tirol und der Grafschaft Werdenfels, 1789 (Abdruck bei Brandner, Rund ums Land, S. 47).

[66]BayHStA, Landesvermessungsamt, Uraufnahme SW 35-18 und 35-19 sowie 36-18 und 36-19.

[67]Alpenvereinskarte 4/2: Wetterstein- und Mieminger Gebirge Mitte, München 2007.

[68]BayHStA, Landesvermessungsamt, Uraufnahme SW 35-17 und 35-18.

[69]BayHStA, Pls. 1214; Topographischer Atlas 97 (1835).

[70]BayHStA, Pls. 1214 und 5300 (gestrichelt angedeutet); Topographischer Atlas 97 (1835), wobei hier die Wegführung am Beginn bis zur Kälberhütte unklar ist; Historisches Archiv des Deutschen Alpenvereins, Kunst/Sachgut/2126/0.

[71]BayHStA, KSlg. 711; ebd. Pls. 1214 und 5300; Topographischer Atlas 97 (1835).

[72]BayHStA, Pls. 5300; Hueber, Grenze zwischen Tirol und der Grafschaft Werdenfels, 1789 (Abdruck bei Brandner, Rund ums Landl, S. 43); Topographischer Atlas 97 (1835). Ein Tiroler Forstamtmann berichtete bereits 1434, dass man »an dem Halsl [...] von Mittenwald hereinget in die Leutasch« (Stolz, Landesbeschreibung, S. 441 Anm. 2 und 3).

[73]Hueber, Grenze zwischen Tirol und der Grafschaft Werdenfels, 1789 (Abdruck bei Brandner, Rund ums Landl, S. 47); Topographischer Atlas 97 (1835).

[74]In der DAV-Karte heute nur noch als Spuren eines Weges eingezeichnet (Alpenvereinskarte 4/2: Wetterstein- und Mieminger Gebirge Mitte, München 2007).

[75]Johann Heinrich Zedler, Großes vollständiges Universal-Lexicon, Bd. 40, Halle/Leipzig 1744, Sp. 1361f., s.v. Stunde. Die gemeine Stunde maß 2500-3000 geometrische Schritte, für die wiederum je 5 französische kgl. Fuß veranschlagt waren, vgl. ebd. Bd. 35 (1743), Sp. 1210 f., s.v. Schritt; Rottleuthner, Gewichte und Maße, S. 154 (pied du roi, 1 Fuß = 0,32 m).

[76]BayHStA, Freising Urkunden 1768 VIII 27.

[77]Stolz, Anschauung und Kenntnis 2, S. 32-34.

[78]Vgl. im Überblick: Hiebeler, Zugspitze, S. 19-58.

[79]Eine Untersuchung über die Genese dieser Figur steht aus. Entscheidenden Anteil an der Verbreitung hatte offensichtlich der populäre Volksdichter Maximilian Schmidt (1832-1919) mit seiner Erzählung »Der Zuggeist« (Gesammelte Werke 4), München 1887.

[80]Fritz Schmitt, Grate und Wände im Wetterstein, in: Jahrbuch des Deutschen Alpenvereins 85 (1960), S. 28-39; Hiebeler, Zugspitze, S. 108-128, 160-183.

Hochalmspitze

Die unendliche Geschichte der Erstbesteigung

VON HEINZ JUNGMEIER

Bisher galt Paul Grohmann, Mitbegründer des Alpenvereins und Erschließer der Dolomiten, als Erstbesteiger der Hochalmspitze, 3360 m, im Maltatal. Aber auch andere Namen sind genannt worden. Und nun, nach mehr als 150 Jahren, tauchen bisher völlig unbekannte Briefe auf...



Hochalmspitze mit Hochalmkees (links in der Sonne) und Großelendkees.
Foto: Heinz Jungmeier

Zeugen der Vergangenheit

Wie können Briefe, die 1855 geschrieben wurden, erst 2007 ihre Adressaten erreichen? Der wichtigste von den drei Briefen war für die Carinthia in Klagenfurt geschrieben, und lag erst 152 Jahre später im Briefkasten! Wie können solche Schreiben, von deren Existenz niemand etwas ahnte, zu Dokumenten werden, die uralte Fragen klären? Es gleicht einem Krimi, nach dessen Auflösung einiges aus der Alpingeschichte neu zu schreiben sein wird.

Die Hochalmspitze, zweithöchster Berg Kärntens nach dem Großglockner, ist auch als Tauernkönigin, Keesige Alm, Tauernfürstin oder Eiskönigin des Maltatales bekannt. Im Volk wird sie liebevoll einfach Hochalm genannt. Manche vermeinen in ihr sogar den schönsten Berg Kärntens zu erkennen: »architektonischer Aufbau«, vier Gletscher und vier Grate in alle Himmelsrichtungen. Der Anblick von den Schwarzhornseen her sucht seinesgleichen! Sie war lange Zeit unbekannt geblieben, weil sie sich hinter anderen Gipfeln verbirgt und auch nur von wenigen Talpunkten aus zu sehen ist. Auch wurde die Hochalm infolge von Kartografier-Problemen bezüglich ihrer Höhe lange Zeit unterschätzt und erst später vom Ankogel aus als der Berg wahrgenommen, wie er sich uns heute darstellt. A. Ruthner: »Die Hochalmspitze war eine verkannte, ja die verkannteste aller verkannten Größen unter den österreichischen Bergen!« 1800 war der Großglockner erstmals bestiegen worden, der zweithöchste Gipfel Kärntens aber galt noch 55 Jahre später als unbezwingbar!

Die ›Carinthia‹ 1859 [4]: »(…) Es geht daraus auch hervor, dass diese Spitze (Hochalm) bei der damaligen Landesvermessung gar nicht gemessen, gar nicht bestiegen worden ist. Es ist auch bisher über eine ausgeführte Besteigung dieses schönen Gletschers unseres Wissens gar nichts veröffentlicht worden. Im Jahre 1856 (1855! d.Vf.) versuchte der damalige Pfarrer von Maltein eine Besteigung derselben, erreichte jedoch selbst nicht die höchste Spitze, die aber von seinen Begleitern, Bauern aus Maltein, ungeachtet der durch die zahllosen Eisschründe verursachten Gefahren glücklich erstiegen wurde. Es sind uns leider die versprochenen Details dieser Ersteigung nicht mitgeteilt und überhaupt nichts darüber veröffentlich worden.«

1859 erklomm der später als Erschließer der Dolomiten bekannt gewordene Paul Grohmann die Hochalmspitze, worüber 1864 A.v. Ruthner berichtet.[6] Dass andere

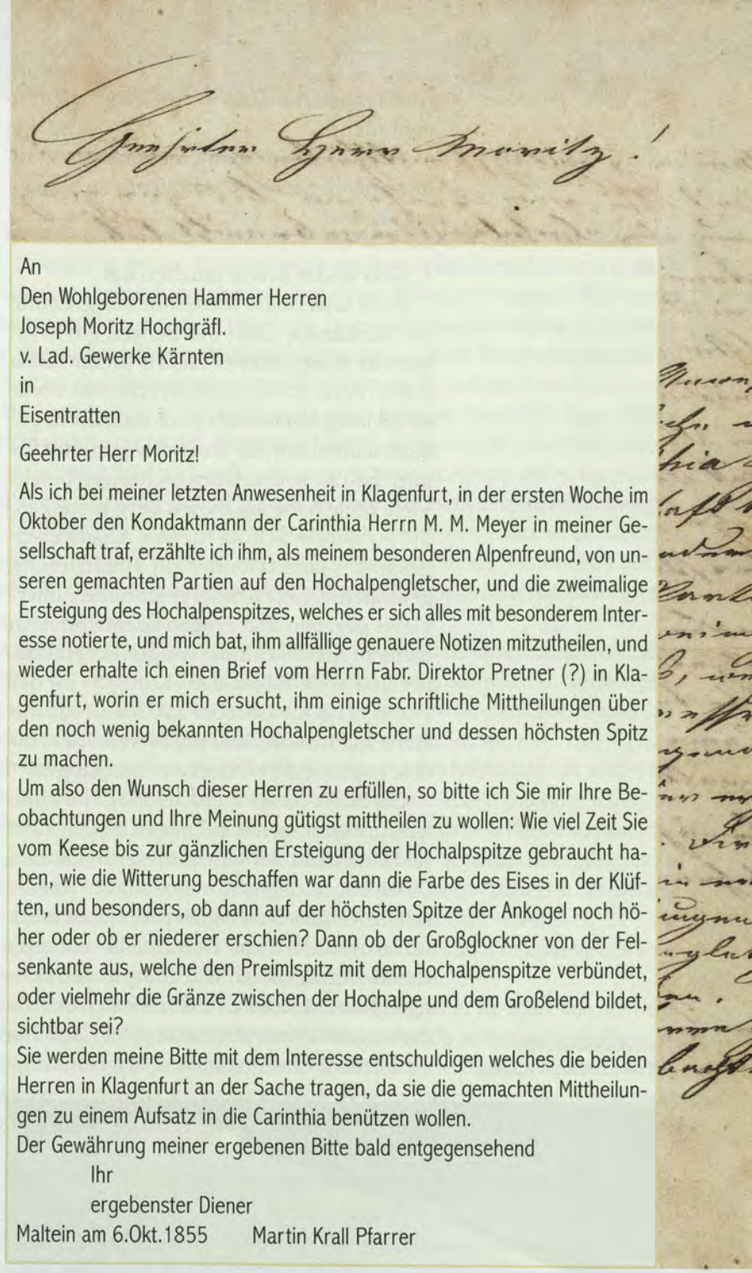
als Erstbesteiger in Frage kommen könnten, wird von Ruthner in seiner Veröffentlichung noch ausdrücklich erwähnt: Der Pfarrer Martin Krall aus Malta und auch Josef Moritz aus Eisentratten, jeweils mit ihren Begleitern. In allen folgenden Berichten ist aber von diesen einheimischen Bergsteigern kaum mehr die Rede.

Dazu wörtlich August v. Böhm 1894[8]: »Im Nebel konnte man sich leicht über die Lage des höchsten Gipfels täuschen und die erreichte Spitze für die höchste halten. Die wirklich höchste Erhebung, die Apere Hochalmspitze, ist damals sicher nicht erreicht worden – die Bergsteiger hätten es gewiß nicht unterlassen, einen Steinmann darauf zu errichten.«

F. Kordon[10] hat diese Unternehmungen folgendermaßen beschrieben: »(...) Die Gruppe unter Pfarrer Krall querte am 26.8.1855 die Firnmulde bis in die Preimlscharte, wo sich die Schau auf das Großelend öffnet. Indessen hatte sich das Wetter verschlechtert und das Ziel war in Wolken gehüllt, wodurch das Vordringen stockte. Nur zwei: Josef Krois und Simon Moser ließen sich nicht abschrecken, stiegen die Steilhänge hinan und erreichten im Nebel um halb 12 Uhr eine Erhebung, die sie für die Hochalmspitze hielten. Es war aber ihr nördlicher Vorgipfel, der Großelendkopf. Nach diesem vermeintlichen Sieg der zwei Teilnehmer (…) wurde der Heimweg angetreten.«

Kordon weiter: »Der nächste Versuch erfolgte am 30.8.1855 durch einen Liesertaler: Josef Moritz, Werksbeamter in Eisentratten. Man sieht, dass die Hochalmspitze nun viele Köpfe in und um Gmünd beschäftigte. Moritz hatte als Begleiter den Jagermathl und zwei herrschaftliche Holzknechte: Andreas Pucher, Lenzbauer aus Hattenberg und Jakob Haman. Bei prächtigem Wetter wurde die Schneeige Hochalmspitze zum erstenmal erstiegen, der Übergang zum höchsten aperen Gipfel jedoch nicht gewagt.«

Es wäre an dieser Stelle zu hinterfragen, woher Kordon diese Information hatte, die ihn zu solch definitiver Aussage veranlasste? In weiterer Folge haben alle Veröffentlichungen die Formulierungen Böhms und Kordons übernommen. Bemerkenswert ist, dass auch von Grohmann kein authentischer schriftlicher Bericht vorliegt, er hatte lediglich A.v. Ruthner mündlich informiert, dass er am 15.8.1859 den Gipfel der Hochalm erreicht und einen Steinmann errichtet hat.[6] Dieser wurde dann auch von sei-



An
Den Wohlgeborenen Hammer Herren
Joseph Moritz Hochgräfl.
v. Lad. Gewerke Kärnten
in
Eisentratten

Geehrter Herr Moritz!

Als ich bei meiner letzten Anwesenheit in Klagenfurt, in der ersten Woche im Oktober den Kondaktmann der Carinthia Herrn M. M. Meyer in meiner Gesellschaft traf, erzählte ich ihm, als meinem besonderen Alpenfreund, von unseren gemachten Partien auf den Hochalpengletscher, und die zweimalige Ersteigung des Hochalpenspitzes, welches er sich alles mit besonderem Interesse notierte, und mich bat, ihm allfällige genauere Notizen mitzutheilen, und wieder erhalte ich einen Brief vom Herrn Fabr. Direktor Pretner (?) in Klagenfurt, worin er mich ersucht, ihm einige schriftliche Mittheilungen über den noch wenig bekannten Hochalpengletscher und dessen höchsten Spitz zu machen.

Um also den Wunsch dieser Herren zu erfüllen, so bitte ich Sie mir Ihre Beobachtungen und Ihre Meinung gütigst mittheilen zu wollen: Wie viel Zeit Sie vom Keese bis zur gänzlichen Ersteigung der Hochalpspitze gebraucht haben, wie die Witterung beschaffen war dann die Farbe des Eises in der Klüften, und besonders, ob dann auf der höchsten Spitze der Ankogel noch höher oder ob er niederer erschien? Dann ob der Großglockner von der Felsenkante aus, welche den Preimlspitz mit dem Hochalpenspitze verbündet, oder vielmehr die Gränze zwischen der Hochalpe und dem Großelend bildet, sichtbar sei?

Sie werden meine Bitte mit dem Interesse entschuldigen welches die beiden Herren in Klagenfurt an der Sache tragen, da sie die gemachten Mittheilungen zu einem Aufsatz in die Carinthia benützen wollen.

Der Gewährung meiner ergebenen Bitte bald entgegensehend

Ihr
ergebenster Diener

Maltein am 6.Okt.1855 Martin Krall Pfarrer

nem Freund Moisisovics am 25.8.1862 dort gefunden.[5]

Zu all den obigen Unternehmungen wird im folgenden noch Wesentliches zu berichten sein.

Drei uralte Briefe tauchen auf.

Es ist unfassbar! Vorbestimmung, Laune des Schicksals, Geist des Berges, ein Mysterium? Ausgerechnet zu mir finden diese Briefe! Purer Zufall kann es nicht sein. Mehr als 25 Jahre befasse ich mich intensivst, geradezu intim mit der Tauernkönigin, und für mich hält sie solche Überraschungen bereit! Viele Male habe ich diesen Berg bestiegen, ihn zu seinem Schutz für den Alpenverein gekauft[12], einen Gönner zur Finanzierung gefunden[18], viele Artikel geschrieben, Interviews gegeben und Fragen beantwortet. In meinem Arbeitszimmer hängen ein Holzrelief und viele Bilder der »Königin« an der Wand. Erst im Oktober 2007 war ich mit Hans Madritsch oben, um Stereo-Fotos für eine geplante 3-D-Diaschau einzufangen.[19]

Die Briefe haben mehr als 150 Jahre überlebt, um punktgenau bei mir zu landen. Gott sei Dank nicht auf einem dieser modernen Datenträger, denen nur eine kurze Lebenszeit im Vergleich zu Papier prophezeit wird. Ja, ich würde diese Dokumente entsprechend würdigen! Ich würde sie in den richtigen Kontext stellen, veröffentlichen und sie dem eigentlichen Adressaten – der Carinthia – zustellen! Eine unglaubliche, einzigartige Geschichte, die viele Fragen klären sollte, war doch erst kurz vorher – 2004 – eine neue Version der Erstbesteigung in der Carinthia zur Diskussion gestellt worden.[16][17] Demnach sollte doch der Malteiner Pfarrer Martin Krall mit seiner Gruppe als erster den Gipfelsieg errungen haben:

Hochalmkees 2008
Foto: Heinz Jungmeier



Pfarrer Kralls Bergfahrt 26./27.8.1855

Erst nachdem im Jahre 2004 (!) zwei Aufsätze in bezug auf obiges Unternehmen erschienen waren, gelang es dem Autor Axel Huber Einblick in das Gedächtnisbuch der Pfarre von Malta zu erhalten, wo die Tourenbeschreibung ihres damaligen Pfarrers Martin Krall (1814-1867) über seine denkwürdige Tour von 1855 nachzulesen war. Bedauerlicherweise lässt sich heute nicht mehr feststellen, zu welchem Zeitpunkt Krall die hier wiedergegebene Eintragung ins Gedächtnisbuch der Pfarre tatsächlich machte!

Krall: *«In langen Zeilen wandernd durchschritten wir, die Gebirgsgruppe der Steinernen Leute links lassend, die weit nach Süden hinziehende Schneefläche, bis wir die Felskante, welche den Preimel mit der Hochalmspitze verbindet, erreichten und erstiegen. Hier zeigte sich nun ein Anblick, dessen Erhabenheit nicht zu beschreiben ist. Wir standen an der obersten Kante des Großelendgletschers, der sich mit kleinen Schlünden und Brücken zu unseren Füßen bis ins Großelendtal niedersenkte. Uns gegenüber gegen Nordosten der schöne, konisch geformte Ankogel, der Hafnerspitz und alle erhabenen Häupter, in Stiller Größe. Es war 10 Uhr vormittags. Der Hochalpenspitz war in einem Schleier der Wolken tief eingehüllt und dessen Besteigung höchst unsicher und gefährlich. Zwei aus unserer Gesellschaft, Simon Moser und Joseph Krois wagten das Unternehmen, standen die steilsten Höhen wacker hinaufkletternd bald auf dem kleinen (Schneeigen) und in kurzer Zeit auf dem höchsten (Aperen) Hochalmspitz, waren zwar immer im Nebel, aber ihr Triumphgeschrei ließ den errungenen Sieg vermuten. Die Hochalpenspitze war erstiegen am 27. August um ½ 12 Uhr mittags.«* Vom Gipfelaufstieg der beiden gibt es keine detailierte Beschreibung. Irritierend und den zu-

Ersteigung der Hochalpenspitze im Maltathall am 30. August. 1855

Herrn Martin Krall, Pfarrer zu Malta!
Euer Hochwürden!

Auf Ihr Geehrtes v. 6. d. bin ich mit Freuden bereit, Ihnen meine Erlebnisse bei Besteigung des Hochalpen Gletscherspitzes mitzutheilen. Leider sind diese Mittheilungen aber so beschaffen, dass sich dieselben für den von Ihnen beabsichtigten Zweck, nämlich zur Aufnahme in ein öffentliches Blatt, ohne mindestens meine Schreibweise zu verbessern, wohl nur zum kleinsten Theil eignen dürften, weil denselben Wissenschaft und Gründlichkeit mangelt, was wohl nicht so ganz der Fall wäre, wenn ich je gedacht hätte in die Lage zu kommen, um darüber zu schreiben. Meine Berufsgeschäfte führten mich im heurigen Sommer allmonatlich einmal in Malta- und Goesgraben, u. in die nächste Nähe der Hochalpe. In Folge dessen reifte in mir der Entschluß, einmal bis zum Hochalpengletscher emporzusteigen, da ich noch nie einen Gletscher betretten hatte. Ich theilte mein Vorhaben dem mich jedes Mal begleitenden, im Maltathale ergrauten 73 jährigen herrschaftl. Jäger, Mathias Eggeler mit, der mich bei Gelegenheit unserer nächsten Berufsreise bis an den Gletscher zu führen versprach. Auf meine Frage, ob es nicht möglich sei auf die höchste Spitze der Hochalpe zu kommen, erhielt ich von Eggeler ein entschiedenes »Nein«, weil es bis jetzt der vielen und großen Eisklüfte wegen noch niemand gewagt habe, die Spitze zu besteigen, u. es überhaupt nicht zum Hinaufkommen sei. Nach dieser Äußerung leistete ich auf die Ersteigung der höchsten Spitze zwar vorläufig Verzicht, war aber fest entschlossen am Gletscher gegen die Spitze zu soweit vorwärts zu gehen als nur möglich, in welchem Vorhaben mich auch der Andreas Pucher, Meisterknecht der gewerksch. Holzarbeiter im Maltagraben, ein entschlossener Mensch, welcher ebenfalls bei der Parthie war, thätigst zu unterstützen versprach, u. sich mit noch einem Holzknecht, Namens Jakob Haman, an mich und Eggeler anschloß.

Am 30. August 4 Uhr früh begannen wir 4 Mann hoch von der Hochalpen Ochsenhalter Hütte wo wir übernachtet hatten, unseren Aufstieg, u. erreichten um 6 Uhr kurz nach Sonnenaufgang, den Anfang des Gletschers. Nachdem wir eine halbe Stunde ausruhten, u. die Gebirge im Osten in der himmlischen Beleuchtung der Morgensonne, u. die emportauchenden Gebirgsspitzen im fernen Hintergrunde beschauten, betratten wir den an dieser Stelle verschneiten Gletscher, oder vielmehr den während der Nacht hartgefrorenen Schnee.

Über dieses tiefwinterliche Schneefeld gehend, zeigten sich uns aus demselben emportauchend, ringsum nakte Felsmassen, als wollten sich dieselben der Umarmung des Gletschers entwinden. Nachdem wir ¾ Stunden über dieses weite Schnee- und Eisfeld gegangen waren, bemerkten wir zu unserer rechten Seite Fußtritte von Menschen, u. Eggeler sagte, dass hier vor einigen Tagen, mehrere Herren von Gmünd – Bezirksvorsteher Lacker, Müllbauer, Werdowatz (?) und Gussenbauer die derselbe gleichfalls begleitet hatte, – gegangen seien, aber nur bis zum versteinerten Halter und Senerin – zwei hohe aufrecht stehende Felsblöcke – gelangten, u. dort durch einen Abgrund in der weiteren Besteigung des Gletschers aufgehalten wurden, nachdem dieselben vom höchsten Gipfel nur mehr eine Stunde entfernt waren.

Endlich sahen wir in unmittelbarer Nähe, den grünlich blauen zerklüfteten eigentlichen Gletscher, an den steileren Gehängen, wo der Schnee von der Sonne geschmolzen war, aus dem ungeheuer weiten u. großartigen Schneefeld, emporragen.

Eine kurze Stunde folgten wir der Spur obiger Herren, lenkten dann aber nördlich ab, um wenn es möglich wäre, die Spitze von der Nordseite zu ersteigen, da die Herren von Gmünd an der Südseite den Aufstieg nicht ausführen konnten. Jedenfalls wollten wir jenen Punkt erreichen, von welchem die Herren, wie uns der Ochsenhüter in der Hochalpe gesagt hatte, die Ansicht von Großelend gehabt hätten. 5/4 Stunden immer nördlich über ein flach ansteigendes von Eisklüften, deren eine wegen ihrer Breite, nicht zu überspringen war, u. umgangen werden mußte, – durchkreuztes Schneefeld wandernd, auf welchem wir sonderbar genug einige den niederen Regionen angehörige erstarrte Insekten fanden, – erreichten wir diesen Punkt.

Die Aussicht ist hier sehr lohnend und wirklich imposant. Das ganze sogenannte »große Elend« mit seinen zerklüfteten Eisfeldern zu unseren Füßen ausgebreitet, im Hintergrunde die Tyroller und Salzburger Bergrissen, worunter der Großglockner, von unserem Standpunkte in nordwestlicher Richtung, wie ein Vater unter seinen halberwachsenen Kindern. Leider konnten wir den König der Hochgebirge mit seiner Spitze nur 5-6 Minuten sehen, denn schon während wir das hinter uns liegende Gletscherfeld überschritten hatten, lagernten sich in Osten u. Süden große Nebelmassen übereinander, welche nach u. nach auch die Fernsicht in der Richtung des Glockners beschränkten, u. diesen fast plözlich einhüllten. Uns gegenüber etwas nordlich erhob sich in seiner Großartigkeit der »Ankogl«, noch etwas nördlicher das »Schwarzhorn«. Ich konnte mich an dem prachtvollen Panorama der großartigen Alpen u. Gletscherwelt nicht sattsehen, u. ich kann die Eindrücke nicht beschreiben, die ich in dieser, wie es schien, unendlichen Oede empfand. Von den Führern in meinem Gedankengange gestörrt und zum Aufbruch ermannt, war ich dazu schnell bereit, weil durch die soeben in mich aufgenommenen Eindrücke noch mehr angeregt. Sehnsuchtsvoll die Spitze schauend, setzten ich, Pucher, u. Haman den nun gefährlich werdenden steilen Anstieg über den Gletscher fort, während Eggeler hier zurückblieb unsere baldige Umkehr erwartend, weil er nicht glauben konnte, daß wir die Spitze erreichen würden.

Bedeutende Gletscherklüfte mußten von jetzt an theils übersprungen, theils wegen der Breite von 6 Fuß umgangen, oder ein Punkt gesucht werden, wo die Kluft an einer engern Stelle mit Schnee gefüllt den Uebergang nach sorgfältiger Prüfung mit dem Bergstock gefahrlos erscheinen ließ.

Pucher hatte vorsichtshalber eine Hacke u. Zapin, u. ein Seil mitgenommen. Dieses ließ ich mir mit dem einen Ende um den Leib binden, während das andere Ende Pucher in der Hand behielt, u. damit voran ging, um uns gegenseitig im Falle des Abrutschens oder Einsinkens zu halten, da ich mich auf meine Fußeisen, welche wegen anballenden Schnee keinen Halt hatten, nicht verlassen konnte. Auch die Hacke und der Zapin leisteten uns wesentlichen Nutzen, den während die anzusteigende Gletscherfläche immer steiler und klüftiger wurde konnte der Holzknecht Haman an einer besonders steilen Eisfläche mit diesem Werkzeuge in derselben Fußstapfen aushauen, den auf dieser 50 bis 60 Grad abfallenden Eisfläche wäre ein Abrutschen in eine 25-30 Klafter unterhalb befindliche Querkluft unvermeidlich gewesen welche 6 Fuß breit und wer weiß wie tief, uns entgegen gähnte, u. ein Hineinrutschen hätte sicher das Leben gekostet. Nachdem diese gefährlichste Stelle glücklich passiert war, meinerseits wohl mit Angst u. Zittern, erreichten wir den Kamm der südlichen Abdachung circa 20 Klafter unter der höchsten Spitze der Hochalpe. Von da erhebt sich die piramidenartige höchste Spitze, u. die nicht mehr anzuzweifelnde Möglichkeit der Erreichung derselben gab mir Muth diese Anstrengung zu wagen. Die beiden Führer überkletterten mit vieler Mühe u. Gefahr die ihnen entgegen hängende schmalle Schneekante an der obersten Schneide, ich folgte ihnen mit etwas leichterem Herzen, weil die Erreichung unseres Zieles in unmittelbarster Aussicht fand.

Endlich waren wir an der scharfen Schneekante angelangt, die höchste Spitze nur noch circa 8 Fuß über uns schauend. Wie ein Reiter auf sein Pferd setzte ich mich auf die schneidige Schneekante, einen Schenkel in das Maltathal, den andern in das Mallnitzthal abhängen lassend, – allein nur einige Augenblicke u. mir schwindelte vor dem grausigen bodenlosen Abgrund welcher sich an der Mallnitzer Seite zeigte, ich kroch behutsam zurück, u. auf Bauch u. Brust liegend, nur den Kopf in die Tiefe vorstreckend, u. weil ich mich in dieser Stellung sicher fühlte, blieb ich einige Minuten so liegen. Es war so windstill, daß ich mit dem zweit angebrannten Zündhölzl mir eine Ciggare anrauchen konnte. Die höchste Spitze erhebt sich von dem Punkt wie gesagt 8 Fuß hoch dreikantig u. sehr steil, u. der höchste Punkt derselben gewährt keinen Raum für ein paar menschliche Füße. Dessen ungeachtet erklom dieselbe mein Begleiter Pucher vollkommen, Haman hinter ihm hielt sich an seinem Rock, auch er war vom Schwindel nicht frei, ich blieb aber an meinem Platz u. rauchte gemütlich die Cigare, u. schaute die Gestaltungen der Umwelt, hoch oben über allen sichtbaren Gebirgsspitzen, bis auf den Riesen Großglockner u. den von meinem Stand = oder vielmehr Lagerpunkt aus etwas niedereren, nahe mir sich aufthürmenden »Ankogl«.

Mittlerweile verschleierte der immer in größeren Massen aufdauchende Nebel die weitere Fernsicht. Wir hatten Nichts Besseres mehr zu erwarten, u. brachen zum Abstieg auf. Mit Freude entdecken wir ein von der Spitze abfließendes kleines Bächlein Schneewasser von welchen wir unseren Durst stillen konnten, während dem unsere Jagdtaschen eine frugale Jause hergaben, den letzten Rest ihres Inhaltes.

Unser Aufenthalt an der Spitze war nur eine halbe Stunde.

Gefahrvoll wegen Abrutschen wurde von der südwestlichen Seite der Spitze der Abstieg begonnen, u. eine steil abschiesige Gletscherfläche passiert, nicht gerade nieder, sondern in Zick-Zack, weil an dieser Seite ein eisfreier Granitblock emporragte, in welchem ich die Anfangsbuchstaben unserer Namen u. das Datum einmeiselte, jedes Instrument zur Höhenbestimmung, der Gletscherklüfte u. ihrer Richtung vermissend. An obigen Granitblock, an dieser Seite – der südwestlichen – zunächst unter der höchsten Spitze werden künftige Ersteiger, wenn nicht verwittert, im Granitblock die nebenstehenden Zeichen eingemeiselt finden:

I H
AP. IM
30/8 1855

Die Rückreise wurde mit derselben Vorsicht wie der Aufstieg nämlich mit anbinden des Strickes um den Leib meinerseits eingeleitet, u. ließ ich mich erst losbinden, nachdem wir die steilsten Eisflächen glücklich hinter uns hatten. Aus purem Pumelwitz über die gelungene Ausführung unseres Vorhabens, rutschten meine beiden Begleiter mittelst ihrer Langstöcke über eine 20-25 Grad geneigte, nun erweichte Schneefläche hinunter, mich der ich in Handhabung des Bergstockes nicht so gewand war, wie es von Holzknechten wohl zu erwarten ist, – zurücklassend. Aber ihre Unvorsichtigkeit hätten dieselben wohl mit ihrem Leben büßen können. Ich sah oben stehend plötzlich nur mehr den Oberleib von denselben, die Füße waren in einer Gletscherkluft! Doch rettete sie ihre Geistesgegenwart. Mit dem Oberleib schnell vorwärts fallend retteten sie sich vor dem Einsinken u. vielleicht ewig begraben sein, – mir war dieser Augenblick ein wehmütig schrecklicher, es wird es mir vielleicht nur derjenige glauben, der solches erlebt hat…

Auf den Punkt zurückgekommen wo uns der Jäger Eggeler erwarten sollte – derselbe war aber schon viel weiter unten aber noch in Gletschergebiet – hatten wir noch das seltene Vergnügen, im großen Elend zwei Rudel Gemsen von 11 und 13 Stücken, die sich zu einer Herde vereinigten, in die Mallnitz hinüber ziehen zu sehn.

Das Wetter wurde mittlerweile immer drohender, wir hatten keine Zeit mehr zu verlieren um »hinab« zu kommen, den kaum hatten wir die Gletscher Region hinter uns, brach ein Gewitter los, welches den ganzen Abend anhielt. – Bis auf die Haut durchnässt langten wir Abends bei der Alpenhütte des Herrn Franz Kohlmayr im Gößgraben an, wo wir unsere Kleider an einem lustigen Feuer trokneten, u. uns beim Rammus – einer Speise aus Ram – Oberes – und Mehl so gütlich thaten wie Gott in Frankreich. Am frischen Gebirgs – Heu schlafend, träumte mir überhaupt gar Nichts, auch nicht von den gehabten Strapazzen.

Mir wird diese Excursion bis Ende meines Lebens in Erinnerung bleiben, u. ich fühle mich unvermögend die erhaltenen Eindrücke wiederzugeben. Wen mir Gott das Leben u. Gesundheit schenkt so gedenke ich wie ein Gebirgs Fex den 25. Jahrestag d. i. 30. August 1880 der von mir eingeleiteten »ersten Besteigung der Hochalpen Spitze« zu feyern, so hoch aufi steig i aber nie mehr.

Es würde mich sehr freuen, wen Sie den vorstehend Gesagten einiges Interesse abgewinnen würden, u. zeichne ich in dieser Erwartung

Euer Hochwürden

Ergebener

Eisentratten 20. Oktober 1855 J. Moritz

vor verkündeten Gipfelsieg in Frage stellend, meint Autor A. Huber, bleibt auf einmal der sehr zurückhaltend formulierende Pfarrer Krall, wenn er folgendes Resüme zieht: »*Wenn diese erste Besteigung kein anderes Resultat brachte, so war sie schon deshalb lohnend, weil für die Zukunft der Weg dahin gefunden war, und die Überzeugung gewonnen, dass seine Besteigung möglich war.*«[17]

Im Gegensatz zu allen vorangegangenen Veröffentlichungen (ausgenommen Moisisovics) hält es A. Huber für nicht ausgeschlossen, dass Moser und Krois den Gipfel doch erreicht haben könnten.

Doch nur drei Tage nach Krall brach am 29.8.1855 Josef Moritz mit seinen Begleitern zur Hochalmspitze auf! Was über diese Tour bisher veröffentlicht worden war, beruhte ausschließlich auf mündlichen Überlieferungen und Vermutungen. Im folgenden wird hier erstmals die originale Berichterstattung in Form des zweiten Briefes[2] veröffentlicht. Nach 155 Jahren !

Wie die Briefe zu mir kamen

Es begann mit einer privaten Einladung: Gesangsabend in der Villa Waldheim, Millstatt 20.10.2007. In der Pause traf ich mit Frau Isolde Moritz zusammen, Witwe des bekannten Architekten Kurt Moritz aus Millstatt. So nebenbei fragte sie mich, ob ich an einem alten Brief interessiert sei, der sich vermutlich mit der Hochalm befasst. Ihr sei bei der Durchsicht alter, am Dachboden lagernder Dokumente der Name »Hochalpenspitze« und die Jahreszahl 1855 aufgefallen. Nachdem sie die Kurrent-Schrift kaum entziffern könne, wüsste sie sonst nichts über den Inhalt, ob ich interessiert sei? Noch ein Monat sollte vergehen, bis ich insgesamt 3 vergilbte Schriftstücke in Empfang nehmen durfte, mit Spannung und mit entsprechender Ehrfurcht. In der Unterstufe hatte ich Kurrent gelernt, doch nun fehlte es mir an der erforderlichen Übung, um diese Briefe entziffern zu können. Mein ältester Freund und Bergkamerad Dr. Dieter Praxmarer half mir aus. Als Präsident des Landesgerichtes Ried im Innkreis hatte er beruflich viel mit alten Grundbüchern zu tun. Einen Monat später lieferte er mir die »Übersetzung« in Maschinschrift. Mit großem Interesse und mit wachsendem Staunen las ich den ersten Brief[1](s. Seite 175)

Pfarrer Krall hatte offensichtlich davon Kenntnis erhalten, dass wenige Tage nach ihm, am 29./30.8.1855 Herr J. Moritz aus Eisentratten mit Begleitern eine weitere Bergfahrt zur Hochalmspitze unternommen hatte.

Der zweite Brief[2](s. Seite 177 ff.)

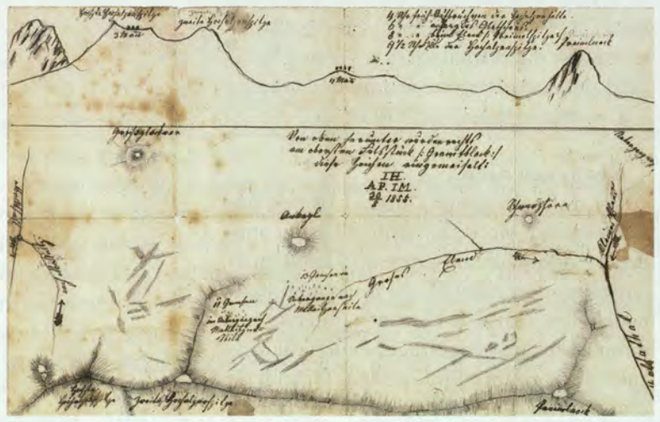
Gedanken dazu

Bei aufmerksamer Durchsicht des Berichtes von J. Moritz einschließlich der ausdruckstarken, detaillierten und fast künstlerisch anmutenden Skizze muss man staunen: Selbst einzelne Personen, zuerst vier, dann drei sind eingetragen, auch die Anzahl der gesichteten Gemsen, Grundriss und Aufriss liefern ein getreuliches Abbild

der durchstiegenen Gebirgslandschaft. Man muss zwangsläufig zur Überzeugung gelangen, den authentischen Bericht der ersten Hochalm-Besteigung vor sich zu haben. Herr Moritz war sich dessen voll bewusst.

Viele Chronisten haben sich darüber mokiert, dass auf dem Gipfel kein Steinmann als Zeichen der Anwesenheit errichtet wurde und diese Tatsache auch als Begründung dafür angeführt, dass der Gipfel eben nicht erreicht worden war. Dass die Erstbesteiger ihre eingemeißelten Initialen samt Datum hinterlassen würden, kam niemandem in den Sinn und war offensichtlich neu. Die Haltbarkeit ist dabei sicher länger als bei einem Steinmann, und wie wir heute wissen, war Andreas Pucher Spezialist für solche Gravuren, sie sind auch heute noch am Lenzbauerhof zu sehen! Nach 150 Jahren sind allerdings auch solche Zeichen in extremer Lage, wie am Gipfel, kaum mehr aufzufinden. »…weil an dieser Seite ein eisfreier Granitblock emporragte….« Wo ist dieser heute? Heute ist kein Gletscher mehr da, aber zahllose Granitblöcke! Der Block könnte abgestürzt sein, das Signum verwittert oder von Flechten überzogen. Eine Nachschau unter dem Gipfel bei einer Tour der ÖAV Sektion Millstatt im Jahre 2008 brachte keinen sichtbaren Erfolg.

Interessant die Aussage des Mathias Eggeler (Jagermathl), der im übrigen Herrn Moritz jedes Mal im Maltatal begleitete: »…. dass ein Hinaufkommen wegen der vielen und großen Eisklüfte noch niemand gewagt habe, die Spitze zu besteigen und es überhaupt nicht zum Hinaufkommen sei.« Dabei war doch Eggeler – lt. Bericht von Krall[17] drei Tage vorher mit ihm auf der Hochalm!! Er hätte wissen müssen, dass dabei der »Gipfelsieg« gefeiert worden war. Auch Krall muss diese Aussage des M. Eggeler im Moritz-Brief[2] gelesen haben!

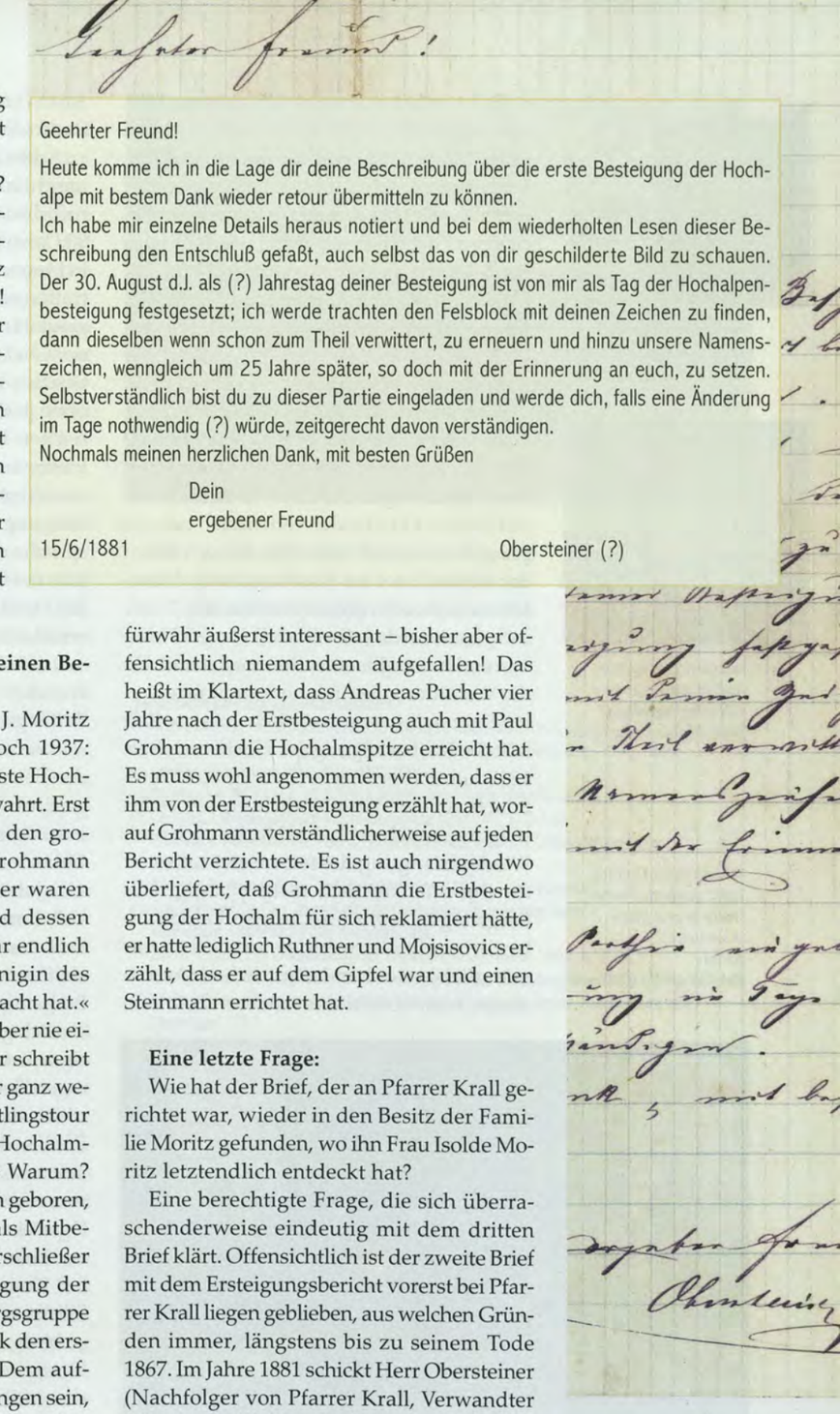


Faksimile der Besteigungsskizze von J. Moritz
Archiv: Heinz Jungmeier

Widersprüchlich erscheint auch eine Aussage des M. Eggeler, der beim Auftauchen von Fußspuren am ›weiten Schnee und Eisfeld‹ sagt, sie stammten von der Partie um Bezirksvorsteher Lacker und Gussenbauer, die vor mehreren Tagen hier gewesen sei. Er hätte sie ebenfalls begleitet, sie mussten aber bei den Steinernen Manndln umkehren. Warum erwähnt er nicht, dass er – M. Eggeler – drei (!) Tage vorher mit Krall hier gewesen war, und die Fußabdrücke eben von dieser Gesellschaft stammten. Durch Sonne und Wetter verschwinden Fußabdrücke im allgemeinen schnell, drei Tage können sie sich eventuell erhalten.

Drehte die Gruppe Krall früher gegen Süden als Moritz? War Eggeler gar nicht mit Krall unterwegs gewesen? Es wären dies nicht die einzigen Fragen an Pfarrer Krall: Warum – so fragt man – hat Krall von Moritz einen Bericht erbeten und selber keinen für die ›Carinthia‹ verfasst, obwohl er es versprochen hatte? Wann hat Pfarrer Krall seinen Bericht ins Pfarrbuch eingetragen, vor oder nach Erhalt des Briefes von Moritz? Warum hat Krall den Moritz-Bericht, der ja für die ›Carinthia‹ verfasst war, nie weitergegeben?

Offensichtlich hat Krall seine eigenen Erlebnisse den Herren aus Klagenfurt mündlich abgegeben, die dann ihren Artikel im Jahre 1859 veröffentlichten, ohne vom Ersteigungsbericht eines J. Moritz etwas zu ahnen. Hat Krall erkannt, dass Moritz' Erkenntnisse und Erkundungen viel weitergehend waren als seine eigenen, die dadurch ›entwertet‹ wurden, zumal Moritz tatsächlich den Gipfel erreicht hat? War er selbst nicht überzeugt, dass seine Männer am Gipfel waren? Konnte Krall das Triumpfgeschrei seiner Gipfelstürmer überhaupt hören? Nach



Geehrter Freund!

Heute komme ich in die Lage dir deine Beschreibung über die erste Besteigung der Hochalpe mit bestem Dank wieder retour übermitteln zu können.
Ich habe mir einzelne Details heraus notiert und bei dem wiederholten Lesen dieser Beschreibung den Entschluß gefaßt, auch selbst das von dir geschilderte Bild zu schauen. Der 30. August d.J. als (?) Jahrestag deiner Besteigung ist von mir als Tag der Hochalpenbesteigung festgesetzt; ich werde trachten den Felsblock mit deinen Zeichen zu finden, dann dieselben wenn schon zum Theil verwittert, zu erneuern und hinzu unsere Namenszeichen, wenngleich um 25 Jahre später, so doch mit der Erinnerung an euch, zu setzen. Selbstverständlich bist du zu dieser Partie eingeladen und werde dich, falls eine Änderung im Tage nothwendig (?) würde, zeitgerecht davon verständigen.
Nochmals meinen herzlichen Dank, mit besten Grüßen

Dein
ergebener Freund

15/6/1881 Obersteiner (?)

1½ h Aufstieg (10-11.30), der Berg lehnt sich zurück, Nebel war, meist geht der Wind.

Kann auch ein Pfarrer eitel sein? Jedenfalls erfuhr kein Außenstehender von der Existenz des Besteigungsberichtes des J. Moritz vom 30.10.1855 bis zum Jahr 2007! Man kann vermuten, dass Pfarrer Krall nach Studium des Moritz-Briefes das ganze Thema Hochalmspitze ad acta legte und auf sich beruhen ließ. Hier nun erst schließt sich der Kreis und es grenzt an ein echtes Wunder – oder es war Fügung –, dass der Brief nach mehr als eineinhalb Jahrhunderten doch noch das Licht der Öffentlichkeit erblickte.

Warum hat Paul Grohmann keinen Bericht verfasst?

Kordon, der vom Bericht des J. Moritz keine Ahnung hatte, schreibt noch 1937: »Aber noch immer hatte die höchste Hochalmspitze ihr Jungfernkränzel bewahrt. Erst am 15.8.1859 wurde es ihr durch den großen ostalpinen Eroberer Paul Grohmann aus Wien geraubt. Seine Begleiter waren Andreas Pucher, Lenzbauer und dessen Knecht Moidele Franz. Damit war endlich der Bann gebrochen, der die Königin des Maltatales so lange unnahbar gemacht hat.«

Nun, Grohmann selbst hat darüber nie einen Bericht verfasst! Und Schüller schreibt dazu[20]:»Es dürfte sich um einen der ganz wenigen Fälle handeln, dass eine Erstlingstour auf einen Berg vom Range der Hochalmspitze nicht beschrieben wurde.« Warum?

Grohmann, am 12.6.1838 in Wien geboren, war damals 21 Jahre alt. Er gilt als Mitbegründer des Alpenvereins und Erschließer der Dolomiten – erst nach Besteigung der Hochalm wendet er sich jener Gebirgsgruppe zu und schreibt als sein Lebenswerk den ersten Führer durch die Dolomiten. Dem aufmerksamen Leser wird nicht entgangen sein, wer (laut Kordon) Grohmann als Führer begleitet hat: nämlich Andreas Pucher. Dies ist fürwahr äußerst interessant – bisher aber offensichtlich niemandem aufgefallen! Das heißt im Klartext, dass Andreas Pucher vier Jahre nach der Erstbesteigung auch mit Paul Grohmann die Hochalmspitze erreicht hat. Es muss wohl angenommen werden, dass er ihm von der Erstbesteigung erzählt hat, worauf Grohmann verständlicherweise auf jeden Bericht verzichtete. Es ist auch nirgendwo überliefert, daß Grohmann die Erstbesteigung der Hochalm für sich reklamiert hätte, er hatte lediglich Ruthner und Mojsisovics erzählt, dass er auf dem Gipfel war und einen Steinmann errichtet hat.

Eine letzte Frage:

Wie hat der Brief, der an Pfarrer Krall gerichtet war, wieder in den Besitz der Familie Moritz gefunden, wo ihn Frau Isolde Moritz letztendlich entdeckt hat?

Eine berechtigte Frage, die sich überraschenderweise eindeutig mit dem dritten Brief klärt. Offensichtlich ist der zweite Brief mit dem Ersteigungsbericht vorerst bei Pfarrer Krall liegen geblieben, aus welchen Gründen immer, längstens bis zu seinem Tode 1867. Im Jahre 1881 schickt Herr Obersteiner (Nachfolger von Pfarrer Krall, Verwandter oder Freund?) ihn mit einem Begleitschreiben[3] an seinen Freund J. Moritz zurück.



Grabkreuz J. Moritz, Sachsenburg
Foto: Heinz Jungmeier



Initialen des Andreas Pucher am Lenzbauer Wirtschaftsgebäude.
Foto: Heinz Jungmeier

Es ist nicht bekannt, ob Obersteiner 1881 die angekündigte Bergtour auch wirklich durchführte, und ob er die eingemeißelten Initialen gefunden und seine eigenen daneben gesetzt hat. Jedenfalls kommt der Bericht von der Erstbesteigung wieder in das Haus Moritz zurück, wo er von nun an für lange Zeit ruht, bis ihn Frau Isolde Moritz Ende 2007 im Nachlass ihres Mannes findet.

Posthume Würdigung
Josef Moritz 7.2.1820 – 12.10.1888

Als Josef Kahn (Mutter Anna Maria Kahn) geboren, wurde er später von seinem Vater Josef Moritz legitimiert. Der Vater, seit 1827 mit Theresia Mailänder verheiratet, hatte in seiner Ehe weitere sieben Kinder, mit denen der kleine Josef im Hutmannhaus, Innerkrems, aufwuchs (heute Forsthaus)

Später wurde Josef (Kahn) Moritz Hammermeister in Eisentratten und somit für die Verhüttung des in Innerkrems abgebauten Eisenerzes verantwortlich. In diese Zeit fällt die Erstbesteigung der Hochalmspitze. 1857 heiratet er Maria Golznig aus Weißbriach. An eine Veröffentlichung seines Ersteigungsberichtes dachte Moritz auch nach Wiedererlangung desselben nicht. Es war für ihn offensichtlich nicht wichtig. Das Bergsteigen hatte im Übrigen keinen öffentlichen Stellenwert, es kursierten nur mündliche oder handschriftliche Informationen. Man lebte in einer anderen Zeit: kein Auto, kein Telefon, kein Fernsehen, kein Radio, kein Kopierer, Freizeit war knapp.

Musikkapelle Gmünd, 1890. Andreas Pucher: Hintergrund Mitte (Klarinette).
Archiv:
Musikkapelle Gmünde



Außerdem hatte der hochgräfliche Hammermeister J. Moritz jetzt mit anderen, beruflichen Sorgen zu kämpfen: Nach mehr als 800 Jahren wurden der Abbau von Eisenerz in Innerkrems und die Verhüttung in Eisentratten etwa um 1870 eingestellt. Die Eisengewinnung war unwirtschaftlich geworden, der Chef mutierte zum Gastwirt und Hausbesitzer in Sachsenburg, wo er 1888 starb, ohne je eine Würdigung seiner bergsteigerischen Leistung zu erfahren. Sein Grabkreuz fand ich am Friedhof in Sachsenburg, zwei Tage nach meiner letzten Hochalmbesteigung (2008). Ich habe stumme Zwiesprache mit diesem Mann gehalten, alle Details des Berges noch im Kopf! Eine Tour auf die Hochalmspitze ist auch heute noch ein ernsthaftes Unternehmen. Umso mehr muss man die Leistungen der damaligen Zeit bewundern. Das Bergsteigen war in den ersten Anfängen und gerade einmal wurden primitive Steigeisen ausprobiert, ein Strick um den Bauch gebunden und ein Bergstock mitgeführt. Es fehlte an jeglicher Erfahrung, man riskierte einen Gang in unbekanntes Gelände, in eine Welt voller Gefahren. Heiter mutet heute der Umstand an, dass man sich zum Schutze gegen das starke Sonnenlicht am Gletscher Schießpulver (!) ins Gesicht schmierte. Demnach müssen diese Bergsteiger dem Bild von Wilderern sehr ähnlich gewesen sein. Als besonders schwierig wurde dann nach erfolgter Tour das Reinigen der geschwärzten Haut beschrieben.

Ob sich J. Moritz von seinem Führer A. Pucher den Rucksack tragen ließ, ist nicht bekannt. Dies hatte später Dr. Julius Kugy von einem »Herrenbergsteiger« gefordert. Dass ein Mann das obligate Fass Rotwein auf einer Kraxe mitschleppen musste, war bei Kugy eine Selbstverständlichkeit: zur Stärkung unverzichtbar! Mit Zsigmondy hat er übrigens etwa drei Jahrzehnte später die Hochalm zu Fuß bestiegen, in einer Woche von Millstatt aus, dabei reichte zum Biwakieren der einfache Loden-Wetterfleck, der noch heute erhalten ist.

Andreas Pucher (Lenzbauer)

Er war ein vielseitiger Mann. Von Beruf Meisterknecht der gewerksch. Holzarbeiter, Landwirt, Schmied. In der Freizeit Bergsteiger und Klarinettist in der Musikkapelle Gmünd. Den weiten Weg von seinem Hof zu den Proben musste er in Ermangelung einer Straße wohl zu Fuß zurücklegen!

Aus der Chronik des Lenzbauer-Hofes in Großhattenberg 19 wörtlich: *»1865 übernimmt Andreas Pucher das elterliche Anwesen, das Vater Johann Pucher 1844 um 359 Gulden gekauft hatte. Im Winter 1867/68 brennt das Wirtschaftsgebäude ab, von A. Pucher neu errichtet. Zur Besitzzeit der Puchers wird in der von ihnen erbauten Schmiede das Schmiedehandwerk ausgeübt. Andreas Pucher war ein begeisterter Bergsteiger. Er war auch bei der Erstbesteigung der Hochalmspitze dabei. 1895 kauft Josef Dullnig um 4000 Kronen das Lenzbauer Anwesen von Andreas Pucher«.*[23] Andreas Pucher blieb Zeit seines Lebens ledig, hatte keinen Nachfolger und zog nach Gmünd, wo er vermutlich auch starb. Noch heute findet man sowohl am Wirtschaftsgebäude, als auch an diversen Grenzsteinen und Zaunsäulen des Lenzbauer-Hofes seine eingemeißelten Monogramme samt Jahreszahl. Besonders auffällig das A mit gebrochenem Querstrich (siehe Bild S. 182), wie er auch im Brief von J. Moritz zu finden ist. Da A. Pucher auch Paul Grohmann führte, war er wohl der erste Bergsteiger, der die Hochalmspitze zweimal bestiegen hat, und das innerhalb von 4 Jahren!

Von Jakob Haman konnten keine Spuren gefunden werden. Allen Respekt zollen wir diesen Männern, die sich damals an solche Bergtouren wagten und der Nachwelt ausführliche Berichte hinterließen, die nach so langer Zeit die ganze Wahrheit offenbaren!

Posthum grüßen wir die Erstbesteiger der Hochalmspitze Josef Moritz, Andreas Pucher und Jakob Haman mit Bergheil! Wir sind stolz darauf, dass es einheimische Bergsteiger waren, die als erste den Zugang zur »Königin« gefunden haben. Wir gratulieren zu dieser großartigen Leistung, die sich in einer Ehrenmitgliedschaft einer Alpenvereinssektion niederschlagen könnte.



Schwarzhornseen gegen Hochalmspitze mit Großelendkees.
Foto: Heinz Jungmeier

Wer weiß, vielleicht führt die Fügung auch weiterhin Regie und es lässt uns eines Tages ein Bergsteiger wissen, dass ihn sein Weg direkt zum Granitblock mit den Initialen der Erstbesteiger geführt hat.

Verwendete Literatur und Informationen

(1) Krall an Moritz, 6.10.1855 (erster Brief, siehe oben Seite 197)
(2) Moritz an Krall (für ›Carinthia‹), Ersteigungsbericht Hochalpenspitze, 20.10.1855 (zweiter Brief, siehe oben Seite 198-199)
(3) Obersteiner an Moritz, 15.6.1881 (dritter Brief, siehe oben Seite 201)
(4) Carinthia I, Ersteigung der Hochalpenspitze 1859, 49. Jg. S 142
(5) Edmund v. Moisisovics u. Paul Grohmann, Mitteilungen des Österr. Alpenvereins, ›Die Hochalmspitze‹ 1863
(6) Ruthner Dr. Anton, ›Berg und Gletscherreisen‹ 1864 – ein Vorbericht
(7) Gussenbauer Dr. Carl, Zeitschrift des Deutschen Alpenvereins Band I Vereinsjahr 1869-1870 ›Die Hochalmspitze‹
(8) Böhm August, Die Erschließung der Ostalpen, III.Bd, Berlin 1894, S. 256f.
(9) Kordon Frido, Vortrag ›Über den Arnoldweg auf die Hochalmspitze 3355 m‹, 10.12.1896
(10) Kordon Frido, Kärntner Heimatblätter ›Die Entwicklung des Alpinismus im Malta und Liesertale‹ 1937
(11) Schueller Harald Dr., ÖAV Mitteilungen 4/88 ›Paul Grohmann‹ zum 150. Geburtstag des ›Königs der Dolomiten‹
(12) Jungmeier Heinz Dr., AV-Jahrbuch 1995 ›Die gekaufte Königin‹ zum Erwerb des Grundstücks »Nr. 1423« Hochalm
(13) Hutter Dr. phil. Clemens ›Malta Hochalmstraße‹ 1995
(14) Winkler Mag. Robert, Spittaler Bergsteigerblatt ›Eine Neutour d.d. W-Wand der Hochalmspitze‹
(15) Huber Axel, Carinthia I 2004 (194. Jg.) ›Erste Besteigung d. Hochalmspitzes am 27.8.1855‹
(16) Huber Axel, Spittaler Bergsteigerblatt 139/2005 ›Erste Besteigung der Hochalmspitze 1855 oder 1859‹
(17) Huber Axel, Die Kärntner Landsmannschaft Heft 8/2005 ›Erstbesteigung der Hochalmspitze vor 150 Jahren?‹
(18) Jungmeier Dr. Heinz, Bergauf, ÖAV Juni 2008 ›Heinz Roth (1916-2007) Die Hochalmspitze – sein Vermächtnis für den Alpenverein‹
(19) Jungmeier Dr. Heinz, 3-D Dia-Doku 2008-07-15 ›Die gekaufte Königin‹
(20) Schueller Dr. Harald, ›Ankogel und Hochalmspitze – aus der Frühzeit ihrer Erschließung‹, Alpenvereinsjahrbuch 1979
(21) Moritz Isolde, Millstatt, Persönliches zu Fam. Moritz
(22) Wilscher Horst Dir., Eisentratten, Persönliches zu Fam. Moritz
(23) Dullnig Peter, Lenzbauer, Großhattenberg, Hauschronik

M ist zu Hause

Bergunfälle

VON INGEBORG SCHMID-MUMMERT

Erinnerung 1:

Jene, die im Jahr 2007 bereits über Wochen auf der internationalen Datenautobahn die Geschehnisse im Karakorum verfolgt hatten, erfuhren schließlich am 6. August:

> Es hat sich alles zum Guten gewendet. Die Urne mit der Asche […] wird demnächst in Kufstein beigesetzt. […] Zur Bergung: Sie war sicherlich sehr schwierig und nur durch eine ausgezeichnete Strategie durchzuführen. Teamarbeit stand an vorderster Stelle.

Weitaus emotionaler bringt es daheim in Tirol die Lokalzeitung auf den Punkt: »Bergung geschafft, Eltern weinen vor Erleichterung«. Von einem erlösenden Telefonanruf aus dem fernen Pakistan ist da die Rede, von der Erfüllung einer »seit mehreren Wochen andauernden, gefährlichen und extrem Kräfte raubenden Mission«.

Was war geschehen: Im Juni 2007 waren Bergsteiger von Tirol aus aufgebrochen, um »einen Leichnam aus 8000 Metern Höhe zu bergen« (*Tiroler Tageszeitung Nr. 172/2007, Tirol aktuell, S. 5*). Ausgegangen war die Aktion vom Bruder des Verstorbenen. Der tote Körper wurde an den Fuß des Achttausenders transportiert, mit einem Militärhubschrauber in die nächste Stadt befördert, eingeäschert und zur Bestattung in die Heimat des Verunglückten gebracht. Die *TT* informiert den Anteil nehmenden Leser:

> Für die Familie war die Bergung eine Herzensangelegenheit. ›Sich vorzustellen, dass [er] da oben so offen herumliegt, war unerträglich. Es ist besser, wenn wir ihn bei uns haben.‹ Am 5. August soll es nun so weit sein. Ein Jahr nach seinem Tod soll [er] wieder nach Kufstein zurückkehren und in seinem derzeit leeren Grab seine Ruhe finden.

Weltweit war diese Bemühung um eine »würdevolle letzte Ruhestätte« verfolgt worden, hatte deren Hauptakteur doch bereits im Vorfeld angekündigt:

> Diese Expedition wird sicher das Interesse der Medien wecken, da es in der bisherigen Expeditionsgeschichte noch nie gelungen ist, einen verstorbenen Bergsteiger vom Gipfel eines Achttausenders zu bergen.[1]

Die Entscheidung, den eigenen toten Bruder aus dem Hochgebirge zu bergen, gedieh damit zur Expedition der Extreme, mit dem Anspruch, neue ethische und bergsteigerische Maßstäbe zu setzen.

Erinnerung 2:

Mehr als hundert Jahre früher gab es diese Situation schon einmal: Ein tödlicher Bergunfall, aufgeregte Zeitungsberichte, überregionale Anteilnahme und das ehrgeizige Unterfangen, den Leichnam aus schwierigstem alpinem Gelände zu bergen.

Wir schreiben das Jahr 1901, Schauplatz Karwendel. Beim Versuch der Erstbesteigung der Nordwand der Östlichen Praxmarerkarspitze kommen Otto Melzer und Emil Spötl um. Die beiden waren Anfang Oktober bei günstiger Witterung am Morgen eingestiegen, im Laufe des Tages hatte sich das Wetter verschlechtert, am Abend Schneesturm eingesetzt. Am 10. Oktober wird Spötl geborgen, die Bergung Melzers gelingt, parallel zum vorher erwähnten Ereignis im Hochgebirge der Gasherbrum-Gruppe, erst ein Jahr später. Unfall und Ablauf der Rettungs-, beziehungsweise Bergungsarbeiten werden von der lokalen Tagespresse genauestens verfolgt:

[1] Sämtliche Internet-Zitate zu dieser Bergungsexpedition entstammen der Website http://www.weltderberge.com



Melzer-Denkmal
Foto von der Autorin

> Entschlossen, nicht unverrichteter Sache zurückzukehren, betrieben sie die Bergungsarbeiten unausgesetzt unter großen Mühen und oftmals mit Lebensgefahr.
> [Tiroler Tagblatt, Nr. 237/1902, S. 3]

Womit ein weiteres, die beiden Vorfälle vereinendes und für Totenbergungen in der Hochgebirgsregion bezeichnendes, Thema angesprochen ist: In die Debatte um die Wertigkeit von Leichenbergungen im ausgesetzten Gelände mischt sich immer auch die Diskussion, inwieweit der Einsatz von Menschenleben gerechtfertigt sei, um Tote zu suchen und zu verbringen.

Bereits mit der ersten Gestaltung des Bergrettungswesens an der Schwelle zum 19. Jahrhundert haben sich die neu gegründeten Organisationen diesem Problem zu stellen. Als im Juni 1898 ein Tourist beim Anstieg zum Ostgipfel der Zugspitze ausrutscht und in das bayerische Schneekar abstürzt, wird berichtet:

> Die Bergung der Leiche gelang trotz vieler Bemühungen nicht, weitere Versuche wurden auf Veranlassung des k. Bezirksamts, im Einverständnis mit der Familie des Verlebten, wegen der grossen Gefahr des Steinfalles eingestellt.

Auch bei der Suche nach dem verunglückten Melzer sieht sich die Einsatzleitung genötigt, das Risiko für die beteiligte Mannschaft abzuwägen. Und so wird noch im Oktober 1901 an die Bergsteiger vor Ort telegrafiert, sie mögen den Einstieg in die Wand unterlassen, »da bei dem Wetter die Gefahr herrscht, dass neuerliche Unfälle zu besorgen wären«. Dass die Sicherheit des Bergeteams an erster Stelle stehe, durchzieht als Botschaft auch sämtliche Meldungen vom Karakorum-Einsatz im Jahr 2007.

Unmöglich?

Als im Jahr 1959 der bereits zwei Jahre tot in der Eigernordwand hängende Stefano Longhi geborgen wird, interpretieren das einige als eine Art von Wiedergutmachung durch einheimische Bergführer, denen unmittelbar nach dem Unfall Untätigkeit vorgeworfen worden war. Die späte Bergung des Leichnams wird andernorts auch als Beseitigung eines Schandflecks ausgelegt. Hoch droben in der Nordwand, sichtbar für Einheimische und Touristen, war zwei Jahre lang die Leiche Longhis »wie ein makaberes Mahnmal« (planet wissen / WDR, SWR, BR-alpha, 29. 04. 2008) gebaumelt, als Manifestation der tragischen und unbegreiflichen Ereignisse vom August 1957.

Aus einer anderen Nordwand, nämlich jener der Praxmarerkarspitze, berichtet der *Bote für Tirol und Vorarlberg* 1901:

> [M] sitzt an der rückwärtigen Wand, einen Fuß ausgestreckt, die Arme über der Brust gekreuzt, den Kopf gesenkt wie ein Schlafender.

Auch hier ist freie Sicht auf den toten Körper gegeben, bis sich im Herbst des darauf folgenden Jahres Innsbrucker Alpinisten selbst die Pflicht auferlegen, den am Berg hockenden Verstorbenen von der Wand herab zu schaffen.

Tote, die den Weg zum höchsten Berggipfel der Erde säumen, sind auch zentraler Inhalt des im Vorjahr erschienenen Auffdecker-Buches »Der Gipfel des Verbrechens« von Michael Kodas[2]. Er prangert darin die nicht immer ganz sauberen Machenschaften am Mount Everest an und beklagt, mit welcher Hartherzigkeit mitunter mit Menschenleben umgegangen werde – eines Gipfelsieges wegen:

> Bei dem Toten, neben dem er dort saß, handelte es sich um einen indischen Bergsteiger, der wegen seiner grünen Bergschuhe »Green Boots« genannt wurde. Er lag schon seit über zehn Jahren in dem grauen, kryptaförmigen Loch in einer überhängenden Kalkwand, das entsprechend den Namen Green-Boots-Höhle erhalten hatte. […] Am nächsten Morgen lagen in der Höhle zwei Leichen. Und innerhalb einer Woche sollte die ganze Welt von diesem sterbenden Mann erfahren, an dem so viele Bergsteiger in unmittelbarer Nähe vorbeigestapft waren, ohne Notiz von ihm zu nehmen. Während die eisige Kälte langsam das Leben in ihm zum Erstarren brachte, gingen diese vierzig Paar Bergschuhe zweimal an ihm vorbei. (S 12-15)

Es verwundert doch einigermaßen zu lesen, dass scheinbar niemand auf Expeditionen Notiz nimmt von Überlebenskämpfen anderer, von jenen, deren Leben zu Ende geht oder ging, haben doch Bilder von Sterbenden und Toten, Text- und Tondokumente vom zu-Grunde-Gehen am Berg ihren fixen Platz in Bergbüchern, -filmen und Diavorträgen.

Hier setzt der Bruder des anfangs vorgestellten, in Zentralasien verunglückten, Tirolers an, wenn er, gleichsam als Leitgedanke seiner Expedition, Acht- und Aufmerksamkeit für den Bergtod fordert:

> [M] liegt völlig frei […] auf über 8000m. Seine letzte Ruhestätte ist daher alles andere als würdevoll zu bezeichnen. Leider ist es auch als sicher anzusehen, dass [M] von anderen Bergsteigern fotografiert […] und in Vorträgen gezeigt wird. Außerdem kommt es häufig vor, dass verstorbene Bergsteiger, wenn sie günstig liegen, über den Grat in die Tiefe geworfen werden, damit sie aus dem Blickfeld anderer Bergsteiger verschwinden. Das sind Vorstellungen, die meine Familie und ich nicht akzeptieren möchten.

Nein, es sei nicht einfach so hinzunehmen, dass Tote auf Achttausendern einfach nur liegen blieben. Eine Tatsache, die bislang andernorts in der Alpinliteratur als gegeben dargestellt und akzeptiert wurde. Der Südtiroler Extrembergsteiger Hans Kammerlander hatte etwa in seinen vor zehn Jahren publizierten Bekenntnissen, »bergsüchtig« zu sein, von seiner persönlichen »Begegnung mit dem Tod« am höchsten Berg der Erde berichtet: »An toten Bergsteigern kann man in diesen Höhen nur vorübergehen, so hart das klingen mag. Es ist unmöglich, den Körper zurück in die Zivilisation zu bringen.«[3] Wo Hubschrauber nicht fliegen können, sei eine Bergung undurchführbar. Und wo die Technik an ihre Schranken stoße, sei wohl auch jeglichen Rettungsansprüchen Grenzen gesetzt.

Diese Debatte ist aber durchaus nicht neu. Wieder muss ich die Zeit um 1900 bemühen: Gleich, nachdem in den Ostalpen Rettungsgesellschaften gegründet wurden, hatte man festgelegt, deren primäre Aufgabe sei das Retten von Menschen. Das Bergen von Leichen könne nur eine freiwillige Dienstleistung sein, die auch abgelehnt werden dürfe, wenn die Kosten oder Gefahren der Bergung zu hoch erscheinen oder man aufgrund der Ausgesetztheit des Geländes annehmen müsse, die Aktion sei aussichtslos. Mittlerweile hat sich einiges getan. Die Erschließung der Bergwelt ist unaufhörlich fortgeschritten, Wege sind markiert, Steige versichert worden, Alpinisten verfügen über eine ausgefeilte Ausrüstung, moderne Medien ermöglichen nahezu überall eine direkte Kommunikation, an der Technik wurde beharrlich gefeilt und das jeweils aktuelle Wissen von verschiedensten Anbietern und Vereinigungen unter die Menschen gebracht. »Unmöglich« wird daher wohl kaum mehr akzeptiert werden, wenn es um eine Bergung von knapp 3000 m Seehöhe gehen würde.

Unmöglich? Nein, damit wolle auch er sich so nicht abfinden, meint der Bruder des im Karakorum tödlich Verunglückten:

> Die von mir geplante Expedition wird auch deshalb großes öffentliches Interesse erregen, weil es bislang in Bergsteigerkreisen allgemein akzeptiert wurde, dass man Personen, die in diesen Höhen Schwierigkeiten bekommen, nicht mehr helfen kann, geschweige denn Tote aus diesen Höhen bergen kann. Diese Einstellung hat zur Folge, dass die Berge der Welt mittlerweile zu Friedhöfen geworden sind. […] Sollte daher die Bergung meines Bruders gelingen, muss es auch einen Einstellungswandel bei den Organisatoren von Expeditionen geben, da ab diesem Zeitpunkt das Argument, dass aus diesen Höhen niemand geborgen werden kann, keine Geltung mehr beanspruchen kann.

Der Appell an Moral und Pietät erhält damit eine weitere Dimension: Das, was bislang bergrettungstechnisch als machbar angesehen wurde, soll hinterfragt, die Grenze des als realisierbar angesehenen neu definiert werden. Wenn ich diesen Mahnruf aufnehme, drängt sich mir die Frage auf, ob demnach Bergeeinsätze im Hochgebirge nicht auch irgendwie zu Gradmessern erklärt werden für die bergsteigerischen Qualitäten der handelnden Akteure und die Brauchbarkeit der von ihnen eingesetzten Technik und Ausrüstung?

Geradezu als Musterbeispiel mag hier der zum Mythos stilisierte Ludwig »Wiggerl« Gramminger (München 11.06.1906-28.08.1997) dienen. Beinahe bühnenreif präsentiert der »Bergwacht-Pionier« in seinen 1986 (3. Aufl. 2007) in Buchform erschienen Lebenserinnerungen das eigene alpinistische und bergretterische Können anlässlich einer schwierigen Bergung aus der Laliderer Wand (Karwendel) und verbindet damit gleich die Präsentation des sachkundig von ihm entwickelten Trag- und Abseilsitzes:

> Eine Bergung aus der Laliderer Wand ist keine Kleinigkeit, und bis 1939 war so etwas eigentlich noch nie durchgeführt worden. Perfekte Technik des Kletterns und absolut sichere Seiltechnik waren die Voraussetzung für ein solches Unternehmen – und noch etwas: Mit den bisherigen Hilfsmitteln war es fast unmöglich. Aber ich hatte mir über dieses Problem seit langem Gedanken gemacht und auch schon etwas konstruiert. Ich holte also aus meiner Werkstatt noch einen bereits gepackten Rucksack und warf ihn ins Gepäckfach […]. Dann konnte es losgehen.[4]

[2] Kodas, Michael: Der Gipfel des Verbrechens. Die Everest-Mafia und ihre dreckigen Geschäfte. München 2008.

[3] Kammerlander, Hans: Bergsüchtig. München ⁷2000, S. 306 f.

[4] Gramminger, Ludwig: Das gerettete Leben. München3 2007, S. 123.

Mit ihren Einsätzen und Einsatzberichten demonstrieren die Retter physische und psychische Leistung, Fähigkeiten, Qualifikationen und Sachverständigkeit. Schrieben im »Goldenen Zeitalter des Alpinismus« die von außen in die Alpen einströmenden Hochtouristen Geschichte und verliehen manchem Gipfel und Aussichtspunkt ihre Namen, so erobern gewissermaßen die Einheimischen als Bergführer und Bergretter ab dem späten 19. Jahrhundert ein großes Stück Alpinkompetenz zurück. Material und Technik werden entwickelt, spektakuläre Rettungsaktionen und nach deren Erfinder bezeichnete Bergegeräte zementieren Namen in das kollektive Gedächtnis ein.

Das wissen offensichtlich auch Bergausrüster und Produktentwickler. Als Firmenpartner treten sie immer öfter in Publikationen und auf Internetseiten von Bergrettungsinstitutionen und Rettungsexpeditionen auf. So enthält der Webauftritt der mit dem Ziel der Leichenbergung gestarteten Karakorum-Expedition von 2007 eine chronologische Aufzählung der Planungsaktivitäten im Vorfeld, zu welchen die Absprache von Bergungstechniken und die Konzipierung eines speziellen Bergesackes zählen. Der Hersteller wird genannt, die verschiedenen Maßnahmen zur Anpassung an den Einsatz auf dem Achttausender angeführt. Bekanntermaßen nimmt von allen Sponsoringarten das Sportsponsoring die dominanteste Stellung ein. Basis unternehmerischer Kommunikationsziele bilden dabei eine allgemeine Akzeptanz und das hohe Interesse der Konsumenten für den Sport. Für Bergsteiger wird es offenbar immer schwieriger, mit Ausnahmeleistungen zu punkten und somit »förderungswürdige« Popularität zu erlangen. Einfach nur den Mount Everest zu besteigen, genügt anscheinend nicht mehr. Die Expedition braucht, um für Sponsoren lukrativ genug zu sein, einen entscheidenden komparativen Konkurrenzvorteil, wie eben – einen besonderen Auftrag.

Ad extremum

Seine Expedition werde das Interesse der Medien wecken, dessen war sich der Einsatzleiter der Auslandsbergung sicher. Warum? Weil Bergsteigen nicht einfach nur ein Sport, sondern »für viele Menschen eine Lebenseinstellung« ist, wie dies der Schirmherr der Bergung beschreibt, und man damit eine Mehrheit bedient? Weil die Setzung neuer Maßstäbe »in der Ethik von Extrembergsport und Bergrettung«, so die Beschreibung des Vorhabens im Wortlaut, eine öffentlichkeitswirksame Vermarktung braucht? Weil der Bergtod unter außergewöhnlichen Umständen, auf höchsten Bergen, in steilsten Wänden oder radikalsten Touren, immer eine medial getragene Debatte über Sinn und Unsinn von Extremsport auslöst?

Die angebliche Allgemeinheit entrüstet sich immer wieder gern über so viel augenscheinliche Unbesonnenheit. Laien und Experten geben sich dann am medialen Parkett leidenschaftlich gern dem Rätsel hin, was denn der Mensch in solch lebensfeindlichen, auf den ersten Blick eher ungastlichen und gefährlichen Gegenden wie dem Hochgebirge überhaupt zu suchen habe. Dieses ausgeprägte Medieninteresse an Unfällen im Gebirge hat jedenfalls eine prickelnd schaurige Tradition – Bedenkt man, dass bereits im Jahr 1887 in den *Mittheilungen des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins* beklagt wird, dass selbst beim scheinbar harmlosesten Bergunfall »eine Menge mehr oder minder zutreffender Betrachtungen« über deren Hergang, Ursachen und »deren Verhütung« von der Presse breit getreten werden,

> während sie Unfällen auf anderen Gebieten gegenüber, namentlich im Reit-, Fahr-, Segel- und Rudersport u.s.w., in der Regel sich mit einfacher Registrirung der Thatsachen zu begnügen pflegt.

Da wird mit Basisdaten argumentiert, auf die im Freizeitsportbereich kein Verlass sei, und die man daher nicht für Vergleiche heranziehen könne. Da werden Unterscheidungen eingefordert, zwischen Menschen, die sich halt nur so mal im Gebirge bewegen und jenen, die als »richtige Bergsteiger« zu bezeichnen seien – und insgesamt häufig in kollektives Selbstbetrauern verfallen, wie wenig einen die Öffentlichkeit doch verstehe.

Auffallend ist dabei dennoch, darf man Buchtiteln und -rücken überhaupt Glauben schenken, dass wohl doch so mancher »Extreme« mit eben diesem Unverstandensein, gewissermaßen als Alleinstellungsmerkmal, kokettiert. Wenn auch meinem ganz subjektivem Empfinden nach die Blütezeit dieser reißerischen Titel bereits im Abklingen begriffen ist, so leuchten einem doch in einprägsamen Lettern, vielfach in bereits wiederholter Auflage, alpinbiografische Bekenntnisse aus den Schaufenstern »einschlägiger« Buchläden entgegen, die ohne die Schlagworte »Sucht«, »extrem« und »am Limit« nicht auszukommen scheinen.

»Grenzerfahrungen gehören zum Menschsein«, diagnostiziert die Psychologin und Soziologin Margot Pennington in ihrer Kulturgeschichte des Todes:

> Grenzerfahrungen unterbrechen den alltäglichen, natürlichen Lebensfluss. Sie können durch die sie begleitende existenzielle Not unsere psychische Grundfeste erschüttern und uns herausfordern, nach neuen Sinnmustern und Wandlungsmöglichkeiten zu suchen. Sie katapultieren uns aus einer vermeintlichen Seinsgeborgenheit heraus und stellen uns an eine Art Schwelle, an der es um Sein oder Nichtsein, um Leben oder Tod geht.[5]

Also ist es wohl auch der Tod – als ständiger Begleiter extremer Bergsteiger, wie er noch 1893 vom Bergsteigermaler Ernst Platz im Münchner Glaspalast bildlich zur Schau gestellt wurde – der mit aus den Vitrinen grient. Buch, Bild, Film, Radio, Fernsehen, Internet, moderne Medien machen es möglich, dass die mutwillige Herbeiführung immer neuer Grenzerfahrungen durch Einzelpersonen von einem breiten Publikum geteilt wird. Und dass dadurch das Unvertraute, leinwand-gefiltert, allgemein erfahrbar wird. Am 06. Jänner 2008 haben beispielsweise 1,77 Millionen Menschen die Ausstrahlung der Dokumentation über die Bergung von [M] vom Gipfel des Broad Peak im Fernsehen verfolgt.[6]



Buchboden im Großen Walsertal, Vorarlberg
Foto: Alexander Mummert

[5] Pennington, Margot: Memento mori. Eine Kulturgeschichte des Todes. Stuttgart 2001, S. 175.

[6] Freundliche Auskunft des Publikumsservice von Pro 7 am 26. 02. 2009





Liebevoll gestaltete Seiten aus den Tourenbüchern von Hermi Lottersberger (Beitrag siehe S. 236)

Alpine Geschichte

Clemens M. Hutter

Peter Pallua

Franziska Torma

Ingrid Runggaldier Moroder

Robert Steiner

Birgit Antes

Andreas Hohl

Die Römer...

...fanden die Alpen »scheußlich«

VON CLEMENS M. HUTTER



Dieses Relief eines römischen Reisewagens wurde in Virunum (bei Klagenfurt) gefunden und an der Kirche von Maria Saal angebracht. In solchen Wagen von ca. 140 cm Breite fanden höchstens vier Personen Platz. Die Reisegeschwindigkeit betrug in der Ebene zwischen 5 und 6 km/h, die Tagesleistung annähernd 40 Kilometer.
Foto: Hutter

Der französische Spitzenalpinist Lionel Terray formulierte 1965 eine mittlerweile klassische Definition des Bergsteigens: »Eroberung des (materiell) Unnützen.« Den immateriellen Nutzen dieser Eroberung fasste später der berühmte Logotherapeut und ausgezeichnete Alpinist Viktor Frankl in einem nicht minder klassischen Satz zusammen: Dem modernen gestressten Menschen fehle eine sinnhafte Herausforderung, also baue er sich Hürden auf, um sie zu überwinden und Selbstwert zu gewinnen.

Vermutlich hätten Griechen wie Römer über Frankls Ansicht den Kopf geschüttelt. Bergsteigen wozu und noch dazu in absolut unbekanntem und abschreckendem Gelände?

Was römische Schriftsteller vor zwei Jahrtausenden über die Alpen schrieben, ist an den Zeitumständen und keinesfalls an unserer Lebensweise zu messen. Für sie als Südländer waren die Alpen eine widerwärtige Welt: Unheimliche und unbekannte Felswüste, von Spalten zerfurchte Gletscher, eisige Schneestürme, beißende Kälte oder bedrohlich unberechenbare Brutstätte von Gewittern, Muren, Lawinen und Hochwasser – einfach abstoßend und menschenfeindlich.

Erforschung der unbekannten Alpen? Das wagten erst Wissenschafter am Morgen der Aufklärung. Begeisterung für eine großartige Landschaft? Das empfanden erst die Maler und Schriftsteller der Romantik. Besteigung hoher Gipfel einfach weil sie so dastehen und eine grandiose Rundsicht versprechen? Das reizte erst die Pioniere des Alpinismus in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Der Horror vor den Alpen erstaunt, da doch viele Leuchten der römischen Literatur und Wissenschaft längere Zeit im Blickfeld der Alpen lebten – etwa Plinius in Como, Livius in Padua, Vergil in Mantua oder Catull in Verona. An den Alpen schätzten die Römer lediglich den Holzreichtum, die leistungsfähigen Milchkühe und den würzigen Käse.

Ein herausragendes Beispiel für das Missbehagen und die Abneigung gegenüber den Alpen bietet Cäsar. Auf seinen Feldzügen nach und durch Gallien überquerte er notgedrungen mehrfach die Pässe der Westalpen. Und weil sie seine militärischen Pläne verzögerten, nützte er die nervende Langeweile des Alpenübergangs zu Dichtung und einer Studie über Grammatik.

Mag sein, dass Cäsars Grammatik den »Kgl. Gymnasiallehrer Franz Ramsauer« im Schuljahr 1900/1901 zum verblüffend aufwändigen »Programm des Königl. humanistischen Gymnasiums Burghausen« bewog: »Die Alpen in der griechischen und römischen Literatur«. In diesem schmalen Band nennt oder zitiert Ramsauer an die drei Dutzend antike Literaten, die sich mit diesem Thema beschäftigt haben. Er motivierte offenbar einige Altphilologen, dieses Thema weiter zu erforschen. Naturgemäß bemühen sich Altphilologen, die lateinische Satzstruktur möglichst genau ins Deutsche zu übertragen. Wer sich aber je mit den Megasätzen Ciceros plagte, kennt die Schwierigkeit, die zuweilen recht komplizierte lateinische Satzstruktur in einer Übersetzung beizubehalten. Deshalb geben die folgenden Zitate zwar den Inhalt der Texte exakt wieder, allerdings im leichter verständlichen Sprachgebrauch unserer Zeit.

Römische Wissenschafter und Schriftsteller hatten eine ziemlich vage Vorstellung von Ausdehnung, Verlauf und Höhe der Alpen. So schätzte der berühmte Naturwissenschafter und Historiker Plinius die höchsten Alpengipfel auf 74.000 m, wogegen sich der Geograph Strabo mit 18.000 m begnügte. Andrerseits schrieb Plinius: »Der stolze Monte Viso (3.841 m, 70 km südwestlich von Turin) erhebt sich als der höchste Gipfel aus den Alpen.« Allerdings wagte sich Plinius um 150 v. Ch. sehr weit in die Alpen hinein, um dem Alpenübergang Hannibals mit 37 Elefanten im Jahr 218 v. Ch. nachzuspüren. Dabei fiel ihm die Behändigkeit der Steinböcke und Gämsen auf. Auch erwähnt er den »weißen Schneehasen, der im Winter Schnee frisst«. Er kennt die Alpenflora, viele Heilkräuter und Bergkris-



An der im Jahr 2002 gebauten »Via Julia« von Oberitalien über die Radstädter Tauern nach Salzburg blieben im Abschnitt durch den Lungau 24 römische Meilensteine erhalten – mehr als sonst irgendwo in Europa. Einer davon steht in Mauterndorf.
Foto: Hutter



Ausnehmend gut erhalten ist dieses Stück der »Via Julia« über den Falschauner Sattel bei Villach. Die Spurbreite beträgt 107 cm, die tiefen Spurrillen wurden häufig mit »eingebaut«, um ein Verrutschen zu vermeiden. Römerstraßen im Flachland maßen bis zu 162 cm Spurbreite.
Foto: Hutter

pen mit »Stürmen«, »Eis«, »Wildheit«, »ewigem Schnee« oder Hochwasser während der Schneeschmelze. Furius Bibaculus aus Cremona schoss den Vogel mit der Behauptung ab, dass Jupiter »die Alpen im Winter mit Schnee ankotzt« – und erntete dafür von Horaz beißenden Hohn.

Von diesem Negativ-Schema weicht allein Vergil ab. Er feierte den Apennin, weil er »seinen beschneiten Scheitel stolz und hoch in die Lüfte reckt« – mit dem Gran Sasso immerhin bis 2.920 m hoch.

Auch die Bergvölker kommen bei den römischen Literaten schlecht weg. Der angesehene Ingenieur Vitruvius Pollio und Juvenal beschreiben sie zwar als sehr gute Jäger, aber von Kröpfen verunstaltet. Horaz nennt sie »wild«, Strabo hält sie für »äußerst grausam«, bewundert aber, dass sie auf den schmalen Bergpfaden »Lasten ohne Gefahr tragen«, weil sie nicht wie Fremde von Schwindel befallen werden. Der Historiker Florus rühmt ihren »Löwenmut und riesigen Körperbau«, vergleicht aber ihr Schicksal mit dem des Schnees: »Wenn sie im Kampf in Hitze geraten, triefen sie vor Schweiß und werden von der Sonne aufgelöst.« Hingegen vermerkt Livius ohne Werturteil, dass die Bewohner des Isère-Tals Hannibal »mit Lebensmitteln, Waffen und allen Vorräten (versorgten), besonders mit Kleidung. Man musste gegen die berüchtigte Kälte der Alpen Vorsorge treffen.«

Zwar wussten die Römer, dass die Alpen Italien im Norden ungefähr in einem Halbkreis begrenzen. Aber sie empfanden den Alpenbogen als abweisenden und menschenfeindlichen Wall, der lediglich den Kontakt mit West- und Nordeuropa empfindlich erschwert. Also interessierten sich Roms Konsuln, Kaiser, Krieger und Kaufleute auch nur für die Alpenpässe, weil sie ihnen strategische Schlupflöcher boten. Das erklärt wiederum, dass und weshalb die Beschreibungen der Alpen häufig im Zusammenhang mit Pässen und militärischen Operationen stehen.

So erklärt Claudius Claudianus die abweisende Natur der Alpen am Beispiel eines römischen Heerzugs über den Splügen (2117 m): »Viele Soldaten erstarrten im Frost so, als hätten sie die Gorgo (ein Ungeheuer, bei dessen Anblick man versteinert) gesehen. Die tiefen Schneemassen verschlangen viele von ihnen. Wagen und Gespanne versanken wie schiffbrüchige Boote in Abgründen. Der laue Südwind höhlte den Schnee aus und machte jeden Tritt unsicher. In derart eisstarrenden Gegenden gibt es keinen Becher Wein als Labetrunk. Der müde Krieger nächtigt in Höhlen ohne weiches Lager, sein Haupt ruht auf dem Schild.«

Ausführlich beschäftigt sich der Historiker Livius mit Hannibals Zug über die »bis zum Himmel reichenden« Alpen – noch dazu ständig angegriffen von feindseligen Einheimischen, die sogar Steinlawinen auf sein Heer niederdonnern ließen. Er bedauert den Zustand der Soldaten Hannibals, nachdem sie den scheußlichen Alpen entronnen waren: »Von Hunger, Frost, Nässe und Schmutz halb tote Schattengestalten, vom Marsch durch felsige Schluchten zerschunden und entkräftet, die Glieder und Gelenke steif gefroren, von Rheuma geplagt, die Waffen gesprungen oder zerbrochen, die Pferde lahm und schwach.« Auch den miserablen Zustand der Bergbevölkerung führt er auf das alpine Klima zurück: »Elende Hütten auf Fels, von Kälte entstelltes Vieh, Menschen mit zerzausten langen Haaren und Bärten, alles Leben in Frost erstarrt.«

Allerdings schmückt Livius sehr freizügig jene Rede aus, mit der Hannibal angeblich seine Truppen vor dem Aufstieg in die Alpen anfeuerte: »Auch wenn die Alpen höher sind als die Pyrenäen, so reich doch kein Berg für Menschen unersteigbar bis an den Himmel. Ein Heer kann die Pässe überschreiten, denn die (römischen) Gesandten flogen doch nicht auf Flügeln zu uns herüber. Und was ist schon für einen Soldaten unwegsam und unpassierbar, da er nur seine Waffen trägt? Die Ahnen der eingeborenen Gallier haben doch schon als wandernde Völker mit Frauen und Kindern das Gebirge ohne Gefahr überschritten.«

Zonaras zeichnet allerdings Hannibal weniger optimistisch und selbstsicher: »Die vereisten Pfade setzten Hannibals Heer arg zu. Viele seiner Soldaten erfroren oder verhungerten, viele kehrten einfach um. Da hielt sich das Gerücht, dass selbst Hannibal umgekehrt wäre, wenn nicht der zurückgelegte Weg länger und schwieriger gewesen wäre als das noch vor ihm liegende Stück. Deshalb setzte er sein Unternehmen fort, erschien plötzlich wie durch ein göttliches Wunder am (östlichen) Fuß der Alpen und griff die Römer an.«

Probleme stellten aber nicht so sehr die Pässe als vielmehr die engen Schluchten. Livius erläutert das am Beispiel Hannibals beim Abstieg nach Italien: »Fast der ganze Weg durch schneebedeckte Felsklippen war so steil, eng und rutschig, dass Soldaten und Tiere übereinander stürzten. Nirgends gab es Bäume und Sträucher zum Festhalten. Alle hatten eine fürchterliche Not auf dem schlüpfrigen Eis. Ein Erdrutsch im felsigen Steilgelände machte den Weg unpassierbar.« An dieser Stelle brachen die Soldaten Steinblöcke aus dem Felsen und legten einen Behelfsweg an, derweil »die Zugtiere beinahe verhungerten, da Schnee das vorhandene Futter bedeckte«. Nach vier Tagen konnte das Heer samt den Elefanten endlich diese gefährliche Stelle passieren.



Querschnitt einer Römerstraße im Museum von Tamsweg. Der Unterbau römischer Straßen reichte je nach Beschaffenheit des Bodens bis zu einem Meter tief und bestand (von unten her) aus großen Steinbrocken, grobem Schotter, nussgroßen Kieselsteinen – alles mit Mörtel befestigt –, Kies und Sand und Pflastersteinen. Im Gebirge genügte eine mit Mörtel befestigte Schicht aus Schotter und Kieselsteinen auf Fels als Unterbau für die Pflastersteine.
Foto Hutter

Von diesen Darstellungen weichen jedoch Literaten ab, die ihre eigenen Erlebnisse und Beobachtungen beim Überschreiten der Alpen beschrieben. Dem Ammianus Marcellinus blieb von seinem Marsch über den Mont Genèvre (1860 m) nur Grauenhaftes in Erinnerung: »Erschreckend überhängende Felsen. Im Frühjahr reißen die schmelzenden Eismassen Menschen und Fahrzeuge in die Tiefe. Im Winter ist alles mit spiegelglattem Eis überzogen, auf dem man leicht ausrutscht. Dann drohen einen tückische und Grauen erregende Spalten zu verschlingen.« Allerdings stach ihm eine Orientierungshilfe ins Auge: »Die Einheimischen stellen an sicheren Punkten reihenweise Stangen als sicheres Geleit für den Wanderer auf. Doch manchmal werden diese Wegweiser von Schnee begraben oder von Wildbächen weggerissen. Dann kommt man nur mit ortskundigen Führern weiter – aber auch nur sehr mühsam.«

Dem scharfen Blick des griechischen Geographen Strabo verdanken wir eine Erkenntnis, die noch heute einen Platz in der Lawinenkunde verdient: »Gewaltige Schichten von Eis reißen häufig Gruppen von Menschen in die Tiefe. Schneelagen frieren nämlich in vielen Schichten aneinander, von denen sich die obersten ablösen, bevor die Sonne sie schmilzt.« Trotz dieser Beschreibung von Schneebrettern stellten sich die Menschen noch eineinhalb Jahrtausende später Lawinen als riesige Schneekugeln vor.

Silius Italicus empfindet die Alpen nur als abscheuliche Einöde: »Alles erstarrt in Frost und ist von ewigem Eis eingehüllt, das die feurigen Strahlen des Sonnengottes nicht auftauen können. Dort herrscht nie Frühling, sondern nur abscheulicher Winter mit rasenden Stürmen. Den Reisenden (über die Pässe) befällt Schwindel, wenn er die hohen Felswände hinauf zu den Gipfeln blickt, auf denen die Wolken lasten.« Im Vergleich mit den Alpen sind die Gebirge des Balkans jedoch »nichts«. »Aber Herkules bezwang und durcheilte diese seit dem Anfang der Welt von keinem Menschen entweihten Felswüsten und unnahbar hohen Zinnen der Alpen in gewaltigem Ansturm.« Silius folgert daraus, dass die »unermesslichen Alpen den Sterblichen verschlossen« seien. Wer sie dennoch überqueren wolle, lasse sich auf »Strapazen ärger als ein Krieg« ein.

Auch Petronius schreibt nur dem göttlichen Herkules die Fähigkeit zu, die Alpen zu bezwingen, die mit »hart gefrorenem Schnee bis zu den Sternen reichen.«

Da verblüfft allerdings Plinius mit der Behauptung, man brauche auf die höchsten Alpengipfel vier Tage, aber nur einen auf den Olymp (2.917 m).

Die Hinweise des Silius und des Petronius erklären, warum die Römer dem Halbgott Herkules auf etlichen Alpenpässen kleine Heiligtümer errichteten. Weil nur er die alpine Wüstenei beherrscht, könne er auch alle Sterblichen auf dem gefährlichen Weg über die Alpen vor unberechenbaren Mächten beschützen. Herkules – der heilige Christophorus der heidnischen Antike.

Bei Bau der Glocknerstraße entdeckten Ingenieure 1933 auf dem Hochtor (2.576 m) die Überreste so eines kleinen Heiligtums: Eine 19 cm hohe Statuette des Herkules und Scherben einer Öllampe. Archäologen gruben dann 1993 auf dem Hochtor noch 199 römische und keltische Münzen aus. Hier opferten also Menschen dem Herkules einen Obolus für den geglückten Anstieg und in der Hoffnung, dass er sie auch beim Abstieg behüte.



Hufschutz aus dem Museum in Tamsweg. Da längst nicht alle Pferde Hufeisen trugen, behalfen sich die Römer zumal auf schwierigem Geläuf im Gebirge mit einem Hufschutz, der mit Riemen durch den großen Haken (vorne) und der Öse befestigt wurde.
Foto: Hutter

Noch ergiebiger verlief die Spurensuche auf dem Großen St. Bernhard (2472 m). Dort stand das vermutlich größte Passheiligtum des römischen Reiches, allerdings dem Jupiter Poeninus geweiht: Ein kleiner Tempel, in dem Passanten ihre gelobten Weihegaben darbrachten. Auf diesem Pass stellten die flinken Hände geschäftstüchtiger Leute für Passanten kupferne Votivtäfelchen her und »stanzten« sogar Inschriften ein. Diese enthalten die allgemeine Formel »gern und gebührend eingelöstes Gelübde«, den Namen und zuweilen auch den Beruf. Da scheint etwa ein Gaius aus dem gefürchteten Stamm der Helvetiker als »Sklavenhändler« auf. Und ein anderer Wanderer fleht: »Wir bitten dich Heiligen, unsere Gesinnung höher einzuschätzen als unseren Geldbeutel.«



Herkules-Statue und Münzen vom Hochtor.
Foto:
Archiv GROHAG





Die Römer legten sich mit jedem an, wenn es ihren imperialen Gelüsten nach wirtschaftlich oder politisch »Nützlichem« entsprach. Die abscheulichen Alpen hielten sie für »Unnützes« und überließen sie einfach dem Herkules.

Die Sicherung des »Nützlichen« erforderte aber als technische Infrastruktur ein Straßennetz – auch über die Alpenpässe. Dazu lesen wir bei Strabo: »Kaiser Augustus verband mit der Unterwerfung der räuberischen Alpenvölker (im Jahr 15 v. Ch.) die Verbesserung der Wege.« Dann baute Kaiser Claudius um 46 n. Ch. die nach ihm benannte Straße durch den Vintschgau, über den Reschen (1493 m) und den Fernpass nach Augsburg. Im 2. Jh. folgte die Straße über den Brenner (1363 m) und um das Jahr 202 legte Kaiser Septimius Severus die Straße von Kärnten über die Radstädter Tauern (1739 m) nach Salzburg an. Diese winterfesten Straßen dienten den Truppen, den Händlern und den Stafetten der berittenen Staatspost. Diese schaffte pro Tag an die 150 km, brauchte also von Rom nach Innsbruck knapp sechs Tage und deren sieben bis Augsburg (heute schafft das gelegentlich nicht einmal die italienische Post).

Die »Eroberung des Unnützen« war aus römischer Sicht glatt absurd. Es dauerte immerhin gut eineinhalb Jahrtausende, ehe der Halbgott Herkules die Herrschaft über sein »unnützes« alpines Revier an die Pioniere des Alpinismus verlor. Diesen Wandel beschrieb der Salzburger Theologieprofessor Peter Carl Thurwieser (1789-1865), der in der ersten Hälfte des 19. Jh. unzählige Gipfel – oft als Erster – zwischen Dachstein und Ortler bestiegen hatte, durchaus im Sinn Frankls: »Ich gehe in die Berge, um die Herrlichkeit der Werke Gottes zu bewundern und mich gründlich aufzuheitern und zu erholen.«

Das Marteller Frühmesserbuch

Ein einmaliges literarisches Zeugnis

VON PETER PALLUA



Historische Postkarte
Tiroler Landesmuseum
Ferdinandeum

Das Martelltal

Beginnen wir mit der Geschichte. Die ältere Forschung ging davon aus, dass die Seitentäler bis ins Mittelalter unbesiedelt waren, neuere Funde haben diese Theorie gründlich wiederlegt. Von Madritsch sind mittelsteinzeitliche Funde bekannt. Weitere Funde von Silexabschlägen oberhalb der Zufallhütte und in der Nähe des Hotel Paradiso belegen die zumindest zeitweise Anwesenheit von Jägern. Bereits 1896 wurde in Martell ein spätbronzezeitliches Lappenbeil gefunden, das nunmehr im Ferdinandeum in Innsbruck liegt. Erst vor kurzer Zeit wurde in der Flur »Altkaser« ein frühbronzezeitlicher Vollgriffdolch gefunden. Der Fundort liegt am Fuß eines möglichen Übergangs in das Ultental. Und schon 1956 wurde im Gebiet des »Ultner Marktes« der Rest eines Maultierbeines mit noch angenagelten Hufeisen gefunden, was der Diskussion über diesen Markt wieder neuen Auftrieb gegeben hat.

»Burgengekrönte Gletschermoränen kennzeichnen den Ausgang des Martelltales, das mit über 3000 Metern Höhenunterschied von der südlichen Gartenlandschaft von Goldrain-Morter bis zu den endlosen Gletscherfeldern des Cevedale reicht. Geradlinig in Stufen abfallend, öffnet sich das 27 km lange Tal nach Nordosten, die Bäche der zahlreichen Seitentäler lassen die Plima zu einem reissenden Wildbach anschwellen, der sich eine mäanderförmige, oft schluchtartige Rinne in das trogförmige Tal gegraben hat und sich mit einem flachen Schuttstrom ins Haupttal ergiesst« So beschreibt Hans Wielander 1975 in seinem Gebietsführer das Tal – und fährt fort: Felsstürze und Murbrüche, Lawinen und Hochwasser, ferner das Entstehen und der Ausbruch von Gletscherstauseen hatten für dieses Tal verheerende Folgen. Das im Zeichen der Eiszeit stehende Martelltal bietet grauenvolle Bilder einer steil abschüssigen Alpennatur, wie Beda Weber, der gelehrte Benediktinermönch, 1838 schreibt.

Eines der größten Probleme waren die immer wiederkehrenden Überschwemmungen, deren Folgen man durch die Erbauung eines Sammelbeckens am oberen Zufrittboden abzuschwächen hoffte. Die große Staumauer am Talende sollte außer dem Nutzen der Stromgewinnung Überschwemmungen vollständig vermeiden. Leider war dem nicht so, und eine Verkettung unglücklicher Umstände mit menschlichem Versagen führte im Jahre 1987 zur schwersten Überschwemmung überhaupt.

Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist, dass man die Ursache dieser Katastrophen in der Bildung und plötzlichen Entleerung von »Wasserstuben« im Inneren des Gletschers erkannte und sich besonders Wissenschaftler aus den Reihen des D.u.Oe.A.V. um die Aufklärung der wahren Ursachen verdient machten (siehe z.B. »Die Gletscherausbrüche des Marthelltales« von Dr. S. Finsterwalder in der »Zeitschrift« Band XXI, 1890).

Bevölkerungsmäßig veränderte sich wenig: 1981 – 902 Einwohner; 1991 – 845 (Grund: wahrscheinlich die Überschwemmung 1987); 2001 – 891; 2006 – 886 Einwohner.

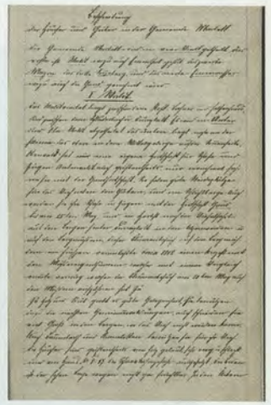
Wirtschaftlich gesehen ging Martell einen ganz eigenen Weg. Von der ursprünglich auf Grünlandwirtschaft (neben etwas Getreideanbau für den Eigenbedarf) basierten Viehzucht stieg man erfolgreich um auf Beerenanbau. Die höhenbedingte spätere Erntezeit erwies sich als Vorteil, besonders bei Erdbeeren.

Aus dem Marteller Frühmesserbuch

HÖFEGESCHICHTE

Bereits die ersten Eintragungen befassen sich mit den Abgaben, die jeder Hof zu leisten hat. Sie gingen an die Grundherren, unter anderem die Grafen Trapp und Hendl; die Deutsch-Ordens-Kommende Schlanders. Dann gab es Kirchenkühe, Messnergarben, Brennholzlieferungen für das Pfarr- und Frühmesswidum. Andrerseits wurden auch Almrechte genauestens aufgezählt. Bald schon lesen wir von Lahnen (Lawinen), Holzschlageverbot in Bannwäldern. Es kam sogar so weit, dass die ganze Hofstatt wegen Lawinengefahr auf die andere Talseite verlegt wurde. Hervorgehoben wird, dass das Viertel Gand hauptsächlich

Frühmesserbuch, Abschrift des 19. Jhs.
Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum



Frühmesserbuch? Was ist das?

Wir leben im 18. und 19. Jahrhundert in der Zeit eines Priesterüberschusses. Die Stellen als Pfarrer, Kurat oder auch Kooperator waren besetzt und so bildete man in vielen Pfarreien eine Stiftung, aus deren Ertrag ein Frühmesser finanziert wurde. Wie der Name sagt, war die Pflicht des entsprechenden Priesters nach der Messfeier am frühen Morgen erledigt, und so blieb ihm Zeit, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen. Nicht selten war dies die Geschichte des Ortes. Aus jener Zeit kennen wir auch den Begriff des »Supernumerarius«, des überzähligen Priesters in der Pfarre.

In unserem Falle war der Verfasser Josef Eberhöfer, ein Ortskind. Er wurde am 16. März 1786 am Riedhof geboren und starb am 8. November 1864. Nach der Absolvierung des Gymnasiums in Meran zog er zum weiteren Studium nach Innsbruck, wo er einen großen Teil der Tiroler Freiheitskämpfe als direkter Zuschauer erlebte. Nach der Priesterweihe wirkte er einige Jahre als Kurat und dann als Pfarrer in seiner Heimatgemeinde, bis er sich wegen eines hartnäckigen Fußleidens und wegen der Erfolglosigkeit seines Kampfes gegen die »Nachtschwärmerei« auf den ruhigeren Posten des Frühmessers zurückzog. Frühmesserbücher gab es auch anderswo, bekannt ist z.B. jenes, das der Geistliche Kneissl für Marling verfasst hat.

Von dem 476 Seiten starken, natürlich handgeschriebenen Buch existieren außer dem Original noch zwei Kopien, eine davon im Museum Ferdinandeum in Innsbruck. 1991 erschien ein auf Veranlassung von Bürgermeister Erwin Altstätter von Frau Antonia Perkmann-Stricker ausgearbeiteter, d.h. ergänzter Druck als Chronik.

Das Frühmesserbuch enthält (als Original und im Druck bis in die neueste Zeit ergänzt) eine Geschichte eines jeden einzelnen Hofes, wobei alle den Hof getroffenen Naturkatastrophen und auch die mit dem Hof oder einer näheren Umgebung verbundenen Sagen erzählt werden. Neben dieser Hofgeschichte sind Abschriften aller dem Verfasser zur Verfügung gestandenen Dokumente über Tal- und Almordnung, sowie Verträge und landesfürstliche Dekrete enthalten.

von den Ärmeren bis Ärmsten des Dorfes bewohnt war. Wir lesen, dass sich die Bewohner mit dem Drechseln von Schüsseln, mit der Herstellung von Schaffern, womit sie natürlich dem Wald schadeten und mit dem Graben nach Enzianwurzeln zum Schnapsbrennen und im Sommer als Hirten auch in der weiteren Umgebung über Wasser hielten. Für ihre Ziegen sammelten sie das Gras auf den von den Tieren nicht mehr erreichbaren Felsschrofen. Franz Fleischmann, geboren 1763, vom Wirtsfranzenhaus, erzählte, dass das Haus von einer Lawine bis in die Plima hinab getragen wurde, wo er, noch in die Schlafdecke gewickelt, unversehrt aufwachte. Vier andere Hausbewohner verloren ihr Leben. Auch der Feuerteufel verschonte die Menschen nicht. So brannte z.B. der Riedhof, das Geburtshaus unseres Josef Eberhöfer im Jahre 1857 zur Gänze ab und konnte erst 1859 wieder neu errichtet werden. Beim Haus Pichla stand eine ungeheure Lärche, die innen hohl war, und durch eine Öffnung betreten werden konnte, die so groß war, dass eine Kuh hineinpasste. Sie wurde dann vom Blitz getroffen und um ca. 1800 vom Wind umgeworfen. Eine interessante Überlieferung ist mit dem Schmiedhaus verbunden. Es wurde 1789 mitsamt den meisten Grundstücken von der Plima mitgerissen und wurde dann an einer anderen Stelle von der Gemeinde wieder aufgebaut. Es ist Gemeindeeigentum und der Schmied wird am Kaassonntag jährlich von der Gemeindeversammlung neu bestätigt oder nicht bestätigt. Die meisten Höfe geben jährlich ein bestimmtes Schmiedkorn und der Schmied muss ihnen die Schmiedarbeit ohne weitere Entgeltung verrichten. Eisen und Kohle hat der Bauer selbst zu bringen. Die Steuer, Grundzins und andere Abgaben bestreitet die Gemeinde, auch das Handwerkszeug schafft die Gemeinde an, nur zum Schleifstein muss auch er etwas beitragen und jährlich einige Schett Schindeln zu Gemeindehäusern herbeischaffen. Von Unterstein ist ein Almstreit überliefert, der zwischen der Gemeinde Martell und den Grafen Hendl ausgefochten wurde und in einer sagenhaften Urkundenfälschung gipfelte. Ziemlich lebhaft wickelte sich die Geschichte von Bad Salt ab, verlegte und wieder aufgefundene Quellen, häufiger Besitzwechsel und viele Bauarbeiten ziehen sich durch die Jahrhunderte.

Straßenbild aus dem verwüsteten Gand im Martellthale (19. Juni 1891)
Archiv Autor



Das Buch geht weiter mit der Beschreibung der Gemeinde Martell im Jahre 1795 (Quelle: das Gemein- oder Stephan Maschlers Privat- Kataster). Die Beschreibung beginnt mit einer minutiösen Aufzählung des Gemeinde-Eigentums, wo wir gleich am Anfang auf die weiter oben beschriebene Schmiede stoßen. Natürlich nehmen dann die Almen einen erheblichen Teil ein. Es folgen statistische Aufzeichnungen über den Viehstand und über die Erntemengen der Landwirtschaft um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Neben der Regelung des »Borstgraß und Falsch-Schnappen« wird natürlich eine große Wichtigkeit der Regelung des Bewässerns und der Instandhaltung der Wasser-Waale beigemessen. Es werden die genauen Zeiten, die mit dem jeweiligen Hof verbunden sind, aufgelistet.

Sagenüberlieferung

In die Beschreibungen der Höfe sind oft diese betreffende Sagen eingeflochten. Zum Teil handelt es sich dabei um Sagen, die in gleicher oder ähnlicher Form aus anderen Gegenden schon bekannt sind, trotzdem sind sie von Interesse. Beim Hof Rohna sollen vor Zeiten die Orken (Norggen, Nörggelen) ihre Einkehr gehabt haben. Man hielt sie für Gespenster oder verbannte Geister. Meine Mutter (so schreibt Eberhöfer) erzählte, diese kamen dort gewöhnlich zur Winterszeit oder bei großer Kälte oder viel Schnee; sie hielten sich hinter oder auf dem Ofen auf, wo ihnen ihr Großvater Johann Gluderer Gesellschaft leistete; ihr Laut war »Husch-Husch«. Sie beleidigten niemanden, wenn sie nicht gereizt wurden. Wenn man sie berührte, so war es, als rühre man einen alten ledernen Balg an. Manchmal haben sie auch Menschenspeise gegessen und Eier als Leckerbissen gestohlen. Sie hatten die Größe von einem achtjährigen Knaben, hatten ein weites langes Kleid an, das vom Kopf bis zu den Füßen reichte. Eine selten genaue Beschreibung dieser sagenhaften Zwerge.

Zum Mayrulrichhof hat früher eine Alm gehört, auf der sich die »wilden Fräulein« herumtrieben, wobei sie sich mit Vorliebe auf die Heufuder setzten, die von den Fuhrleuten zu Tal gezogen wurden. Eine davon wollte nicht zurück und heiratete den Bauernsohn. Mit der Bedingung, sie könne nur so lange bei ihm bleiben, solange er nicht ihren Namen aussprach. Eines Tages, als gerade Gartenschädlinge dabei waren, die Krautköpfe anzufressen, ging eine schwarz gekleidete Frau vorbei und sagte »Gertraud, dir fressen die Würmer das Kraut«. Damit war der Bann wieder gültig und die Frau musste zurück in ihre Felsenheimat, kam aber jeden Samstag, die Kinder zu waschen und zu kämmen. Mit dem Hof in Außermayrulrich ist eine Geschichte einer reichen Frau aus Portugal verbunden, die das Haus von Grund auf neu gebaut haben soll.

Die Ortskirche zur Hl. Walburga kommt in einer Urkunde von 1303 vor, mit der die Marteller einen Vertrag mit den Deutschen Herren der Kompturei von Schlanders schlossen, dass (gegen ordentliche Bezahlung natürlich) jeden Sonntag eine Hl. Messe gelesen werde. Natürlich hat die Kirche im Laufe der Jahrhunderte verschiedene Umbauten und Veränderungen mitgemacht.

Auf der zum Riedhof gehörigen Bergmahd Thial sollen die wilden Bergfräulein den Mahdern gerne einen Besuch abgestattet haben. Sie kamen aber immer erst nach der Mittagsstunde, da sie wegen ihrer Andacht nicht früher Zeit hatten. Nachdem sie dann aber den Mähern bei ihrer Arbeit halfen, bürgerte sich der Brauch ein, dass die Mäher auch ihr Mittagessen so lange verschoben, bis die Fräulein da waren. So lebte man lange in fröhlicher Gemeinschaft, bis einmal die »Wilde Fahrt« dazwischen stob und neben anderem Ungemach die Fräulein entführte.



Historische Postkarte
Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Im folgenden Kapitel erzählt uns der Verfasser, dass auf dem ersten und zweiten Hügel des Berges Mutt zwei alte Ruinen zu sehen sind, die Klösterle oder Schlössl genannt werden. Dabei beschreibt er die Ruinen, wie sie sich 1829 präsentieren. Über diese Ruinen wurde noch bis zum Ende des 19. Jahrhunderts heftig diskutiert. Eberhöfer selbst schreibt, dass der Sage nach hier zwei Klöster, eines für Männer und eines für Frauen, existiert haben sollen. Nachdem sich die Insassen im Laufe der Zeit allzu nahe gekommen sind, wurde das Kloster von der kirchlichen Obrigkeit aufgehoben. Alte Hirten sollen erzählt haben, sie hätten einen geisterhaften, schwarz gekleideten Priester betend herumgehen sehen, wohl als

Buße für seine Vergehen. Die Sache wurde durchaus ernst studiert, aber dann mangels jeden schriftlichen Hinweises im Reich der Sage belassen. Die immerhin vorhandenen Ruinen interpretiert man als einen hospizähnlichen Unterstand.

Im Zusammenhang mit dem Berghof kam der Name Perkmann zur Sprache. Sicherlich wurde auch im Martelltal nach Erzen geschürft, davon gibt es viele Zeugnisse in den Urkunden und in der Landschaft (z.B. die Kapelle Maria in der Schmelz). Eine Sage berichtet, dass sich die Perkmänner in einer Schlacht bei Schanzen gegen die Engadiner so ausgezeichnet hätten, dass ihnen der Landesfürst zur Belohnung drei Dinge zur Auswahl anbot: Steuerfreiheit auf ewige Zeiten, unentgeltliche Versorgung mit Salz auf ewige Zeiten oder die Erlaubnis, den Doppeladler auf der Kirchenfahne zu tragen. Als treue Untertanen wählten sie den Doppeladler, der heute noch das Gemeindewappen ziert.

Auch auf Braita sollen die Orken wie in Rohna eine Zukehr gehabt haben, hier aber haben sie sich von ihrer bösartigen Seite gezeigt, bis man sie mit Gewalt vertrieb.

Zu Marzohn haben sich ebenfalls die Orken herumgetrieben. Um sie los zu werden, sammelte man das ganze Jahr die Eierschalen und stellte sie rund um den Herd auf. Als der Ork das sah, tat er mit einem Reim sein überaus hohes Alter kund. Nachdem er sagte, dass er noch nie so viele Behälter auf einem Herd gesehen habe, verschwand er für immer. Auch diese Sage ist schon aus anderen Gebieten bekannt.

Von Platzen weiß die Sage zu berichten, dass das Haus ursprünglich an einer anderen Stelle stand und von einer »Lahn« fortgerissen wurde. Auf Pichla wurde die im Jahre 1777 geborene Tochter Anna Fleischmann entführt und man fand sie nach intensiver Suche am dritten Tag in Platta in einem dichten Gesträuch, vor Angst zitternd. Das Kind fing an zu siechen und starb bald darauf. Später sah man dort in der Nähe eine alte Weibsperson herumgehen, der man die Entführung nachsagte und die man das Plattaweibele nannte.

Neben dem Hof Auserburgaun liegt eine große Masse Schutt und Gestein, die Purgaungand genannt. Diese Gand, die immer noch nur sparsam mit Bäumen besetzt ist, soll ein Bergbruch aus dem Saltgraben sein. Früher sollen dort fruchtbare Güter und ein Dorf gewesen sein, das nun für immer tief unter dem Schutt begraben ist. Auf dieser Gand soll ein Hirte eine kleine Glocke gefunden und dem Turm zur hl. Walburga geschenkt haben. Bevor sie 1735 zersprang, soll sie einen wunderschönen Klang und eine außerordentliche Kraft gegen Hochgewitter gehabt haben. Man soll darauf gelesen haben: »Anna Maria heiss ich, alle Wetter weiss ich, 1325« . Eine Hexe, der man wegen Hochgewitter den Prozess machte, tat folgende Aussage:

»ha, wäre nicht gewesen,
die schreiende Wetterschell
im engen Tal Martell,
ich wäre samt den Besen
gewiss der ersten eine
auf geschwollener Plimigaine
mit allen Lotterhitten
aus dem Tal geritten« .

Die Plima wurde urkundlich auch Plimigaine genannt und die Häuser der armen Leute standen fast alle an der Plima. Das Glöckchen wurde später neu gegossen. Von einem Dorf bei Purgaun gibt es keine Urkunden.

Eine alte Sage erzählt, dass »das Mortell in frühesten Zeiten ein sehr schönes und fruchtbares Tal gewesen sein soll und deshalb das schöne Blümltal geheissen habe. Auf Zufall sollen noch Menschen gewohnt haben und Obstbäume gestanden sein«. »Blümltal« mag wohl eine volkstümliche Erklärung für den Namen der Plima gewesen sein und dass die Waldgrenze in den verschiedenen Warmzeiten höher lag, ist eine durch Baumfunde erwiesene Tatsache. Verschiedene Lokalsagen beschäftigen sich mit den Klimaänderungen. Auf der Schattenseite beim Klösterle gibt es einen Ort, »Ultnermarkt« genannt. Ob auf diesem Platz, der die meiste Zeit von Firn und Gletschereis bedeckt ist, wirklich ein Markt

stattgefunden hat, oder ob sich der Begriff »Mark« (= Grenze) dahinter verbirgt, ist nicht ganz klar. Ein Abschnitt des Frühmesserbuchs beschäftigt sich dann mit dem freud/leidvollen Verhältnis mit den Herren der Komturei des Deutschen Ordens in Schlanders, wie schon weiter oben erwähnt.

Bräuche

Natürlich nimmt auch die Zeit der Pest den ihr gebührenden Platz ein. Man sagt, dass der heute noch geübte Brauch der Entzündung der »Holepfannfeuer« am ersten Fastensonntag darauf zurückgeht, dass man zur Pestzeit durch ein Feuer in der Nähe der Berghöfe signalisierte, dass hier noch Menschen lebten. Details und Varianten befassen sich mit der den damaligen Menschen unverständlichen Epidemien, wobei man z.B. die Luft im Freien mied und von sich rot färbender Atemluft und anderem erzählte. Pestepidemien sind durch vielerlei schriftliche Zeugnisse belegt.

Dann beschäftigt sich Eberhöfer mit dem Brauch des »Nachtschwärmens«, den wir in ähnlicher Form auch aus dem nahe gelegenen Ultental kennen. Es war vor allem ein Rügebrauch bei Vorkommnissen, die den gültigen Moralvorstellungen nicht entsprachen (nicht legalisierte eheähnliche Verhältnisse, uneheliche Kinder usw.). Aber eine Variante davon entwickelte sich zu einem Heischebrauch (z.B. um Krapfen zu bestimmten Feiertagen zu betteln) bei Hochzeiten, bei der Schlachtung von Mastvieh. Kirschen stehlen bei der entsprechenden Reife. Sicherlich artete dieser Brauch manchmal aus und Eberhöfer sagte ihm in seinen späteren Jahren den Kampf an. Nachdem es aber erfolglos war, zog er sich auf das Frühmessbenefizium zurück.

Bildung und Politik

Anschließend an diese umfassende Schilderung aller Lebensbereiche im Heimattal schildert Eberhöfer das Leben an der Schule der Benediktiner in Meran, wobei er treffend die verschiedenen Charaktere der unterrichtenden Mönche zeichnete. Den Abschluss bildet dann eine Schilderung des Lebens an der Universität zu Innsbruck in den Jahren 1808 und 1809. Hier erlebte er als direkter Augenzeuge die Jahre des Freiheitskampfes der Tiroler. Dabei fand er nicht immer nur Lobesworte für die Tiroler, vor allem für die Innsbrucker, wo die Unterschicht ziemlich rau mit Plünderungen vorging. Interessant ist, dass er ausdrücklich betont, dass Andreas Hofer mit seinen Passeirern unmittelbar nach ihrer Ankunft für Ordnung sorgte. Zum Abschluss bringt er noch die Erzählung des Algunder Thalbauern, der als Gefangener nach München gebracht wurde und dort dem bayerischen König vorgeführt wurde und der dabei eine ausgezeichnete Figur machte.

Das Marteller Frühmesserbuch ist eine nahezu unerschöpfliche Quelle für den Volkskundler, den Sagenkundler, den Glaziologen und den Historiker im Allgemeinen. Eberhöfer schreibt ganz ungezwungen von Wirtschaft, Verwaltung und vom Volksleben. Er ist niemanden Rechenschaft schuldig und deshalb ist seine Schilderung so unmittelbar und auch für uns Heutige noch interessant. Es gewinnt eine besondere Authenzität durch die Tatsache, dass es aus der Feder eines Ortskindes stammt, das die Stimmung im Tal unmittelbar wiedergeben kann. Eine genauere wissenschaftliche Auswertung könnte wahrscheinlich noch viele weitere Ergebnisse hervorbringen.

Quellen: Zeitschrift des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins 1886, 1887 und 1890;
Marteller Chronik (Frühmesserbuch)
Perkmann Stricker, Lana 1991;
Wasserkatastrophen im Martelltal, 24./25.8.1987, Albin Pfitscher, Athesia 1996;
Vinschgau, Jos. Rampold, Athesia, 1997;
Südtiroler Gebietsführer, Latsch Goldrain, Morter, Martell, Wielander, Athesia, 1975;
Der Schlern 1922, 1924, 1937, 1951, 1954, 1956, 1965, 1967, 2008;
Bergfex, Mitteilungsblatt der AVS Sektion Martell 1998-2002.



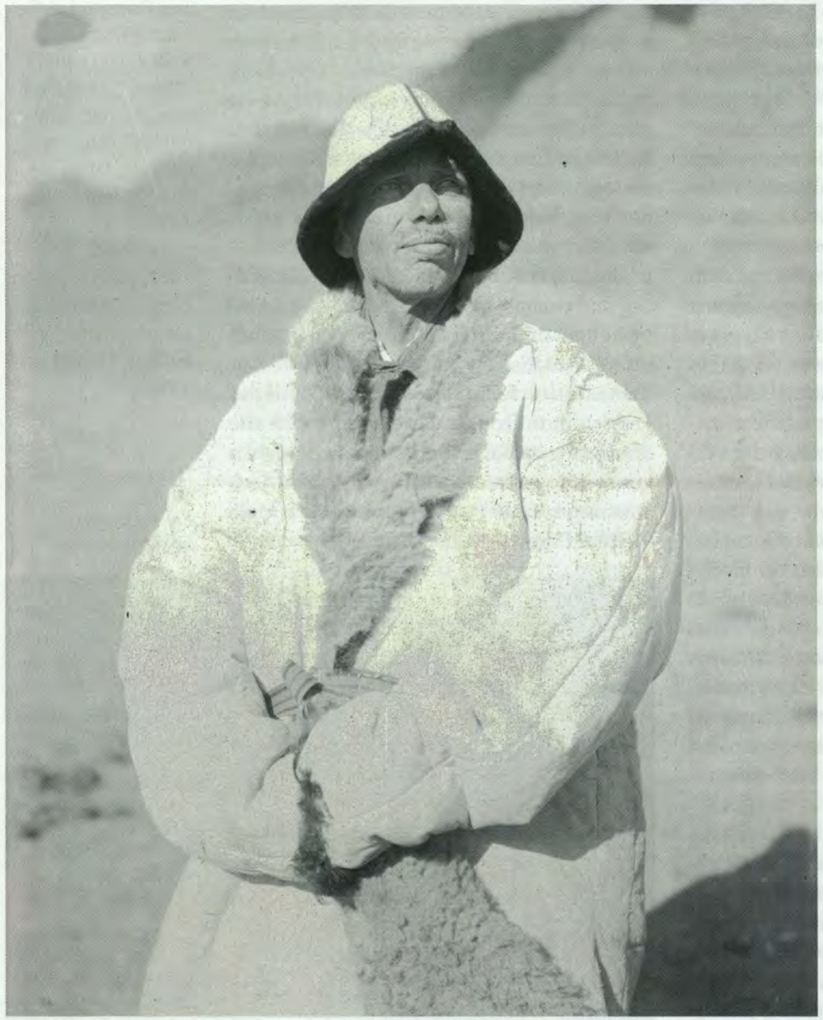
Historische Postkarte
Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum

Willi Rickmer Rickmers

Auf dem Dach der Welt. Die Mittelasien-Expeditionen des Ehepaars Rickmers

VON FRANZISKA TORMA

Das Ende des 19. Jahrhunderts war die große Epoche der Expeditionen. Geographen, Alpinisten und reiselustige Privatgelehrte suchten nach den letzten ›weißen Flecken‹ der Erde: Mittelasien war einer davon. Obwohl Willi Rickmer Rickmers im Gegensatz zu Abenteurern wie Sven Hedin heute in der Öffentlichkeit fast vergessen ist, ist er bezüglich der wissenschaftlichen und alpinistischen Leistungen einer der bedeutendsten Mittelasienforscher des 20. Jahrhunderts.



1893 erlaubte sich der zukünftige Asienforscher Willi Rickmers einen Aprilscherz. Unter dem Motto »Du gibst uns das Geld und wir machen den Rest«, versuchte er, seinen wohlhabenden Onkel Andres um einen ansehnlichen Zuschuss zu einer Pyrenäen-Expedition zu erleichtern. Interessant an diesem frühen Brief ist die Rolle des Entdeckers, in die Willi Rickmers schlüpft, denn er war bereits als Zwanzigjähriger von Forschungsreisen fasziniert. Er träumte in dem Schreiben davon, geographische Untersuchungen durchzuführen, Karten von unbekannten Gebieten anzufertigen sowie allgemein bedeutsame wissenschaftliche Erkenntnisse durch das Bergsteigen zu gewinnen. Diese Ausführungen lesen sich fast als Vorwegnahme seiner späteren Forschungsreisen: »In seiner Faszination für Expeditionen war Willi Rickmers ein Kind seiner Zeit. In der ihm eigenen Art zu reisen war er jedoch speziell.«

Willi Gustav Rickmer Rickmers wurde am 1. Mai 1873 in Lehe bei Bremerhaven geboren. Er stammte aus wohlhabenden Verhältnissen: Sein Vater, Wilhelm Heinrich Rickmers, war Teilhaber der Firma »Rickmers Reismühlen, Reederei und Schiffbau AG«. Nach dem Abschluss der Handelsschule in Bremen absolvierte Willi Rickmers eine Ausbildung bei eingangs erwähntem Onkel Andres Rickmers in London. Eigentlich sollte der spätere Mittelasienforscher nach dem Tod des Vaters das Familienunternehmen weiterführen. Da Rickmers jedoch – nach eigener Aussage – das Handelsgeschäft nicht befriedigte, studierte er ab 1893 an der Universität Wien die Fächer Geologie, Botanik und Zoologie. In Wien trat er auch der Akademischen Sektion des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins bei. Dem Alpenverein blieb er Zeit seines Lebens verbunden. Am 6. Oktober 1897 heiratete Willi Rickmers die sieben Jahre ältere Mabel Christine Duff. Das Ehepaar Rickmers lebte abwechselnd in London, in Mettnau bei Radolfzell und in Innsbruck. Ab 1930 wohnten sie in München.

Im Ersten Weltkrieg war Willi Rickmers Mitglied der Kaukasusdelegation. Noch in den letzten Kriegsmonaten wurde dieses Expeditionskorps, das vor allem aus Forschungsreisenden bestand, an die Peripherie des zerfallenden Zarenreichs geschickt. Seine Aufgabe bestand darin, diese Region in die Unabhängigkeit zu überführen und dabei gleichzeitig den deutschen Einfluss zu sichern. In der für Willi und Mabel Rickmers finanziell sehr schwierigen Zeit nach dem Krieg arbeiteten sie als freie Schriftsteller und Übersetzer. Am 24.12.1939 verstarb Mabel Rickmers, wobei Willi Rickmers sehr um sie getrauert haben soll. In der Zeit des Zweiten Weltkrieges pflegte Willi Rickmers sehr gute Kontakte zum nationalsozialistischen Sven-Hedin-Institut für Innerasienforschung. Ob er auch direkt mit Forschungsaufgaben betraut war, wie er dorthin gelangt war und aus welchen Gründen, bleibt bis heute im Dunkeln. Auch sein weiterer Lebensweg nach 1945 ist nur noch ein Fragment. Nach einer zweiten Ehe starb Willi Rickmers im hohen Alter von 92 Jahren am 15. Juni 1965 in München.

In der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg unternahm Willi Rickmers insgesamt elf Forschungsreisen, davon fünf nach Turkestan. Diese Landschaft, die auf der aktuellen politischen Landkarte den Staaten Tadschikistan, Kirgistan, Usbekistan, Turkmenistan und dem südlichen Teil Kasachstans entspricht, war bis in die 1990er-Jahre Bestandteil des des sowjetischen Machtbereichs. Zur Zeit von Rickmers' Reisen stand Turkestan unter russischer Kolonialherrschaft.

Die ersten Reisen unternahm Rickmers als Junggeselle. Auf fast allen folgenden Expeditionen begleitete ihn seine Ehefrau Mabel. Für die damalige Zeit, in der Frauen noch nicht einmal das Wahlrecht besaßen, stellten die gemeinsamen Forschungsreisen eine ziemliche Seltenheit dar. Speziell war das Ehepaar Rickmers auch in der Art und Weise, wie sie reisten: Im Gegensatz zu Sven Hedin und Wilhelm Filchner suchten Willi und Mabel Rickmers nicht das große Abenteuer, sondern verfolgten vielmehr wissenschaftliche Fragestellungen. Bezüglich der Systematik lassen sich ihre Forschungsreisen in zwei Phasen teilen, in frühe Erkundungsreisen (1896, 1898, 1906) und in Expeditionen (1913, 1928), welche die exakte Vermessung ausgewählter Gebirgsregionen zum Ziel hatten.

Fasziniert waren die leidenschaftlichen Alpinisten Willi und Mabel Rickmers nicht nur von der Bergwelt. Sie interessierten sich auch für die Kultur Mittelasiens. Bereits im Jahr 1894 hatte Willi Rickmers die Stadt Buchara als verschwindende Welt erlebt, wie er retrospektiv festhielt: »Von Baku aus machte ich einen Abstecher nach Zentral-Asien und habe […] den glücklichen Einfall nicht zu bereuen. Wer die Ausgabe nicht zu scheuen braucht, der gehe nun zu lustwandeln im Bazar von Buchara, ehe noch die heilige Stadt der Russifizierung anheimfällt. Er wird sich glücklich schätzen können, mit das Herrlichste gesehen zu haben, was der Orient zu bieten vermag.«

Willi Rickmer Rickmers im Schaffellmantel, 1928.
Alle Fotografien: Archiv DAV, Nachlass Willi Rickmer Rickmers.

Mit ›Russifizierung‹ beschrieb Rickmer die Veränderung Mittelasiens durch die russische Kolonialmacht: den Bau von Eisenbahnen, die ökonomische ›Erschließung‹ des Landes, sowie den Wandel im sozialen Bereich und im Rechtswesen. Unter den Begriff des ›Orients‹ fasste Rickmers in einer exotisierend-eurozentrischen Sicht vermeintlich ›ursprüngliche‹ Lebensformen, die dem modernen Europa abhanden gekommen seien. Diese verblassende ›Welt von gestern‹ hielten Willi und Mabel Rickmers nicht nur in zahlreichen Publikationen, sondern auch auf Fotografien fest.



Marktstand in Buchara.

Im Anschluss an die Kaukasus-Expedition 1895 verbrachte Willi Rickmers den Winter in der Stadt Buchara. Aus dem Antrieb heraus, Reste der vermeintlich verschwindenden Welt des ›unverfälschten Orients‹ zu bewahren, kaufte er Kunstgegenstände an. Er übergab diese als Sammlungen dem Museum für Völkerkunde in Berlin.

In den darauf folgenden Turkestan-Expeditionen der Jahre 1896 und 1898 beginnt Rickmers wissenschaftliche Erkundung des Gebirgslandes Ostbuchara (heute: Tadschikistan). Auf diesen frühen Erkundungstouren in das Hochgebirge bestand die Expeditionsgruppe aus wenigen Personen. Zusammen mit dem Geologen und Bergsteiger Albrecht von Krafft reisten Willi und Mabel Rickmers 1898 in die Provinz Baljuan zu einer Gebirgsformation, die bucharische Konglomerate genannt wurde. Der georgische Dolmetscher Gregor Makandaroff und ein Offizier des Emirs von Buchara, ein Karaul Begi, begleiteten die Reisegruppe.

Wissenschaftliche Erkundung bedeutete eine genaue Erforschung und exakte Beschreibung des Landes in Reiseberichten und Fachaufsätzen. Rickmers brachte von ungewöhnlichen und unbekannten Gesteinsformationen zusätzlich Proben mit nach Europa. Geologen an Universitäten und wissenschaftlichen Instituten untersuchten die Steine genauer und konnten ihre Beschaffenheit und ihr Alter bestimmen. Unter diesem Aspekt hatten auch Landschaftsaufnahmen mehr als privaten Erinnerungscharakter. Fotografien von bestimmten Gesteinsformationen dienten der geographischen Wissenschaft als Anschauungsmaterial. Denn nicht jeder Wissenschaftler, der sich mit Mittelasien befasste, konnte selbst dorthin fahren – geschweige denn das gesamte Land erkunden. Fotografien wurden unter den Turkestanforschern vor allem für Veröffentlichungen verliehen oder verkauft.

Bereits Rickmers frühe Expeditionen fanden internationale Anerkennung. 1899 hielt er in London seinen ersten Vortrag vor der *Royal Geographical Society*, der weltweit renommiertesten geographischen Gesellschaft. Es folgten Vorträge vor geographischen und alpinistischen Vereinigungen in England und Schottland. Auch Mabel Rickmers schrieb über die Turkestan-Expeditionen im angesehenen Journal der britischen *Central Asian Society*.

Nachdem Willi Rickmers im Jahr 1903 zwölf Bergsteiger in den Kaukasus geführt hatte, brachen er und seine Frau 1906 wieder nach Turkestan auf. Gregor Makandaroff, Zenzi von Ficker und der Tiroler Bergführer Albert Lorenz begleiteten sie. Die Expedition erkundete den westlichen Pamir, und dort speziell die Kette Peters des Großen. Die Anziehungskraft, die das unerforschte Gebirgsland auf Rickmers ausübte, fasste er zu Beginn seines Artikels »Die Berge des Duab von Turkestan« in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins in folgende Worte: »Es wimmelt nur so von langen Ketten, geheimnisvollen Gletschern und zahllosen Gipfeln von 5000 bis 7000 m Höhe. […] Außer Albrecht von Krafft und mir hat noch kein geschulter Bergsteiger diese Gebiete besucht und man darf wohl sagen, dass sie die letzte große ›Neue Welt‹ des Alpinismus waren.«

Doch das rein sportliche Bergsteigen war für Willi und Mabel Rickmers in Turkestan nie die Hauptsache. Wichtiger war es ihnen, die Landschaft und die Bevölkerung kennen zu lernen, zu erforschen und – soweit das für reisende Europäer möglich ist – sich auf beides einzulassen. Sie wollten nicht so sehr die verschiedenen Völker ethnologisch erfassen, als vielmehr individuelle Leute aufgrund ihrer speziellen, sozialen Lebensumstände verstehen. Obwohl Willi und Mabel Rickmers nicht frei von Vorurteilen und dem Bewusstsein eines vermeintlichen europäischen Entwicklungsvorsprungs waren, versuchten sie zumindest verallgemeinernde Pauschalaussagen zu vermeiden. Bedeutend ist diese Beobachtungsmethode vor dem Hintergrund einer damals üblichen völkerkundlichen Beschreibungsart, anhand von einzelnen Kontakten gleich objektivierende Aussagen über Volksgruppen zu treffen und sie nach ihren »Sitten« und »Gebräuchen« in feste Muster einzuordnen. Zum Beispiel verbrachten Willi und Mabel Rickmers einige Tage in der kleinen Stadt Garm. Der Besuch beim dortigen Würdenträger erwies sich als etwas dröge, wie Mabel es ausdrückte: »Die Unterhaltung dümpelte so dahin, da er selbst nicht so viel dazu beitrug.« Ohne ein Pauschalurteil über den vermeintlichen mittelasiatischen »Volkscharakter« aus dieser misslungenen Konversation abzuleiten, traten sie mit dem Beg eines anderen Dorfes in Kontakt: »Der Beg von Baljuan war interessanter als seine Kollegen und wir haben uns ganz nett mit ihm unterhalten« – so das Fazit. Episoden wie diese verdeutlichen, dass sie ihrem Gegenüber als Individuum zu begegnen versuchten – und nicht von einer einzigen unglücklich verlaufenen Situation gleich auf Allgemeingültigkeiten schlossen. Auch die Fotografien der einheimischen Bevölkerung sind meist Schnappschüsse, die bestimmte Situationen und die Individualität des Gegenübers einfangen.



In den Veröffentlichungen zur Reise 1906 stellte Rickmers erste Überlegungen zu einer landeskundlichen Beschreibungsmöglichkeit Ostbucharas an. Bereits der Titel eines Beitrags in der Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins verrät, welche Richtung seine Gedanken nahmen. Er nannte den Aufsatz zur Reise

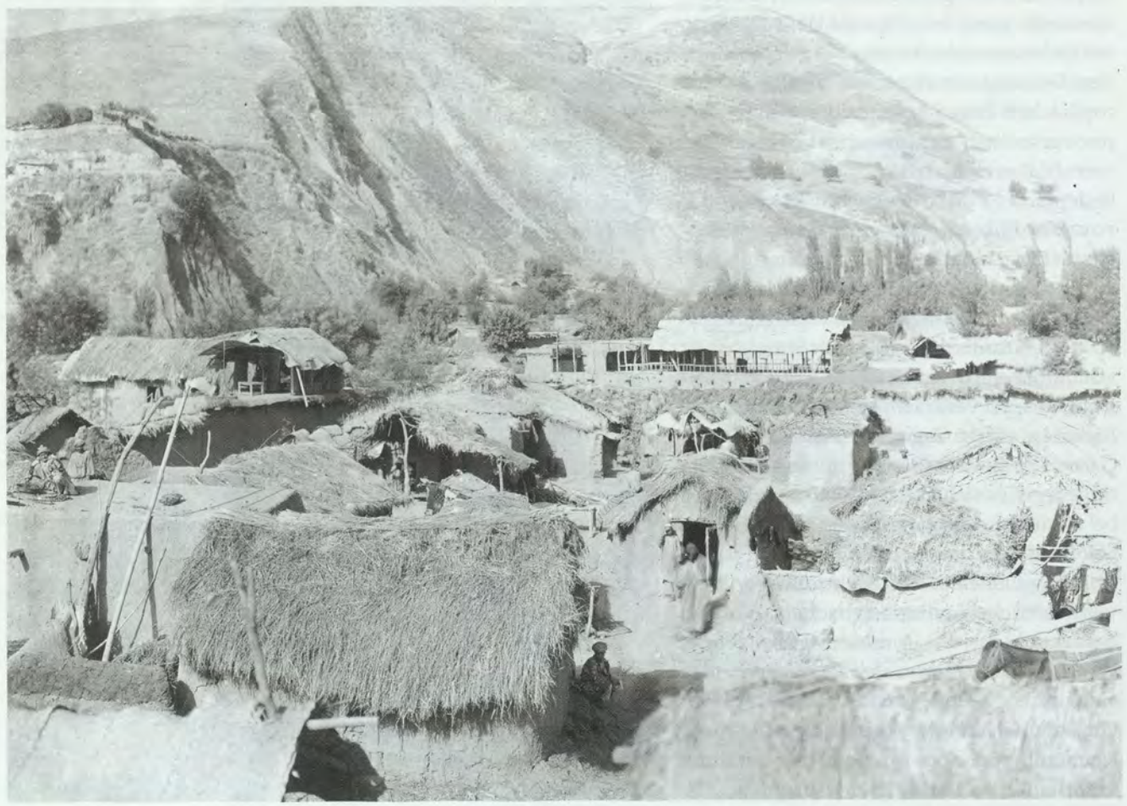


Schnappschüsse von der einheimischen Bevölkerung.

1906: »Die Berge des Duab von Turkestan«. Unter Duab verstand Rickmers das Land zwischen den beiden Flüssen Amu-darya und Sir-darya. Im Jahr 1913 folgte sein 550 Seiten mächtiges, wissenschaftliches Hauptwerk »The Duab of Turkestan. A Physiographic Sketch and Account of Some Travels«. Dieses Buch erschien in der *Cambridge University Press*, einem international renommierten Verlag für geographische Reiseschriftstellerei. Rickmers verankerte in dieser Veröffentlichung sein Spezialgebiet Ostbuchara in allgemeinen geographischen Beschreibungsmustern, und zeigte dabei die landeskundlichen Besonderheiten der Region auf. Rickmers Ansatz stand in der geographischen Tradition der vorletzten Jahrhundertwende, für jede Weltregion ähnliche Kategorien zu entwickeln, um die verschiedenen Kontinente zu vergleichen. Jenseits dieses gesamtwissenschaftlichen Rahmens war der ›Duab of Turkestan‹ auch eine Zusammenfassung von Rickmers' bisherigen Reiseerfahrungen. Das ganze Buch durchzieht die ihm eigene Mischung aus wissenschaftlicher Beobachtung und Anekdoten.

Im selben Jahr, als Rickmers großes Buch erschien, leitete er auch die Turkestanfahrt des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins. Mit dieser Forschungsreise beginnt die zweite Phase der Rickmerschen Expeditionen, und zwar die Zeit der exakten wissenschaftlichen Vermessung. Die Anfertigung von Karten, die Bedeutung der Planung und Logistik und das Ziel, einen abgesteckten Bereich so exakt als möglich zu erforschen, kennzeichnen den neuen Stil.

Rickmers Turkestanfahrt von 1913 war zugleich für den Alpenverein etwas Besonderes: Sie war dessen erste offizielle Auslandsexpedition. Auf der Hauptversammlung 1912 hatte der Gesamtverein beschlossen, Mittel für Reisen außerhalb der Alpen zur Verfügung zu stellen. Rickmers hatte deshalb einen Reiseplan zur gletscherkundlichen und topographischen Erforschung der westlichen Pamirgebiete eingereicht. Vom Alpenverein bekam er 12.000 Reichsmark und zwei ordentliche Teilnehmer zugewiesen: Raimund von Klebelsberg und Wilhelm Deimler. Raimund von Klebelsberg war Geologe, Wilhelm Deimler ein Mathematiker, der die Landesvermessung übernahm. Als außerordentliche Teilnehmer, die die Reisekosten selbst zu tragen hatten, nahmen Heinrich von Ficker (Geophysiker, Kaukasus-Expeditionsteilnehmer von 1903), Rudolf Kaltenbach (Arzt) und seine Frau (Malerin) sowie Erich Kuhlmann (Photograph) teil. Selbstverständlich reiste auch Mabel Rickmers mit.



Ostbucharisches Dorf.

Gut sieben Monate erforschte die Expedition die Kette Peters des Großen. Nach Wilhelm Deimlers photogrammetrischen Aufnahmen konnte eine exakte Karte produziert werden. Zwar gab es schon russische Karten des Gebirges, die aber in einem sehr großen Maßstab vorlagen und in der Darstellung ungenau waren.

Diese Expedition beschritt den Weg von der Erkundungsreise zur Großexpedition: Um die – im Vergleich zu früheren Expeditionen – gestiegene Teilnehmerzahl zu koordinieren und den wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen, wandte Willi Rickmers das Prinzip der Arbeitsteilung an. Bezüglich der Finanzierung wird hier erstmals der Alpenverein als Förderer und ›Auftraggeber‹ von Expeditionen aktiv. Unter diesen Aspekten war die Turkestanfahrt eine etwas kleinere Vorläuferin der Alai-Pamir-Expedition (1928).

Für den 55-jährigen Asienforscher war die Alai-Pamir-Expedition nicht nur der Karrierehöhepunkt. Sie war auch die Erfüllung seiner privaten Sehnsucht, wie er im Reisebericht »Alai! Alai!« ausführte: »Nach der letzten Reise des Jahres 1913 fehlten mir nur noch der erforschte Pamir zur Abrundung meiner Landeskunde und der unerforschte Seltau oder westliche Rand des Pamirs als Hort alter Pässe, hoher Berge und langer Gletscher. Fünfzehn Jahre durfte ich von diesen Geheimnissen träumen.«



Träger bei der Rast.

Zwei Besonderheiten zeichnen die Alai-Pamir-Expedition aus: Sie war eine internationale und eine interdisziplinäre Forschungsreise. Organisiert wurde sie vom Deutschen und Oesterreichischen Alpenverein, von der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft und von der Leningrader Akademie der Wissenschaft. Auf einer ›offiziellen‹ Ebene war sie somit ein Stück deutsch-sowjetischer Kulturpolitik.

Auch expeditionshistorisch ist sie sehr bedeutend: Bei der Alai-Pamir-Expedition handelt es sich um die erste hochalpine Großexpedition, die von Deutschen mitorganisiert worden war. Als Wissenschaften waren die Geologie, die Meteorologie, die Botanik, die Zoologie, die Ethnologie und die Sprachwissenschaft beteiligt. Die Forscher wurden von einer Bergsteigerabteilung des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins und der Filmabteilung der russischen Meschrabpom begleitet. Die gut vierzig deutschen, österreichischen und sowjetischen Teilnehmer arbeiteten je nach wissenschaftlichem Fach und Auftrag in zehn Abteilungen. Rickmers war der Leiter der deutschen Abteilung, die Gesamtleitung hatte Nicolai Petrowitsch Gorbunow inne, der Vorsitzende des Rats der Volkskommissare. Von deutscher Seite nahmen Richard Finsterwalder und Hans Biersack als Topographen teil. Zusätzlich reisten der Sprachforscher Wolfgang Lentz, der



Mannschaftsfoto 1928.

Geologie Ludwig Nöth und der Zoologe Wilhelm Reinig in den Pamir. Die Bergsteiger des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins leitete der Dritte Vorsitzende des Vereins, Philipp Borchers. Ihn begleiteten Eugen Allwein, Erwin Schneider, Karl Wien und als freiwilliger Mitreisender der Allgäuer Arzt Dr. Kohlhaupt.

Am 11. Mai 1928 schiffte sich die deutsche Abteilung von Stettin aus auf dem Dampfer »Preußen« über die Ostsee nach Leningrad ein. Nach einigen Tagen in Leningrad und Moskau brach die Expeditionsmannschaft zum Karawanenort Osch in der Kirgisischen Sowjetrepublik, dem Ausgangspunkt der Expedition, auf. Von dort ausgehend setzte sich ein stattlicher Tross in Bewegung, bestehend aus »65 Mann mit 160 Pferden und 60 Kamelen«. Zwischen Juni und November 1928 sollte die Expedition das Hochgebirgsland des Pamirs bis an Afghanistans und Chinas Grenzen erforschen.

Eine Besonderheit dieser Expedition betrifft den Bereich der Reiseplanung, der Logistik und der Organisation. Eine sehr große Herausforderung bestand für Rickmers zum Beispiel darin, die Ausrüstung und den Proviant zu beschaffen und zu verwalten. Rickmers war dazu noch für den Bedarf der gesamten Expeditionsmannschaft zuständig, inklusive der sowjetischen Teilnehmer. Der Großteil der Ausrüstung wurde von Deutschland in das Expeditionsgebiet mitgenommen, wie Rickmers im Reisebericht »Alai! Alai!« ausführt: »Mit Ausnahme der in Turkestan zu beschaffenden Dinge (Sättel, Packsättel, Gerste, Reis, Petrolium, Benzin, Hufbeschlag) wurde fast alles in Deutschland besorgt. […] Im Sommer 1927 schickte ich allen Teilnehmern einen Rüstplan der schon fast ein dickes Buch war.

[…] Ich mietete einen Lagerraum […]. Vieles musste wegen seiner Eigenart und Menge lange vorher bestellt werden, […] wie beispielsweise Zelte, Instrumente, Bildkammern, Koffer, Verpflegungskisten. […] Die eintretenden Sendungen wurden auf Haufen verteilt, die den Pack- und Beförderungsgruppen entsprachen: Karawanenbetrieb, Küche und Gemeinschaftshaushalt, Zelt und Bett, Bergbesteigung […]. Der Leiter muss eben auch Packer und Lagerverwalter sein.« Rickmers übte diese Funktion des Cheflogistikers während der gesamten Expedition aus.

Auch im Bereich der wissenschaftlichen Arbeit setzte Rickmers den 1913 eingeschlagenen Pfad der Totalerfassung des Forschungsraumes fort. Dazu arbeitete er mit einem System aus verschiebbaren Stand- oder Basislagern. Die Begründung für die ausgeklügelte Lagerlogistik lieferte die Beschaffenheit des Forschungsraumes: »Solch schwierige Gebiete – Urwald, Polareis, Sumpf und Hochgebirge – gestatten nur das randliche Anbringen eines Standlagers, von dem aus man Abstecher macht. […] Weiträumige Bewegung der Forschungsgesellschaft ist nur dort möglich, wo der Verkehr das Land erschlossen hat […] oder wo die Oberfläche eine unbehinderte Massenbeförderung gestattet […]. Meistens wird man die Streckenbewältigung mit der Sesshaftigkeit verbinden, indem man ein Standlager verschiebt.« Insgesamt vier große Standlager an jeweils unterschiedlichen Etappenpunkten bildeten die logistischen Zentralen und die Kommunikationszentren der Expedition. Die wissenschaftlichen Arbeitsgruppen, die häufig weit entfernt von diesen Hauptlagern ihre Aufgaben erledigten, schlugen eigene Lager in ihren jeweiligen Forschungsräumen auf. Zwischen den einzelnen Standorten pendelte ein eigens dafür eingerichteter Karawanenverkehr als »Versorgungs- und Nachrichtendienst«.

Die alpinistischen und wissenschaftlichen Leistungen der Alai-Pamir-Expedition waren enorm: Allwein, Wien und Schneider bestiegen am 25. September 1928 den höchsten Berg der Sowjetunion, den Pik Lenin. Richard Finsterwalder fertigte eine geographische Überblickskarte über das Gletschergebiet des Seltau, eine Kammverlaufskarte der Seltau- und Transalaigruppe sowie eine Reihe von gletscherkundlichen Spezialkarten an. Die Entdeckung des Fedtschenkogletschers, der mit über 70 km der längste außerpolare Gletscher ist, galt damals als Sensation.

Die deutsch-sowjetische Alai-Pamir-Expedition war nicht nur ein rein wissenschaftlicher Erfolg, sondern faszinierte auch die deutsche Öffentlichkeit. So wurde die Expedition nach ihrer Heimkehr zum Beispiel in den Städten München und Bremen offiziell empfangen. Die Tages- und Wochenpresse berichtete über die Forschungsreise; Willi Rickmers trug in Deutschland und in England, sogar in den englischen Universitäten, vor. Der Expeditionsfilm »Das Dach der Welt« lief in den deutschen Kinos ein gutes halbes Jahr lang und wurde ebenfalls in der Presse überschwänglich gelobt.

Insgesamt war die Alai-Pamir-Expedition, die heute im öffentlichen Bewusstsein zum großen Teil vergessen ist, in den 1920er Jahren sehr populär. Rickmers, der Sprachwissenschaftler Lentz und Philipp Borchers hatten Reiseberichte veröffentlicht. Zudem druckten Zeitschriften wie die Zeitschrift des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins und das *Geographical Journal* der *Royal Geographical Society* die Geschichte der Expedition. Ein sechsbändiges wissenschaftliches Werk erschien 1932. Willi Rickmers bekam für diese Forschungsreise – neben anderen Auszeichnungen – die Ehrendoktorwürde der Universität Innsbruck sowie als internationale Anerkennung die Goldene Medaille der *Royal Geographical Society*.

Für die Jahre nach der Alai-Pamir-Expedition verlieren sich die Spuren von Willi Rickmers. Auch seine Autobiographie »Querschnitt durch mich« endet mit der Erfolgsgeschichte von 1928. Dort beschrieb er die Alai-Pamir-Expedition als Verdichtung seines Lebens, seines Landes Turkestan, und seiner Reisephilosophie.

Ich danke dem Alpinen Museum München für die Abruckgenehmigung der Bilder

»Meinem Mann zuliebe«

… die Höhenbergsteigerin Hettie Dyhrenfurth

VON INGRID RUNGGALDIER MORODER

Als Hettie Dyhrenfurth 1934 den 7315 m hohen Westgipfel der Sia Kangri erreichte, ging sie als »höchste Frau der Welt« in die Alpingeschichte ein. Mit ihrer Besteigung brach sie den bestehenden Frauenhöhenweltrekord der Bergsteigerin und Abenteuerin Fanny Bullock Workman, die 1906 auf den 6932 m hohen Pinnacle Peak gelangt war. Dyhrenfurths Rekord hielt ganze 20 Jahre: Erst 1954 wurde er von Claude Kogan mit der Besteigung des Ganesh Himal (7406 m) gebrochen. Dennoch war Hettie Dyhrenfurth weder eine Abenteuerin wie ihre Vorgängerin und schon gar keine Extrembergsteigerin wie ihre »Nachfolgerin«. Wer war die »höchste Frau der Welt«? Was führte sie in den Himalaya und wie verlief ihr Leben abseits dieser bergsteigerischen Klammer?



Hettie und Günter Dyhrenfurth als junges Paar.
Foto aus: Zum dritten Pol, Günter, Norman, Hettie Dyhrenfurth, AS Verlag 2007, Andreas Nickel, S. 22

Kindheit und Jugend

Hettie Dyhrenfurth wurde am 16. November 1892 als einziges Kind einer Industriellenfamilie in Breslau geboren und auf den Namen Harriet Pauline Heymann getauft. Ihre Mutter hieß Olga Ölsner und ihr Vater Oscar Heymann. Er war Generaldirektor eines großen Chemiekonzerns und verstarb schon früh.[1] Hettie wuchs auf Schloss Carlowitz in der Nähe von Breslau auf. Wie es damals in begüterten Familien üblich war, wurde sie unter der Aufsicht einer Gouvernante erzogen.

Hetties Schulbildung dürfte dem für bürgerliche Mädchen damals gängigen Bildungsweg entsprochen haben. Das heißt, dass sie neben den Grundfächern Rechnen, Deutsch und Religion wohl etwa auch in Handarbeiten, Zeichnen und Musik unterrichtet wurde. Sie muss außerdem Fremdsprachenunterricht genossen haben, da sie über relativ gute Englisch-, Französisch- und Italienischkenntnisse verfügte, was auch in gehobenen Kreisen nicht ganz alltäglich war. Sie war schon als junges Mädchen eine begabte und erfolgreiche Tennisspielerin. Offenbar wurde sie in der Ausübung dieser sportlichen Tätigkeit auch gefördert und tatsächlich gewann sie bereits im Alter von 14 Jahren die schlesische Meisterschaft.

Verlobung und Heirat

Als Hettie ihren zukünftigen Mann, den Geologiestudenten Günter Oskar Dyhrenfurth, kennen lernte, war sie noch fast ein Kind. 1906 verlobten sie sich – »heimlich natürlich«, schreibt Hettie und fährt fort: »Als erstes ließ er mich auf einen hohen Baum klettern, wahrscheinlich, um meine Himalajatauglichkeit auszuprobieren. Mein Bräutigam war mit dieser Kletterleistung zufrieden, meine Mutter weniger; denn mein neues Kleid war voller Harzflecken.«[2] Sie war eben ein Mädchen aus gutem Hause. 1911 wurde geheiratet. Sie war 19, er 25 Jahre alt. Die Hochzeitsreise führte sie in die Schweiz, unter anderem aufs Matterhorn. Während Hettie mit dem Bergführer Josef Biner über den Normalweg, den Hörnligrat, zum Gipfel kletterte, vollführte Günter mit Freunden die Gipfelüberschreitung, von der italienischen Seite kommend über den Liongrat hinauf und über den Normalweg hinunter.

Die ersten Ehejahre

Planmäßig kommen in den Jahren 1913, 1915 und 1918 drei Kinder zur Welt: Harald, Hiltraut und Norman. Günter ist ein begeisterter Bergsteiger, ein so genannter »Führerloser«. Sein Traum und Plan ist es, eine Expedition zum Kangchendzönga zu unternehmen. Wegen Ausbruch des Ersten Weltkriegs muss die Expedition jedoch zunächst verschoben werden. Statt in den Himalaya geht es an die Westfront. Doch Dyhrenfurth, der sich als Freiwilliger gemeldet hatte, gelingt es, sich als »alpiner Referent« an die Ortlerfront versetzen zu lassen. Dort und in den Grödner Dolomiten hat er während dieser Zeit Gelegenheit, zahlreiche Bergtouren durchzuführen. 1917 besucht ihn Hettie mit ihren zwei Kindern.

Wirtschaftskrise und Umzüge

Die Wirtschaftskrise der Nachkriegsjahre in Deutschland wirkte sich auch auf die Familie Dyhrenfurth aus. 1923 zogen Hettie und Günter mit ihren Kindern von Breslau nach Salzburg. Schloss Carlowitz wurde zunächst vermietet, schließlich konnte es die Familie nicht halten und so wurde es der katholischen Kirche verkauft, die ein Priesterseminar daraus machte. In Salzburg besuchten die drei Kinder die evangelische Volksschule in der Schwarzstraße.[3]

Obwohl sich das Ehepaar in Salzburg wohl gefühlt hatte, übersiedelte die Familie 1925 in die Schweiz und ließ sich in Zürich nieder. Das Doppelfamilienhaus, in dem sie lebte, teilte sie mit Dr. Ernst Wetter, der später Schweizer Bundespräsident wurde. Bereits 1932 erfolgte die Einbürgerung und Hettie und Günter Dyhrenfurth sowie ihre drei Kinder wurden Schweizer Staatsbürger mit einem Schweizer Pass. Diese Tatsache sollte sich für die Familie als günstig erweisen, auch wenn sie sich dessen damals noch nicht bewusst war.

Zwar war der Antisemitismus schon sehr spürbar und die gesellschaftlichen Entwicklungen gingen bestimmt auch an Hettie und Günter Dyhrenfurth nicht unbemerkt vorüber, doch fühlten sie sich selbst noch nicht wirklich bedroht. Sowohl Hettie als auch Günter hatten in ihren Familien jüdische und nichtjüdische Vorfahren, von beiden Seiten her waren sie aber seit Generationen evangelisch getauft. So machte sich Hettie in dieser Zeit noch keine großen Gedanken über das politische Geschehen in Europa. Im Mittelpunkt ihres Lebens standen damals ihre Familie und das Tennisspielen.

Erfolgreiche Tennisspielerin

Wie bereits in Salzburg und Carlowitz nahm sie an zahlreichen Turnieren teil. Auch in Zürich war sie gleich die beste Spielerin. Ihr Mann war deswegen sehr stolz auf sie. Sie hatte ein ausgesprochenes Talent für den Tennissport, war eine begeisterte Spielerin, was ihr fehlte, war jedoch ein ausgeprägter sportlicher Ehrgeiz. Hettie selbst schrieb: »Ich bin glücklich wie ein Kind, wenn ich gut spiele, ganz gleich, ob ich gewinne oder verspiele.«[4]



Hettie Dyhrenfurth als Tennisspielerin
Foto aus: Memsahb im Himalaya, Phot. Weller, Berlin.

[1]Oscar Heymann war der uneheliche Sohn eines Grafen oder Prinzen.
[2]Vgl. Hettie Dyhrenfurth, Memsahb im Himalaja, Verlag Deutsche Buchwerkstätten GmbH. Leipzig, S. 7.
[3]Aus: Interview mit Norman Dyhrenfurth, Bozen, 3. Mai 2007.
[4]Vgl. Hettie Dyhrenfurth, Memsahb im Himalaja, S. 13.

[5]Andreas Nickel, Günter, Hettie, Norman Dyhrenfurth. Zum dritten Pol, AS Verlag, Zürich, S. 50.
[6]Die von Günter Dyhrenfurth seit Jahren geplante Expedition zum Kangchendzönga wurde von Paul Bauer und einigen Funktionären des Alpenvereins mit unlauteren Mitteln zu verhindern versucht. Dabei spielten Rivalität und offener Antisemitismus eine Rolle. Ursprünglich als deutsches Unterfangen angelegt, wurde sie aufgrund dieser Hindernisse »notgedrungen« zu einer international organisierten Expedition. Das war neu und ist besonders für die damals herrschende politische Situation und den Nationalismus bemerkenswert. Günter Dyhrenfurth hatte sich in Hinblick auf die Expedition von keinem geringeren als dem bekannten Filmemacher Arnold Fanck in die Grundkenntnisse des Films einführen lassen. An Dyhrenfurths Expedition nahmen folgende Mitglieder teil: die Schwaben Hermann Hoerlin und Ulrich Wieland, der Arzt Helmut Richter, der Tiroler Erwin Schneider, der Topograph Marcel Kurz und der Kameramann Charles Duvanel aus der Schweiz, der britische Journalist Frank Smythe sowie Hettie Dyhrenfurth. In Kalkutta schlossen sich außerdem noch George Wood Johnson und John Hannah vom Himalayan Club an.
[7]Vgl. Hettie Dyhrenfurth, *Memsahb im Himalaja*, S. 12.
[8]Hetties Sohn Norman Dyhrenfurth sagt, dass sie das gut konnte, auch weil sie eine einnehmende Frau war und bei Menschen sehr gut ankam, wenn sie wollte.
[9]Hettie Dyhrenfurth, *Memsahb im Himalaja*, S. 10.

Alpine Karriere

Wie viele andere Bergsteigerinnen fing Hettie Dyhrenfurth an zu klettern, weil ihr Mann kletterte. Er war ein erfahrener Bergsteiger und gelegentlich machte sie mit ihm am Seil leichte Klettereien im Riesengebirge oder Ski-Hochtouren in der Schweiz. Sie kletterte ganz gern im Fels – Gletscher und Eis mochte sie hingegen nicht, die waren ihr »immer unheimlich«.

Was den Alpinismus betrifft, so unterstützte Hettie ihren Mann immer, auch indem sie ihm beim Verfassen seiner alpinen Artikel, Vorträge und Bücher behilflich war und diese tippte. Es ist anzunehmen, dass sie damit ziemlich beschäftigt war, da Günter eine über viele Jahre intensive Vortragstätigkeit in Schulen und Alpenvereinssektionen ausübte.[5] Ihre Fähigkeiten als Sekretärin und Organisatorin sollten sich vor allem bewähren, als feststand, dass Günters seit Jahren geplante und durch zahlreiche Schwierigkeiten und Hindernisse[6] in Frage gestellte Himalaya-Expedition für 1930 gesichert war.

Internationale Himalaya-Expedition 1930

Planung und Vorbereitungen

An der Expedition zum Kangchendzönga im Jahr 1930 war Hettie von Anfang an beteiligt und bis in die Detailplanung involviert. Insofern war ihr während der vielen Jahre, die sie mit ihrem Mann für die »Verwirklichung seiner Pläne kämpfte«, auch bewusst, dass diese Expedition für sie »etwas Furchtbares bedeutete.«[7] Dennoch scheute sie nicht davor zurück und kümmerte sich um die nötigen Vorbereitungen, um die zahllosen kleinen und großen Vorkehrungen, da ihr



Mann kein »praktischer Mensch« und sonderlich guter Organisator war. Sie war auch bei der Beschaffung von Geldmitteln behilflich, was sie mit ihrem Charme[8] sehr gut konnte, und sie erledigte einen Großteil der umfangreichen für die Realisierung der Expedition erforderliche Korrespondenz. »Der kaufmännische Stil«, meinte sie, »ließ zwar sehr zu wünschen übrig, dafür aber hatte ich mit den meisten Firmen Freundschaft geschlossen, und lange herzliche Briefe gingen hin und her.«[9]

Niveacreme und Oetker-Puddingpulver

Hetties ausführlich angelegten Danklisten für »Rat und Hilfe« an die Firmen, die der Expedition ihre Erzeugnisse bzw. Dienste zuvorkommend zur Verfügung stellten, ist zu entnehmen, was auf der Expedition alles mitgenommen wurde. Darunter waren auch heute noch bekannte Produkte wie etwa Niveacreme, Persil, Schokolade von Suchard und Nestlé- oder Oetker-Puddingpulver, Maggi-Suppen, Knorr-Teigwaren oder Austria Zigaretten, aber auch Junghans-Uhren und Longines-Chronometer.

Sortieren, einteilen und packen

Sie scheute keine Mühe und war sich nicht zu schade fast rund um die Uhr zu schreiben, zu bestellen, zu sortieren und zu packen. Sie schrieb: »Wieviel Mühe es kostet, bis man die tausend notwendigen Kleinigkeiten, von der Streichholzschachtel über den Hosenknopf bis zum Schreibmaschinenfarbband besorgt hat, das ahnt kein Mensch. Wer noch keine Expedition ausgerüstet hat, kann sich unmöglich eine rechte Vorstellung davon machen, was es heißt, für ein derartiges Unternehmen alles bis ins kleinste zu bedenken und zu besorgen. (...). Das bedeutete Offerten einziehen, Preise vergleichen, Fragen, Rückfragen. (…) Und dabei nicht einmal einen Monat Zeit! (…) Diese letzten Wochen vor der Expedition waren das Anstrengendste, was ich je mitgemacht habe, und dass wir's überhaupt geschafft haben, erfüllt mich mit viel größerem Stolz als meine 6120 m, die den anderen Menschen so

interessant erscheinen. Es ging nur, indem wir oft buchstäblich Tag und Nacht arbeiteten, durchschnittlich 18-19 Stunden täglich.«[10]

Per Schiff nach Indien

Hettie hoffte, sich während der Reise mit dem Schiff des Lloyd Triestino von Triest nach Bombay ausruhen zu können. Doch war das nur zum Teil möglich, weil auch hier ihre Fähigkeiten als Sekretärin in Anspruch genommen wurden, vor allem vom Expeditionsarzt Dr. Richter, der auch Berichterstatter für die deutsche Presse war. Darüber hinaus war sie sehr damit beschäftigt Hindustani, eine der Landessprachen Indiens zu lernen. Dies stellte sich im Nachhinein allerdings als wenig sinnvoll heraus. In Indien kamen sie damit ganz gut zurecht, aber während der Expedition selbst, vor allem im Umgang mit den Trägern, wäre Nepali viel hilfreicher gewesen. Sie stellte dort dann mit Hilfe des jungen Sherpa-Gehilfen Jigmay Tschering ein 900 Wörter starkes Nepali-Wörterbuch zusammen, das ihr ermöglichte, mit den Trägern und Expeditionsdienstboten zu kommunizieren.

Memsahb im Himalaya

Von ihren Erlebnissen als Teilnehmerin der Expedition zum Kangchendzönga erzählt Hettie Dyhrenfurth in ihrem 1931 publizierten Buch ›Memsahb im Himalaja‹.[11] Darin erweist sie sich als begabte und humorvolle Erzählerin. Mit Witz und Ironie schreibt sie über die Vorbereitungen vor der Abreise, von der Schifffahrt nach Indien und über die Erlebnisse während der Expedition. Der schmale Band beinhaltet auch Tagebucheintragungen und Briefe an ihre Kinder. Ihre Art, von der Expedition zu erzählen und dabei ihre Gedanken und Gefühle mit einfließen zu lassen, ist in der Alpinliteratur jener Zeit selten. Sie schreibt unpathetisch und ohne Schwulst, ohne den übertriebenen Ernst vieler Bergtourenberichte. Auf dem Buchdeckel ist Hettie als hübsche, fast zierliche, aber selbstbewusste und moderne Frau dargestellt, deren herausfordernd einladender Blick der Betrachterin direkt begegnet.



Gruppenbild mit Dame
Foto aus: Memsahb im Himalaya

Bild links:
Hettie als Sekretärin ihres »Chefs« Günter Dyrenfurth
Foto aus: Memsahb im Himalaya

Rechtfertigungen

Vielleicht überrascht gerade deshalb die Tatsache, dass Dyhrenfurth sich dann doch bewogen fühlte, ihre Teilnahme an der Expedition zu erklären, zu rechtfertigen. Gewiss war es damals nicht gerade gang und gäbe, dass sich eine Frau »allein« an einer »Männerexpedition« beteiligte, wobei eine reine Frauenexpedition in jenen Jahren wohl noch ungewöhnlicher gewesen wäre. Es gab einzelne Vorreiterinnen wie Funny Bullock Workman, die mit ihrem Mann den Himalaya erkundet hatte, oder Annie Peck, die mit Bergführern, die sie selbst engagierte, am Huascaran in Südamerika gewesen war, oder etwa die 1903 an der Rickmer-Rickmers Kaukasusexpedition beteiligte Cenzi Sild. Ihnen und den meisten anderen Frauen, die an Expeditionen teilgenommen hatten, war gemeinsam, dass sie zur Zeit ihrer Unternehmungen immerhin kinderlos waren. Neben einem eventuellen unterschwelligen Vorwurf der »Unschicklichkeit« musste Hettie Dyhrenfurth hingegen vor allem damit rechnen, dass man ihr Unverantwortlichkeit vorhalten würde, was prompt auch geschah: »Unverantwortlich« sei sie gewesen, »ihre Kinder im Stich zu lassen, um aus reiner Abenteuerlust die Expedition mitzumachen.« Doch »wohl selten« schreibt sie, »ist ein ungerechterer Vorwurf gemacht worden. (…) Ich war ja nicht mehr der vergnügte Backfisch von einst, der sich nichts Schöneres denken konnte, als mit dem ge-

[10]Ebda. S. 9 und Andreas Nickel, S. 82-83.
[11]»Memsahb«, schreibt Hettie Dyhrenfurth, »so nennt der Eingeborene in Indien die weiße Frau«.



Hettie Dyhrenfurth pflegt den kranken Charles Duvanel
Foto aus: Memsahb im Himalaya

liebten Mann Gefahren und Abenteuer zu erleben. Ich war ja Mutter geworden und restlos glücklich mit meinen drei Kindern. Kein Land der Welt und kein noch so schöner Berg konnte mir das Zusammensein mit ihnen ersetzen. Aber als die Expedition feststand war mir klar, dass ich mitgehen musste. Meine Kinder waren in guter Obhut mit den Großeltern und einer lieben Freundin unserer Familie, während mein Mann in Gefahr war und meine Hilfe brauchen konnte. Doch es war ein unsagbar schwerer Entschluss für mich. Ich bin ja absolut nicht eine kühne, abenteuerlustige Frau voll bergsteigerischen Ehrgeizes und Rekordsucht. Bergsteigen habe ich mehr meinem Mann zuliebe betrieben.«[12]

Warten auf Post

Während der Expedition sehnt sie sich sehr nach den Kindern. In ihren Aufzeichnungen erinnert sie sich, wie sie einmal – es war gerade ihr Hochzeitstag – alleine und deprimiert im Zelt saß, als ein Runner mit Post kam. »Es ist ja immer schön, liebe Briefe zu bekommen, aber dort in der Einöde, Wochen entfernt von Post und Telegraph, da ist es wie ein Wunder, wie ein Geschenk des Himmels. Wie hatte ich mich in schlaflosen Nächten gesorgt, ob auch zu Hause alles gut ginge, ob alles gesund wäre! Und jetzt waren im Nu alle trüben Gedanken vergessen. Stundenlang saß ich über meinen Bergen von Briefen, klappernd vor Kälte, aber doch glücklich. Am nächsten Morgen im Schlafsack las ich noch einmal alles durch, bis ich jedes Wort auswendig kannte. Das waren meine schönsten Stunden. Aber wenn ich dann auf das Datum der Briefe sah, wurde ich schon wieder schwermütig. Es war ja schon alles so alt! Was konnte nicht schon alles wieder passiert sein! (…) Selbstverständlich schrieb ich ausführlich Tagebuch an meine Kinder, sehr zum Erstaunen meines Mannes, der das ganz unnötig fand. Zu Hause läsen sie ja alles bestimmt viel früher in der Zeitung. Glückliche männliche Psyche! Heim und Kinder waren versunken, unwirklich geworden, nur der Augenblick der Aufgabe lebte und lockte.«[13]

Mädchen für alles

Hetties Aufgabe während der Expedition ist es aber nicht nur, ihren Mann zu begleiten, um ihm bei eventueller Gefahr zur Seite zu stehen, sondern vor allem die, den gesamten Gepäckstransport und die Versorgung am Berg zu organisieren. Sie ist »'Expeditions-Hausfrau' und Etappen-Kommandant in den Standlagern« und hat somit »den gesamten Nachschub für die Hochlager zu organisieren, sie war überhaupt Mädchen für alles, 'erster Packmeister' und 'Magazineur'.« Hettie Dyhrenfurth ist »für 9,5 Tonnen Ausrüstung zuständig, die auf 350 Träger verteilt werden müssen.«[14]

Die Aufgabe ist nicht zu unterschätzen. Die Kisten müssen ständig umgepackt und sortiert werden, um von den Trägern in der richtigen Reihenfolge befördert werden zu können. Mit diesen muss sie sich dann auch auseinandersetzen, wenn sie streiken und sich weigern, die Proviantladungen in die entsprechenden Lager zu befördern, oder wenn die Kisten zerstört bzw. leer oder halb leer ankommen. Sie ist entsetzt wie viel gestohlen wird. Der Zucker, den sie in die Hochlager schickt, kommt nie an, sowenig wie die Kompottkonserven und die Marmeladen oder der Rum. »Fast jede Kiste war geöffnet und beraubt worden. Wir waren wirklich überreich approviantiert gewesen, ich hatte mich zu Hause liebevoll in alle wirtschaftlichen Details versenkt, um nur ja meine Männer gut versorgen zu können, und nun war ich gezwungen, sehr sparsam zu wirtschaften, um auch bis zuletzt gut auskommen zu können. Ich glaube die sparsame Memsahb ist oft (hinter ihrem Rücken natürlich) verulkt und beschimpft worden, wenn sie energisch darüber wachte, dass im Standlager nur sehr einfach gegessen und alles Gute für die Hochlager reserviert wurde.«[15]

Sammeln für die Wissenschaft

Viel lieber als sich »lediglich« in den Expeditionslagern aufzuhalten hätte sie wissenschaftlich mehr geleistet und nach Hause gebracht. Dafür blieb ihr allerdings nur wenig Zeit. Sie war beauftragt worden, Insekten für die entomologische Abteilung der Universität München sowie Moose und andere Pflanzen für das botanische Institut in Berlin Dahlem zu sammeln. Auf Anregung des landwirtschaftlichen Instituts Leipzig nahm sie aus dem höchst gelegenen Dorf Khunza Gerste und Weizen mit. Diese sollten in Deutschland für Versuche zum Anbau von Wintergetreide dienen. Das Sammeln der Insekten und Moose erwies sich jedoch vor allem wegen der andauernden Monsunregen als kaum durchführbar. Dazu kam noch, dass die Träger die Hälfte der gesammelten Materialien wegwarfen, weil sie die Blechdosen, in denen die zerzupften und gesiebten Moose verstaut waren, für überflüssig hielten. Immerhin brachte sie zwei unbekannte Insektenarten nach Deutschland zurück und in den Moosen konnten sechs verschiedene Hornmilben entdeckt werden.

Höhenkrankheit und Passüberschreitung

Wie den übrigen Expeditionsteilnehmern setzte die Höhe auch Hettie zu. Während alle anderen vor der Abreise eine präventive Leberkur gemacht hatten, hatte sie darauf verzichtet und sich deshalb auch schlechter akklimatisiert. Vermutlich gewöhnten sich die anderen auch wegen der täglichen Hochtouren und der damit verbundenen Auf- und Abstiege besser an die Höhe, während Hettie sich meistens im Lager aufhielt. Trotz der ausgeprägten Höhenkrankheit mit Husten, Kopfschmerzen, Magenkrämpfen, Übelkeit und Atemnot pflegte sie den kranken Charles Duvanel. Darüber hinaus schaffte sie es, am 1. Juni 1930 allein und bei schweren Schneestürmen, 22 Träger über den 6120 m hohen Jongsong-La zu führen. Eine große Leistung. Auch ihr Mann Günter Dyhrenfurth äußert sich später anerkennend darüber: »Ein guter Teil des Verdienstes daran gebührt meiner Frau. Es mag geschmacklos scheinen, seine Frau zu loben, aber in diesem Falle ist es nicht nur die reine Wahrheit, sondern sozusagen Anstandspflicht, dass ich darauf hinweise.« [16]

Dennoch denkt sie selbst, nichts Besonderes geleistet zu haben. Sie entschuldigt sich dafür, nicht an das Niveau ihrer Expeditionskollegen heranzukommen. Der Hauptgrund, den sie dafür anführt, ist die Tatsache, dass sie drei Kinder hat und ihre Lebensaufgabe in erster Linie darin sieht, sie zu möglichst brauchbaren Menschen zu erziehen. Expeditionsfrau sei sie nur im Nebenberuf gewesen.[17] Und dafür, dass sie während der dreimonatigen Expedition immerzu an die Kinder dachte und nach deren Beendigung energisch nach Hause verlangte, wurde sie von ihren Kollegen »schwer beschimpft«.

Rückkehr nach Europa

Nach ihrer Rückkehr steht für Hettie fest, dass sie nie mehr in den Himalaya will. Das Ziel, auf den Gipfel des Kangchendzönga zu gelangen, konnte Günter Dyhrenfurths Expedition zwar nicht erreichen, dennoch war sie insgesamt sehr erfolgreich gewesen, da drei über siebentausend Meter hohe Gipfel

[12]Vgl. Hettie Dyhrenfurth, *Memsahb im Himalaja*, S. 12-13.
[13]Hettie Dyhrenfurth, *Memsahb im Himalaja*, S. 43.
[14]Siehe Andreas Nickel, Günter, Hettie, Norman Dyhrenfurth. Zum dritten Pol, S. 86.
[15]Hettie Dyhrenfurth, *Memsahb im Himalaja*, S. 40-41.
[16]Andreas Nickel, *Günter, Hettie, Norman Dyhrenfurth. Zum dritten Pol*, S. 90.
[17]Vgl. Hettie Dyhrenfurth, *Memsahb im Himalaja*, S. 65.

der Kangchendzöngagruppe, der Ramtang Peak, der Jongsong Peak (der damals höchste von Menschen erreichte Gipfel) und der Dodang Nyima Peak erstbestiegen werden konnten. Außerdem konnten das gesamte Gebiet genau erkundet und kartografiert sowie zahlreiche geologische Forschungen betrieben werden. Der von Charles Duvanel gedrehte und 1931 in Zürich uraufgeführte Expeditionsfilm »Himatschal. Thron der Götter« wurde ein durchschlagender Erfolg, ebenso wie Hetties Expeditionsbuch, das heute noch ein seltenes, überaus unterhaltsames und aufschlussreiches Dokument weiblicher Alpinliteratur darstellt.

Mit der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 in Deutschland verschlimmert sich die politische Lage in Europa. Günter entschließt sich, seine Professur an der Universität Breslau aufzugeben. Eine Zeit lang hält er noch Vorlesungen, doch da die Situation zunehmend schlechter wird und er Hitlers »Mein Kampf« nicht nur gelesen, sondern auch genau studiert hat,[18] weiß er, dass nichts Gutes zu erwarten ist. Als ehemaliger Offizier kannte er außerdem frühere Offizierskollegen, die über Hitlers Pläne gegen Polen informiert waren. Er wusste also, dass es nicht lange gedauert hätte, bis auch er gezwungen gewesen wäre, einen »Ariernachweis« zu erbringen und das hätte er nicht gekonnt, obwohl seine Mutter eine laut Nazis »rein arische« Tochter des bekannten Malers Bayer war. Bei Hettie war die jüdische Herkunft schon des Namens wegen bekannt. Angesichts dieser Tatsachen war es ein Glück, dass die Familie nicht nur in der Schweiz lebte, sondern dort bereits eingebürgert war.[19]

1934: Zweite Himalaya-Expedition

Unter den gegebenen Umständen war der Plan einer zweiten Himalaya-Expedition, den Günter bald wieder schmiedete, denkbar schwierig, besonders hinsichtlich der Finanzierung. Während für die erste Expedition noch weitgehend beträchtliche Geldmittel aus dem Vermögen von Hettie Dyhrenfurth verwendet werden konnten, kam das für eine zweite Expedition nicht mehr in Frage: Was von den Liegenschaften der Familie noch übrig geblieben war, lag nun ohne Zugriffsmöglichkeit im nationalsozialistischen Deutschland.

Auch vom DÖAV war diesmal keine Hilfe zu erwarten. Dyhrenfurth war damals zwar noch Alpenvereinsmitglied, doch aufgrund der politischen Lage, des völkischen Klimas im Verein, der Niederlegung seiner Professur sowie der Tatsache, dass er Schweizer Staatsbürger und die Expedition international angelegt war, brauchte er sich diesbezüglich keine Hoffnungen zu machen. Auch andere Möglichkeiten der Finanzierung boten sich zunächst nicht.

Schließlich sollte die Expedition durch die Produktion eines Spielfilms finanziert werden.[20] Alles musste nun in nur wenigen Tagen vorbereitet werden und es war wiederum Hettie zu verdanken, dass alles klappte: Dank ihres unermüdlichen Einsatzes und der Erfahrung aus ihrer ersten Expedition konnte das Unternehmen in nur 12 Tagen komplett ausgerüstet werden.[21] Expeditionsziel war der 8068 m hohe Hidden Peak im Karakorum, auch Gasherbrum I genannt. Zeitgleich erfolgte die berühmte deutsche Nanga Parbat Expedition.[22]

Organisatorin und »höchste Frau der Welt«

Auch während dieser Expedition ist Hettie mit allen möglichen organisatorischen und logistischen Aufgaben betraut. Sie kümmert sich wieder um das Umpacken von Lebensmitteln und Ausrüstung, teilt den Transport der Lasten ein und zahlt den Trägern die Gehälter aus.

Mehr noch als während der ersten Expedition leidet sie unter Höhenkrankheit. Neben Husten und Übelkeit hat sie furchtbare Augenschmerzen und Herzbeschwerden. Trotzdem gelingt es ihr, den Westgipfel des 7315 m hohen Queen Mary Peak, der von den Einheimischen Sia Kangri genannt wird, zu erreichen.[23] Damit stellt sie einen neuen Frauenhöhenweltrekord auf. Erst 1954 wird ihn Claude Kogan brechen, als ihr mit Raymond Lambert und Eric Gauchat die Erstbesteigung des 7406 m hohen Ganesh Himal gelingt.

Laut ihrem Sohn Norman Dyhrenfurth erfolgte Hetties Besteigung des Sia Kangri »rein zufällig« . Es waren die Umstände, die sie dazu zwangen, sehr viel höher zu steigen, als sie es sich je vorgestellt hätte. Wegen ihrer besorgniserregenden Höhenkrankheit im höchsten Lager, hatte man sie nicht allein lassen wollen. Darum sammelte sie alle ihre Reserven, um mit ihrem Mann, Hans Ertl und Bertl Höcht einigermaßen mitzuhalten. Obwohl Hans Ertl und Bertl Höcht den Aufstieg vorausgespurt und dem Ehepaar Dyhrenfurth vor dem Gipfel den Vortritt gelassen hatten, war es für Hettie, die zwar »eine gute Tennisspielerin, aber eigentlich keine Bergsteigerin war, ein Beweis ungeheurer Energie und Willensstärke«.[24]

Auf dem Rückweg verschlimmerte sich Hetties Gesundheitszustand. Sie litt an Krämpfen und musste auf einer Bahre getragen werden. Man befürchtete, dass sie sterben würde. Doch nach Einnahme eines Herzmittels, das ihr ein Bote von einer Missionsstation in Shigar brachte, ging es ihr bald besser[25], so dass sie nach all den Strapazen dennoch in ihr Tagebuch schreiben konnte: »Eine wunderschöne Zeit geht unwiderruflich zu Ende!«

Finanzielles Desaster

Aus finanzieller Sicht war die Expedition eine Katastrophe. Um sie überhaupt nach Europa zurück bringen zu können, war Günter gezwungen, seine und Hetties Lebensversicherung in der Schweiz zu beleihen. Das Ehepaar war jetzt zwar berühmt, aber das änderte nichts an der Tatsache, dass die Familie mittellos dastand. In Zürich wurden sie gepfändet. Der ältere Sohn Harald musste sein Universitätsstudium abbrechen, für die zwei jüngeren Kinder kam ein Studium erst gar nicht in Frage. Norman schaffte es gerade noch, das Gymnasium mit der Matura zu beenden. Er arbeitete zunächst als kleiner Buchhalter für die Shell Oil Company in Zürich, während Hiltraut eine Sekretariatsstelle annehmen musste. Obwohl der Expeditionsfilm in der Schweiz mit Begeisterung aufgenommen wurde, erwies sich die Hoffnung von Hettie und Günter Dyhrenfurth, sich wenigstens durch dessen Einnahmen über die Runden zu retten, als Illusion. In Deutschland blieb der Film nicht zuletzt aufgrund einer nationalsozialistischen Antikampagne erfolglos.

Was bleibt

Was von Hettie Dyhrenfurths Expeditionstätigkeit jedoch bis heute bleibt ist tatsächlich das Büchlein, in dem sie von ihrer ersten Reise in den Himalaya berichtet. Damit hat sie mehr Spuren in der Geschichte der Bergliteratur hinterlassen als durch ihre Höhenrekorde in der Geschichte des Bergsteigens. ›Memsahb im Himalaja‹ ist kein einfacher Expeditionsbericht. Es ist eine kleine Fundgrube an Themen, die Frauen im Zusammenhang mit einer Bergexpedition interessieren. In dieser Hinsicht ist es erstaunlich modern: Wie steht es mit der Hygiene und Körperpflege auf 6000 m Höhe? Was bewegt eine Frau dazu, an einer Expedition teilzunehmen? Welche Gedanken beschäftigen sie in den Zeltlagern? Wie empfindet sie die Begegnung mit den Menschen eines gänzlich fremden Landes? Dabei entsteht beim Lesen auch keineswegs der Eindruck, dass die Autorin sich bemühen würde, Tatsachen und Fakten verschönert oder mit einem erhöhenden Blick darzustellen. Der Ton ist nüchtern und wirkt spontan, die Perspektive unmittelbar und »weiblich«, die Stimmung ironisch, witzig, humorvoll. Statt heroisch-idealistische Beweggründe für ihre Teilnahme an der Expedition zu bemühen, präsentiert sie einfache und konkrete Motive: vor allem jenes, ihren Mann begleiten zu wollen, um ihm bei der Verwirklichung seines Traumes behilflich zu sein, jedoch kein persönlicher und schon gar kein sportlicher Ehrgeiz. Auch während der Expedition verirren sich ihre Gedanken nie in jenen für einen Großteil der Bergbuchautoren so beliebten Gefilden erhabenen Heldenmuts und opferbereiter Hingabe am Berg. Das imponiert. Hettie Dyhrenfurth nimmt sich nie

[18]Zitat aus einem Interview mit Norman Dyhrenfurth.
[19]Sie wurden Bürger von Wassen im Kanton Uri, lebten aber in Zürich.
[20]Regisseur des Spielfilms war Andrew Marton, in den Hauptrollen spielten dessen Frau, die Schauspielerin Jarmila Marton, und Gustav Diessl. Günter Dyhrenfurth spielte sich selbst. Der Film »Der Dämon des Himalaya« wurde regelrecht zum Dämonen der Expedition. Von Anfang an häuften sich die Komplikationen im Zusammenhang mit der Filmproduktion, den Dreharbeiten und der Finanzierung des Films sowie der Expedition selbst. Als der Hauptsponsor dann wegen des Röhm-Putschs flüchten musste und die Gelder ausblieben, konnten die anfallenden Rechnungen nicht mehr bezahlt werden, was während der Expedition zu langen Verzögerungen führte. Das Drehbuch des Films wurde schließlich bis zur Absurdität umgeschrieben und entsprach nicht im Geringsten Günter Dyhrenfurths Vorstellungen.
[21]Siehe Andreas Nickel, S. 118.
[22]Die Teilnehmer der internationalen Himalaya-Expedition von 1934 waren prominente Bergsteiger und die Filmcrew: Hettie und Günter Dyhrenfurth, Jimmy Belaieff, Hans Ertl, Piero Ghiglione, Albert (Bertl) Höcht, Marcel Kurz, André Roch, Hans Winzeler, Gustav Diessl, Jarmila Marton, Andrew Marton, Richard Angst.
[23]Hans Ertl und Albert Höcht gelang die Erstbesteigung des 7422 m hohen Hauptgipfels des Sia Kangri.
[24]Zitat aus Interview mit Norman Dyhrenfurth.
[25]Andreas Nickel, S. 138.

so wichtig. Das macht ihr Schreiben äußerst erfrischend und sympathisch. Endlich eine am Berg, die nicht wie üblich begeistert vom Klettern schwärmt, einmal eine Bergsteigerin, die eigentlich keine Bergsteigerin ist, die »nur zufällig«, ja »fast wider Willen« – aber doch – einen zwanzigjährigen Höhenrekord eingeheimst hat. Ist das nicht bemerkenswert?

Körperhygiene eines »Neutrums«

Zentrales Thema in ›Memsahb im Himalaja‹ ist nicht, wie manche erwarten könnten, ein Gipfelsturm, ein wahnsinnig anstrengender Aufstieg oder gar das Erringen eines bergsteigerischen Zieles. Nein, es sind die anscheinend nebensächlichen Dinge des alpinistischen Lebens und einer Expedition. So beschreibt Dyhrenfurth äußerst bildhaft folgende Situation:

»Als besondere Aufmerksamkeit hatten die Träger mir einen Memsahb-Bathroom, zu deutsch Toilette, gebaut. Obwohl es nur aus einem Steinwall ohne Dach bestand, war ich von Herzen dankbar dafür; denn es gibt doch nun manchmal Situationen, in denen man es nicht gerade als Annehmlichkeit empfindet, die einzige Frau unter hundertfünfzig Männern zu sein. Mit dem Stoßseufzer: endlich allein! betrat ich zum erstenmal die stille Klause. Aber die Kulis hatten sie schlauerweise mit voller Öffnung nach dem links unterhalb liegenden Bathroom der Herren gebaut, so dass ich, mit Verlaub zu sagen, weithin sichtbar im ersten Rang saß. Na, dieser Schaden war bald behoben, es wurde eine Wand gegen die Herren errichtet und der Eingang nach der anderen Seite verlegt.«

Und sie fährt fort:

»Auf übergroße Reinlichkeit musste man da oben verzichten; heißes Wasser ist ja ein seltener Genuß. Trotzdem habe ich nie so guten Teint gehabt wie dort, Nivea- oder Elidacreme und Höhensonne waren meine Schönheitsmittel. Sogar gebadet habe ich manchmal zum großen Staunen der Herren, die diese »stillose Schweinerei« gar nicht verstanden. Ich badete in der zum Wässern der Photos bestimmten kleinen Gummiwanne im Dunkelkammerzelt. Dieses war stockdunkel und unverschließbar. Kippa stand also als Wache davor, und ich warf ihm wie im Varieté ein Kleidungsstück nach dem anderen hinaus.«[26]

Als die Mannschaft am Ende des Unternehmens ins Everesthotel in Darjeeling kommt, kann Hettie endlich ausruhen und sich ordentlich waschen. Die Ruhe wird um einen Tag verlängert, weil die Schlüssel ihrer Koffer verloren gegangen sind und am Sonntag kein Schlosser gefunden werden kann: ein Genuss! Aber das Beste nach so langer Zeit ist für Hettie, sich wieder als Frau fühlen zu können: »Und dann endlich mal wieder sich als Dame einkleiden! Ich kam mir direkt komisch dabei vor, aber es war ein entzückendes Gefühl, wieder Frau sein zu können, nicht nur gletschersalbenbeschmiertes, schneebrillenbewaffnetes Neutrum. Pudern konnte ich mich allerdings nicht; denn ich war einfach schwarz geworden, – so dunklen Puder gibt es sicher gar nicht.«[27]

Die Frau in Indien

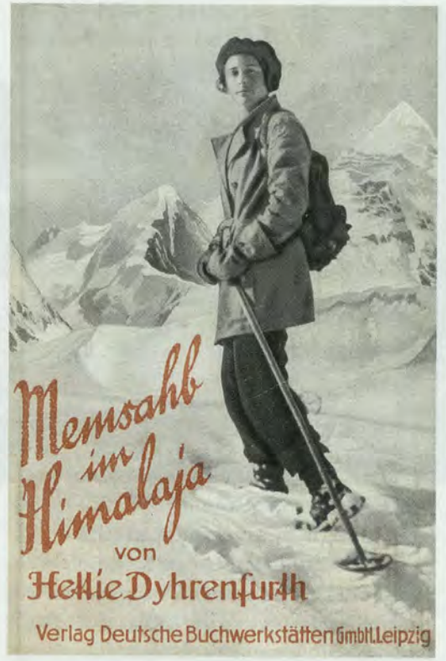
Auch andere Themen werden angesprochen. Darunter jenes der Situation der Frauen in Indien. Obwohl Hettie Dyhrenfurth auf ihrer Reise nur wenig Gelegenheit hatte, indische Frauen kennen zu lernen[28], und sie sich, wie sie selbst präzisiert, mit keiner alleine unterhalten hat – weshalb sie »mit ihrem Urteil vorsichtig sein will« –, fällt ihr sofort auf, dass Frauen in Indien, noch mehr als im Europa der 1930er Jahre, ihren Männern gegenüber eine untergeordnete Rolle einnehmen. Sie merkt an: »Mir schien es, als ob die indische Frau nur Gebärmaschine ist, zu nichts anderem geschaffen, als Kinder zu bekommen und zu pflegen. Mit fünfundzwanzig Jahren ist sie alt und verbraucht. Es ist ja bekannt, dass erst vor gar nicht langer Zeit die Engländer unter größten Schwierigkeiten die Witwenverbrennung abgeschafft haben. Auch die Kinderehen sind erst dieses Jahr gesetzlich verboten worden. Bis dahin heirateten schon sechsjährige Kinder. Starb nun zum Beispiel der Ehemann mit zehn Jahren, so konnte die kleine Frau nie wieder heiraten, und die Witwenverbrennung war nur eine höchst logische und noch dazu fromme Art, die Überzahl holder Weiblichkeit loszuwerden.«[29]

Vor allem aus weiblich-soziologischer Sicht ist ›Memsahb im Himalaja‹ ein interessantes Stück Bergliteratur, das über den »Typus der (schreibenden) Bergsteigerin« der 30er Jahre Aufschluss gibt und Hettie als eine gebildete, emanzipierte, moderne, selbstbewusste Frau aus gutem Hause zeichnet, die zwar an die Grenzen der gesellschaftlichen Regeln geht, sie aber doch nicht überschreitet, eine Frau, die pflichtbewusst versucht, die Aufgaben, die ihr aufgrund von Ehe und Familie auferlegt sind, und die Möglichkeiten, die sich ihr dank ihres privilegierten bürgerlichen Daseins bieten, zu verbinden.

Vortragsreise in die Vereinigten Staaten

Nach der Himalaya-Expedition von 1934 fuhr Hettie Dyhrenfurth in die USA, wohin sie eingeladen worden war, eine Reihe von Vorträgen zu halten. Das gefiel ihr sehr gut. Sie war eine begehrte Rednerin und füllte die größten Säle bis hin zur Town Hall in New York. Plötzlich stand sie im Mittelpunkt. Sie wurde gefeiert und sogar von Präsident Roosevelt ins Weiße Haus eingeladen. Das veränderte sie auch als Mensch, löste eine Entwicklung ihrer Persönlichkeit aus. Ihr Selbstwertgefühl wuchs, sie fühlte sich als Frau anerkannt und nicht mehr »nur« als die Frau ihres Mannes.[30]

Sie wollte nicht mehr nach Europa zurückkehren, war entschlossen, in den Vereinigten Staaten zu bleiben, um dort ein neues Leben zu beginnen. Obwohl das vor allem finanziell gesehen nicht leicht war, drängte sie ihre Familie, ihr nach Amerika zu folgen. Günter sträubte sich jedoch dagegen. Nach der Expedition von 1934 fehlten zunächst auch die Mittel, um die ganze Familie nach Amerika zu bringen. 1935 wurden die Nürnberger Rassengesetze erlassen, was sicherlich nicht dazu beitrug, Europa für Hettie einladender zu machen. Für sie stand fest, dass sie in Amerika bleiben wollte und sie wünschte sich nur, dass die Familie sich ihr dort anschließen würde. Hin und her gezogen kam sie jedoch vorerst einmal zurück.



Hettie Dyhrenfurth auf der Vorderseite ihres Buches Memsahb im Himalaya
Foto aus: Memsahb im Himalaya

Olympionikin

Dann kam die Olympiade 1936. Während die Spiele in Berlin bereits im Gange sind, ereilt das Ehepaar Dyhrenfurth ein Telegramm mit der freudigen Mitteilung, dass Hettie und Günter am nächsten Tag die Olympische Goldmedaille für Alpinismus verliehen werden soll. Es ist eine freudige Überraschung, die allerdings durch die verspätete Zusendung einen unguten Beigeschmack bekommt. Hetties jüdische Herkunft war kein Geheimnis. Hatte man zu vermeiden versucht, dass sie in Berlin erscheinen würden? Warum wurde das Telegramm so spät versendet? Trotz der späten Benachrichtigung lässt es sich Günter nicht nehmen, sofort nach Berlin zu fliegen, um die Medaillen für sich und seine Frau in Empfang zu nehmen. Hettie bleibt zu Hause und verzichtet auf das Erlebnis, sich in ein von Nationalsozialisten wimmelndes Stadion zu begeben.[31]

[26]Siehe Hettie Dyhrenfurth, Memsahb im Himalaja, S. 37. Diese letzte »Varieté-Szene«, die von Charles Duvanel gedreht worden war, wurde in einem Film über Hans Ertl im Rahmen der im allgemeinen sehr guten Serie ›Land der Berge‹ verwendet, um zu betonen, dass Hettie ein Verhältnis mit Ertl gehabt hätte. Dabei war Hans Ertl bei der Expedition, als die Szene gedreht wurde, gar nicht unter den Teilnehmern.
[27]Ebda. S. 61.
[28]Das hatte auch damit zu tun, dass in den indischen Hotels ausschließlich männliches Dienstpersonal arbeitete.
[29]Hettie Dyhrenfurth, Memsahb im Himalaja, S. 16.
[30]Vgl. Zitat von Norman Dyhrenfurth, in Andreas Nickel, S. 171.
[31]Ebda. S. 182.



Hettie Dyhrenfurth, in der »kleinen Zeltstadt an einem Rasttag am Waldrand«. Hettie Dyhrenfurth trägt als wahre Dame einen Rock und Stöckelschuhe.
Foto aus: Memsahb im Himalaya

Vereinigte Staaten von Amerika

Die Situation in Europa spitzt sich zu. Man ahnt bereits, dass es Krieg geben wird; für Hettie ist Amerika die Alternative. Doch ist es für sie alles andere als einfach. Anfangs wohnt sie in New York, lebt erbärmlich, zeitweise muss sie sich die Toilette mit einer Prostituierten teilen.

Dennoch versucht sie weiter, ihre Familie zu überzeugen, nach Amerika zu übersiedeln. Schließlich stimmt ihr Mann zu, wenigstens den Sohn Norman und die Tochter Hiltraut gehen zu lassen. 1937 reisen sie über London und Halifax nach New York. Sie ahnen nicht, dass sich der als relativ kurzer Besuch geplante Aufenthalt wegen Ausbruch des Krieges über Jahre hinziehen wird.

Günter versteht die Situation seiner Frau, doch zieht er es vor, in der Schweiz zu bleiben: Schon seit Jahren unterhält er eine Beziehung zu einer anderen Frau, mit der er einen unehelichen Sohn hat, der 1929 geboren wurde. Hettie weiß es »inoffiziell«, spricht aber nicht darüber. Er will die Scheidung, doch sie weigert sich einzuwilligen und hofft weiter, dass er zu ihr in die Vereinigten Staaten kommt.

Während ihre Verwandten aus Deutschland und Polen in den Konzentrationslagern sterben, geht es Hettie und den bereits erwachsenen Kindern in Amerika trotz mancher Schwierigkeiten vergleichsweise gut. 1941 schreibt Norman an seinen Vater: »Wir haben seit Oktober alle zusammen eine Wohnung. Zum ersten Mal seit wir in Amerika sind haben wir ein richtiges Familienleben.... Du fehlst uns allen sehr.«[32]

Doch seit Hettie in Amerika lebt, haben sie und Günter sich auch geistig immer mehr voneinander entfernt. Nicht zuletzt weil sie seine Interessen nicht mehr mit ihm teilt und von ihm psychologisch nicht mehr abhängig ist. In einem Brief schreibt Günter an seine Frau: »Je älter du wurdest, je mehr du deine Eigenpersönlichkeit entwickeltest, umso deutlicher offenbarte sich, wie grundverschiedene Menschen wir sind. Schließlich waren wir in den meisten wichtigen Fragen nicht nur verschiedener, sondern sogar entgegen gesetzter Ansicht.«[33]

Schwierige Zeiten

Hettie bleibt nichts anderes übrig, als sich mit der Tatsache abzufinden, dass ihr Mann nicht zu ihr nach Amerika kommen will. So willigt sie schließlich resigniert in die Scheidung ein, die 1948 erfolgt. Kurz darauf heiratet Günter seine langjährige Geliebte.

In den USA ging es Hettie denkbar schlecht. Sie arbeitete als Sekretärin eines Schweizer Arztes in New York und später in Los Angeles. Es war für sie nicht unproblematisch, sich auf dem Arbeitsmarkt zu behaupten, da sie kein eigentliches Job-Training genossen hatte und ihre Englischkenntnisse unzureichend waren. Fast ihr ganzes Vermögen war durch die zwei Himalaya-Expeditionen draufgegangen. So bestimmte chronischer Geldmangel den Alltag. Erst Jahre später, als ihr Sohn Norman Dyhrenfurth als Hauptmann der Military Intelligence einen deutschen Rechtsanwalt in Frankfurt einschüchterte und ihm klarmachte, dass er ihm das Leben sehr ungemütlich machen konnte, gelang es, das, was vom einstigen Vermögen übrig geblieben war, in die USA zu transferieren. Das ermöglichte es Hettie, besser über die Runden zu kommen und dann auch ihre Enkelkinder – die Söhne ihres ältesten Sohnes Harald – finanziell zu unterstützen.

[32]Ebda. S. 230.
[33]Siehe Brief von Günter Oskar Dyhrenfurth an Hettie, 1947, in Andreas Nickel, S. 241.

Kinderfilm in Russland

Als ihr Sohn Norman Leiter der UCLA[34] Filmschule in Los Angeles wurde, lebte auch Hettie dort. Sie ebnete allen den Weg, auch Norman für seine Expeditionen, obwohl sie seine Expeditionspläne absolut nicht teilte. Vor allem war sie nicht damit einverstanden, dass er wegen der Expeditionen seine berufliche Karriere aufs Spiel setzte, was mehr als verständlich war, hatte sie doch alles schon einmal erlebt. Für sich selbst leistete sie sich nie etwas, außer einmal eine Reise nach Russland, um einen Kinderfilm zu drehen.

Sie hasste die so genannten »Walt Disney-Kinderfilme« und bewunderte entsprechende Produktionen in der Tschechoslowakei und in Russland, wo man ihrer Ansicht nach diesbezüglich viel fortschrittlicher war als in Westeuropa und den Vereinigten Staaten. Sie hätte sich gewünscht, mit ihrem Sohn Norman nach Russland zu fahren und dort einen Kinderfilm zu drehen, doch Norman interessierten weder Kinder noch Kinderfilme und so weigerte er sich, das zu tun. Deshalb kaufte sie sich eine sehr billige 16 mm Kamera und ein Leichtstativ, reiste nach Russland und machte einen, laut Norman Dyhrenfurth »denkbar schlechten Film«.

Epilog eines Lebens

Hettie Dyhrenfurth arbeitete jahrelang ehrenamtlich als Direktorin der Youth Film Foundation, einer Jugendfilmstiftung in Kalifornien, deren Mitbegründerin sie auch war. Im Alter fühlte sie sich zunehmend bedrückt und deprimiert. Sie wurde krank und war sehr unglücklich, als Norman seine Professur an der UCLA aufgab, um Expeditionen zu machen. Sie befürchtete das Schlimmste: eine Expedition zum Preis jeglicher finanzieller Mittel und Sicherheiten.

Abgesehen von Bekanntschaften durch die Kirche, die Leute, die ihr mit ihrer »Youth Film Foundation« helfen wollten oder ihr meistens nur Ermutigung zusprachen, war sie einsam und hatte außer ihrer Familie nur wenige gesellschaftliche Kontakte. Im Alter wurde sie sehr religiös. Sie ging fast jeden Sonntag in die Kirche. Dagegen spielte das Judentum in ihrem Leben nie eine wirkliche Rolle, außer in Bezug auf den Antisemitismus, den auch sie zu spüren bekommen hatte, und im Zusammenhang mit den Judenverfolgungen und der Ermordung ihrer Verwandten durch die Nazis. Sie war ängstlich bemüht, dass niemand etwas von ihren jüdischen Ursprüngen erfahren würde. Unter ihrer Verarmung und dem Antisemitismus hat sie sehr gelitten.

Hettie Dyhrenfurth hat, wie viele Frauen ihrer Generation und auch der nachfolgenden, ihre eigenen Wünsche und Erwartungen jenen ihres Mannes untergeordnet und darüber hinaus ihr Vermögen für die Erfüllung seiner Wünsche und Pläne geopfert. Sie tat es ganz einfach ihm zuliebe und mit vollkommener Selbstverständlichkeit. Auch ihre Teilnahme an den Expeditionen ist aus dieser Perspektive zu sehen: »Ihrem Mann zuliebe« und nicht etwa aus bergsteigerischem Ehrgeiz. Trotzdem war sie in vieler Hinsicht eine – nicht nur für ihre Zeit – selbstständige Frau, eine Frau, die sich im Laufe ihres Lebens emanzipiert hat. Sie hatte großen Charme, war intelligent, witzig, beliebt und verfügte, wenn die Dinge schlecht standen, über einen gewissen Galgenhumor. Durch ihren Frauenhöhenweltrekord ging sie in die Geschichte des Alpinismus ein, mit ihrem Reise- und Expeditionsbericht ›Memsahb im Himalaja‹ hat sie ein Zeitdokument hinterlassen, das weit über einen einfachen Erlebnisbericht hinaus geht, weil es Eindrücke über die Autorin selbst und über ihre Zeit gewährt.

Hettie Dyhrenfurth starb, am 28. Oktober 1972 im Alter von 80 Jahren in Kalifornien. Die Möglichkeit, zu ihrem Sohn Norman nach Salzburg zu ziehen, hatte sie nicht wahrnehmen wollen. Nach der Nazizeit traute sie Österreich und den Österreichern nicht mehr. Ihre Asche wurde über der Bucht von Los Angeles verstreut.

[34]University of California, Los Angeles.

Gefeiert, verfolgt, ermordet

Die russischen Bergsteigerlegenden Ewgeni und Witali Abalakow

VON ROBERT STEINER

Abalakow – diesen Namen kennt man. Von der Abalakow-Eissanduhr, die meist zum Abseilen beim Wasserfalleisklettern verwendet wird und in jedem alpinen Lehrbuch steht. Doch was steckt dahinter? Oft wird vermutet, hinter dem Name stünde ein einzelner russischer Bergsteiger. Wenigen ist vertraut, dass sich hinter dem Namen Abalakow nicht nur zwei legendäre Brüder, sondern auch das personifizierte Schicksal einer ganzen sowjetischen Bergsteigergeneration versteckt.



Die Brüder im jugendlichen Alter. Sie wuchsen als Waisen auf, die Eltern wurden vermutlich ermordet. Schon früh begeisterten sich die Abalakows für die Natur, durchquerten die Wildnis der Taiga und stürzten sich von einem Abenteuer ins andere.
Bilder: Archiv Steiner

Es lohnt sich also, aus dem Leben von Ewgeni und Witali zu erzählen, in vielfacher Hinsicht. Sie waren Sterne am sowjetischen Alpinistenhimmel, gefeiert und verehrt. Der eine war zudem ein talentierter und bekannter Künstler, der andere ein berühmter Erfinder. Ihre gespannte Beziehung sprengt die Vorstellungen, die wir von Bergsteigerbrüderpaaren wie den Huberbrüdern mitbringen. Doch Bergsteiger sind nicht nur Individuen, sondern immer auch Kinder ihrer Zeit und somit Spiegel für den Lauf der Welt. In den Abalakows schimmert der Aufstieg des sowjetischen Alpinismus, die unter Stalin einsetzende Verfolgung und die Ermordung von Alpinisten. Für Westeuropäer mag sich bei der Lektüre so manche neue Tür im Haus des Alpinismus öffnen, denn die Alpingeschichte, die wir so oft als vollständig und objektiv wahrnehmen, ist einseitiger und selektiver, als man denken mag.

Die Eltern der Abalakows – ein nie geklärtes Rätsel

Sowohl Ewgeni als auch Witali gaben stets an, ihr Vater sei ein armer Kosak und Jäger gewesen. Ob das stimmt, kann bezweifelt werden. Sie lebten in einer Zeit, in der es gefährlich war, auffällige Vorfahren zu haben.

Aus einem Dokument des NKWD von 1939 kann man entnehmen, dass ihr Vater Michail Anisimotisch ein reicher Unternehmer gewesen sein soll, der im Norden des Jenissejgebietes Goldminen besaß und zudem Handel betrieb. Auch die Mutter war aus reichem Hause, die Eltern besaßen Dampfschiffe. Sie verschwanden anscheinend wie viele andere erfolgreiche Gewerbetreibende und die Kulaken nach der Revolution als typischer »Feind des Volkes« spurlos in den Händen der Kommunisten, die damals ohne Gnade gegen alles vorgingen, was einst Geld oder Macht gehabt hatte.

Ob die Angaben des NKWD die Wahrheit sagen, ist ebenfalls nicht zu klären. Es wäre nicht das erste Mal, dass der Geheimdienst jemandem unterstellt hätte, die Eltern seien kapitalistische Unternehmer oder kontrarevolutionäre Kulaken gewesen. Das reichte in den 30er Jahren als Grund für Verfolgung und Verhaftung aus. Selbst die Nachfahren haben keine Ahnung, wo die Wahrheit liegt. Wie es Sergej Shibaev, Redakteur des russischen Magazins EX formulierte: »In dieser Familie gibt es genauso viel Geheimnisse und Intrigen wie an einem königlichen Hof. Jules Verne und Steven King hätten genug Stoff für einen Roman gefunden.«

Jugend der Abalakows -- Gipfel um jeden Preis

Witali Abalakow wurde 1906 geboren, Ewgeni 1907. Offiziellen Dokumenten zufolge starb die Mutter bei Ewgenis Geburt, der Vater soll 1909 einer schweren Krankheit erlegen sein. Sie waren also Waisenkinder. Verwandte holten sie vom nördlichen Jenissejgebiet in die weiter südlich gelegene Stadt Krasnojarsk, wo sie insbesondere beim Onkel aufwuchsen.

Der Umzug nach Krasnojarsk mag ein bedeutender Grundstein für die alpine Karriere der beiden gewesen sein. Krasnojarsk war früher und ist auch heute noch das Zuhause hervorragender Felskletterer und Alpinisten, genannt sei beispielsweise die Sportkletterin Olga Bibik oder der Alpinist und Trainer Nikolai Sacharow. Unweit der Stadt befindet sich der Naturpark »Stolby« (»Pfähle«). Zahlreiche Felsen aus rötlichem Granit, manche bis zu 100 m hoch, überragen die Taiga und luden schon seit jeher die Menschen zu Ausflügen ein. Klettern war schon um 1900 ein beliebter Sport, insbesondere ohne Seil. Als Sicherung verwendeten die meisten, wenn überhaupt, ein langes Tuch, das der höher stehende Kletterer den nachfolgenden herunterreichte, um ihnen zu helfen. Zu den Mutproben gehörten auch gewagte Sprünge von einem Felsturm zum anderen. Auf manchen Felsen errichteten die Kletterer kleine Hütten, abends saß man beim Lagerfeuer zusammen, sang Lieder oder trug selbstverfasste Gedichte vor. Irgendwo hatte jemand groß auf die Felsen »Swoboda« (Freiheit) geschrieben. Und das war es: die Freiheit von den Zwängen des Lebens. Es war ein eigener kultureller Mikroskosmos, den die »Stolbisten« lebten, weit ab von jedem politisch beobachtenden Auge. Es sei gestattet zu erwähnen, dass in diesem wohl schönsten Klettergebiet der 6500 km langen Taiga zwischen Sankt Petersburg und Wladiwostok auch das Slacklining eine frühe Tradition erfuhr. Bereits in den 60er Jahren waren permanente Highlines zwischen den Felstürmen gespannt und manche der Kletterer bekamen Angebote, für den Zirkus zu arbeiten.

Im Alter von 12 und 13 Jahren begannen die Brüder Abalakow auf die Felsen zu steigen. Ewgeni bekommt den Spitznamen »Burundutschok« (Eichhörnchen) aufgrund seiner Kletterfähigkeiten und Witali »Luna« (Mond) wegen seines runden Gesichts. Sie entdeckten dabei nicht nur eine Faszination, die ihresgleichen sucht, sondern auch ein Training mentaler Art – man kletterte nämlich stets ohne Sicherung. Witali erinnerte sich, wie er in eine schwierige Route einstieg und weder höher kam noch abklettern konnte. Das einzige, was ihn vor dem Absturz rettete, war die beruhigende Stimme eines älteren Freundes, der unter ihm kletterte und ihm Anweisungen gab. »Wir erhielten damals eine Grundlehre in Sachen Moral und Wille«, sagte er später. Sie galten als besonders wild, stiegen auch oft ohne Sicherung in unbekanntes und schwieriges Gelände ein – heute würde man von »Free Solo Erstbegehungen« sprechen. Ihre Mitschüler erschreckten sie, indem sie eine Feuerleiter an der Schule hochhangelten und Handstände am Rand von Abgründen ausführten, etwa wenige Zentimeter vom Rand eines hundert Meter hohen Felsens. Hier hinterließen sie bereits in frühen Jahren erste Spuren. Nach den Abalakows ist ein Sprung vom 2. Stolb benannt, Risse am »Komunar« und die Nordwand des »Ded«. Wenn sie nicht gerade klettern waren, durchquerten die beiden damals noch eng befreundeten Brüder die Taiga auf abenteuerlichen Wegen, durchstreiften die



Felsen über der ewigen Taiga. Im mittelsibirischen Klettergebiet Stolby (»Pfähle«) lernten die Abalakows das Klettern kennen – in der Regel ohne Seil.

Gebirgszüge der Sajani und den Altai, fuhren auf selbstgebauten Flößen die Flüsse hinunter. Es ist gesagt worden, die Einsamkeit und der Mangel an Liebe hätte die beiden Waisenkinder für die wilde »Mutter Natur« so empfänglich gemacht.

1931 kam die erste Expedition. Am kaukasischen Misses-Tau waren zwei Schweizer abgestürzt, man machte sich auf, sie zu suchen – ohne Bergerfahrung und mit primitiver Ausrüstung. Nach Abbruch der Suchaktion beschloss die Gruppe einstimmig, man sei ohnehin schon hochgestiegen, jetzt könne man doch gleich weiter auf den Dich-Tau (5204 m). Erwähnt sei, dass dies eine der anspruchsvollsten Kaukasusrouten war. Nach einem anstrengenden Tag und schwieriger Kletterei stellten sie beim Einrichten des Biwaks fest, dass sie den Primuskocher vergessen hatten. Es war eine lange, durstige Nacht, doch sie kamen heil hinunter. Die blutigen Anfänger hatten die alpine Feuertaufe bestanden. So etwas wie Planung und Vorsicht, Angst und Respekt schienen sie nicht zu kennen. Was zählte, war allein der Gipfel.

1932 legten die beiden die Messlatte gleich ein ganzes Stück höher. Ihnen schwebte die Überschreitung des gewaltigen Besengimassives vor. Das Wetter war schlecht und damit auch die Sicht. Die immer noch Unerfahrenen nahmen die Brillen ab und wurden prompt schneeblind. Nach einer Zwangspause im Zelt ging es, sobald die Sehkräfte wieder hergestellt waren, weiter. Witali fiel beim Abstieg vom Gipfel Katina in eine Gletscherspalte, die beiden Begleiter konnten ihn glücklicherweise halten. Am nächsten Tag gingen die Lebensmittel aus und die Gruppe rüstete sich zum gefährlichen Notabstieg. Wieder stürzt Witali, sein Bruder hält ihn. Welche Schimpfworte man dem wiederholten Spaltenstürzer zuwarf, entging zum Glück der Druckerschwärze.

Im März 1933 fährt Ewgeni zum Elbrus, diesmal mit seinen Freunden Germogenow und Guschtschin. Wieder sind es die gleichen Fehler: Schlechte Ausrüstung, zu wenig Essen, mal stürzt der eine, mal der andere. Sie denken nicht ans Aufgeben, der Gipfel muss sein, um jeden Preis. Im Sattel zwischen den beiden Gipfeln bricht jedoch Germogenow höhenkrank zusammen, bekommt blutigen Schaum vor dem Mund und stirbt. Die beiden anderen lassen die Leiche am Seil in Falllinie die Hänge hinunter. Da entgleitet ihnen der leblose Körper, nimmt Geschwindigkeit auf und reißt Ewgeni mit. Beide verschwinden in einer Spalte. Guschtschin gelingt es noch, Ewgeni an der Hand zu schnappen, aber lange halten kann er ihn nicht. »Wir dachten, dass es besser wäre, wenn einer oben bliebe und einer unten, als wenn beide nach unten gefallen wären«, schreibt Abalakow ironisch. Zusammen mit der Leiche stürzt er in die Tiefe und verbringt dort mit ihr die Nacht, bis er am nächsten Tag gerettet wird.

1933 ist das große Jahr Ewgeni Abalakows. In den vergangenen Expeditionen hat er zwar nicht gezeigt, dass er vor Unglücken gefeit ist, aber seine Ausdauer ist phänomenal. Kälte wie Entbehrung haben ihm wenig an. Nun wird er von einer Moskauer Expedition unter Nikolai Gorbunow eingeladen, mit zum »Pik 7495« zu kommen, den man später Pik Stalin, dann Pik Kommunismus und schließlich Pik Ismoil Somoni nennen wird. Es ist die höchste Erhebung auf dem Gebiet der Sowjetunion, zudem unbestiegen. Die Expedition wird durch den Staat unterstützt und steht unter dem hohen Druck, den Gipfel erzwingen zu müssen. Auch hier geht es abenteuerlich zu. Ein Teilnehmer nach dem anderen gibt auf. An einer Stelle wird einer der Teilnehmer vom Steinschlag getroffen, das Seil reißt und er stürzt tödlich ab. Nichtsdestotrotz geht es weiter. Mehrere Hundert Meter unter dem Gipfel bleibt schließlich Abalakows letzter Gefährte Gorbunow erschöpft zurück. Ewgeni geht unbeirrt weiter und erreicht im Alleingang den höchsten Punkt. Sein Schatten spiegelt sich in den Wolken. Es soll der dritthöchste Gipfel sein, den die Menschheit zur damaligen Zeit erreicht hatte und der nördlichste hohe Gipfel überhaupt. Ein Zeitungsartikel kommentiert das Geschehen im damals üblichen vaterländischen Pathos folgendermaßen: »In der ›Norilsk Skala[1] der Härte‹ ist es ein Weltrekord. Woanders ist man höher gekommen, aber dort wachsen auf 5000 m Höhe auch noch Kartoffeln. Im Pamir geschieht das 2 km tiefer«. Als Ewgeni zu Gorbunow zurückkehrt, kann dieser bereits seine Füße nicht mehr spüren. Teils stützt ihn Abalakow, teils trägt er ihn nach unten. Zur Erfüllung des wissenschaftlichen Auftrags der Expedition, schleppt Ewgeni eine 35 kg schwere automatische Wetterstation auf etwa 7000 m hinauf. Der Ruf des bescheidenen Ausnahmebergsteigers wächst ins Unendliche. Er trägt die schwersten Rucksäcke, steigt die schwierigen Gendarme vor, gräbt Zelte aus tiefem Schnee aus, kocht für die anderen, ist ein lebender Schutzengel, der die Kranken nach unten trägt. Man spricht und schreibt von seiner körperlichen Stärke, seinem Willen und nennt ihn »Alpinist Nr. 1«. Der Gipfelgang auf den Pik Stalin wird zum »ersten Sieg des russischen Alpinismus«. Die Medien berichten, Jahrzehnte später wird sein Name mit demjenigen Gagarins genannt: der eine als Erschließer des Weltalls, der andere als Bezwinger der Berge. Die Abalakows waren zu Personen von öffentlichem Interesse geworden.

Ein kurzer Blick in die sowjetische Alpingeschichte

Man sollte dazu bemerken, dass damals Erstbesteigungen öffentlichkeitswirksam mit nationalem Pathos aufgeladen wurden, nicht nur in Russland, sondern fast überall. Bergsteiger wurden zu Überlegenheitssymbolen nationaler und politischer Systeme. Man beachte die Bedeutung der Durchsteigung der Eiger-Nordwand für Hitlerdeutschland und später die Erstbesteigung des Everest als spätkolonialen Sieg für die niedergehende englische Weltmacht. Starke Bergsteiger hieß: ein starkes Land. Der »Sieg« über den Pik Stalin kam der Sowjetunion wie gerufen. Viel Energie hatte man in den Aufbau des Alpinismus gesteckt. Alplager waren eingerichtet worden, Ausbildung wurde über die Gewerkschaft angeboten, Bergführer erhielten Extraurlaub. Bergsteigen – eine in der Zarenzeit noch vollkommen unbekannte Tätigkeit – sollte zum Massensport werden und wurde es. Gründe gab es genug: Körperliche Ertüchtigung für den Kriegsfall, Hilfe bei der Landvermessung und Prospektion nach Bodenschätzen, Ausbildung sozialer Eigenschaften im Team, Benennung der Berge und Pässe im Sinne des Systems. Aus dieser Zeit stammen Namen wie »Gletscher des Proletarischen Touristen«, »Pass der Roten Armee«, »Oktobergipfel«, »Pik Komintern«, »Pik Lenin«, »Pik Stalin«. Nicht zuletzt waren hohe Politiker des Landes Alpinfanatiker, etwa Nikolai Krylenko, der Generalstaatsanwalt, zeitweise Oberbefehlshaber der Roten Armee, Freund Lenins und später einer der engsten Mitarbeiter Stalins war.



Antreten zum Appell – mit Pickel und Gletscherbrille. Witali und seine Frau Valentina leiteten ein Alplager, in dem Alpinisten ausgebildet wurden. Durch staatliche Förderung wurde das Bergsteigen zum Massensport.

1934 führte man in der Sowjetunion Abzeichen und Ränge für Alpinisten ein. Sowohl Ewgeni als auch Witali wurden als »Meister des Alpinismus« geehrt. 1934 kam die Einladung zu einer Expedition zum Pik Lenin. Im Stil der Zeit montieren die Besteiger eine Leninbüste an die Gipfelfelsen. Leiter war besagter Nikolai Wassiljewitsch Krylenko – ein mächtiger Mann. Die Abalakows gefielen ihm. Das bedeutete Ruhm und finanzielle Unterstützung in der Zukunft. Krylenko, der durch seine grausamen Urteile in den Schauprozessen auch im »Archipel Gulag« zu trauriger Bekanntheit kam, wurde später auf Geheiß Stalins selbst hingerichtet und zog eine Welle von Urteilen gegen Alpinisten nach sich.

[1] Zur »Norilsk Skala«: Norilsk ist eine Stadt in Nordrussland, dort gibt es Bergbau. Das Leben dort steht für die Härten des Nordens: langer Winter, eisige Temperaturen, Entbehrungen. Es ist zu vermuten, dass mit der Norilsk-Skala eben dies »gemessen« wurde.



Gipfelrast bei einer Erstbesteigung im Tamingengebiet, Pamir Alai. Es waren nicht nur große und bekannten Berge, die die beiden anzogen. Manche der von ihnen erstbestiegenen Gipfel erfuhren jahrzehntelang keinen zweiten Besuch.

1935 werden die beiden Brüder zu Industriekletterern der besonderen Art. Bei einer Zinnexplorationsexpedition in der Turkestankette (Pamir-Alai) bringen sie den Geologen Steinproben von Gipfeln und Wänden, sichern Passübergänge mit Seilen, schleppen Instrumente hinauf und hinunter und besteigen nebenher eine ganze Reihe von schönen Fünftausendern. Auf dieser Expedition lernen sie auch den Schweizer Kommunisten und Bergsteiger Lorenz Saladin kennen, der sie im folgenden Jahr auf den Khan Tengri begleitet und für immer dort bleibt. (Siehe Beitrag im Alpenvereinsjahrbuch BERG 2009, S. 208-213).

Das Drama am Khan Tengri

1936. Während in Berlin die Massen der Olympiade zujubeln, bereitet sich eine Gruppe von fünf Bergsteigern in aller Stille auf die dritte Besteigung des Khan Tengri (6995 bzw. 7010 m) im Tien Schan vor. Es ist Ewgenis erste Expedition als Leiter. Mit von der Partie ist sein Schweizer Freund Lorenz Saladin, Leonid Gutman und Mischa Dadiomow. Auf Drängen soll auch Witali dazustoßen, er arbeitet als Berginstruktor im Kaukasus. Man braucht den Erfolg. Als Aufwärmrunde fahren sie mit dem Zug nach Usbekistan und helfen wiederum den Geologen in der Turkestankette. Dort sehen sie auch die gewaltigen Granitwände im Kara-Su und Ak-Su Tal, halten sie aber für unkletterbar. Heute ist das Karavshingebiet zu einem zentralasiatischen Bigwall-Mekka geworden. Danach geht es in den Tien Schan, wo sich die ersten Probleme einstellen. Manche in der Gruppe sind krank. Für Saladin gibt es keine Erlaubnis, weiterzureisen. Wertvolle Zeit geht verloren, während sie warten und versuchen, alle Hebel für ein Visum in Gang zu setzen. Man bittet lange und beharrlich, beschwört den Schweizer Saladin vor der Obrigkeit gar als »echten roten Kommandeur«. In einem Gewaltmarsch geht es schließlich zu Fuß 150 km zum Khan Tengri. Der Herbst bricht an, es ist bereits kalt, das Thermometer fällt auf minus 30 Grad. Ohne Akklimatisation steigen sie hinauf, Kleidung und Ausrüstung sind schlecht. Als Basislager bleibt eine einzelne, zusammengelegte Zeltplane mit ein paar Lebensmitteln und Kleidern zurück. Kälter, mühsamer, beschwerlicher wird jeder Tag. Die Nächte in den Schneehöhlen zehren an den Kräften. Sie ignorieren alle Vorwarnungen und gehen



»Industrieklettern« in der Turkestankette 1936. Die Abalakows nutzen wie viele andere die Gelegenheit, bei geologischen Expeditionen als Helfer mitzugehen. Sie sicherten die Wege ab, schleppten das Material, holten Gesteinsproben. Neben dem Lohn und dem abenteuerlichen Leben winkten vor allem die Berge: an freien Tagen erstiegen sie noch unerklommene Gipfel.

immer weiter. Der Tag des Gipfelsturmes endet im Fiasko. Sie erreichen den höchsten Punkt nicht, weigern sich jedoch, abzusteigen und aufzugeben. An Ort und Stelle wird ein Notbiwak in einer winzigen Schneehöhle eingerichtet, ohne jede Ausrüstung. Es ist eine eisige, durstige Nacht auf 6800 m. Ohne Gefühl in Händen und Füßen gehen sie am nächsten Tag zum Gipfel. Beim Abstieg geraten sie in einen Schneesturm. Einmal verlieren sie ein Seil, das sich jedoch weiter unten wieder verfängt. Ewgeni riskiert sein Leben, steigt ab und bringt es zur Gruppe zurück. 200 m tiefer stürzt Gutmann über die Felsen ab, bleibt regungslos liegen, lebt aber noch. Eingeschnürt wie eine Leiche ziehen die entkräfteten Männer ihn die Hänge hinunter, schaffen es nicht, müssen weiter notbiwakieren. Endlich erreichen sie das Basislager. Bei Witali sind zwölf Glieder an Fingern und Zehen schwarz geworden. Auch Lorenz Saladin hat es schwer getroffen. Er behandelt seine Erfrierungen mit einem Messer und tränkt sie in Brennstoff – der Anfang einer Blutvergiftung. Jeden Tag steigt nun sein Fieber, beim Rückmarsch fällt er vom Pferd und stirbt im Iniltschektal. Die anderen kämpfen weiter. Der Notruf hat die Zivilisation erreicht, nun kreisen Rettungsflugzeuge über ihnen. Eines landet auf einer holprigen Weise, wird aber so stark beschädigt, dass es nicht mehr starten kann. Ewgeni ist der Einzige, der völlig ohne jeden Schaden davonkommt. Witali verliert mehr als die Hälfte aller Zehen und Finger und wird mit 30 Jahren vorzeitig zum Krüppel. Es ist der Wendepunkt in seinem Leben. Die Ärzte machten ihm klar, dass es nun mit dem Bergsteigen vorbei sei. Einer von ihnen soll auf die Amputationen gezeigt und gesagt haben: »Aus diesem Grund sehe ich ihre alpine Karriere als beendet an. Stürmen sie ab jetzt die Gipfel der Wissenschaft!« Erst jetzt wurde den Abalakows klar, wie viele Fehler sie gemacht hatten und wie viel aufs Spiel gesetzt worden war. Der Moment der Erkenntnis sollte sein Leben verändern: »Größer noch als unsere Kraft war unsere Selbstüberzeugung: Alles ist möglich! Wir waren jung, stark, gut trainiert und fingen an, übermütig zu werden, indem wir große Berge ohne ernsthafte Vorbereitung angingen. Erst als die Natur uns diese bittere Lehrstunde hielt, verstanden wir, dass im Alpinismus das Wichtigste nicht die Kraft oder die Technik oder der Mut sind, sondern ein kluger Kopf.«

Nur äußerst knapp kam Witali 1936 bei Abstieg vom Khan Tengri mit dem Leben davon. Er verlor die Hälfte aller Finger und Zehen. Erst zehn Jahre später ging er wieder auf Expedition.



Bildhauer Ewgeni Abalakow

Früh interessierte sich Ewgeni für Kunst. Seine ersten Skulpturen und Zeichnungen wurden bereits in den Kindertagen an der Schule ausgestellt. Seit Ende der 20er Jahre lebte er in Moskau und studierte dort am Institut für Kunst. Seine Stärke war die Bildhauerei des sozialistischen Realismus, seine Helden die einfachen sowjetischen Menschen. Die Stilrichtung war gefragt, schnell hatte er Erfolg und war bekannt. Aufträge kamen von vielen Seiten. 1937 nahm man ihn in den elitären Zirkel der »Vereinigung Sowjetischer Künstler« auf. Seine Skulpturen wurden sogar nach New York geschickt. Aber auch Aquarelle und Zeichnungen faszinierten ihn und es gibt viele Bilder, die ihn mit dem Pinsel in der Hand im Schnee stehend in den Bergen des Pamir, Kaukasus oder Tien Schan zeigen. Als einer der ersten russischen Künstler machte er sich daran, Berge darzustellen, ihr Wesen ein-

zufangen. Der Alpinismus war überhaupt ein wichtiges künstlerisches Sujet für ihn. So sind auch heute noch beispielsweise der »Alpinist« erhalten sowie der »Kriegsalpinist«, welcher mit schwerem Maschinengewehr von einem Felsen Ausschau hält – er wurde zum Symbol für den erbitterten Widerstand der Roten Armee gegen die Truppen Adolf Hitlers im Kaukasuskrieg. Ewgeni war während des Krieges dort gewesen und hatte in vorderster Linie gekämpft. Alles, was er schuf oder zeichnete, hatte seinen Ursprung im eigenen Erleben. Die Skulptur vollendete er am Tag seines unzeitigen Todes.

Aus heutiger Sicht mag seine Kunst monumental, heroisch, ja »typisch sowjetisch« anmuten. Die Zeitströmung außen vorgelassen, zeigt er ein großes und von vielen Künstlern bescheinigtes Talent für Komposition und Detail. Bei seinen bergsteigerischen Motiven bevorzugte er die Darstellung des Abstiegs. Hier wirkt die Erfahrung



Ewgeni Ablakow war ein angesehener Bildhauer und Maler. Hier ein Aquarell der Khan Tengri Südwand.

des Dramas am Khan Tengri nach. Die »Alpinistin« mag nicht nur eine der ersten bildhauerischen Darstellungen einer bergsteigenden Frau sein, sondern auch ein Beispiel für die Umsicht, Konzentration und Ruhe, die man beim Abstieg von einem Gipfel walten lassen sollte. Ewgenis Sohn Aleksej, der ebenfalls Bildhauer ist, kümmert sich um den Nachlass des Vaters. Etwa 300 Werke sind heute in Museen und Parks der Städte Moskau und Krasnojarsk sowie in temporären Ausstellungen zu sehen.

Bergsteigertraumpaar Witali Abalakow und Valentina Tscheredowa

Schon in jungen Jahren traf Witali seine spätere Ehefrau Valentina Tscheredowa. Sie waren gleich alt, beide besessene Felskletterer und wohnten in Krasnojarsk. Valentina soll eine begabte Stolbistin gewesen sein, später entwickelte sie sich zu einer erstklassigen Alpinistin und zur ersten weiblichen Alpinkoryphäe der Sowjetunion. Viele der großen, anspruchsvollen Bergfahrten führten die beiden gemeinsam durch, etwa die Überschreitung Misses-Tau – Dich-Tau, die Belucha-Überschreitung im Altai, die Arbeit mit den Geologen im Pamir. Im Alter von 55 Jahren bestieg sie den 7134 m hohen Pik Lenin. Valentina begann früh, als Ausbilderin tätig zu sein. Sie war Instruktorin fürs Bergsteigen, Führerin, Leiterin von Expeditionen, Managerin von Alplagern. 1940 erhielt sie den prestigeträchtigen Titel »Meister des Sportes«, später wurde sie »Verdiente Trainerin des Alpinismus«. Insgesamt fünf Mal zeichnete die Alpinföderation sie mit der Goldmedaille für Erfolge am Berg im Rahmen der russischen Alpinmeisterschaft aus. Zusammen mit Witali zog sie zwei Kinder groß, Oleg und Galja. 1962 reichte die ausgebildete Pädagogin eine Dissertation über die Trainingslehre beim Felsklettern ein. Im Lauf ihres Lebens hielt sie hunderte von Vorträgen und führte unzählige Gespräche über das Bergsteigen. Eine ihrer letzten Fahrten führte sie 1992 im Alter von 86 Jahren durch, zusammen mit Freunden fuhren sie per Boot durch die Taiga. 1994 starb sie. Valentina

Tscheredowa war ihrer Zeit weit voraus, nicht nur in Russland. Diese Frau, die in gleicher Weise Familie, alpine Höchstleistungen und berufliche Karriere verband, suchte auf der ganzen Welt ihresgleichen. Es sei bemerkt, dass die erste deutsche Bergführerin etwa ein halbes Jahrhundert später geboren wurde.



Verhängnisvolle Freundschaft. Die Abalakows (zweiter und dritter von rechts) zusammen mit Lorenz Saladin (ganz rechts), Valentina Tscheredowa (vorne) und anderen. Später geriet der Kreis in die Fänge der stalinschen Repression. Witali landete im Gulag, Georgi Charlampiew (links vorne) und andere wurden erschossen.

Alpinisten im Gulag

Gefährlich war das Besteigen neuer und schwieriger Routen, aber noch gefährlicher war für russische Bergsteiger Ende der 1930er Jahre der Staat. Manch einer kam gesund von einem hohen Gipfel zurück, um von der Geheimpolizei zu Hause abgeholt und nie mehr wiedergesehen zu werden. Seit der Lenin-Ära hatte sich die Überwachung, Verfolgung und Terrorisierung der Bürger durch die Organe des Staates, wie etwa die Tscheka, verschärft. Unter Stalin geriet der Terror außer Rand und Band. Jeder, der auch nur im Entferntesten ein »Volksfeind« sein konnte oder als solcher grundlos verdächtigt wurde, kam in Haft. Seit 1934 konnten quasi gerichtslose Sofort-hinrichtungen durchgeführt werden. 1937 wurden Verhaftungsquoten aufgestellt, die erfüllt werden mussten. Verschiedene Organe wetteiferten um Verhaftungszahlen. Von 1937 bis 1938 wurden 767.397 Bürger inhaftiert, davon 386.798 zum Tode verurteilt. Es war die dunkelste Zeit der sowjetischen Geschichte. Unter Folter wurden Namen aus den unschuldigen Angeklagten gepresst, und immer neue Verhaftungswellen rollten durchs Land. Eine erfasste auch die Bergsteigerelite. Den Kontakt zu europäischen Bergsteigern, der im Kaukasus kaum zu vermeiden war, legte man als profaschistische Agitation aus. Bergfotografien legten den Verdacht der Spionage in Grenzregionen nahe und fremdes Bergsportmaterial, das die Bergsteiger von Ausländern bekommen hatten, galt als Verrat. Auch Witali Abalakow traf dieses Schicksal. Man beschuldigte ihn, Mitglied einer Spionageorganisation zu sein, die »auf die Auslöschung der besten Alpinisten ziele«. Außerdem warf man ihm vor, er habe sich für alles Ausländische begeistert und ausländische Bergsportmaterialien den russischen vorgezogen. Ja, er habe den Kontakt zu Ausländern gar gesucht. Wie Witalis Freund Kisel schreibt, wurde ihm sogar vorgeworfen, er habe »den deutschen Spionen die Koordinaten der Grenzposten auf dem Gipfel des Khan Tengri weitergegeben.« Lächerlich! Als ob dort oben bei minus 30 Grad ein Grenzer gestanden und »Stopp! Ausweise vorzeigen!« gerufen hätte.

Eine Tatsache ist, dass Witali Funktionär in der »ORTE« war, einer Organisation für Freizeit und Sport. Diese war so selbstständig, dass sie quasi nicht der Kontrolle von Staat oder Partei unterlag. Aus der Sicht des totalitären Staates war ORTE eine Brutstätte antikommunistischer Freidenker. Man ließ alle Mitglieder verhaften, die meisten hinrichten, wie etwa Krylenko.

Als Witali verhaftet wurde, distanzierte sich seine Frau Valentina in aller Eile von ihm, während Bruder Ewgeni regelmäßig vor dem Gefängnis gegen die Verhaftung protestierte. Ob sie ernsthaft glaubte, ihr Mann sei ein Vaterlandsverräter oder ob es eine Schutzreaktion zur Abwendung von Schlimmerem war, sei dahingestellt. Sie soll zeitlebens eine felsenfest überzeugte Kommunistin gewesen sein und behauptete auch später, es habe in der SU nie Terror gegeben. Laut Vernehmungsprotokoll denunzierte

Witali eine ganze Reihe anderer Alpinisten. Alle wurden hingerichtet, so zum Beispiel sein enger Freund Georgi Charlampiew. Witali selbst saß zwei Jahre im Gefängnis, verlor durch Folter mehrere Zähne, kam auf eine der seltenen Begnadigungslisten und wurde 1940 schließlich freigelassen. Warum, ist bis heute nicht klar – die anderen wurden erschossen oder saßen Haftstrafen von mehr als 25 Jahren ab. Schnell war er wieder mit Valentina Tscheredowa zusammen, sie verbrachten den Rest ihres Lebens gemeinsam. In den 50er Jahren schrieb er im Rahmen seiner Rehabilitation eine 16-seitige Stellungnahme zu den menschlichen Qualitäten jener Bergsteiger, die unter der Repression umgekommen waren. Ewgeni Abalakow war nie verhaftet worden.

Es sei erwähnt, dass auch einige österreichische und deutsche Bergsteiger, die aufgrund ihrer kommunistischen Einstellung und der Teilnahme in der antifaschistischen Schutzbundbewegung in die Sowjetunion emigriert waren, verhaftet, hingerichtet oder ausgewiesen wurden. Man nannte sie »Tote auf Urlaub«. Sie hatten beim Aufbau von Alpin- und Skischulen sowie bei Expeditionen wie der Erstbesteigung des Khan Tengri Außergewöhnliches geleistet.



Um Ewgeni Abalakows Tod ranken sich noch heute Rätsel. Sicher ist nur, dass er ermordet wurde.

Das Geheimnis um den Tod Ewgeni Abalakows

In der Nacht vom 23. auf 24. März 1949 stirbt Ewgeni im Alter von 42 Jahren auf mysteriöse Art und Weise. Sein Tod gibt bis heute viele Rätsel auf, die Wahrheit kennt man nicht. Der russische Alpinhistoriker Pawel Pawlowitsch Sacharow meint dazu: »In dieser Geschichte gibt es mehr Nebel als Klarsicht.«

Eine durch Zeitungsberichte belegte Tatsache ist, dass er sich in der unmittelbaren Vorbereitung zu einer Reihe von Expeditionen befand. In zwei Monaten wäre er zu einem Erstbesteigungsversuch des Pik Pobeda (7439 Meter) aufgebrochen. Die Expedition wäre der Auftakt zu einem Versuch am K2 und am Everest gewesen. So waren die kühnen Pläne.

Am Abend des 23. März befindet sich Ewgeni auf einer Tagung der Sowjetischen Geographischen Gesellschaft, in deren Vorsitz er war. Hier stellt er seine Pläne vor. Danach geht er mit einem befreundeten Bergsteiger, dem Georgier Juro Arzischewski ins Haus der Ärzte Beilin, Belikow und Jablonski, einer von ihnen Spezialist für Gift. Warum sie dorthin gehen, wird nie geklärt. Am nächsten Tag werden Abalakow und Arzischewski tot aufgefunden. Von offizieller Seite spricht man von einer defekten Gasleitung. Sie hätten ein Bad nehmen wollen, und wohl aus Versehen den falschen Hahn aufgedreht. Komisch nur, dass die beiden starken Männer nicht in der Lage waren, die Badezimmertür, die dünn und klapprig war, aufzubrechen. Gas riecht man schließlich. Allen Bekannten Ewgenis kommt dies nicht ganz geheuer vor. Wieso sieht man keine Symptome, die bei einem Gasunfall sichtbar sein müssten? Woher kommt bei einem Gasunfall Blut? Zwei nackte Männer zusammen in der Badwanne? – damals undenkbar. Die Polizei weigert sich, Ermittlungen aufzunehmen. Die Leichen werden schnell fortgeschafft und die Besucher des Begräbnisses irregeführt, indem der Tote auf einem anderen Friedhof als dem angegebenen vergraben wird. Außerdem, warum sterben nur die beiden und andere Bewohner des Hauses nicht? Wie ein bekannter Arzt es damals ausdrückte: »Gas wählt nicht aus. Entweder wären alle gestorben oder alle am Leben geblieben.« Auch Witali Abalakow kommt es nicht geheuer vor. Vorsichtig formuliert er: »Die Enden treffen sich nicht.« Seit mehr als 30 Jahren ist Aleksej Abalakow, Ewgenis Sohn, auf der Spur nach den Motiven und Tätern des Verbrechens. Er vermutet die Geheimdienste, stellt gar die Theorie auf, der britische Geheimdienst habe ein Interesse am Tod des Ausnahmebergsteigers Abalakow gehabt, um die Vorherrschaft auf den Everest zu sichern. Dieser hätte unter keinen Umständen von Kommunisten erstiegen werden dürfen. Aber auch russischen Organen wäre der Tod gelegen gekommen – vielleicht fällt der fürchterliche Verdacht sogar auf den neidischen Bruder? Schließlich stand er immer unter dem Wunderkind Ewgeni. In den vierziger Jahren, als Ewgeni Superbergsteiger, Offizier und künftiger Himalayabezwinger in Personalunion darstellte, war Witali ein Krüppel, der gerade eben aus dem Gefängnis gekommen war. Kein Wunder, dass diese Anschuldigungen Streit auslöste, der die Familie bis heute spaltet. Wer der russischen Sprache mächtig ist und sich auf eine komplizierte Geschichte von Verschwörungen einlassen möchte, dem seien Aleksejs Bücher »Triumph und Tragödie des großen Alpinisten Ewgeni Abalakows« sowie »Das Geheimnis um den Tod Ewgeni Abalakows« empfohlen. Die Theorien des Sohnes von Ewgeni sind jedoch genauso umstritten wie er selbst. »Sie hören mich!«, soll er dem Journalisten Shibaev gesagt haben, als dieser ihn zum Thema befragte. Im festen Glauben, abgehört zu werden, steckte er das Telefon aus und stellte das Radio lauter. »Sie« – das sind seiner Meinung nach die Geheimdienste, die immer noch hinter der Familie her seien.

Das Grab Ewgenis ist auf dem Friedhof Nowodewitsch. Nach ihm ist ein Gipfel im Tien Schan (5861 m) und einer im Pamir (6650 m) benannt. Auch eine zentrale Straße in Krasnojarsk trägt seinen Namen und ein Bergclub hat sich Abalakow auf die Fahnen geschrieben. Jedes Jahr findet ein Abalakow-Wettbewerb im Felsklettern statt, der im Jahr 2008 auch Teil der russischen Meisterschaften war.

Siegeszug der »Spartaker«

Zehn Jahre lang ging Witali nach dem Drama am Khan Tengri nicht mehr in die Berge. Zuerst waren es die Finger, dann der NKWD, die ihn davon abhielten, schließlich der Krieg. Auch Ehrfurcht hatte er bekommen. »Der Alpinismus ist ein Sport der Mutigen«, schreibt er, »Die Gegner sind die Berge. Es sind grausame und gefährliche Gegner.« Aber seine Einstellung hat sich geändert. Nun gilt für ihn vor allem eines: Sicherheit. Minutiös wird jede Expedition vorbereitet, hart trainiert, an der perfekten Ausrüstung gearbeitet. Sicherheit bedeutet für ihn auch Taktik. Als einer der Ersten entwirft er durchdachte Akklimatisationspläne. Generalstabsmäßig werden Lager aufgebaut, eine Versorgungskette mit Essen, Schlafsäcken und Zelten eingerichtet. Für den Notfall stehen Rettungskräfte bereit, die Sturmmannschaft hält per Funk Kontakt zum Trainer, der alle wichtigen Entscheidungen lenkt. Er erkennt auch den Wert der Mannschaft oder wie man es damals nannte, des »Kollektivs«. Witalis Stil sollte lange nachwirken. Die fundierte Ausbildung, die Alpinisten in der UDSSR nun durchlaufen müssen, garantiert hohes Können. Die Absprache mit dem Leiter der Alplager schließt einen guten Teil leichtsinniger Fehler aus. Durch die lange, aber prestigeträchtige Ausbildung schält sich eine starke Elite heraus, aus der später Spitzenbergsteiger wie Krischtschati, Valiew, Boukreew, Rutschkin, Babanow hervorgehen. Der Erfolg der russischen Mannschaft an der K2-Westwand im Jahr 2007 wäre ohne die harte sowjetische Schule und die ausgeklügelte Zusammenarbeit in der Mannschaft nicht möglich gewesen: 11 Teilnehmer erreichten den Gipfel über die wohl schwierigste Route am Berg – und es gab keine Unfälle und keine Schäden. Die Vorarbeit für solche Erfolge hat auch Witali Abalakow geleistet. 1946 gründete er einen eigenen Bergsportclub, die »Spartaker«. Während fast 20 Jahren führen sie Expeditionen durch, nie geschieht ein Unfall, nie gibt es Tote. Als größter Erfolg gilt die Erstbesteigung des Pik Pobeda (7439 m) im Jahr 1956. 11 Mann erreichen diesen anspruchsvollen, windumtosten Gipfel im Tien Schan. Insgesamt 12 Mal gewannen die Spartaker die russischen Meisterschaften im Bergsteigen. Sie werden zum Markenzeichen des russischen Alpinismus und Witali zur alpinen Führungskraft in Person. Er führt selbst etwa 150 größere Bergtouren durch und ersteigt drei Mal den Pik Lenin (7134 m). Der Name Abalakow steht ein zweites Mal für den »Alpinist Nr. 1« – nur ist es diesmal nicht Ewgeni, sondern der fingerlose Witali. Er wird der oberste Ausbilder fürs Bergsteigen, nennt sich »verdienter Trainer der SSSR im Alpi-



Witali Abalakow war weit über die Landesgrenzen hinaus als Erfinder und Bergsteiger bekannt.

nismus« und bekleidet hohe Ämter in den Sportgremien. Kritiker warfen ihm vor, hart und diktatorisch zu sein und witzelten, es sei ja nicht schwer, Goldmedaillen zu erhalten, wenn die Jury nur die eigene, verlängerte Hand sei. Er war im Gegensatz zu seinem Bruder, den Zeitzeugen als herzlich, gesellig und kinderlieb beschreiben, ein harter und ehrgeiziger Mensch, sehr distanziert, kühl, ja abweisend. Die meisten jungen Kletterer hielten dem enormen und kalten Druck, den er ausübte, oft nicht mehr als einen Tag stand, dann ließen sie sich nicht mehr blicken.

So gut er zu seinen Leuten war, so radikal gegen Konkurrenz. Das musste vor allem Igor Erochin spüren, ein junger Bergsteiger, der mit seiner Mannschaft sehr erfolgreich war, bis ihm Witali sämtliche Wege durchkreuzte. Anscheinend mochte er auch Gesellschaft nicht. So wird berichtet, dass Witali selbst Sir John Hunt im Basislager unter dem Pik Kommunismus ein angebotenes Glas Wein ausschlug. Seinen Bruder erwähnte er öffentlich eigentlich nie – es schien, als habe er nie gelebt. Man nannte Witali den »Eisernen Hinkefuß«.

Eine Tatsache ist, dass ihm das Bergsteigen sehr am Herzen lag. Noch im hohen Alter und bis kurz vor seinem Tod fuhr er in die Klettergebiete, hielt den Kontakt zu der neuen, jungen Generation und freute sich beispielsweise daran, dass so viele Mädchen mit dem Klettern angefangen hatten. Bergsteigen war für ihn immer mehr als ein Sport, eine Art Lebenseinstellung. Bergsteiger, so meinte er, seien durch ein hohes Maß an Neugier, durch Wissensdurst und intellektuelle Regheit geprägt. Bildung spielte für ihn eine große Rolle. Seine »Spartaker« waren keine Nur-Sportler. Sie waren studierte Ärzte, Ingenieure, Techniker, Wissenschaftler und standen alle im Beruf. Den Jungen riet er immer, ein zweites Standbein neben dem Alpinismus zu haben und sich zu bilden. Was wohl heute die Teilnehmer einer Bouldermeisterschaft sagen würden, wenn ihnen die Trainer Einsteins Relativitätstheorie oder ein Buch über Genforschung als Lektüre empfehlen würden?

Witali, ein begnadeter Erfinder

Witali war in vielem ein Antipode zu seinem Bruder. Dieser war schon als Kind kerngesund und von der Tante umsorgt – Witali hingegen bekam wenig Zuneigung, war stets krank. Ewgeni war ein Draufgänger und Romantiker, dem alles zuflog. Witali dagegen war Realist und Pragmatiker, er arbeitete mit Fleiß und Willen und erschuf sich alles selbst. Der eine wurde Künstler – der andere Erfinder. Dazu Genaueres. 1930 beendete Witali sein Studium im Chemisch-Technischen Institut in Moskau und wurde Ingenieur. Aus einer Randbemerkung wissen wir, dass er schon 1931 einen Bergurlaub durch Tantiemen finanzierte, die von einem auf ihn angemeldetes Patent stammten. Nach dem Verlust von sieben Fingern am Khan Tengri fing er an, Prothesen zu entwickeln. Die große Zahl und Bandbreite von Verstümmelungen, die er in und nach dem Krieg sah, bewogen ihn, weiter zu machen. Eine ganze Reihe von orthopädischen Erfindungen geht auf ihn zurück. Er wurde vom Staat an verschiedenen Forschungsinstituten im Entwicklungssektor angestellt.

Später, als das sowjetische Massenbergsteigen erneut einen Höhepunkt erreichte, spezialisierte er sich auf die Entwicklung von Sport- und Bergsportmaterialien. Allein in diesem Bereich meldete er mehr als hundert Patente an, war weltweit ein Vorreiter. Dabei ist das Erfinden eine Sache, eine andere ist, die Neuheiten in industrielle Fertigung und unter die Leute zu bringen. Hier war Abalakow ein Meister und nutzte mit der ihm eigenen Beharrlichkeit alle Kontakte und Wege. Kein Wunder also, dass die Sowjetunion bald von Modellen »Patent Abalakow« überschwemmt war. Man hatte, den Eindruck, alles sei »Abalakow«: Der Abalakow-Anseilgürtel für Speleologen, Abalakow-Schlafsäcke, Abalakow-Zelte, Abalakow-Haken ...

Massenhafte Verbreitung fand der Abalakow-Rucksack, den man heute noch in Gebrauch sehen kann. Allerdings war Witali nicht zufrieden, was die Industrie aus seinem Vorschlag gemacht hatte: »... er hat nichts mit meiner Konstruktion gemeinsam. Zur einfacheren Fertigung haben sie das Tragesystem entfernt, was ihn ja gerade angenehm gemacht hat. Dieses Modell ist ... irreführender Schrott.« Wie man hörte, verleitete die Allgegenwart des abalakowschen Bergsportmaterials manchen Instruktor dazu, Anfänger aus Jux zur Ausgabestelle zu schicken, um »Abalakow-Sonnenschirme« zu holen, ohne die der Zustieg in der Hitze nicht zu machen sei. Manch einer soll es geglaubt haben.

Bei allen Gelegenheiten, die er hatte, fuhr er ins Ausland und schaute sich an, was es dort gab. Er baute Steigeisen mit zwölf Zacken aus Titan, führte Frontzacken ein, verbesserte die Kleidung, indem er bessere Stoffe verwendete. Daneben optimierte er Karabiner und Eisbeile, brachte Jümars auf den Markt. Speziell gefütterte Schuhe zum Höhenbergsteigen gehen auf ihn zurück. Er arbeitete an Eishaken, verwendete damals schon Eisfiffis, erkannte die Notwendigkeit guter Lawinenschaufeln. Er bestand darauf, Pickel müssten auf halber Länge des Schafts eine Schlaufe haben, damit man sie besser zur Sicherung verwenden könne. Was er entwarf, stand in der damaligen Zeit für Innovation, Qualität, Hochleistung.

Ein Steckenpferd der besonderen Art waren Sicherungsgeräte. Nach seinen leidvollen Erfahrungen in der Frühphase seiner alpinen Laufbahn, war Sicherheit für ihn wichtiger als alles andere. Er entwarf eine der ersten automatischen Seilbremsen. 1973 beeindruckte er damit eine Kommission der UIAA, deren Mitglied er wurde. Eine andere Erfindung war ein Klemmgerät, sozusagen ein federloser Vorläufer der heutigen Friends. Es stemmte sich bei Belastung gegen die Seitenwände des Risses und funktionierte durch das Prinzip einer logarithmischen Spirale. Zudem veröffentlichte Witali rund 40 Werke zum Thema Bergsteigen. Sein Buch »Grundlagen des Alpinismus« war weit verbreitet und wurde in mehrere Sprachen übersetzt.

Was also ein Sergej Karalow Koroljow für die Raumfahrt, das war Witali Abalakow für den Bergsport. Pit Schubert erinnert sich: »Witali war eine Persönlichkeit ersten Ranges – er besaß eine hervorragende, angenehme Diktion, er machte nicht viele Worte – aber was er sagte, passte.« Besonders beeindruckt hatte Witali die UIAA durch seine Seilprüfanlage, die er aus Mangel an Geld und Material einfach an zwei besonders gerade gewachsenen Bäumen im Wald befestigte – mit gutem Erfolg.

Dass das russische Bergsportmaterial dennoch weit hinter dem westlichen zurückblieb, lag wohl mehr am System als an seiner Person. Wenig bekannt ist, dass er auch im Bereich der Gymnastik Neuerungen vorstellte. So entwarf er für die Olympiade 1980 in Moskau nicht nur Lichteffekte, sondern auch transformierbare Turngeräte, aus denen man in kurzer Zeit einen Barren, ein Reck und einen Bock machen konnte. Sie erregten viel Aufsehen. Er war damals 74 Jahre alt. Auch der »Abalakow-Test«, etwa für Handballer, soll von ihm erfunden worden sein. Noch im Alter von 76 Jahren half er bei den Vorbereitungen für die erste sowjetische Everestexpedition, 30 Jahre nachdem der unzeitige Tod seinen Bruder aus diesem Vorhaben gerissen hatte. Man zeichnete ihn mit dem Lenin-Orden (1957), dem »Druschba Orden« und dem »Znak Potscheta« (Abzeichen der Ehre, 1972) aus. Höhere Weihen gab es für einen Sportler nicht. Witali Abalakow starb 1986.



Noch im hohen Alter reiste Witali Abalakow durch die Sowjetunion, sprach auf Vorträgen, hielt den Kontakt zu jungen Kletterern. Die Berge waren sein Leben.

Schlusswort

Am allgegenwärtigsten wird wohl das Vermächtnis der Abalakows in Form der Eissanduhr bleiben, jener einfachen, aber umso genialeren Erfindung. Vielleicht denkt der ein oder andere, während er die Schrauben ins Eis dreht, an die wechselvollen Konstellationen im Leben Ewgeni und Witali Abalakows, an die Erfolge, an die Verfolgung, an den Mord. Wünschen wir allen Eiskletterern, dass sich die Enden nicht nur beim Bohren der Eissanduhr immer treffen mögen.

Der Autor dankt dem russischen Alpinhistoriker und Autor Pawel Pawlowitsch Sacharow und Sergej Shibaev, dem Redakteur des Magazins EX für viele wertvolle Hinweise.

Hermi Lottersberger

Och'n geh i nit ... runter geh ich nicht

VON BIRGIT ANTES

Mit ihrem unbändigen Auftrieb verblüffte Hermi Lottersberger immer wieder die Gefährten am Berg. Die couragierte »Hausfrau« aus Mayrhofen im Zillertal war mehr als vierzig Jahre mit den Besten ihrer Zeit unterwegs. Und steigt mit 82 noch immer im steilen Fels herum.





Hermi, wie bitte? Eine Frage, die beim Namen Lottersberger nicht nur von Vertretern der ›Generation Kletterhalle‹ gestellt wird. Dabei zählte die 1926 Geborene zu den herausragenden Klettertalenten ihrer Zeit. Einer Zeit freilich, in der Männer die alpine Szene dominierten. Frauen kletterten, wenn überhaupt, am hinteren Ende des Seils und wurden entsprechend selten in den Annalen der ruhmreichen Alpentouren aufgeführt.

Mayrhofen, Peter-Habeler-Straße. Die zierliche Frau sitzt am Küchentisch und blättert versonnen in einem dicken Tourenbuch. Hier, der Habeler Peter. Der hat gleich nebenan gewohnt. Und da hat mir der Reinhold ein Vorwort geschrieben. Namen von berühmten Bergsteigern, Wänden und Gipfeln prasseln auf die Besucher ein. Halt, von vorne bitte! Was ist passiert, nachdem 1947 der Mayrhofener Postbote Hans Lottersberger seine Zukünftige am heimischen Tristner das erste Mal ans Seil genommen hat? Sehr gefallen habe ihr das, erinnert sie sich. Aber es sollten noch etliche Jahre vergehen, bis sie »richtig« am Seil gehen durfte. 1951 wurde geheiratet, bis 1955 kamen die drei Kinder. Die jungen Eltern finden nur sporadisch Zeit für Bergtouren.

»1963, ein Beginn!«, steht dann als fette Überschrift im Tourenbuch. Ende Mai nimmt der 15 Jahre jüngere Peter Habeler seine Nachbarin mit zum Nordostgrat des Olperers. Mit dabei sind unter anderen Horst Fankhauser aus Finkenberg (der spätere Wirt der Franz-Senn-Hütte in den Stubaiern) und Sepp Mayerl aus Osttirol. Der 26-jährige »Blasl-Sepp« genießt schon damals hohes Ansehen unter Insidern. Durch seinen Beruf »Kirchturmrestaurator« kommt er als fahrender Geselle weit herum – und nutzt jede Gelegenheit, neue Berggebiete zu erkunden und Kletterer kennen zu lernen. Hermi ist fasziniert davon »sich am Seil nach oben zu bewegen«. Wann immer möglich treibt es sie jetzt in die Berge, mit ihrem Hansl und gemeinsamen Bekannten. Im Juni schafft sie am Feldkopf (Zsigmondyspitze) ihren ersten Dreier und notiert, »vielleicht ist ein Vierer nicht zu schwer für mich?« Eine Frage die gut drei Monate später am gleichen Berg geklärt ist, wo sie mit Hansl die Südwestkante und bald danach mit Sepp Mayerl den Südwestgrat klettert – »Nur weil der Peter an dem Tag keine Zeit hatte durfte ich mit«. Sepp ist beeindruckt und nennt sie den »Tiger vom Zillertal«. Für Hermi Lottersberger wird der zehn Jahre Jüngere zum strengen Lehrmeister. Nach der Guffert Südkante ist die Lektion »Abseilen« angesagt. Die Anfängerin zögert, sich hinaus zu lehnen. Auf die Frage, »was ist, wenn man das nicht kann?«, antwortet der Sepp ungerührt, »solchene werfen wir in die Wand ausse«. Da habe sie seine Hände angeschaut, erzählt Hermi ... und bevor sie von diesen Riesenpratzen in den Abgrund gestoßen würde, sei sie lieber freiwillig raus in die Wand. Und fragt sich hinterher, »...ob ich das jemals ohne Gruseln werde machen können«.



»Mit Peter zu klettern ist schön!«
Am Seil des 15 Jahre jüngeren Peter Habeler klettert die dreifache Mutter im Oktober 1964 die Christaturm Südostkante im Wilden Kaiser.
Alle Bilder: Archiv Hermi Lottersberger

Wer nimmt mich mit?

»Der Sommer war reich für mich! Wann aber ist der Mensch zufrieden? Ich spüre das Verlangen weitere Wege zu gehen. Wer aber nimmt mich mit? Der Sepp hat seine großen Pläne und ist so weit weg.«

Für Hermi wird der Winter nun zur Wartezeit auf den Sommer. Sehnsüchtig blickt sie von so manchen Zillertaler Gipfeln nach Süden, hinüber zu den Dolomiten. Dort soll man so herrlich klettern können, hat der Sepp geschwärmt. Endlich, im September 1964 fragt Peter Habeler, ob sie noch am gleichen Tag mitkommen möchte zur Civetta. Hansl lässt sie ziehen, leiht den beiden sein Motorrad, mit dem sie hinaus aus dem Zillertal über den Brenner und durch das Pustertal nach Bruneck fahren, zum Treffpunkt mit Sepp. Am späten Abend erreichen die drei die Coldai-Hütte. Am anderen Morgen, lange vor Sonnenaufgang, brechen Sepp und Peter auf zur Philipp-Flamm-Route durch die Nordwestwand der Punta Tissi. Hermi geht ein paar Stunden später los, steigt alleine – überwältigt von einer wunderbaren, neuen Welt – über das Rifugio Torrani auf dem Normalweg zum Civetta-Gipfel. Aber während sie dort im Nebeltreiben auf die Gefährten wartet, mussten diese auf der anderen Seite des Berges den Rückzug antreten. Durch einen ausbrechenden Haken ist Sepp 35 Meter ins Seil gestürzt und hat sich zwei Rippen gebrochen. Zwei Wochen danach kommt das Trio wieder auf die Coldai-Hütte. Diesmal gelingt den beiden Männern die Durchsteigung. Hermi freut sich aufrichtig mit den Freunden, ist dankbar für das Miterleben-Dürfen – und träumt insgeheim von mehr. Ins Tourenbuch schreibt sie: »Klettern, bestens klettern müsste man können und ein Mann sein, oder um etliches jünger ...«.

»Wenn ich den Fels spüre, bin ich von Freude durchströmt ...« Hermi im Oktober 1989 – mit 62 Jahren – im Quergang der Rossi-Tomasi Führe am Piz Ciavazes in der Sellagruppe.

Spannende Geschichten und bekannte Namen finden sich in den liebevoll gestalteten Tourenbüchern.



»Hatte ich meine Testtour also bestanden?« Der gestrenge Lehrmeister und die dankbare Schülerin – mit Sepp Mayerl 1965 auf der Großen Zinne.

Im Juli 1965 nimmt der Sepp sie mit zu ersten, »richtigen« Klettertouren in den Dolomiten. Flott steigen sie über die Ciavazes Südostkante zum Sellaplateau, runter über den Pößnecker Klettersteig; und weil noch Zeit ist, geht's rüber zur Stegerkante am ersten Sellaturm. »Ob er mit mir zufrieden war, der Blasl?«, fragt sich die Novizin – und »wann kann ich wieder kommen?«. Im gleichen Jahr lernt Sepp Mayerl den 20-jährigen Reinhold Messner kennen, der den sieben Jahre Älteren später ebenfalls als Lehrmeister und Vorbild bezeichnen wird. Der Osttiroler und der Südtiroler verstehen und respektieren sich auf Anhieb und packen in der Folge einige der schwierigsten Alpentouren an. Fast regelmäßig mit von der Partie ist Peter Habeler, dem die – von daheim aus mitfiebernde – Nachbarin selbst gebackene Anisplätzchen als Proviant für »die Buam« mitgibt. Habeler verteilt das Gebäck mit besten Grüßen von der Bergdamischen aus dem Zillertal. Messner schreibt der Unbekannten eine Karte und verspricht ihr als Dank eine Dolomitentour. Mitte August 1966 nehmen Sepp und Peter die gemeinsame Freundin wieder mit zur Civetta. Dort trifft sie zum ersten Mal Reinhold Messner, der zusammen mit Heini Holzer die »Philipp-Flamm« geklettert ist. Ende August ist Hermi Lottersberger abermals in den Dolomiten, diesmal allerdings nicht als Zuschauerin. Der angehende Bergstar nimmt die talentierte Hausfrau ans Seil. Zwei Testtouren an den Sellatürmen scheinen ihn zu überzeugen; für den nächsten Tag schlägt er die Via Micheluzzi durch die Ciavazes Südwand vor. Voller Vertrauen in das Können des 17 Jahre Jüngeren steigt Hermi hinterher, meistert den berühmt-berüchtigten 90-Meter-Quergang (VI) – und verrät dem Gefährten erst nach dem Ausstieg, dass der Sepp ihr »die Micheluzzi« verboten hatte; die sei »nix für Weiberleut«. Der Reinhold hätte sich an dieses Verbot gehalten, davon ist sie noch heute überzeugt.

Bild unten rechts: Mit Heini Holzer nach der Überschreitung der Texelgruppe im Juli 1968 – drei Tage, zwei Biwaks und 18 Gipfel.

Für eine gewöhnliche Hausfrau hab ich schon viel machen dürfen

Was hat Hans Lottersberger davon gehalten, dass seine Frau nun zunehmend häufiger fort war? Mit Burschen, die – wie sie selbst feststellt – fast ihre Söhne hätten sein können. »Der Hansl hat mi ollwei gehn lossn, der war seiner Zeit weit voraus«, sagt Hermi und schaut mit feuchten Augen zu seinem Foto an der Wand. Im Mai 2007 ist der Mann mit den gütigen Augen gestorben. 40 Jahre lang habe er ihr »den Rücken frei gehalten« und sich stets mit ihr gefreut. Die letzten zwei Jahre hat sie ihn gepflegt, dankbar dafür, ihm dadurch etwas zurückgeben zu können.

»Was bringt mir dieses Jahr?«, schreibt Hermi Anfang 1967 ins Tourenbuch. Und beim Weiterblättern verkneifen sich die Besucher die Frage, wie sie es von da an bewerkstelligt haben mag, die Abmachung mit Hansl einzuhalten: Wenn daheim alles »auf Vordermann« gebracht sei, könne sie jederzeit losziehen. Gemäß ihrem Motto »ich will, ich darf« lässt die inzwischen Vierzigjährige kaum eine Gelegenheit aus, in »ihre« Berge zu kommen. Am Seil von Reinhold, Günther und Siegfried Messner, Heini Holzer, Renato Reali und dem Villnößer Bauern Heindl Messner reihen sich in kurzen Abständen Erstbegehungen und anspruchsvolle Dolomitenklassiker aneinander. Allein deren Aufzählung – ohne die Geschichten dahinter – würde mehrere Seiten füllen. »Sepp Mayerl war der Lehrmeister, den Feinschliff bekam ich später von Reinhold und Heini – eine harte, aber gute Schule war das«, erklärt Hermi. Und betont mit einigem Stolz: »Ich bin buchstäblich durch viele Hände gegangen, doch keiner kann sagen, da hab ich sie auffi zie-

Kommentare von Seilpartnern:

Darshano, Mayrhofen:
Dass es Spaß gemacht hat, Hermi bei zahlreichen Erstbegehungen im Rofan, in den Dolomiten und in den Zillertaler Alpen dabei zu haben, zeigt sich daran, dass das Klettern mit Hermi wohl noch Jahrzehnte weitergehen wird. Die Neutouren mit ihr werden wohl bald heißen »83 oder 38?« und später »88, 99, 111« ...

Peter Habeler, Mayrhofen:
Hermi Lottersberger kenne ich seit meiner Kindheit. Später, so um die späten 50er, frühen 60er Jahre war Hermi wie eine Mutter für mich, hat für mich Kekse gebacken, Kniestrümpfe gestrickt und war immer dann da, wenn man sie gebraucht hat. Von ihrem Mann Hansl lieh ich mir öfters ein Motorrad, um in die Dolomiten zu fahren.
Ich schätze Hermi außergewöhnlich, ihre alpinen Fähigkeiten, aber vor allem ihre unendliche, selbstlose Hilfsbereitschaft und Freundschaft. Eine ganz tolle Frau!

»Jesus« Hanspeter Schrattenthaler, Jenbach
Wenn das Phänomen Hermi sich irgendwann einmal in die Ewigen Jagdgründe verabschiedet, möchte sie gerne – als Wolke wiedergeboren – durch ihre geliebten Berge und die Wände der Dolomiten ziehen. Es würde mir sehr gefallen, wenn ich gemeinsam mit ihr ebenfalls als Wolke durch ihre Felswände fetzen dürfte.

Sepp Mayerl, Lienz:
Die Hermi, die war stark drauf, die war gangen bis zum Letzten.
Sie war sehr mutig, hat nie gezögert und ist in ihrer Begeisterung eh unschlagbar.



»Nun mag der Bergsommer ausklingen, er war so reich für mich.« Mit Reinhold Messner nach der Durchsteigung der Pordoi Nordwestwand 1967.



hen müssen.« Zu all den großen Touren sei sie eingeladen worden und hat sich gedacht, »die werden schon wissen, ob sie mir das zutrauen können«. Nur die Gelbe Kante an der Kleinen Zinne habe sie sich beim Sepp »derbetteln« müssen. »Nie!«, hat er gesagt, und letztendlich doch nachgegeben.

Die gemeinsame Freundin

In seiner 1984 erschienenen Biografie »Der Turm in mir« berichtet Sepp Mayerl über kühne Touren mit Reinhold Messner und Peter Habeler – und von drei exklusiven Unterhemden.

»Auf vielen unserer Fahrten hatten wir eine fürsorgliche Betreuerin: Hermi Lottersberger aus Mayrhofen, eine begeisterte Bergsteigerin, ein Klettertalent. Zum Dank fielen ihr immer wieder mit einem von uns ›Damen-Erstbegehungen‹ zu. Sie wiederum bedankte sich für jede dieser Touren mit etwas Selbstgestricktem. So kam es nicht selten vor, dass wir alle drei mit den gleichen Mützen oder Strümpfen von Hermis Stricknadeln unterwegs waren. Dass aber jeder von uns noch ein handgestricktes Angora-Unterhemd hatte, wurde erst später einmal aufgedeckt. Nämlich auf der Leschaux-Hütte, als Reinhold, Peter und ich im selben Hemd umherliefen. Fritz Zambra, der vierte im Bunde, kam aus dem Staunen nicht mehr heraus, bis ich ihm verriet, dass wir alle drei dieselbe Freundin hätten.«

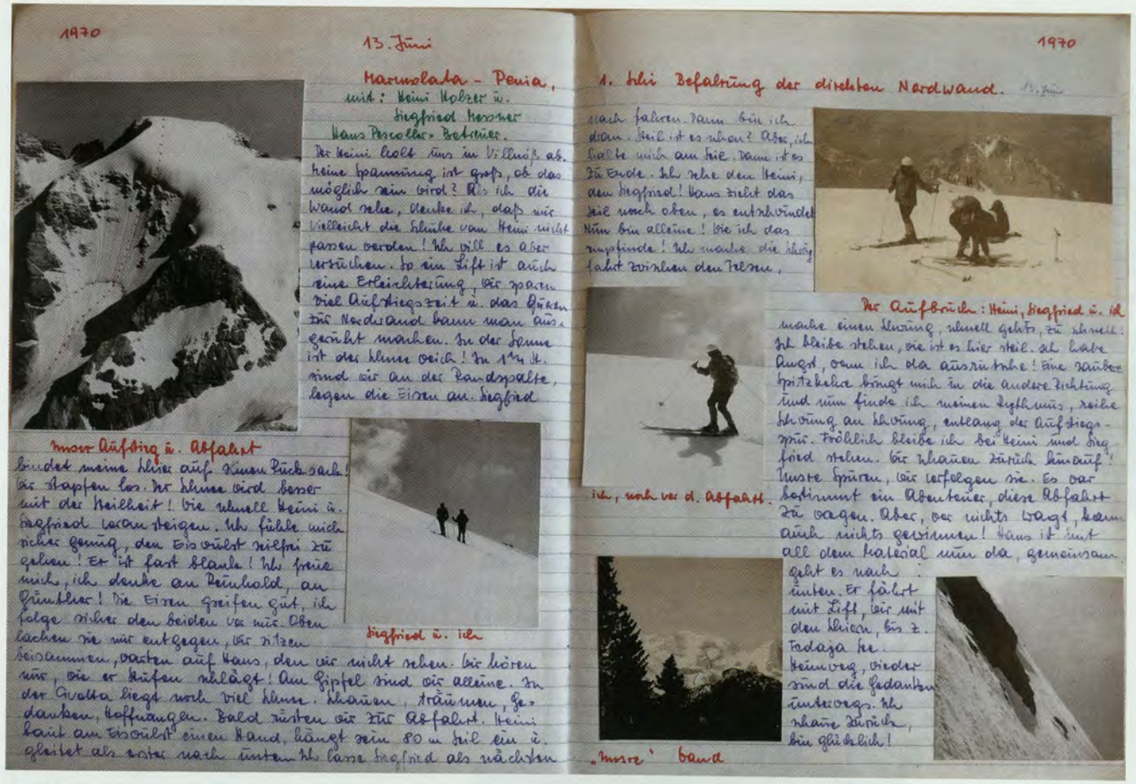
Hermi am »Hermi-Pfeiler« – während der Erstbegehung mit Darshano Rieser im August 1985.



»Telegramm von Reinhold. Ich eile ...

folge dem Ruf!« – Hermi kann es kaum fassen, ihr größter Wunsch soll sich erfüllen. Anfang Juni 1968 steigen die beiden in neun Stunden auf der Solleder Route (V+ und VI) durch die Furchetta Nordwand. Wobei sich die erste Frau in dieser 800 Meter Wand nicht nur über »das herrliche Steigen, losgerissen von dem Unten« begeistert, sondern auch über die leuchtenden Polster vom Roten Steinbrech. »A bissl überromantisiert« sei sie halt immer beim Bergsteigen gewesen, behauptet der Sepp noch heute.

Einige der Touren, denen sie vor ein paar Jahren noch entgegengefiebert hatte, klettert Hermi nun als erste am Seil; und erlangt – zumindest in Tirol – einen gewissen Bekanntheitsgrad. Im Sommer 1969 wird sie im Rahmen eines österreichisch-russischen Bergsteigeraustauschs in den Kaukasus eingeladen. Die 16 Männer hätten ziemlich »trocken drein g'schaut«, als beim Vorbereitungstreffen eine Frau aufgetaucht ist. Und selbstredend war sie gemeint mit der lauernden Frage, »was ist, wenn einer am Berg zu schwach ist?«. Die Herren sollten sich noch wundern. Jeden verbleibenden Tag bis zur Abreise rennt die 42-jährige nun mit schweren Bergstiefeln von der Haustür weg bis hinauf zum Steinerkogel. Nach drei Wochen Training schafft sie mit leichten Turn-



schuhen die 750 Höhenmeter in 28 Minuten – nur fünf Minuten langsamer als der Nachbar Peter Habeler. Während der Expedition zählt sie dann zu den Stärksten der Truppe. Da weiß sich ein weniger starker Mann nur noch zu helfen, indem er sie im Basislager auffordert, seine Socken zu stopfen.

Die Zeit war nicht reif für Frauen an hohen Bergen. Und während sich das Aktionsfeld der meisten Freunde in ferne Regionen verschiebt, ist Hermi weiterhin unermüdlich in den Alpen unterwegs. Beständigster Seilpartner ist nun Heini Holzer, der als Kaminkehrer und Vater von zwei kleinen Kindern nicht wochenlang von daheim weg kann. Stattdessen wird er demnächst durch extreme Skiabfahrten alpine Geschichte schreiben. Bei der ersten Steilabfahrt am 13. Juni 1970 durch die direkte Nordwand der Punta Penia an der Marmolada begleiten ihn Siegfried Messner und die Freundin aus dem Zillertal. Die übernächste Seite im Tourenbuch ist schwarz umrandet. Günther Messner wird nicht zurückkehren vom Nanga Parbat. Zwei Jahre zuvor ist die »Schwarze Katze«, der 20-jährige Renato Reali in den Tod gestürzt. Doch das Licht am Berg bleibt stärker als die Schatten, und das Hinaufsteigen ist längst zur inneren Notwendigkeit geworden. Auf den Tag genau zehn Jahre nachdem Hermi Lottersberger zum ersten Mal am Seil von Heini Holzer geklettert ist, wird sie an seinem Grab stehen. Der 32-jährige ist am 26. Juni 1977 in der Nordostwand des Piz Roseg abgestürzt – es wäre seine 104. Steilwandabfahrt gewesen.

Auf zwei Seiten beschreibt Hermi in ihrem Tourenbuch die erste Skibefahrung der Marmolada Nordwand zusammen mit Siegfried Messner und Heini Holzer im Juni 1970. Sieben Jahre später wird Heini Holzer bei seiner 104. Steilwandabfahrt in den Tod stürzen.

Wandern ist auch schön, Klettern ist schöner

Ganz allmählich zeigt sich eine Veränderung in Hermis Bergtagebüchern. Zwar stechen noch immer schwierige Anstiege heraus, viele davon mit ihrer Freundin Sieglinde Walzl, der Lebensgefährtin von Heini



Eine Freundschaft, die über viele Seillängen halten wird. Die rastlose Großmutter und der Zillertaler Spitzenkletterer Darshano Rieser während der Überschreitung von Fußstein und Olperer im Juli 1983.

Holzer. Dazwischen finden sich jedoch häufig Gipfeltouren, ja sogar Wanderungen in heimischen Gefilden – oft zusammen mit Hansl, den Töchtern oder dem Schwiegersohn. Und Sätze, die ein »zur Ruhe kommen« erahnen lassen: »Wie schön ist doch unsere Heimat!« Hier könnte die bislang so außergewöhnliche Geschichte wieder in »geordnete Bahnen« münden und harmonisch ausklingen ... aber da schlägt Hermi das nächste Buch und ein neues Kapitel auf.

Im Juli 1983, 20 Jahre nachdem der Bergvirus sie unheilbar infiziert hat, lädt der Mayrhofener Spitzenkletterer Luggi Rieser die rastlose Großmutter ein zu einer gemeinsamen Tour: die Fußstein-Nordkante mit Überschreitung zum Olperer. Eine wie Hermi lässt sich da nicht zweimal bitten und steigt beherzt dem 30 Jahre Jüngeren hinterher – und meint am Fußsteingipfel, die Kante hätte gerne noch einmal so lang sein können. Im August 1985 »verewigt« sich die originelle Seilschaft – Luggi nennt sich als Bhagwan Anhänger inzwischen Prem Darshano und klettert mit Frack und Zylinder – mit dem »Hermi-Pfeiler«, einer luftigen (V+) Erstbegehung am Blaser im Zillertaler Floitenkamm. Die von Darshano mit dem Tiroler »Jesus« Hanspeter Schrattenthaler in den 80er und 90er Jahren kreierten Kletterrouten gelten bis heute als legendär in puncto Stil und Schwierigkeit. Und manchmal begleitet Hermi die »Buben« – hinauf in eine neue Kletterwelt. Mit bunten Leggins und neumodischen Kletterpatsch'n steigt sie in Routen ein, die ihr die Burschen zuweilen schlitzohrig durch »och'n schwindeln« schmackhaft machen. »Wenn ich gesagt hab, mehr als einen Sechser geh ich nicht mehr, dann hieß es, das ist eh höchstens V+. Und hinterher war's dann VI+ und mehr.« Gemeinsame Erstbegehungen heißen »Hermilyn-Verschneidung«, »Mit 66 Jahren«, »Juwel der Freundschaft«, »Hurra 70!« – und zum 75-sten Geburtstag »Erinnerung an die Zukunft«.

Mit vollem Einsatz geht es dabei zur Sache, und ein Altersbonus kommt nicht in Frage, wie Hermi in ihrem Tourenbuch nach einer Erstbegehung im Juli 1989 an der Höllenlochwand im Rofan schildert:

»Gleich am Einstieg ist eine Stelle, die so schwer ausschaut, glaube nicht, dass ich sie schaffen werde! Diese Meinung stößt sofort auf Widerrede! Hanspeter steigt los: ich schaue genau, wie er das macht. Leicht ist es bestimmt nicht, aber er ist bald mal oben. Einiges ist lose, was geht, räumt er weg. Es ist auch gar nicht so einfach, den Stand zu bauen. Dann bin ich dran, bin an diesem abdrängenden Riss, probiere, geht nicht, zurück zum Ausrasten. Probiere wieder, rutsche weg, hänge frei im Seil. ›Lass mich runter – O.K., raste dich aus, es geht schon.‹ Wieder ein Versuch, Darshano will mir helfen, fliege weg, stoße ihn fast um, raste, probiere es wieder, bis ich wieder ins Seil fliege. Hanspeter will mich nicht hinunter lassen, bis er endlich einsieht, dass es mir ernst ist. ... Ich schaue Darshano zu, er sagt danach auch, dass es nicht so leicht war. Neben diesem Einstieg führt ein Loch hinauf, über die Höhe der schwierigen Stelle. Darshano wirft mein Seil durch das Loch herunter, durch das ich hinaufsteige. Es ist nass, aber ich bin schon dreckig, blute von meinen aufgerissenen Handflächen und aufgeschlagenen Knien, sodass das nun auch nichts mehr ausmachen soll. Diese paar Meter gefallen mir sehr gut ... Dass ich meine Superhose hinten arg zerfetzt habe, sehen die Freunde, als ich nachkomme ... Ich bin froh, dass ich mit konnte! Aber wie ich ausschaue. Noch nie in all den vielen Jahren habe ich so ausgeschaut wie heute: blutend, dreckig und zerfetzt, aber doch glücklich! ... Alles Abenteuer!«

Der eilige Sepp

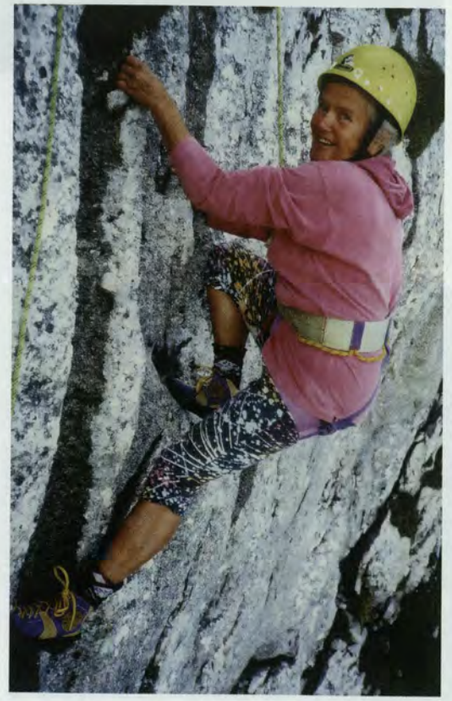
Sepp Mayerl hat währenddessen in dem ihm eigenen, minimalistischen Stil einige hohe und schwierige Berge in den Anden und dem Himalaya bestiegen – ist aber aufgrund seiner bodenständigen Bescheidenheit dennoch nicht ins Rampenlicht geraten. Die Verbindung zu Hermi bleibt über all die Jahre lebendig. Und obwohl der Sepp stets knapp bei Zeit ist, geht sich hin und wieder ein Treffen in den Dolomiten aus. Im August 1995 hetzen die beiden (Hermi ist nun 68, Sepp 58) über die Daumenkante am Langkofelmassiv:

»Sepp steigt, gleich eine Seilschaft überholend, ein. Es gibt so super Kletterstellen, ich genieße das und freue mich! Sepp hat es ziemlich eilig (wann eigentlich nicht???). Ich will selbständig abseilen, das will er nicht. Es geht schneller, wenn er mich hinab lässt ... Und ab geht die Post, aber nicht langsam! Unten angekommen sagt er zu mir: ›So, ich bin etliche Male schon diese Kante gegangen, aber in so kurzer Zeit war ich noch nie herunten‹. Na ja, 3/4 Stunde ist ja kein Schneckentempo – und ab zur Gondel, rein ins Auto. In Franzensfeste steige ich in den Zug. Zufrieden!«

Hermi genießt es auch, ganz alleine auf exponierten Routen unterwegs zu sein. So klettert sie – noch bis weit über das so genannte Rentenalter hinaus – fast jedes Jahr im Herbst über den Nordgrat auf die Goinger Halt im Wilden Kaiser. Wobei es immer wieder zu amüsanten Begegnungen kommt: Wie kann es sein, dass eine 70-jährige ohne Seilpartner so schnell und sicher herumklettert und sich partout nicht helfen lassen will? Mit 78 unternimmt sie die Lieblingstour zum letzten Mal. Eine fortschreitende, irreparable Augenkrankheit beginnt, ihre Sehkraft einzuschränken. Doch wenn auch die Konturen verschwimmen, Wille und Optimismus bleiben ungebrochen.

Dass sie nach wie vor ein erfülltes Leben hat, betont Hermi und legt einen Stapel mit neueren Fotos auf den Tisch. Regelmäßig kraxelt das Energiebündel nun an den Klettersteigen um Mayerhofen. Das gehe auch ohne Partner, und Tritte und Griffe könne sie schließlich noch gut genug erkennen. Damit die Kondition nicht nachlässt, radelt sie im Frühling, Sommer und Herbst mehrmals in der Woche von Mayrhofen das ganze Zillertal hinaus bis Strass und zurück; 64 Kilometer sind das jedes Mal. Im Winter geht es auf die Piste – 20 Jahre hat sie übrigens neben Hausarbeit und Bergexkursionen als Skilehrerin das Familienbudget aufgebessert. Irgendwie hat diese Frau es geschafft, mehr als ein Leben zu leben.

Am Schrank lehnt – fertig gepackt zum Ausrücken – der Rucksack mit der Klettersteigausrüstung. Es ist noch immer so: Eine Hermi Lottersberger geht grundsätzlich lieber rauf als »och'n«.



Mit bunten Leggins und neumodischen Kletterpatsch'n klettert Hermi 2001 die Route »Erinnerung an die Zukunft«. Die Erstbegehung an der Klobenjoch Nordwand im Rofan ist ein Präsent von Darshano und »Jesus« Hanspeter Schrattenthaler zum 75-sten Geburtstag.

Ötzi, Trenti und das Sperkmandl

Paläotourismus im Trentino

VON ANDREAS HOHL



Blick auf Tenno und Riva del Garda.
Alle Fotos vom Autor

- Fast jeder Bergfreund in Mitteleuropa kennt das Trentino in Norditalien, jene mit Sehenswürdigkeiten gespickte Region zwischen Brenta, Marmolada und dem Gardasee. Die herausfordernden Gipfel, die wilden Schluchten und die im Sommer badewarmen Seen locken seit langer Zeit viele Besucher an. Nur wenige wissen jedoch, wann und wie der Tourismus im Trentino eigentlich angefangen hat.

Architekten hatten ja schon immer verrückte Ideen, aber was da 1929 im Ledrosee an ungewöhnlicher Bauausführung zum Vorschein kam, das sprengte doch die Vorstellungswelt der meisten Zeitgenossen. Wasserbauer hatten den Spiegel des Lago di Ledro gesenkt, um mit dem kostbaren Nass das Kraftwerk von Riva del Garda zu speisen. Auf dem trockengefallenen Seegrund erstreckte sich nun eine 4000 Quadratmeter große, mit 15.000 Pfählen gespickte Zone. Mitten in dem über 600 Meter hoch liegenden Alpensee war man auf eine große Pfahlbauanlage gestoßen, um die 3500 Jahre alt. Über die Gründe, die die Häuslesbauer der Bronzezeit bewogen haben, so aufwendig semiaquatisch zu bauen, wurde schon damals heftig spekuliert. Die Vermutungen reichten vom Schutz vor Angriffen unfreundlicher Nachbarn und vor Besuchen neugieriger Bären bis hin zum vereinfachten Fischfang, der gewissermaßen vom Wohnzimmer aus betrieben werden konnte. Die Holzpfähle verblieben im Lago di Ledro und sind dort zu besichtigen, die zahlreichen Keramik-, Bronze- und Beingegenstände, die Archäologen zwischen ihnen fanden, wurden jedoch ins Museo delle Pallafitte, das Pfahlbautenmuseum, in Molina di Ledro gebracht.

Pfahlbauten gibt es in Mitteleuropa seit mindestens 6000 Jahren. In Italien fanden sich Pfahlbautensiedlungen außer am Lago di Ledro am Torfmoor von Fiavè, an gut einem Dutzend Orten rund um den Gardasee und am Lago di Varese. Auch heute gibt es noch an vielen Seen- oder Meeresküsten die Pfahlbauweise, als alte Bautradition in Lateinamerika, Westafrika, Südostasien oder Ozeanien, und natürlich bei den auf Hula-hula-Romantik zielenden Hotels vieler Pazifikinseln.

Pfahlbauten stehen entweder direkt im See oder in der wechselfeuchten Zone am Seeufer. Vor allem die Seebauweise löst bei vielen Betrachtern heftige Besitzsehnsüchte aus. Wär das nicht phantastisch, in solch einem Haus über dem See zu wohnen? Es wäre in der Tat wunderbar – aber nur im Sommer bitte. Wer schon einmal im Frühjahr oder Spätherbst die nasskalten Nebelschwaden auf einem See erlebt hat, oder wer im Winter von einem Starkwind, der über das Eis des Gewässers fegte, verblasen wurde, der weiß, eine lausig isolierte Hütte in solch wetterexponierter Lage überm See in der kalten Jahreszeit, das ist keine gute Idee. Haben die Steinzeitmenschen also wirklich das ganze Jahr über in diesen Behausungen gelebt?

Archäologen haben viele Seensiedlungen gefunden, denn unter Sauerstoffabschluss erhält sich Holz über die Jahrtausende. An Land, an der Luft, vermodert organische Substanz recht schnell. Wenn man an Land nichts gefunden hat, dann heißt das aber nicht zwingend, dass dort auch nichts war. Zumindest der Wohlfühlfaktor spricht dafür, dass die Behausungen für die kalte Jahreszeit windgeschützt, teilweise in die Erde eingegraben und womöglich noch mit gut isolierenden Erd- oder Torfschichten bedeckt, in einiger Entfernung vom See standen. Solche Wohngruben sind seit dem Jungpaläolithikum bekannt. Lange Rede, kurzer Sinn: Wir können mit einiger Berechtigung postulieren, die Pfahlbauten am Lago di Ledro oder am Garda-See dienten rein der Sommerfrische, sie waren die all-inclusive-Ferienclubs des stein- und bronzezeitlichen Trentino.

Als 1991 der Ötzi im abschmelzenden Tisenjochgletscher gefunden wurde, wurde die Aufmerksamkeit von Öffentlichkeit und Tourismusindustrie auf kupferzeitliche Trekkingtouren der Marke »von Garmisch bis zum Gardasee« gerichtet. Wie wir mittlerweile wissen, wurde Ötzi leider – aus seiner persönlichen Sicht – bzw. glücklicherweise – aus Archäologensicht – durch einen perfekt gezielten Pfeil daran gehindert, den Lago di Garda zu erreichen.

Viel wurde darüber spekuliert, ob Ötzi vielleicht ein Bergführer aus Trento war, der für ein großes Trekkingunternehmen in München gearbeitet hat, und von einer ebenfalls in München ansässigen noch größeren Konkurrenzfirma ausgeschaltet wurde, oder umgekehrt. Dafür sprechen die Tatsachen, dass ein Raubmord ausgeschlossen werden kann – Ötzi hatte noch seine wertvolle Kupferaxt bei sich – und keinerlei Verbindungen zu Al Khaida hergestellt werden konnten. Die letzten Beweise fehlen jedoch. Vielleicht ist auch die ganze Verschwörungstheorie Humbug und Ötzis Tod war Resultat eines Eifersuchtsdramas – betrüge nie eine Amazone mit ihrer besten Freundin (!) – oder eines Unfalls; möglicherweise hatte sich bei einem Kollegen Ötzis durch Unachtsamkeit beim Bogenreinigen ein Schuss gelöst. Die Ermittlungen werden von Kriminalexperten des Südtiroler Ar-



Pfahlbauten am Ledro-See.



Freundlicher Obsthändler

chäologiemuseums in Bozen, Ötzis schickem neuen Domizil, weitergeführt.

Was schon als gesicherte Erkenntnis gelten kann, ist, dass ein Begleiter Ötzis, das Sperkmandl, die Alpenquerung gut überstand und pünktlich an seiner Arbeitsstelle anlangte. Das Sperkmandl war ein Animateur, der für eine große Creativ-Ferienanlage im Valle dei Mòcheni, auf deutsch Fersental, östlich von Trento, arbeitete. Das attraktive Wellnessprogramm des Urlaubsparadieses von Palù del Fersina umfasste Kneippkuren, Barfußwanderwege, Rauchsauna und nächtliche Wolfskonzerte am Badeteich. Die Wellness-Beauftragte Isabella, damals noch Kräuterhexe genannt, verwöhnte ihre Gäste mit Blasen-Nieren-Tees, Bärenfettmassagen und Beinwell-Umschlägen. In der Küche wurden ausschließlich frisch angelieferte regionale Produkte aus biologischem Anbau verwendet. Neben Getreidebratlingen, Wild- und Pilzgerichten waren besonders die Süßspeisen aus Waldbeeren beliebt. Diese Tradition setzt sich im Fersental bis heute fort. Die Bauern konzentrieren sich auf den Anbau von Beerenobst, das auf italienisch so süß »piccoli frutti« heißt. Erdbeeren, Himbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, Heidelbeeren und Brombeeren werden dort frisch oder zu Marmeladen, Kompotten oder Säften verarbeitet verkauft. In den Erntewochen der »piccoli frutti« wetteifern die besten Kuchenbäckerinnen der Region um die Gunst der Besucher, und Restaurants schreiben ganze Menüfolgen, die dem Beerenobst gewidmet sind, aus.



Feuerlilie



Alpenmohn

Im kupferzeitlichen Ferienclub Palù del Fersina waren vor allem die Creativ-Kurse voll angesagt. Lucia, eine glutäugige Ragazza aus der Toskana brachte den Gästen das Töpfern von Schnurkeramik und Glockenbechern bei. Animateurin Dörte aus Norddeutschland, die auch die Aerobicstunden gab, führte in die Kunst des Makramee ein, und flocht fingerfertig Trage- und Fischernetze. Die Höhlenmalerei-Kurse mit reinen, selbst gefertigten Naturfarben leitete Jacques, ein charmanter Franzose aus Lascaux, der unschwer an seiner Basken-Fellmütze und seinem Rotfuchsschal zu erkennen war.

Der Knaller im Programm war jedoch das so genannte Cre-activ-Camp auf dem Redebus-Pass, wo das Sperkmandl die Urlauber mit dem Kupferguss im Redemello-Stil vertraut machte. Gediegenes Kupfer hatte man schon länger verarbeitet, aber die Vorkommen waren bald erschöpft. Nun wurde Kupfer durch Verhüttung von Kupfer-Oxiden, -Carbonaten, und -Sulfiden gewonnen. Das Oxid Cuprid und die Carbonate Malachit und Azurit konnten direkt verhüttet werden. Die Sulfide Kupferkies, Kupferglanz, Covellin oder Buntkupferkies, mussten dagegen zuerst über dem Feuer geröstet werden, um den Schwefel in Schwefeldioxid überzuführen. Die zur Verhüttung bereiten Kupfererze wurden dann zusammen mit Holzkohle in einfache Schmelzöfen gefüllt, in die mit Lederblasebälgen Luft eingeblasen wurde. Die Kohle und das aus ihr durch Reaktion mit Sauerstoff entstehende Kohlenmonoxid reduzierten das Erz zu Kupfer.

Das Sperkmandl zeigte seinen zunehmend begeisterten Kursteilnehmern, wie Formen aus Sand oder Ton für den Guss hergestellt wurden. Für eine Axt war das ja kein Problem, da konnte mit offenen Formen gearbeitet werden. Aber wie war das mit komplexeren Teilen wie etwa einem Löffel oder einem Schmuckstück? Noch heute wird in Westafrika der Guss der verlorenen Form praktiziert. Dazu wird zunächst ein Wachsmodell des zu gießenden Objekts hergestellt. Das Wachs wird dann mit Ton ummantelt. Wachs und Ton werden über dem Feuer erhitzt, das Wachs schmilzt aus und die Hohlform aus Ton ist bereit für den Metallguss.

Kupfer schmilzt erst bei 1083 °C, das heißt das Sperksmandl musste ganz schön aufpassen, damit sich keiner seiner Gäste an der überheißen Suppe verbrannte. Wie beliebt die Kupferguss-Workshops am Redebus-Pass waren, zeigt sich daran, dass dort oben acht Schmelzöfen und über 1000 Tonnen Schlacke gefunden wurden. Auch in Fennberg in Südtirol und Götschenberg bei Bischofshofen in Österreich fanden sich reiche Zeugnisse von Kupferbergbau und Kupferverhüttung.

Der Gebrauchswert von Kupferwerkzeugen ist begrenzt, da sich Kupfer auch im kalten Zustand biegt und keine Schneide hält. Erst mit dem Aufkommen neuer Techniken der Metallverarbeitung, bei denen zunächst Arsen, dann Zinn mit Kupfer zu Bronze legiert wurden, konnten Werkzeuge und vor allem die Waffen hergestellt werden, die den alten Steingeräten deutlich überlegen waren. Nun endete die Steinzeit und es begann die Herrschaft erst der Bronze, später des Eisens.

Nach der Beherrschung des Feuers und der Entwicklung der Landwirtschaft war die Erfindung der Metallverarbeitung der dritte Quantensprung in einer Entwicklung, die Homo sapiens zum absoluten Herrscher über den Planeten Erde machen sollte. Sie beendete auch die lange Zeit relativer sozialer Gleichheit unter den Menschen. Wer den Zugang und die Verarbeitung der neuen Ressourcen kontrollierte, herrschte bald auch über seine Mitmenschen, es bildeten sich soziale Oberschichten. Zum ersten Mal in der Geschichte konnten Reichtümer angehäuft, gelagert und – etwa in Form von Kupferbarren – transportiert werden. Die Veränderung der Siedlungsstruktur in der Bronzezeit hin zu kompakten, stark befestigten Ansiedlungen lässt auf kriegerische Auseinandersetzungen schließen. Seit der Erfindung der Bronze wurde die Geschichte der Menschheit mit dem Schwert geschrieben.



Kulturreferent Leo Toller Filzerhof, Fersental

Ob der Bergbau im Fersental durchgängig seit der Bronzezeit betrieben wurde, lässt sich mangels Belegfunden nicht sagen. Fest steht, dass es im Mittelalter, beginnend mit dem 12. Jahrhundert n. Chr., zu einer

neuen Boomphase kam. Knappen aus Bayern, Nord- und Südtirol wanderten ins Valle dei Mòcheni, um Schächte zu graben und Silber, Kupfer, Blei und Eisen aus dem Berg zu holen. Die reichen Erlöse gingen je zur Hälfte an die Tiroler Grafen und die Trentiner Fürstbischöfe. Für den Bergbau wurden gewaltige Holzmengen zum Abstützen der Gruben und zur Produktion der Holzkohle für die Schmelzöfen gebraucht. Die Hänge des Valle dei Mòcheni wurden fast kahl gehauen.



Lagorai-Bach

Doch die Natur rächte sich für den Raubbau an den Wäldern. Von keinem Schutzwald mehr aufgefangene Regenmassen ließen ganze Hänge abrutschen und Gruben zusammenstürzen. Schon 1504 wurde daher in Pergine ein Bergrichter eingesetzt, der den Zustand der Wälder und Gruben zu kontrollieren hatte. Die Bergleute versicherten sich aber lieber noch einer zusätzlichen Unterstützung übernatürlicher Kräfte. Sie glaubten, dass das Sperkmandl weiter im Berg wohnte und die Knappen durch rhythmisches Klopfen vor Grubeneinstürzen warnte.

Viele der Minen erschöpften sich schon vor 400 Jahren. Das war gut für die Wälder, die sich wieder erholten, aber schlecht für die Leute im Fersental. Die »Bersntoler«, wie sich selbst nennen, mussten sich einiges einfallen lassen, um nach dem Niedergang des Bergbaus zu überleben. Ab dem 17. Jahrhundert war es oft so, dass die Frau die kleine Landwirtschaft betrieb und der Mann als »Krumer«, als Wanderhändler, arbeitete. Diese Krämer waren oft so arm, dass sie sich kein Gespann leisten konnten und zogen wie Ötzi 5000 Jahre früher zu Fuß mit Kiepen auf dem Rücken durch den Alpenraum und das Habsburgerreich.

Die Bersntoler sind stolz auf ihre 800 Jahre zurückreichende Siedlungsgeschichte im Trentino und auf ihren altertümlich klingenden deutschen Dialekt, das Zimbrische, das zum Mittelhochbaierischen gerechnet wird. Sie haben sich die Sprache bewahrt, obwohl die Herren Mussolini und Tolomei ihr Möglichstes taten, die Zimbern zu italianisieren. Auch dem unmoralischen Angebot des Reisebüros Hitler, doch bitte in den neugeschaffenen Lebensraum im Osten zu kommen und die Höfe der von der Wehrmacht abgeschlachteten polnischen und galizischen Bauern zu übernehmen, konnten die Bersntoler nur wenig abgewinnen. Schon im Protokoll der deutsch-italienischen Verhandlungen in Berlin vom Juni 1939 wird die heftige Ablehnung der Umsiedlung unter den Zimbern in den Provinzen Trient (Fersental, Lusern) und Belluno (Sappada) erwähnt und gleich ein probates Mittel empfohlen, einen Stimmungswandel herbeizuführen. Es seien »alle Würmer zu vernichten, die an der Realisierung der Aufgabe nagten«.

In den letzten Jahrzehnten haben sich die Wogen zwischen den deutsch- und italienischsprechenden Bevökerungsteilen geglättet. Nationale Grenzen haben innerhalb der Europäischen Union an Bedeutung verloren und Minderheiten dürfen ungehindert ihre Kultur pflegen. Seit 1987 gibt es in Palù del Fersina und Lusern ein zimbrisches Kulturinstitut, das um den Erhalt von Sprache und Brauchtum bemüht ist. In diesem Kontext steht auch der Filzerhof, ein ehrwürdiger Bauernhof, der als »Vergangenheitswerkstatt« eingerichtet wurde, um alte bäuerliche Fertigkeiten wie etwa das Schindel-



Almrausch

machen lebendig zu erhalten. Der Bergbau im Fersental wurde vor einigen Jahrzehnten eingestellt, nur noch Strahler, Mineraliensammler, streifen durch die alten Stollen. Für Besucher gibt es jedoch die »Grua va Hardömbl« zu besichtigen, eine Museumsmine, die erst nach halbstündigem Spaziergang durch den Wald zu erreichen ist. In der 1700 Meter hoch liegende Mine wurde im 16. und 17. Jahrhundert intensiv Kupferkies gefördert. Wer in der Mine genau horcht, kann vielleicht das Sperkmandl hören, das beim Fördern von Kupfererz immer ein fröhliches Lied auf den Lippen hat.

Die Kupferzeit stellte sicher eine Hochzeit des Trentino-Tourismus dar. Aber waren Ötzis Zeitgenossen wirklich die ersten, die das transalpine Trekking populär machten und an den warmen Südalpenseen Wellness-Tempel erbauten? War da nicht noch vorher jemand? Ötzi kennt mittlerweile jeder, aber von Trenti spricht keiner. Dabei ist Trenti ein Weltstar, zumindest ein zukünftiger. Er ist ein komplett ausgerüsteter mesolithischer Jäger, der perfekt tiefgefroren mit einem Steinbock auf der Schulter in der Eisspalte sitzt, in die es ihn vor knapp 8000 Jahren runtergebretzelt hat. Trenti ist aber ein sehr sensibler Star. Er möchte nicht von Hinz oder Kunz entdeckt werden, und schon gar nicht von Herrn Piefke. Es soll schon der Reinhold Messner persönlich sein. Trenti verfolgt mit Interesse die Klimaschutzbemühungen der Europäischen Union, aber er macht sich keine Sorgen. Bislang schmilzt sein Gletscher zuverlässig weiter ab. Jetzt muss nur noch der Reinhold im richtigen Moment vorbeischauen.

Zum Erdèmolo-See



Trenti war zu Lebzeiten das, was man in der Betriebswirtschaft auf gut deutsch einen »searcher« nennt, ein mobiler jungdynamischer »start up«-Unternehmer mit einem Blick für Marktlücken. Da es in München bereits zwei große Trekkingunternehmen gab, die sich heftig konkurrenzierten, und auch Innsbruck schon seine Alpinschule hatte, wollte er seine Chance südlich der Alpen suchen. Wegen der schlechten Busverbindungen in der Mittelsteinzeit konnte er seine Alpenquerung nicht in Garmisch beginnen, sondern musste schon vom Münchener Marienplatz loslaufen.

Nach einigen Wochen Genusstrekkings kam Trenti im Trentino an und analysierte dort in aller Gründlichkeit die Natur- und Humanressourcen. Er nahm sich Zeit für einige ruhige Wanderungen, etwa in die wald- und wildreiche Cima di Sette Selli. Die schönen Gipfelrouten und reinen Gewässer, wie etwa die gefällreichen Zuflüsse des Fersha-Flusses oder der von Palù del Fersina erreichbare Erdèmolo-See, ließen sein Herz höher schlagen. Hochinteressant übrigens, das sich dort solche Emotionen über die Jahrtausende immer wieder reproduzierten. Als etwa Robert Musil im Valle dei Mòcheni lustwandelte, vergaß er alles Grübeln über seine Typologie menschlicher Verfallserscheinungen, und schrieb wie ein junger Romantiker vom »verzauberten Tal«. Dank des sehr rührigen Trentiner Fremdenverkehrsamtes kennen mittlerweile mehr Menschen Musil als Trentino-Urlauber denn als seriösen Schriftsteller.

Doch zurück zu unserem Freund Trenti. Vom Fersental zog es ihn hinauf in die Lagorai-Kette, denn dort gab es Bergwild in Fülle. Der Name Lagorai soll auf das altindogermanische Wort »aur« zurückgehen und »ebenes Gelände um einen See inmitten der Berge« bedeuten. Es soll niemand behaupten, Linguisten hätten keine Phantasie. Im Volksmund heißt der Lagorai wegen seiner kargen Hochebenen auch »das Tibet der Dolomiten«. Bei der Steinbockjagd fand Trenti bald einige Gleichgesinnte und etablierte ein blühendes »Outdoor«-Tourismusunternehmen. Das beweisen die Überbleibsel steinzeitlicher Hochlager, wie sie etwa bei den Laghi di Colbricón oder beim Lago delle Buse gefunden wurden.

Wir wissen heute, dass Trenti der Typ eines Geschäftsmannes war, der Marktchancen schnell erkannte und ein innovatives »product management« betrieb. Leider kamen jedoch seine Geschäftsunterlagen kurz vor einer Steuerprüfung abhanden, so dass wir Details seines damaligen Aktivprogramms nur anhand heutiger touristischer Angebote und dem Verhalten von Naturvölkern rekonstruieren können.

Nehmen wir als Beispiel das neumodische Canyoning. Im Valle di Ledro hat das Wasser des Palvico-Flusses eine phantastische Welt geschaffen. So tief haben sich die Fluten in den kalkigen Untergrund eingegraben, das kaum Licht in den Abgrund dringt. Zwei Brüder, Enzo und Claudio, die im bürgerlichen Leben Paletten produzieren, verwandeln sich nach Feierabend in aquatische Wesen in einer Art Tauchermontur, die Besuchern den Weg durch die Schluchten zeigen. Die beiden wuseln über die schlüpfrigen Felsen als seien die mit trockenem Sandpapier überzogen, geben hier beim Abrutschen ins Unsichtbare Hilfestellung, klinken dort ein Sicherungsseil ein. Das Wasser des Palvico hüpft leicht über kleine und große Stufen, und die Menschen, die in die bedrohliche Kulisse eingedrungen

Canyoning Palvico Bus-della-Mort



sind, müssen irgendwie hinterher. Spätestens nach dem ersten Abseilen oder dem ersten Sprung gibt es kein Zurück mehr.

Das Herz rutscht den Sommerfrischlern ordentlich in die Hose, wenn es heißt: »Jetzt spring!« 6 m, 8 m, 10 m, bis zu 16 m können springend überwunden werden. Zu recht sagt ihr Körper: »Tu's nicht!« Doch schon im Flug verwandelt sich ihre Angst in Hochgefühl. Wer glatt eintaucht, der schwimmt mit leuchtenden Augen zum nächsten Halt. Die anderen prusten erstmal und versuchen, das Wasser aus Ohren und Nase zu bekommen. Werden die Abgründe zu hoch, muss abgeseilt werden. Wo der Palvico über phantastisch geformte Felsen in eine Höhle stürzt, tut sich ein wahrer Höllenschlund auf. Der innere Schweinehund bellt ganz schön laut auf dieser Tour, aber was kann er tun, der Weg führt ja nur nach vorn. Aus der letzten Höhle geht es nochmal 50 m am Seil im Wasserfall hinunter. Danach brauchen die Nebennieren erstmal Pause, um die Adrenalinvorräte aufzufüllen.

Derartiges Canyoning wird bislang nur von wenigen betrieben. Ein regelrechter Wallfahrtsort ist das Trentino dagegen bei jenen Zeitgenossen, deren Herz erst in der Vertikalen richtig zu schlagen anfängt. Zu Tausenden kommen Sportkletterer und Klettersteig-Kraxler in die Felswände von Arco oder der Brenta, oder tummeln sich in den Klettergärten von San Lorenzo in Banale, Comano oder dem Lomasone-Tal. Sind diese sogenannten Abenteuersportarten ein modernes Phänomen oder hatte Trenti sie schon in seinem Programm?

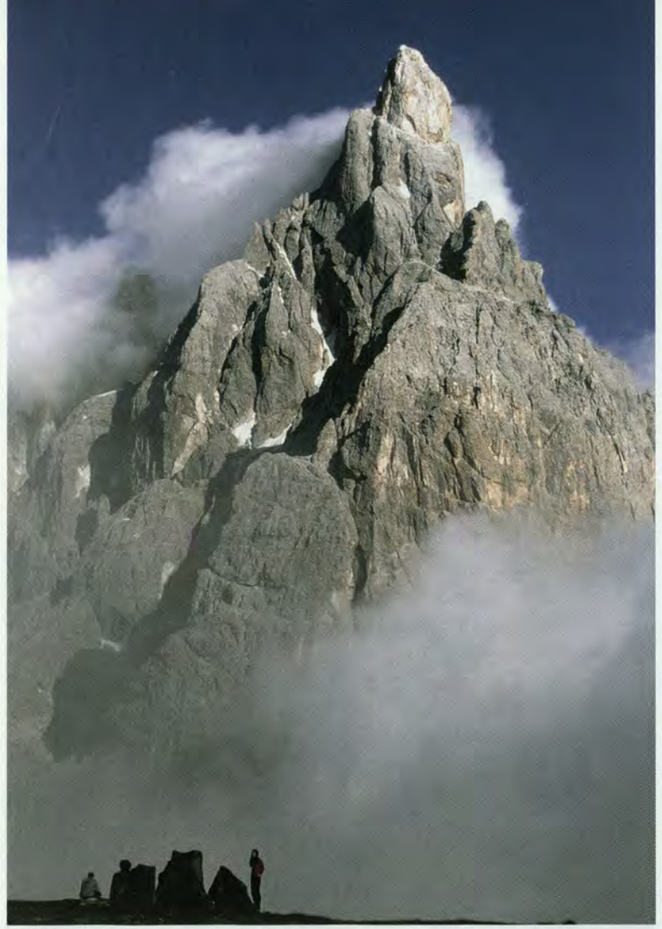
Mit Sicherheit weiß man nur, dass Trenti Steinböcke, Gemsen und Hirsche erlegen konnte – das beweisen Knochenfunde in der Lagorai-Kette – und daher ein sehr guter Trekker gewesen sein muss. Die Kondition von Steinzeitjägern dürfte der heutiger Bergführer mindestens ebenbürtig gewesen sein. Die Formen der Jagd haben sich über die Jahrtausende erstaunlich wenig verändert.

Man kann fünf wichtige Jagdtechniken unterscheiden. Bei der Pirsch schleicht sich der Jäger durchs Revier und hofft, dass er das Wild sieht, bevor es ihn sieht und dass er unbemerkt nahe genug herankommt, um einen Schuss oder Wurf mit einer Waffe anzubringen. Bei der Ansitzjagd wartet der Jäger am Boden versteckt oder auf einem Hochsitz und hofft, dass Tiere nahe seines Standortes vorbeiziehen. Das Aufstellen von Fallen, meist Schlingen, Schlagfallen, Gruben- oder Netzfallen, ermöglicht es dem »Trapper«, dem Wild an mehreren Stellen gleichzeitig aufzulauern, ohne selbst präsent zu sein. Bei der Drückjagd werden Treiber und Treiberinnen ausgesandt, die das Wild entweder zu einer Schützenkette oder in Fallen jagen.



Aufstieg zum Lagorai-See

In der Steinzeit dürfte die gemeinschaftliche Treibjagd in Verbindung mit Fallen eine große Rolle gespielt haben. Die Tiere konnten durch lautes Rufen, das Schlagen von Hölzern an Bäume oder Fackeln in eine bestimmte Richtung, in ein Netz, einen ausgangslosen Talkessel oder über eine Klippe getrieben werden. In Skandinavien hat man in den Bergen ausgeklügelte Grubenfallen-Systeme gefunden. An günstigen Stellen, etwa auf Wildwechseln oder in Talengpässen, wurden Gruben ausgehoben und mit Zweigen bedeckt. Steinmäuerchen wurden errichtet, um Bogenschützen Deckung zu bieten. Dann wurden Treiber ausgeschickt, die versuchten, wilde Rentierherden und



Pala di San Martino

besondere wegen seines aufrechten Ganges, seiner starken Beine und seiner über zwei Millionen kühlenden Schweißdrüsen, fast allen anderen Säugetieren konditionell überlegen. Noch heute hetzen Khoisan-Jäger im südlichen Afrika Antilopen und Zebras so lange, bis sie erschöpft zusammenbrechen. Dazu brauchen diese kleinwüchsigen Jäger nicht nur eine unglaubliche Kondition, sondern auch eine für einen Mitteleuropäer unfassbare Fähigkeit Spuren zu lesen. Vor wenigen Generationen jagten australische Aborigines noch auf diese Art Kängurus. Man kann wohl davon ausgehen, dass Trenti zu seiner Zeit ein ebenso guter Spurenleser war und seine Beute zu Tode hetzen konnte.

Wie war es wohl mit den Kletterfähigkeiten Trentis bestellt? Hätte er eine Route im sechsten Schwierigkeitsgrad gepackt? Dazu muss man sich zunächst die motorischen Fähigkeiten von Zivilisationsmenschen betrachten und sie dann mit denen von Naturvölkern vergleichen. Ärzte und Sportlehrer beklagen, dass in Mitteleuropa seit Jahrzehnten die sportlichen Fähigkeiten von Kindern und Jugendlichen kontinuierlich zurückgehen. Kinder können beim Einschultest oft nicht mehr bei durchgedrückten Knien mit den Fingerspitzen die Fußspitzen berühren. Sportstudenten in spe scheitern beim Eingangstest am Reck schon bei der klassischen Kombination Aufschwung, Umschwung, Unterschwung. Für den durchschnittlichen Zivilisationsmenschen ist eine Kletterroute im sechsten Grad in der Regel nicht nur Herausforderung, sondern unüberwindliches Hindernis.



Sportkletterin Ana Sluga San Lorenzo in Banale

andere Tiere in die Fallen bzw. in die Pfeile der Bogenschützen zu treiben.

Eine fünfte Form der Jagd ist die Hetzjagd. In Europa hat sich nur die Parforce-Jagd zu Pferde mit einer abgerichteten Hundemeute gehalten. Auf anderen Kontinenten folgt der Jäger der hetzenden Meute auch zu Fuß. Hunde haben einen phantastischen Geruchssinn und können auch einem Tier folgen, das sich schon weit entfernt hat. Bei der ursprünglichsten Form der Jagd, der waffenlosen Ausdauerjagd gelingt diese Leistung aber auch dem Menschen. Wenn man heute durch eine europäische Stadt schlendert und die häufig wabbelnden Massen betrachtet, erscheint es unglaublich, aber es stimmt: der Mensch ist im Prinzip aufgrund seiner morphologischen und physiologischen Besonderheiten, ins-

Zum Vergleich muss man sich einmal anschauen, mit welch affenartiger Geschwindigkeit Pygmäenkinder in Zentralafrika nur so zum Spaß an Lianen bis in die Wipfel von Bäumen hangeln oder wie junge Mentawai-Männer auf Siberut in Indonesien zum Frühstück Früchte aus 30 Metern Höhe pflücken und das alles, bitte schön, ohne jegliche Absicherung, »free solo«. Vollends wahnsinnig sieht es aus, wenn die Väter der Pygmäenkinder sich in den Baumwipfeln nur mit einem Bündel qualmender Blätter bewaffnet an wilde Bienenstöcke trauen oder wenn südostasiatische Schwalbennestsammler in riesigen feuchten Höhlenhallen mit nur einer funzligen Fackel als Lichtquelle herumturnen. Natürlich auch alles »free solo«. Keine Frage, solch ein starker Typ wie Trenti hätte bei einer Kletterei im sechsten Grad nicht einmal mit der Wimper gezuckt.

Waren die Steinzeitler auch schon »Eroberer des Unnützen«, um mit Lionel Terray zu sprechen? Sind sie schon auf Gipfel geklettert? Dafür gibt es bislang keine Nachweise. Sicher ist aber, dass die Priester der Inka-Hochkultur in den Anden regelmäßig auf Sechstausender geklettert sind, um dort den Göttern Opfer, gelegentlich auch Kindsopfer, zu bringen. Was spräche gegen die Annahme, dass steinzeitliche Schamanen zum Zwiegespräch mit den Geistern ab und an auf den Gipfel eines Dreitausender geklettert sind?

In Gumpen unter Wasserfällen wachsen oft besonders große Fische heran, die sich an den leicht betäubten Artgenossen, die von oben herunter kommen, mästen. An Stromschnellen haben Fische oft nur wenige Möglichkeiten zwischen Felsbrocken durchzuschwimmen. Von Wales bis in den Congo gibt es Nachweise, dass an geeigneten Stromschnellen Fische mit verschiedenen Fangsystemen, von der einfachen geflochteten Reuse bis zum komplexen Fischwehr, aus dem Wasser geholt wurden. Trenti konnte Körbe flechten. Ihm standen auch Seile aus geflochtenen Waldreben oder aus Rohleder zur Verfügung. Wir können daher mit einiger Sicherheit davon ausgehen, dass er ein exzellenter Canyoning- und Fisch-Guide war.



Mentawai bei der Durianernte

Aber war Trenti auch so dumm und sprang von hohen Felsen ins Wasser oder seilte ohne Not in Abgründe ab? Man kann dazu nur sagen, dass es bei Naturvölkern noch viel bescheuertere Mutproben gibt, oder wie soll man das Ur-Bungee-Jumping auf der zu Vanuatu gehörenden Insel Pentecost bezeichnen, bei dem sich die Männer nur mit einer Liane um die Knöchel gesichert von bis 35 Meter hohen Türmen in die Tiefe stürzen? Solche Aktionen mögen Teil von Initiationsriten sein oder der spirituellen Selbstfindung dienen, im Prinzip geht es aber meist – nicht anders als bei uns – ganz profan um soziale Anerkennung und Erfolg bei den Mädels.

A propos Mädchen – Frauenrechtlerinnen mögen erbost sein, dass bislang weibliche Personen nur in klassischen Frauenrollen wie Toskanatöpferin, Wellness-Beauftragte oder Zuckerbäckerin aufgetreten sind. Man – und auch frau – muss da aber der historischen Plausibilität Tribut zollen. Die neolithische Revolution, sprich die Einführung der Landwirtschaft, und mehr noch die erste (klein-)industrielle Revolu-

tion, also das Aufkommen der Metallverarbeitung, haben nicht nur aus einer egalitären Jäger-und-Sammler-Gesellschaft eine erste Klassengesellschaft gemacht, sondern höchstwahrscheinlich auch die Stellung der Frau verschlechtert. Man kann das nicht wirklich beweisen, aber man kann darauf anhand anekdotischer historischer Ereignisse schließen.

Im südlichen Afrika sind Frauen der Khoisan mit den Männern gleichgestellt, solange die Gruppe vom Jagen und Sammeln lebt. Das ist ganz einfache Ökonomie, denn auch wenn der Herr Gemahl die Antilope mal wieder verpasst hat, hat Frau Khoisan trotzdem ein leckeres Abendessen für die Familie zusammen gesammelt. In dem Moment, in dem die Khoisan anfangen, Viehwirtschaft betreiben, verschlechtert sich die wirtschaftliche und gesellschaftliche Position der Frau, denn das Vieh hat individuelle Besitzer, die Männer. Die Rinder werden von den Männern gehütet und heldenhaft gegen Raubtiere und Nachbarn verteidigt. Die Frauen kümmern sich ums Kleinvieh, übernehmen das Melken und streichen zum Abdichten Kuhkacke aufs Hüttendach. Da ist wohl klar, wer den weniger prickelnden Teil der Arbeit erwischt hat.

Ganz anders war die Lage aber noch bei Trenti. Er hatte die schöne Trentiline beinahe auf Augenhöhe – er ist ein paar Zentimeter größer – an seiner Seite. Zwar machte sie die langen gefährlichen Jagdzüge im Gebirge nicht mit, das ging ja nun wirklich nicht mit einem Kind an der Brust, aber natürlich war sie bei den Treibjagden dabei. Wenn es darum ging, Wild in die vorbereiteten Fallen zu treiben, schnallten sich die Frauen die Kinder auf den Rücken und los ging es. Sie standen bei der Jagd ihren Mann – oder wie man das ausdrücken möchte – und hauten der Gämse oder dem Bambi auch kräftig den Knüppel über den Kopf, wenn sie als erste an der Beute waren. Solch eine perfekte Zusammenarbeit lässt sich zumindest bei den Pygmäen in Zentralafrika beobachten. Und wo Trentiline sowieso besser war als ihr Gatte, war beim Fischen. Sie war viel geduldiger und geschickter als er und landete mit Haken, Reuse und Netz immer genug an, dass es zumindest zu einer schmackhaften Bouillabaise am Abend reichte. Auch solches Verhalten von Trentiline scheint plausibel, wenn man sich anschaut, wie begeistert und erfolgreich Frauen bei Naturvölkern auf allen Kontinenten den Geschuppten nachstellen.

Bleibt zum Schluss noch eine Frage, die den von niederen Instinkten gesteuerten männlichen Teil unserer Bevökerung schon lange beschäftigt. Trugen die Mädchen zu Trentis Zeiten wirklich so schicke Fellbikinis wie wir sie aus vielen Hollywood-Filmen zum Thema Urgeschichte und den Flintstone-Comics kennen? Das kann man nun mit Sicherheit verneinen. Die Dame von Welt ging damals den ganzen Sommer über »topless«, und die all-inclusive-Ferienclubs an den Trentiner Voralpenseen waren ohnehin für Anhänger der Freikörperkultur reserviert. Diese fast textilfreie Mode war nur leider für den Einzelhandel wenig profitbringend. Daher organisierten die steinzeitlichen Tourismusmanager von Molina di Ledro regelmäßig abendliche prêt-à-porter-Modeschauen auf den Knüppelsteigen zwischen Hüttendorf und Seeufer bei denen schon die Herbst- und Wintermode präsentiert wurde. Diese Tradition, die Wintermode schon im Sommer zu zeigen, hat sich bis heute in den Modemetropolen der Welt gehalten, doch kaum einer weiß noch, dass sie vor vielen Jahrtausenden am Ledro-See im Trentino entstanden ist.



Piramidi di Segonzano

Quellen:

Kulturinstitut der Fersentaler und Zimbern, Palù del Fersina und Lusern
Südtiroler Archäologiemuseum, Bozen
Museo delle Pallafitte, Molina di Ledro
Wikipedia Geschichte
Archäologie Online Guide
Tourismus-Webseiten für das Trentino:
www.trentino.to
www.enit-italia.de
www.emmeti.it/trentino

Chronologische Einordnung urzeitlicher Funde in Norditalien zwischen Mittelsteinzeit und Bronzezeit

Mesolithikum oder Mittelsteinzeit
8000 bis 5.000 v.Chr.

Das Mesolithikum ist eine nicht sonderlich klar definierte Periode der Menschheitsgeschichte, die je nach Klimazone und geografischer Lage unterschiedlich datiert wird. Grob gesprochen kennzeichnet der Begriff Mittelsteinzeit den Übergang zwischen eiszeitlichen nomadischen Jägern und Sammlern zu nacheiszeitlichen sesshaften Ackerbauern. Man kann eine zunehmende kulturelle Differenzierung, eine Verfeinerung des Werkzeuggebrauchs und den Beginn der Neolithisierung – Pflanzenanbau, Tierhaltung, Herstellung von Keramik, Sesshaftigkeit – feststellen. Anfänge der Landwirtschaft finden sich bereits 11 000 v.Chr. im so genannten fruchtbaren Halbmond, der sich von Anatolien bis Mesopotamien erstreckte. Von dort diffundierte das landwirtschaftliche KnowHow innerhalb von 5500 Jahren nach Mitteleuropa.

Im Trentino wurden in der Lagorai-Kette auf Höhen um 2000 Meter Höhe etliche Biwakstationen gefunden, die mindestens seit 6000 v. Chr. benutzt wurden. Es handelte sich dabei meist um überhängende Felsen, die zum Teil mit Steinmauern und Flechtwerk wohnlicher gemacht wurden. Die bedeutendste Funde wurden beim Lago delle Buse und an den Laghi di Colbricón gemacht. Ein schönes Beispiel für eine mittelsteinzeitliche Biwakstation in Südtirol ist der Felsblock von Sas dl Moro auf Plan de Frea unterhalb des Grödner Joches, dessen Flanken mit schräg gestellten Wänden aus Flecht- und Reisigbahnen verbaut waren.

Neolithikum oder Jungsteinzeit
5.000 bis 2.200 v.Chr.

In der Jungsteinzeit vollendet sich in vielen Regionen der Übergang von der aneignenden zur produzierenden Wirtschaftsweise. Aus Jagdnomaden werden sesshafte Bauern. Diesen Prozess nennt man neolithische Revolution. Man kann diese Entwicklung auch als Revolution der Energiewirtschaft sehen. Durch die Beherrschung des Feuers, die erste Energierevolution, war der Mensch in der Lage, jederzeit vorhandene Biomasse zu verbrennen und dadurch Wärme zu erzeugen. Durch die Erfindung der Landwirtschaft konnte Homo sapiens Sonnenenergie gezielt dazu einsetzen, für ihn nützliche Biomasse wie Nahrung, Fasern oder Baustoffe zu produzieren.

Der letzte Abschnitt der Jungssteinzeit ist durch eine erste »industrielle Revolution«, während derer grundlegende Techniken der Metallgewinnung und -verarbeitung entwickelt wurden, gekennzeichnet.

Im Nahen Osten und in Südosteuropa wurde bereits sehr früh Kupfer verwendet. Aus Anatolien sind Funde aus dem achten Jahrtausend vor Christus bekannt. In diesen Regionen unterscheidet man eine eigene Kupferzeit, das Chalkolithikum oder Äneolithikum.

Im Alpenraum wird die Kupfersteinzeit zwischen 3800 und 2200 v. Chr. datiert. In dieser Zeit lebte der Ötzi, irgendwann zwischen 3300 und 3100 v. Chr. Ötzis Zeit wird frühes Endneolithikum (3380-2750 v. Chr.) genannt, und ist durch die Horgener und Kugelamphorenkulturen gekennzeichnet. Daran schließt sich das späte Endneolithikum (2750-2200 v. Chr.) mit den bekannteren Schnurkeramik- und Glockenbecherkulturen an.

Ein umfassender Fund einer kupferzeitlichen Bergbausiedlung wurde in Götschenberg bei Bischofshofen, Land Salzburg, gemacht. Weitere österreichische Fundorte sind Spielberg und Bisamberg.

Bronzezeit 2200-1000 v. Chr.

In Europa, Nordafrika und Asien wird die Ur- und Frühgeschichte nach den dominierenden Werkstoffen in drei Perioden unterteilt. Die Bronzezeit ist die relativ kurze mittlere Stufe zwischen der Stein- und der Eisenzeit. Da die Technik der Metallbearbeitung wie die Methoden der Landwirtschaft aus dem fruchtbaren Halbmond des Nahen Ostens und Ägyptens importiert wurde, liegt der Beginn der Bronzezeit im Alpenraum wesentlich später als etwa in Palästina, wo schon 3300 v. Chr. Bronze nachgewiesen wurde.

Im Trentino wurden beim Redebus-Pass in der Nähe des Dorfes Palú del Fersina acht Kupferschmelzöfen und 1000 Tonnen Schlacke gefunden, die auf etwa 1500 v. Chr. datiert wurden. Das Kupfer wurde wahrscheinlich auch exportiert. Zu dieser Zeit hatte die Redemello-Kultur, die ihren Siedlungsschwerpunkt in der Po-Ebene hatte, gute Handelsbeziehungen in den Alpenraum.

Einmalig in Europa sind die im Block geborgenen Kupferschmelzöfen von Fennberg in Südtirol, die einen guten Eindruck von der Verhüttungstechnik um 1400 v. Chr. vermitteln.

Bronzezeitliche Pfahlbauten bestanden im Lago di Ledro und dem Torfmoor von Fiavè, rund um den Gardasee und am Lago di Varese.

Wann die Sage vom Sperkmandl im Fersental aufkam, ist unbekannt. Spätestens seit dem Mittelalter glaubten Knappen an Märchengestalten, meist mächtige Zwerge, die im Berg arbeiteten und den Menschen in der Not halfen, manchmal aber auch ihren Schabernack mit ihnen trieben.



Tuxer Alpen

- KARTENGEBIET
- GEBIETSTHEMA

Martin Roos
Lene Wolny
Gerald Aichner
Peter Hasslacher

Blätterteig zwischen Tux und Brenner

VON MARTIN ROOS

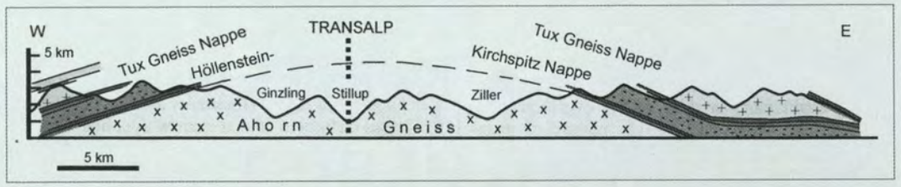
Noch immer trifft zu, was Walter Klier einmal in BERGE schrieb: »Die Berge über dem Brenner sind von Gott dazu bereitgestellt, sich dort auf eine unspektakuläre, fast verschlafene Weise herumzutreiben.« Touristisch gilt das allemal; geologisch aber nur an der Oberfläche. Denn im Untergrund, der eine bewegte Geschichte hinter sich hat, rumort es seit Urzeiten.

Man nehme einen Apfelstrudel aus Blätterteig in beide Hände, breche ihn über einem Stein und warte: Stück um Stück wird die obere Wölbung »abblättern«, sodass immer mehr Teigschichten freiliegen. So ähnlich ist das Tauernfenster entstanden.

Natürlich hinkt der Vergleich. Bevor sich die Schichtungen der »Tauern« in ihrer heutigen Form offenbarten, wurden sie von den Stubaier und Ötztaler Alpen tief in den Erdmantel versenkt – aber dazu später. Fest steht: So unspektakulär der für den Nord/Süd-Transit seit Jahrtausenden bedeutsame Brennerpass mit seinen gerade einmal 1376 Metern bei oberflächlicher Betrachtung erscheinen mag, so spektakulär treffen dort geologische Welten aufeinander: alte Kontinentalränder und Reste des Urozeans Tethys.

Am Brenner schließt sich das Tauernfenster

Wer zum Brennerpass reist, den umhüllt allerdings meist eine unwirtliche Atmosphäre. Straßen, Schienen und Shops sind



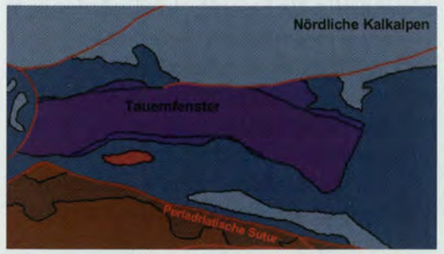


Abtragungen der Gebirgsdecke lassen die unteren Schichten frei werden. Das ist beim Blätterteig (Foto) ähnlich wie in den Alpen. Die Grafik zeigt das West-Ost-Profil des Tauernfensters, ermittelt im Rahmen des internationalen Forschungsprogramms »Transalp«. Ohne Abtragungen läge der Scheitelpunkt des Ahorngneis – extrapoliert über dem Talgrund des Stillup – mehrere Kilometer höher als die heutigen Gebirgsfalten. (aus ①; mit freundl. Genehmigung des Autors)

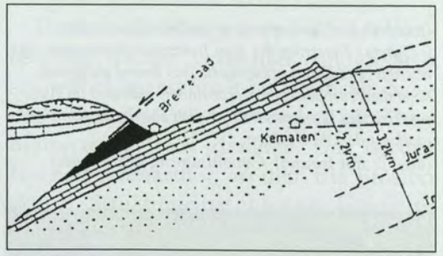


Verschlafen scheinen sich die Berge – Zitat Walter Klier – »herumzutreiben«, hier im oberen Venntal.
Alle Fotos vom Autor

auf Durchzug programmiert. In Frühjahr und Herbst schafft es die Sonne erst spät vormittags, die triste Szenerie aufzuhellen. Hinzu kommt ein unterschwelliges Brummen und Rauschen, bisweilen aufgeregtes Hupen und Quietschen – hervorgerufen durch die nie zum Erliegen kommenden Verkehrsströme. Bewegungen vollführt auch der Untergrund: Jahr für Jahr schieben sich die Tuxer Berge (östlich) in Millimeterschritten weiter unter die Stubaier Alpen (westlich). So gesehen wird das Tauerfenster, dessen westliche Seite am Brenner endet, immer kleiner.



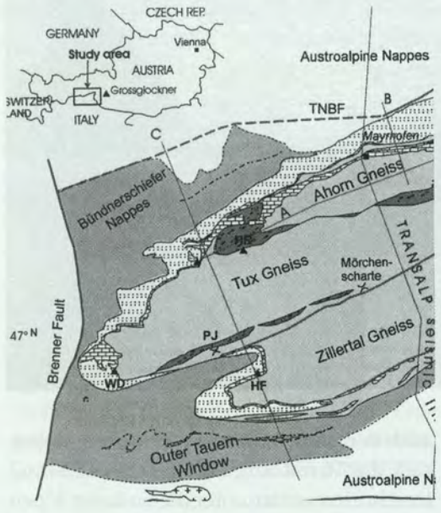
Die Zillertaler Alpen liegen im so genannten Tauernfenster. Fenster deswegen, weil es einzigartige Einblicke in die Entstehungs- und Faltungsgeschichte der Berge liefert: Zutage treten dort die tiefsten Gesteine der Ostalpen, unter anderem die durch Metamorphose entstandenen Zentralgneise. Westlich schließt sich das Tauernfenster dort, wo an der Brennerverwerfung (gebogene Linie links) die Kalkschiefer der äußersten Tuxer Berge unter den Stubaiern abtauchen – was sie auch heute noch in Millimeterschritten weiter tun.
(aus nl.Wikipedia.org, unbeschränktes Nutzungsrecht als »public domain«)



An der Brennerstörung tauchen die Zillertaler (östlich bzw. rechts) unter den Stubaier Alpen ab.
(aus: AV-Jahrbuch 1995, S. 26)

Östlich der Brennerverwerfung steht heute das sogenannte Äußere Tauernfenster offen (Abb. S. 260 unten). Dort wurden Teile des einstigen Urmeeres Tethys wieder nach oben gedrückt, nachdem das Urmeer zwischenzeitlich von den Stubaier und Ötztaler Massen völlig bedeckt war. Tethys

breitete sich im Zuge des Aufbrechens von Pangäa gegen Europa hin aus (Abb. unten). Es entstanden mehrere tausend Meter dicke Sedimentschichten, die später bei der Entstehung der Alpen, des Balkans und der Karpaten wieder zum Vorschein kamen. Weil sich das Ostalpin deckenartig über Tethys schob, schloss sich nicht nur der Ozean, sondern seine Gesteine wurden in bis zu dreißig Kilometern Tiefe auch noch hohem Druck und Temperaturen ausgesetzt – es kam zur Metamorphose, also zur Gesteinsumwandlung. Das gilt ebenso für das so genannte Innere Tauernfenster, das sich – vom Brenner ausgehend – östlich an das Äußere anschließt und die Zillertaler Bergspitzen, einschließlich des Tuxer Hauptkammes, umfasst. Diese Berge gehörten einst zu den Kontinentalplatten, die sich durch den Zerfall Pangäas bildeten.



Innerhalb des Tauernfensters lässt sich das Äußere (»Outer«) Tauernfenster vom Inneren unterscheiden, das überwiegend Gneis präsentiert. Das Innere entsprach einst dem europäischen Urkontinent, während im Äußeren Teile des Urmeeres Tethys nach oben gelangten. WD markiert den Wolfendorn.
(aus ①; mit freundl. Genehmigung des Autors)



Modellhafte Darstellung der geologischen Situation nach dem Auseinanderbrechen des »Superkontinents« Pangäa, vor rund 200 Millionen Jahren. Mit Paratethys ist sozusagen der europäische Teil des Urozeans Tethys gemeint. Im Tertiär erstreckte sich die Paratethys – gemessen an der heutigen Erdkunde – etwa vom Rhônegebiet bis zum Aralsee.
(aus de.Wikipedia.org, unbeschränktes Nutzungsrecht als »public domain«)

Temperaturen über 500 Grad Celsius deformierten, zumal unter Hochdruck, die Gesteine, die zugleich wie Zahnpasta aus einer Tube wieder hochgepresst wurden und noch immer werden – zusätzlich deswegen, weil die unter den Tauern stark verdickte Erdkruste einen starken Auftrieb bedingt. Aber nicht nur wegen des Tubeneffektes und des Auftriebs erfolgte auf die Versenkung in die Tiefe die Wiederheraushebung der Gesteine. Die Adriatische Platte, die ursprünglich von der Afrikanischen herrührt, sorgte und sorgt für den Rest: Seit rund zehn Millionen Jahren drückt sie von Süden her mit einer Geschwindigkeit von 3,5 Millimetern pro Jahr gegen die Eurasische Platte. Wäre nicht gleichzeitig die Erosion aktiv, würden sich die Berge dadurch pro Jahr um 1,3 Millimeter jährlich heben. Bedingt durch die natürliche Abtragung verringert sich dieser Betrag um gut 1 Millimeter auf 0,2 bis 0,3 Millimeter pro Jahr.

Diese Zahlen stammen aus der jüngsten Publikation von Bernd Lammerer (1), der die Geologie der Brennerberge wie seine Westentasche kennt, weil er sich seit vierzig Jahren mit deren Beschaffenheit und Entstehungsgeschichte beschäftigt. Professor Lammerer ist zwar inzwischen emeritiert, betreut aber an der Münchener Ludwig-Maximilian-Universität noch immer einschlägige Forschungsarbeiten. Dem Laien empfiehlt er, sich am besten vor Ort einen Eindruck über die Tauerngeologie zu verschaffen.



Aufstieg zur Postalm, östlich der Brennerpasshöhe.

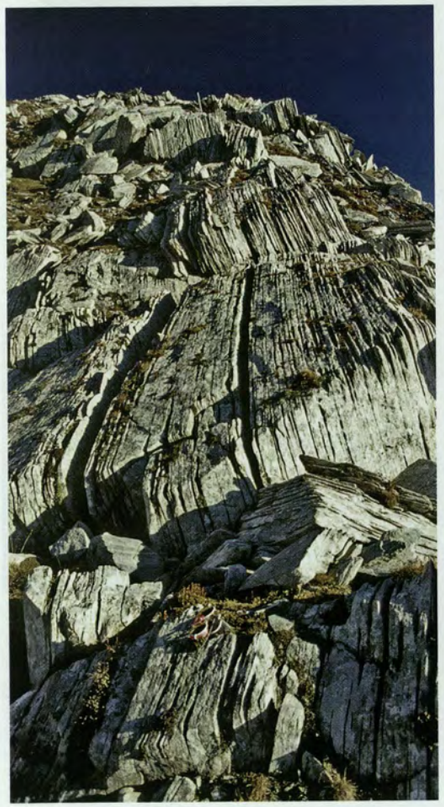
Kulminationspunkt Wolfendorn

Dank der Erosion liegt oberhalb des Brenners wieder der einstige Südrand Ureuropas frei. So kommt es, dass am Brenner Ur-Ostalpin, Urmeer und Urkontinent selbst für menschliche Maßstäbe auf engstem Raum nebeneinanderliegen und sich an einem einzigen Tag erwandern lassen. Denn dort wo der Tuxer Kamm auf seiner westlichen Seite am Wolfendorn endet, endet just das Innere Tauernfenster. Ein höchst sehenswertes Ende, finden sich hier doch prachtvolle Blöcke des sogenannten Hochstegenmarmors.

Aber der Reihe nach. Wer in »Brennero« aussteigt, beginnt die Wanderung gleichsam auf dem alten Ozeanboden des äußeren Tauernfensters. Man folgt der leicht abschüssigen Brennerstraße nach Süden, zweigt nach zwanzig Minuten links zum Gasthaus Brennerwolf ab, wandert über die Lueger Alm zur Postalm – und schreitet damit vom alten Ozean auf den Urkontinent: »Die Hänge oberhalb der Postalm gehören schon zu Ureuropa«, erklärt Bernd Lammerer, der weiß, dass Mineraliensammler diese Gegend wegen seiner »Schätze« rühmen. Beispielsweise finden sich hier linsenförmige Vorkommen von Serpentiniten, »etwa der wegen seiner Zirkonvorkommen bekannte Burgum-Serpentinit«, so der Geologe.

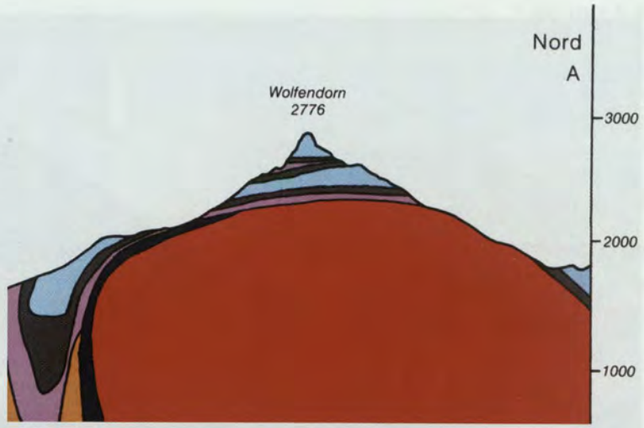
Dort wo die Hänge unterhalb des Wolfendorn flacher verlaufen, finden sich schließlich massenhaft helle Blöcke, die – noch einmal sei diese Metapher bemüht – Blätterteiggebäck gleichen. Das ist der Hochstegenmarmor, an dem die Erosion skurrile Strukturen hat entstehen lassen: Indem Anteile mit unterschiedlicher Korngröße unterschiedlich schnell herausgewaschen wurden, entstand der vielgestaltige rippenartige Aufbau. Einmal sehen die Felsen aus wie mit einem Kamm aufgeritzt, ein anderes Mal wie umgekippte Stapel aus gewaltigen Tellern. Bis zu 200 Meter ist die Schicht aus Hochstegenmarmor im Untergrund, doch nach Untersuchungen Lammerers handelt es sich dabei um eine »Täuschung«: »Seine wahre Mächtigkeit beträgt nur etwa die Hälfte; der Hochstegenmarmor sitzt hier nämlich genau im Kern einer Isoklinalfalte. Deswegen liegt die obere Hälfte wie bei einem zusammengeklappten Omelett verkehrt herum obenauf.«







Hochstegenmarmor, wie er am Fuße des Wolfendorns zu finden ist.



Unter dem Wolfendorn tauchen die Zentralgneise (rot) nach Westen hin ab und sind überdeckt von eng gefalteten Trias- und Juragesteinen – darunter der oft mit Schwefelwasserstoff dotierte Hochstegenmarmor, der deswegen auch Stinkmarmor genannt wird (hellblau).



Der Wolfendorn (2776 m) stellt den westlichen Kulminationspunkt der Tuxer Bergkette dar.

In der Tiefe wird gebohrt

Eine bewegte Erdgeschichte haben die westlichen Zillertaler Alpen hinter sich. Aber obwohl das menschliche Leben auf der geologischen Zeitachse nur wie ein Fliegendreck erscheint, hat das geologische »Durcheinander« durchaus Auswirkungen für gegenwärtige Generationen. Stichwort Brennerbasistunnel. Brennerstörung und periadriatische Plattennaht – beides stellt für dieses Projekt, dessen Tunnel tief unter dem Wolfendorn hindurchführen soll, keine triviale Angelegenheit dar. Doch dass es nun immer ernster wird mit dem Tunnelprojekt, bekräftigte vor Redaktionsschluss (Frühjahr 2009) zuletzt ein Memorandum der involvierten Verkehrsminister und Bahnbosse. Gut ein halbes Jahr davor hatte die österreichische Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in ihren regelmäßigen Berichten über seismische Ereignisse gemeldet: »Ein Erdbeben der Magnitude 3,1 ereignete sich am 18. September 2008 um 00:10 Uhr in Gschnitz, südwestlich von Steinach am Brenner in Tirol Das Beben wurde mit einer Intensität von 4 Grad verspürt.«



Der vom Wolfendorn ausgehende Grat (links hinten) endet an der Landshuter Europahütte. Der rückwärtige Blick vom Fotostandpunkt neben der Hütte würde zu zwei Granden in der Zillertaler Gipfelhierarchie reichen: Großer Möseler (3478 m) und Hochferner (3470 m).

Alte Pfade – neue Grenzen

Vor dem Bau der Brennerautobahn ließ sich direkt östlich von Brennero hinauf zur Postalm steigen. Doch das Areal unmittelbar nördlich des Bahnhofs, zu dem bis in die 1960er Jahre ein Gleisübergang führte, ruht heute unter Asphalt und dient der Brummiabfertigung.
Jenseits der Baumgrenze, oberhalb der Postalm, stößt der Wanderer auf einen teils verfallenen Militärweg, der einst bis zum Wolfendorn führte. Die italienischen Alpini legten ihn in den 1920er Jahren an, nachdem Italien von den Alliierten 1919 in St-Germain-en-Laye das gesamte Südtirol zugesprochen bekommen hatte. Erst seit 1919 also verläuft die Staatsgrenze durch die Brennerregion. Italien erhielt Südtirol quasi als Belohnung dafür, dass es 1915 seine Neutralität aufkündigte, Österreich den Krieg erklärte und sich damit auf die Seite der Entente schlug. Insgeheim fürchteten die südlichen Nachbarn wohl revanchistische Tendenzen – selbst in den 1930er Jahren, als Italien bereits mit Deutschland paktierte. Mussolini ließ deswegen in der Brennerregion noch weitere Bergstraßen und Stützpunkte bauen.

Neue Grenzen – alte Hütte

Sie stammt ursprünglich vom Ende des 19. Jahrhunderts, blieb aber während des 20. wegen einer Besonderheit lange Zeit unbewirtschaftet: Die inzwischen rund neunzig Jahre alte Grenze zwischen Österreich und Italien verläuft mitten durch die Landshuter Hütte! Wiedereröffnet wurde sie erst wieder 1972, allerdings vorerst nur auf österreichischer Seite, da der italienische Teil des Schutzhauses nach dem Krieg enteignet worden war. Vor zwanzig Jahren entschloss sich der CAI dazu, auch die italienische Seite renovieren zu lassen. Seitdem bewirtschaften die DAV-Sektion Landshut und die CAI-Sektion Sterzing die Hütte gemeinsam unter dem Namen Landshuter Europahütte bzw. Rifugio Europa (alter Name: Rifugio Venna alla Gerla).
Das auf 2693 m gelegene Schutzhaus eignet sich in der Wolfendorngegend hervorragend als Stützpunkt und liegt zudem am Tiroler Höhenweg.

Grenzgänger

Der Brennerpass trennt zwar geologische Welten, stellt aber für Handel und Tourismus eine wichtige Nord-Süd-Verbindung dar. Heute darf sich bisweilen glücklich schätzen, wer dieses verkehrstechnische Nadelöhr mit der Eisenbahn statt im Automobil quert. Der Schriftsteller und Kabarettist Otto Julius Bierbaum, dessen Todesjahr sich 2010 zum hundertsten Mal jährt, sah dies seinerzeit völlig anders: »Daß die heutigen Menschen, ohne durch Amt, Geschäft, Krankheit dazu gezwungen zu sein, sich freiwillig nicht bloß zur rauhen Jahreszeit, sondern auch dann, wenn alles ins Freie lockt, in diese Käfige begeben, nur weil sie die Möglichkeit haben, damit schneller vorwärts zu kommen, wird einmal zu den Wunderlichkeiten unserer Zeit gehören, über die unsere Nachkommen lächeln werden [...].« Bierbaum saß – im Auto! Sein bissiger Kommentar galt: den Zugreisenden.





»Auf der Höhe des Brenners«
aus: Bierbaum, Otto Julius, »Eine empfindsame Reise im Automobil«, München 1906
Bibliothek des Deutschen Alpenvereins

Literatur & Karten

(1) Bernd Lammerer et al.: A crustal-scale cross-section through the Tauern Window (eastern Alps) from geophysical and geological data. In: Siegesmund S. et al. (Hrsg.): Tectonic Aspects of the Alpine-Dinaride-Carpathian System. Geological Society, London 2008; Special Publications Band 298, S. 219-229.
(2) »Rocky Austria«, einsehbar auf den Webseiten der Geologischen Bundesanstalt (GB) www.geologie.ac.at/RockyAustria/rocky_austria.htm; bei der GB in gedruckter Form bestellbar: Neulinggasse 38, A – 1030 Wien, Tel. +43/1/7125674-0, Fax -56, verlag@geologie.ac.at (ISBN 3-85316-016-6)
Eine animierte Darstellung des Auseinanderbrechens von Pangäa und der Formierung heutiger Kontinente findet sich unter de.wikipedia.org/wiki/Pangaea

Neben der AV-Karte 31/3 »Brennerberge« (1:50.000) ist die Tabacco 037 »Gran Pilastro/ Hochfeiler« (1:25.000) zu empfehlen. Anleitung und Inspiration zum Wandern am Brennerpass liefert zum Beispiel der Rother Wanderführer »Rund um Sterzing«.

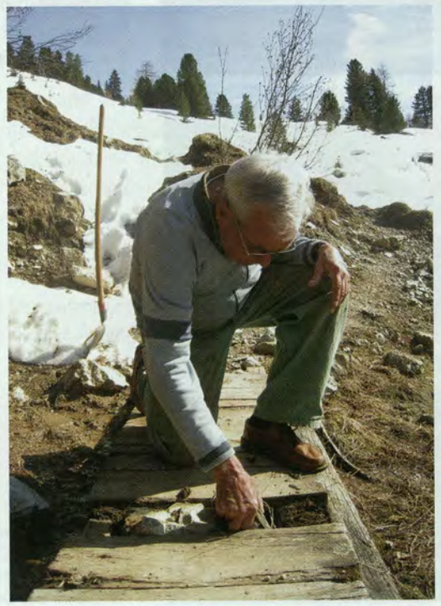
Der Weg ist die Zirbe

VON LENE WOLNY

Wer für den Alpenverein arbeitet, wird oft gefragt »Ach, Sie markieren Wege?« Diese erste Assoziation ist nicht verwunderlich, denn der Alpenverein war schon immer wegweisend in der Erschließung der Bergwelt. In den Tuxer Alpen haben kreative Köpfe den Sinn der Gebirgspfade neu interpretiert.

Hans Plank schüttelt den Kopf. »Wer hat denn den Steig gebaut? Das sind ja richtige Fußfallen, wenn's dunkel wird.« Ächzend beugt sich der Wegewart hinunter und zerrt probeweise an einer der langen Holzplanken, die über ein sumpfiges Wiesenstück führen. Mit einem schmatzenden Geräusch schnellt das Brett zurück in den Lehm. »Hmm. Da sollt ma a paar Steine drunter legen«, murmelt Hans. Im Wald ruft leise ein Kuckuck. Es ist Mai, und im Wattental, das die Nazis einst Wattener Lizum tauften, sprießen zwischen Schneeflecken gerade die Krokusse.

Wie jeden Frühling ist Wegewart Hans Plank auf Kontrollgang durch das Arbeitsgebiet der Alpenvereinssektion Hall. Die alte Salzgemeinde ist für etwa 60 Kilometer des Wegenetzes durch die Tuxer Alpen zuständig. Wie viele Kilometer Wege und Pfade insgesamt durch das Gebiet führen, das etwa viermal so groß ist wie Liechtenstein, weiß niemand so genau. Zu viele verschiedene Alpenvereinssektionen und Tourismusverbände sind für kleine oder große Wegabschnitte der Tuxer Alpen verantwortlich. Umso erstaunlicher ist, dass die meisten Pfade gut in Schuss und viele von ihnen markiert sind. Während im Tal die Wege von den Tourismusverbänden betreut werden, ist in den höheren Lagen dafür fast immer der Alpenverein zuständig.



Wegewart Hans Plank beim Reparieren einer gefährlichen Wegstelle.
Foto: Lene Wolny

»Unser größtes Problem sind die Kühe«, seufzt Hans Plank. »Die treten immer wieder Wegweiser um, weil sie sich dran wetzen. Und gerade auf den Weiden gibt es keine Steine zum Markieren, aber viele Steige und Trittspuren von den Kühen. Da verlaufen sich die Wanderer manchmal. Wir haben schon alles Mögliche versucht. Wir haben Stacheldraht drum herum gewickelt, aber das ist hässlich. Wir haben die Wegweiser nur 30 Zentimeter hoch gemacht, aber das sieht dann wieder keiner.« Überhaupt seien manche Weitwanderer, die durch die Tuxer Alpen kommen, alpin recht unerfahren, meint der Tiroler. »Jedes Jahr treffen wir Leute, die legen uns eine Straßenkarte hin, irgendwo am Berg. Die haben auch kein Richtungsgefühl, gehen falsch und übersehen Abzweigungen.«

Deshalb begann man in den Tuxer Alpen vor mehr als zehn Jahren mit einem Pilotprojekt für besser sichtbare Beschilderung. Von der Schweiz abgeschaut, führte der Haller Sektionsobmann Gerald Aichner gelbe Taferln ein, mit einem genauen Beschriftungskonzept und Schwierigkeitsbewertungen in Form von blauen, roten oder schwarzen Punkten. »Am Anfang waren alle dagegen, weil die alten Alpenvereinstafeln historisch und optisch viel schöner sind, aber wenn's neblig ist, seh ich keine weiße Tafel.« Ganz verschwunden sind die alten Schilder noch nicht. »Der Zeitplan, innerhalb von zehn Jahren alle Wegweiser auszutauschen, war illusorisch. Wir haben allein 6.000 Tafeln in unserem Arbeitsgebiet«, brummt Gerald Aichner. Die ausrangierten Schilder sammelt er. »Die sind zum Teil fünfzig bis sechzig Jahre alt. Ich hab vor kurzem zufällig eine entdeckt, auf der steht ‚Zur Kaiserjägerhütte. Winterweg für Tragetiere'. Die muss uralt sein – ein richtiges Kulturgut«, freut sich der Sektionsobmann, der solche Prunkstücke im Haller Alpenvereinshaus aufhängt.



Wegbauarbeiten im Bereich der Tuxer Alpen.
Foto: Gerald Aichner

Die alten Schilder sind eng verknüpft mit der Entstehungsgeschichte des Alpenvereins. Bis vor gut hundert Jahren waren die Tuxer Alpen noch viel einsamer als heute. Nur Hirten, Jäger und Steinesammler, die Serpentin für Wetzsteine suchten, machten sich die Mühe, vom Inntal herauf ins Gebirge zu steigen. Erst mit dem Einsetzen der industriellen Revolution und dem Bau der Eisenbahn entstand so etwas wie Alpintourismus. Am Anfang suchten sich Wanderpioniere die ersten Wege durch die Wildnis. Um wieder zurück zu finden, markierten sie Steine am Weg à la Hänsel und Gretel mit rotem Seidenpapier. Das war natürlich müh-



Wegmarkierung im Wattental
Foto: Lene Wolny

sam und auch nicht wetterfest. Als 1862 Wiener Wissenschafter den Österreichischen Alpenverein gründeten, formulierten sie drei Ziele: »Die Kenntnis von den Alpen zu verbreiten, die Liebe zu ihnen zu fördern und ihre Bereisung zu erleichtern.« Ein wichtiger Aspekt war daher von Beginn an der Wegebau.



Ein altes Alpenvereinsschild
Foto: Lene Wolny

Bald darauf begann der Bau der ersten Schutzhütten. Die Sektion Schwaz errichtete 1908 die Kellerjochhütte. Ungefähr gleichzeitig begann man auch mit dem Wegeausbau auf das Kellerjoch, einen bis heute beliebten Aussichtsberg am Rande der Tuxer Alpen. »Der Alpenverein hatte relativ schnell erkannt, dass die Wege in der Öffentlichkeit gut ankommen«, sagt der Schwazer Sektionsobmann Pep Schönsleben. Damals sind rund um die Hütten so genannte Arbeitsgebiete angelegt worden, um die sich die verschiedenen Alpenvereinssektionen bis heute kümmern. »Es ist eine Image-Sache. Wir prahlen damit, dass wir den Leuten Wege zur Verfügung stellen.«

Den guten Ruf lassen sich die Sektionen auch einiges kosten. So gibt Schwaz laut Schönsleben etwa 4.000 Euro im Jahr für Wege und Beschilderungen aus. Und das ohne Personalkosten, denn Wegebau und Markierung werden zum größten Teil ehrenamtlich erledigt. »Nach dem letzten strengen Winter haben wir durch Lawinen und den Schnee im Frühling an vielen Stellen statt Wege nur mehr Geröll gefunden – oft hunderte Meter lang waren die Steige verlegt.« Die Reparaturarbeiten erledigen meistens Pensionisten – »die haben Zeit«, aber bei einmaligen Projekten helfen viele Junge und auch die Ehefrauen mit. Eine nie enden wollende Arbeit ist das Markieren. Ungefähr alle zwei bis vier Jahre müssen die rot-weiss-roten Bemalungen auf Felsen, Bäumen und Gebäuden erneuert werden, je nachdem wie sehr sie der Witterung ausgesetzt sind. Die Farbe hat übrigens nichts mit der österreichischen Flagge zu tun – es geht vielmehr um den Kontrast, der bei einem weißen Fleck auf rotem Grund besonders gut herauskommt.

Im Wattental hatten die rot-weiß-roten Markierungen nach dem Anschluss ans Deutsche Reich trotzdem ein Ende. 1938 wählte die Deutsche Wehrmacht das Wattental als Truppenübungsgebiet für die Gebirgsjägerausbildung aus und sperrte es für die Öffentlichkeit. Erst 1955 regelte ein Staatsvertrag die Nutzungsrechte für das Gebiet zwischen Almbauern, dem Alpenverein und dem Militär. Einen Truppenübungsplatz gibt es noch heute. Er wird neben den Österreichern auch von der Nato für Hochalpinausbildungen genutzt. »Wir haben Tschechen, Holländer und Deutsche hier. Wenn die üben, darf keiner zuschauen«, erzählt der Haller Sektionsobmann Gerald Aichner, der durchsetzen konnte, dass die Wanderwege im Militärgebiet wieder markiert und benutzt werden dürfen. »Beim Übungsplatz gibt's einen Signalpfosten. Wenn da der Korb oben ist, wird scharf geschossen, da darf dann keiner ins Gebiet.«

Ansonsten verläuft das Nebeneinander der unterschiedlichen Interessensgruppen heute friedlich. Die Zeiten haben sich geändert und damit auch die Prioritäten. »Früher war der Weg Mittel zum Zweck, dass ich auf die Hütte komme, oder auf einen Gipfel. Heute ist das anders. Die Alpen sind erschlossen. Wenn wir heute einen neuen Weg machen, dann deshalb, weil wir ein Gebiet touristisch beleben wollen«, erklärt der geschäftstüchtige Aichner. Als Vorbild dient der in den 60ern angelegte *Zirbenweg* zwischen Patscherkofel und Glungezer. Der Panoramawanderweg führt parallel zum Inntal in etwa fünf Stunden durch den ältesten geschlossenen Zirbenbestand der Alpen. »Die Leute gehen den Zirbenweg oder den Goetheweg auf der anderen Seite des Inntales vor allem deswegen, weil er so schön klingt.«

Gerald Aichner sieht seine Vermarktungsstrategie durchaus auch philosophisch: »Erst wenn man den Dingen einen Namen gibt, beginnen sie zu existieren.« Der touristische Effekt lässt sich auch messen. Seit die Weitwanderroute Via Alpina auf alten Pfaden durch die Tuxer Alpen führt, verzeichnen die auf der Wegstrecke gelegenen Glungezer und Lizumer Hütte um ein Viertel mehr Übernachtungen. Den Namen ›Via Alpina‹ findet Aichner allerdings sperrig – ›Traumpfad über die Alpen‹ wäre dem Marketingstrategen lieber. »Wenn wir die Wege mehr in den Vordergrund stellen wollen, um damit die Hütten zu unterstützen, müssen wir die Sehnsucht wecken. Wobei die Zeit für uns arbeitet. Die Leute wollen Entschleunigung – entschuldigen Sie das blöde Wort! – und zurück zur Natur. Wahrscheinlich trägt sogar die aktuelle Wirtschaftskrise ein bisserl was bei«, sinniert der Vereinsobmann.

Vor drei Jahren hat Aichner den Inntaler Höhenweg ins Leben gerufen, der auf der Strecke der Via Alpina und des Adlerwegs in fünf Tagen vom Patscherkofel über mehrere Schutzhütten zum Kellerjoch führt. Aichners Traum ist ein Netzwerk aller alpinen Wege Tirols auf einer Karte. »Es gibt noch viele weiße Flecken. Oft weiß ich erst bei der Hütte, auf welchen Wegen ich wohin komme. Mit dem neuen Wegefolder für Tirol wollen wir das ändern.« Pep Schönsleben, Aichners Amtskollege von der Nachbarsektion Schwaz, ist nicht ganz so euphorisch. »Es gibt schon so viele Wege und Broschüren. Aufgabe des Alpenvereins ist auch, den Leuten einfach die Natur näher zu bringen. Und wenn es zu viele Wege gibt, kennt sich keiner mehr aus. Aber zum Glück sind die Tuxer Alpen groß. Es gibt einige Plätze, wo viele hingehen und viele Plätze, wo niemand hingeht. Das wird zum Glück so bleiben.«



Wegewart Hans Plank überprüft die Festigkeit eines neuen Zirbenwegschildes.
Foto: Lene Wolny

»Die stillen Tuxer«

VON GERALD AICHNER

Hoch droben im einsamen Voldertal nistet ein Adler. In seltenen Momenten kann man ihn in seinem Revier, das weit in die »Tuxer« hinein reicht, von der Glungezerhütte aus kreisen sehen. Beneidenswert, wie der Ar seine Luftbahn zieht, spielerisch und doch konsequent, und aus stolzer Höhe die Höhenzüge überblickt, die Täler, die Berge, die Jöcher. Aus seiner einsamen und einmaligen Perspektive betrachtet müssen für ihn die Tuxer Alpen ein großes, steiles, einsames Kleinod sein. Nur von wenigen Tälern durchzogen, in Nord-Süd-Richtung Volder-, Watten-, Weertal, in West-Ost-Richtung Viggar-, Arz-, Navis-, Schmirntal; ohne viele Siedlungen, aber von vielen Almen übersäht, von Graten, Jöchern und einigen wenigen markanten Gipfeln strukturiert. Die »stillen Tuxer«, weil die »einsamen Tuxer«, auf diesen kurzen Nenner lässt sich ihre Charakteristik bringen.



»Wilde Lizum«, am Weg zu den »Pluderlingen« und zum »Geier« in den »Tuxern«.
Alle Fotos:
Gerald Aichner
(außer Seite 273)

Die Tuxer Alpen sind eine Untergruppe der Zentralalpen in den Ostalpen. Namensgeber ist der Tuxer Gletscherbach in einem Seitental des Zillertals. Die höchsten Erhebungen sind der Lizumer Reckner (2886 m), Geier (2858 m), Rastkogel (2762 m), Hirzer (2725 m), Glungezer (2677 m). Das Gebirge besteht hauptsächlich aus Schiefer, im Bereich Lizum gibt es Kalküberwerfungen.

Im Norden bildet das Unterinntal die Grenze von Innsbruck flussabwärts bis zur Einmündung des Ziller. Das Zillertal begrenzt die Gebirgsgruppe im Osten von der Einmündung der Ziller in den Inn flussaufwärts bis Mayrhofen. Im Süden bildet das Tuxertal die Grenze von Mayrhofen bis Hintertux. Von dort setzt sich die Grenze fort auf das Tuxer Joch und durch das Schmirntal bis Sankt Jodok. Im Westen werden die Tuxer Alpen durch das Wipptal begrenzt, von Sankt Jodok flussabwärts bis Innsbruck.

Die Tuxer Alpen gelten als beliebtes Skitouren- und Wandergebiet, rund um ihre sanften Täler. Sie »leben« von ihren Sommer- und Winterbergen Patscherkofel, Morgenkogel, Glungezer, Geier, Hirzer, Gilfert[1], Hobar, Rastkogel und Kellerjoch[2]. Wären da nicht vor über 120, 140 Jahren neugierige Landschaftserkunder, Forscher, begeisterte Schneeschuhläufer gewesen, die die Tuxer »erobern« wollten, die Tuxer wären weiterhin nur von Almerern, Förstern, Jägern, Steinsammlern und einigen Knappen durchstreift worden.

Von 500 bis auf fast 2.900 m Höhe steigen seine Flanken und Gipfel an, Urgestein mit Kalkeinschlag, von Quarz und Serpentin geprägt, mit einigen geologischen Besonderheiten, viele bis zum Gipfel grün, andere von Blockgestein übersät, reich an Naturschönheiten. Was sind »Naturschönheiten«? Subjektiv einfach unberührte Alpennatur, Naturlandschaft, verwitterte Felsen, von Bergmähdern überzogene Flanken, große Zirbenwälder mit uralten Bäumen, Landschaft, die noch (relativ) wenig von der Hand des Menschen berührt oder gar zerstört ist. Weithin noch unerschlossen, wenn man Steige, Almwege, Almhütten, einige wenige Schutzhütten nicht als »Ausbund an Erschließung« betrachtet, sondern als Zugänglichmachen, wie es Alpenvereins-Mitgründer Franz Senn vor fast 150 Jahren in seiner AV-Idee begründet hat. Auch die Anzahl der Aufstiegshilfen und ihr Ausmaß sind noch eher bescheiden und auf Randzonen beschränkt, wenn man Patscherkofel-, Glungezer-, Kellerjochbahn und Hochfügen-Penken-Bahnen mit anderen Hightech-Bahnen und Wintersportdestinationen vergleicht.

Sanfte alpine Erschließung

Die »Tuxer« gehören nicht gerade zu den Klassikern der Alpengebirge, als die sie gegen Ende des 19. Jh. betrachtet und für den Wintertourismus entdeckt werden. Touristikern scheint es heute schwer nachvollziehbar, dass in dieser ruhigen, abseits gelegenen und eher unscheinbaren Bergwelt Steige angelegt, Überschreitungen und erstklassige Klettertouren eröffnet und Hütten gebaut werden. Hütten wie Patscherkofel-Schutzhaus (1887), Kellerjochhütte (1908), Lizumerhütte (1912), Meißner Haus (1927), Glungezerhütte (1933), Weidener Hütte, Rastkogelhütte, Tuxerjoch-Haus, Naviserhütte (geschlossen), Voldertalhütte. Die meisten dieser Hütten werden als Winterstützpunkte errichtet, weil sich die »Tuxer vorzüglich für Skilauf und Skitouren eignen«, weil hier um Patscherkofel, Glungezer, Lizum, Gilfert und Kellerjoch die ersten »Schneeschuhläufer« die hohen Winterberge erkunden.

Jahrhundertelang sind die Tuxer nur für Senner und Hirten, frühe Bergleute und Steinsammler, Jäger und Holzfäller, Wald- und Wildhüter von Interesse, für Bergbauern und Wanderhändler, die ihre Waren vom Inntal über die Tuxer ins Zillertal tragen. Für unsere Großvätergeneration bildet die Route von Hall durchs Voldertal über die Lizum nach Hintertux noch einen »normalen« Zugang zu den begehrten »Zillertalern« und Bergen wie Olperer & Co., auch die kürzeste und direkte Verbindung, ohne Umweg durch das Zillertal.

Das Tuxer Joch verbindet die Tuxer Alpen mit den Zillertaler Alpen. Über das Tuxer Joch führt ein in frühen Zeiten häufig begangener Saumweg von der Brennerroute ins Zillertal. Prähistorischen Menschen ist das Joch bekannt, Funde von Geräten aus Hornstein und Feuerstein zeugen von seiner Begehung durch Steinzeitmenschen. Bauern ziehen mit ihren Viehherden über das Joch, genauso wie Bauern und Händler mit lokalen Produkten. Auch die Trauerzüge nehmen mit den Toten den Jochweg, da die Ortschaft Tux einst zur Gemeinde Schmirn auf der Westseite des Joches gehört. Mit der Orientierung des Tuxertals zum Zillertal verliert das Tuxer Joch ab dem 20. Jahrhundert seine Bedeutung für den lokalen Verkehr und dient seither nur noch als Übergang für Wanderer und Biker.

[1]Der Gilfert, 2.506 m, ist von Innerst am Weerberg über die Nonsalm, 1.785 m) unschwierig zu erreichen. Die Route Innerst – Nonsalm wird im Winter und Frühjahr gerne auch mit Skiern oder Schneeschuhen bestiegen, da der Anstieg relativ lawinensicher ist.

[2]Das Kellerjoch (2.344 m) bei Schwaz, ein vielbesuchter Aussichtsberg über dem Inntal, bildet den nördlichen Vorposten des kreuzförmig gegliederten Ostmassivs der Tuxer, bestehend aus Rastkogel, Pangert und Gilfert. Der Dreifachgipfel zieht sich über Metzenjoch, Kreuzjoch zum Kuhmesser. Die Kreuzjochkapelle am Gipfel ist von der (»neuen«) Kellerjochhütte (2.237m) gut erreichbar. Für den Aufstieg gibt es mehrere Routen aus dem Inntal, vorwiegend von Schwaz aus. Der Kellerjoch-Sessellift ab Schwaz macht das Kellerjoch zu einem leicht erreichbaren Skigebiet. Die Kellerjochhütte ist von mehreren Seiten aus gut erreichbar, vom Hecherhaus, von Grafenast über den Adlerweg, vom Gamssteinhaus über den Kuhmesser, über die Gartalm im Zillertal auf den »Kellner«, von Hochpillberg über die Naunzalm, vom Spieljoch über Gartalm – Gamsstein.



Glungezerhütte (2.610 m) am Skitourenberg Glungezer (2.677 m)

1. Skitour 1895 durch die »Tuxer«

Seit über hundert Jahren ist die Lizum im Wattental, dieses »Herz der Tuxer«, ein viel besuchter Talgrund für Bergtouren und Wanderungen, für Skitouren, früher für Schneeschuhlauf und heute für Schneeschuhtouren. Oberst Friedrich Nürnberger, Ehrenmitglied der DuOeAV-Section Hall, führt als erster im Winter 1895 eine Jägerpatrouille von 13 Kaiserjägern auf einer Winterskitour von Absam bei Hall durchs Wattental in die Lizum und übers Klammjoch durchs Navistal nach Matrei. Nürnberger erkennt rasch, dass diesem Gebiet und dem »Skitourenlauf« große Zukunft beschieden sein könnte. Der Marsch durch die Tuxer findet bald viele Nachahmer und ist letztlich entscheidend, dass sich die Sektion Hall in ihrem damaligen Arbeitsgebiet Voldertal/Wattental/Lizum/Weertal um den Bau einer Unterkunftshütte für Skiläufer bemüht. Diese erste beschriebene skitouristische Überschreitung von einem Tal übers Joch in ein anderes Tal löst im erwachenden Skilauf in den Alpen einen wahren »Boom« aus, der zum Bau von Schutzhütten führt.

«Der weiße Berg«

Ungefähr zur gleichen Zeit entdecken der Haller Kunstmaler Alfons Siber und sein Partner Josef Anker Largoz und Glungezer als ideales Gelände für ihre schneeschuhläuferischen Ausflüge. Der Glungezer, 2.677 m, entwickelt sich rasch zum Ski- und Tourenberg. Durch Jahrzehnte gilt er als der »König unter den Innsbrucker Skitourenbergen« und als »Münchner Skihausberg«. Deshalb lässt der damals berühmte Ski Club Tirol 1933 durch den Tiroler Stararchitekten Theodor Prachensky die Glungezerhütte (2610 m) erbauen. »Dieser Zyklopenbau ist ein Markstein für den Wintersport«, schreiben die Zeitungen. In ihren ersten Tagen dient die Glungezerhütte als Starthütte für den Abfahrtslauf im Rahmen der ersten FIS-Weltmeisterschaften in Innsbruck. Im letzten Jahrzehnt hat sich der »weiße Berg« wieder zum nahe gelegenen Tourenberg Nr. 1 »zurückentwickelt« und ist heute beliebter denn je.

Der zweite berühmte Sportberg der Tuxer ist der Patscherkofel, an dessen Nordhängen zwei Mal Olympische Abfahrtsläufe ausgetragen werden, 1964 und 1976 bei den Winterspielen in Innsbruck.

Die beliebtesten Skitouren der Generation um 1930 sind im Unterland neben Glungezer Gilfert, Hirzer und Lizum, Largoz, Kellerjoch, Morgenkogel und Patscherkofel, wie mir die Abfahrts-Weltmeisterin Inge Lantschner (1933) viele Jahre später oft erzählt. 1921 gründet sich der Skiclub Schwaz »zur Pflege des Schneeschuhlaufs am Grafenast, Kellerjoch und Weertal«. Die Kellerjochläufe, Kreuzspitz-Staffellauf, Glungezerlauf und Gilfert-Trophy zählen zu weiteren Höhepunkten des Skisports.

Der Ski-Oberst und Skipionier Georg Bilgeri (1873-1934) führt schon 1897/98 in den Tuxern und Zillertalern erste Skifahrten aus, die von der heimischen Bevölkerung noch als frevelhafte Unternehmungen verurteilt werden. Als erste Soldatenunterkunft werden 1936 die Bilgerihütte und die Innerkoflerhütte in der Lizum im Wattental errichtet. Bilgeri gilt als international bedeutender österreichischer Skipionier und Alpinist, die von ihm erfundene Skibindung trägt seinen Namen in die Skiwelt hinaus.

Drei »Edelweiß« für die Lizumer Hütte

Eine besondere, einmalige Geschichte rankt sich um die Lizumerhütte. Im großartigen Talgrund steht die Hütte auf 2.019 m Höhe im obersten Wattental (Gemeinde Wattenberg), umrahmt vom »Lizumer U«, der Umrundung von 23 Tuxer Gipfeln und vielen Jöchern, von kleinen Bergseen, inmitten der Almweiden, über dem »Bundesheer-Dorf« des TÜPl[3] Lizum.

Sie wird 1912 als kleiner Winterstützpunkt für Skifahrten in der Hoch-Lizum oder »Wilden Lizum« vom Alpenverein Hall erbaut. 1932/33 erfolgen Zubau und Erweiterung. In diesen Aufschwung hinein folgt ein dunkles Kapitel, das gern in Vergessenheit gerät. Die Lizumer Hütte wird 1938 vom Deutschen Reich, Wehrmacht Fiskus Heer, zwangsenteignet. Durch den »erzwungenen Hüttenverkauf zur Durchsetzung nationalsozialistischer Ziele wurde die Sektion als Grundeigentümer geschädigt, den Antrag auf Rückstellung hat die Republik aber 1949 abgelehnt«, befindet Rechtshistoriker Univ.-Prof. DDDr. Nikolaus Grass. 1955 erfolgt »unter Mitwirkung des Landes Tirol die Übergabe des vom französischen Element überlassenen Deutschen Eigentums »Wattener Lizum« an die Republik Österreich« – mit der Verpflichtung, dass »den künftigen Entwicklungsmöglichkeiten voll Rechnung getragen wird, das Alpenvereinschutzhaus Lizum für Zwecke des Alpenvereins erhalten bleibt und sich die Republik sich zeigenden Entwicklungserfordernissen nicht verschließen wird«. Die Übereignung erfolgt bis zum heutigen Tag, ohne Rückgabeangebot. So ist der Alpenverein nun 50 Jahre »Mieter der ursprünglich eigenen Hütte«.

Dieser Staatsvertrag bildet die Basis für die jüngste Hüttenerweiterung, um den behördlichen Auflagen hinsichtlich Brandschutz, Lawinenschutz und Hygiene nachzukommen, den geänderten Anforderungen der Gäste zu entsprechen und Skitourengehern und Trekkinggästen besseren und längeren Aufenthalt in der Hütte schmackhaft zu machen. Der Alpenverein Hall erweitert seine Lizumer Hütte zu ihrem 95-jährigen Jubiläum 2007, und macht sie wieder zur gemütlichen Alpenhütte und modernen Ausbildungshütte; für Fachleute Beispiel zeitgemäßer Hüttensanierung, setzt sie doch in Architektur und Ausstattung neue Maßstäbe. (Seminarräume, Hüttenbücherei, Infopoint, Boulderwände, Kletterwand). Die Hütte holt sich den »Hütten-Oskar« des Alpenvereins, das Bergwegegütesiegel des Landes Tirol und weitere Prädikate.[4]

TÜPL Walchen-Lizum

Eine Enklave inmitten der »Tuxer« bildet der militärische Truppenübungsplatz Walchen-Lizum im Wattental[5], im Gemeindegebiet von Wattenberg. Das Lager Walchen (1.410 m) und im Talschluss darüber das Hochlager Lizum (1.995 m) dienen dem österreichischen Bundesheer für die militärische Alpinausbildung. Mit 5000 ha ist der TÜPl Lizum-Walchen der zweitgrößte in Österreich und eine der höchst gelegenen alpinen Ausbildungsanlagen in Europa.

Schon das Bundesheer der Ersten Republik nützt den Lizumer Talkessel für Schießübungen. Der TÜPl Walchen-Lizum wurde 1936 mit dem Bau von Unterkunftsgebäuden als Lager Lizum eingerichtet. Nach dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich und mit dem Einmarsch der Deutschen Wehrmacht dient der TÜPl den deutschen Gebirgs-Einheiten. Nach dem Zweiten Weltkrieg wird die Lizum von den fran-

[3]TÜPl=Truppenübungsplatz

[4]Als einzige Tuxer Hütte beteiligt sie sich seit 2009 an der Alpenvereins-Aktion »So schmecken die Berge« und wurde als »Genießerhütte« ausgezeichnet.

[5]Zu den ersten Wattner Bergsteigern zählten Fritz Reuter und der Seniorchef Daniel Swarovski. Reuter ist der alpine Erschließer des Wattentals, er stirbt 1916 am Birgitzköpfl durch eine Lawine. Zu seinem Andenken werden der Reuterturm und die wilde »Reuternadel« nahe der Kalkwand nach ihm benannt. Artillerie »köpfte« gegen Ende des 20. Jh. die Spitze des Reuterturms (2.678 m).

Lizumer Hütte (2.019 m), am Schnittpunkt internationaler Trekkingrouten im Wattental
Foto: Alpenverein Hall/ Robert Mayr



zösischen Besatzungs-Einheiten und anschließend von der B-Gendarmerie (Gendarmerieschule Tirol) verwendet. 1955 übernimmt das Bundesheer der Zweiten Republik den TÜPl Walchen-Lizum[6]. Der Neubau des Lagers Lizum wird 1983 übergeben, in Walchen 2007 das neue Kommandogebäude anstelle der alten Baracken errichtet.

Vor 400 Jahren »Ins Gebirg – gehabter Lust wegen«

Die Freude am Bergwandern und den Bergen im Sommer reicht in den Tuxer Alpen 400 Jahre weit zurück. Eine der ältesten Schilderungen über eine Bergtour »Ins Gebirg – gehabter Lust wegen« stammt von Dr. Hippolytus Guarinoni (1571-1654)[7], anlässlich eines »Bergausflugs in den deutschen Hochalpen«. Guarinoni steigt im Sommer des Jahres 1609, mit Freunden und Verwandten und einem Hirten als Führer, von Hall aus durch das Voldertal mühsam auf das Naviser Jöchl, vermutlich auf die Naviser Sonnenspitze, zum »Wattensee« (Mölssee) auf.

Seine Eindrücke beschreibt er so: »Daselbst saßen wir uns nieder auf der Schneid oder dem Rücken des höchsten Joches, nicht anders als zu Pferd, den einen Fuß in das orientalische, den andern in das occidenfalische Tal hängend, und ergötzten uns an frischer Luft und Kühle, auch das weite Aussehen nicht mangelte.«

Erste Besteigung 1845 am »Glunggezer«

Ein angesehner Botaniker, Antonius Perktold, Chorherr des Prämonstratenser Stiftes Wilten in Innsbruck, begibt sich am 19. August 1845 auf Erkundung des »Glunggezers« vom Patscherkofel aus. »Von unaussprechlicher Verwunderung ergriffen standen wir auf einmal vor dem Schlund des Glunggezers, von dem der Berg seinen Namen führt. Denn man vernimmt aus diesem Schlund dumpfe Töne, es ist Wasser, das tröpfchenweise fällt und durch das Fallen ein »gluckezen« (glunggezen) verursacht. Daher der Name Glunggezer.« Soweit die erste Nachricht einer Glungezer-Besteigung. Im gleichen Jahr besucht auch der k. k. Oberst Carl Albrecht Sonklar von Innstädten, österreichischer Militärgeograph und -vermesser und als solcher einer der Erschließer der Ostalpen »aus bergsteigerischem Interesse« den Glunggezer.

Großes zu entdecken ist heute kaum noch möglich, die Alpen sind erforscht, die heimischen Berge ebenso. Nur für den einzelnen Bergwanderer gibt es immer noch vieles (für sich) zu entdecken; jeder Steig, jede Zirbe, jeder Fels, jeder Hochstand, jeder kleine Bergsee ist eine solche »Entdeckung« wert. Gedanken und Motive, die z.B. auch für »Via Alpina«, »Kristallroute« oder den »Inntaler Höhenweg« Pate stehen. Dem einzelnen Berggeher soll nur ein Fingerzeig gegeben werden, die Natur, die Landschaft, ihre Besonderheiten und Schönheiten für sich zu entdecken, die eigene Route zu finden, sich aus der Vielfalt von »Naturschätzen«, von alpinen wie historischen, geologischen wie botanischen Besonderheiten Schmankerln herauszupicken und darüber mehr zu erfahren.

»Tuxer« – Drehkreuz internationaler Trekkingrouten

Die Tuxer sind ein Berg-, Skitouren- und Schneeschuhwanderparadies; sie stehen für Almwandern und Hütten-Trekking. Den alten Wegen der Senner, Jäger, Hirten, Bergleute und Händler folgen heute aus Begeisterung Bergwanderer und Skitourengeher, Alpentrekker und Fernwanderer, Transalp-Biker und Schneeschuhgeher, vom Inntal ins Tuxerjoch und vom Wipptal ins Zillertal, auf ihren Wegen nach dem Süden.

Es mag kein Zufall sein, dass sich in den »Tuxern« rund 15 internationale Trekkingrouten kreuzen, weil diese leicht zu durchwandern sind, für sich als ruhiges Gebiet ein lohnendes Ziel darstellen und teils noch unbekanntes Gebiet berühren.

Tuxer verheißt »Natur pur«

Die »Tuxer« sind von vielen Almen und Hochweiden geprägt. Die Alm-Nutzung reicht in vorrömische und vordeutsche Zeit zurück. Die Lizum ist in alter Zeit vom Navis- bzw. Wipptal aus befahren worden (urkundlich 1424 erwähnt). Die Alm gehörte zum Landgericht Steinach, erst später zu Rettenberg. Im weiten Talkessel des Wattentals werden auf einem Dutzend Almen rund 1600 Stück Rinder und rund 300 Schafe jeden Sommer gealpt. Almkäsereien befinden sich in allen Tuxer Tälern.

Die »Tuxer« sind Lebensraum für viele Wildtiere, wie Gams-, Reh- und Rotwild, Steinbock, Schnee-, Birk- und Auerhuhn. Adler, Schneehühner, Gämsenrudel und »Murmelen« beleben die weitgehend unberührte, intakte Landschaft, obwohl sie schon früh für Bergbau, Steinbruch und auch militärisch genutzt wird. Wenn das erste Tageslicht die Sonnenspitze beleuchtet, oder die Abendsonne die Kalkwand rot bestrahlt, wenn im Norden die Spitzen des Karwendels bis in die südlichen Täler hineinleuchten; im Winter die weißen Steilflanken der »Pluderlinge« das Auge magisch fixieren; oder die vielen kleinen Wässer sich zum Wildbach vereinen, dann erleben wir in den Tuxern Natur von ihrer schönster Seite.

Im inneren Wattental erstreckt sich der größte geschlossene Zirbenwaldbestand Europas. Zirben- und Fichten-Schutzwald



Die Kellerjochhütte

Almen schützen Menschen und Siedlungen vor Lawinen, Steinschlag und Muren.

Der Name Lizum ist rätoromanisch, bedeutet »der große Viehleger«. Die »Hohe« oder »Wilde Lizum«, einst genannt, gilt als einer der schönsten Talschlüsse Nordtirols, umgeben von den markanten Felsgestalten der Tarntalergruppe. Sie sind von reicher vielfältiger Alpenflora geschmückt.

Am 2.857 m hohen Geier wächst und blüht noch über ein Dutzend Blütenpflan-

Die Hütten der »Tuxer« (www.tuxeralpen.at)

Patscherkofel-Schutzhaus (OeAV Sektion TK Innsbruck), am Inntaler Höhenweg, erbaut 1887 als »Kaiser-Franz-Joseph-Schutzhaus« am Patscherkofel, in Erinnerung an den Besuch des Kaisers im Jahr 1848.

Meißner Haus, 1.720 m hoch im Viggartal südlich des Patscherkofels. DuOeAV halten 1925 die Errichtung eines Unterkunftshauses »in einem Tal in der Gegend von Innsbruck« für erforderlich. Die Sektion Meißen sucht 1925 beim »Viggar Niederleger« einen Bauplatz aus, 1927 wird das Meißner Haus eröffnet. Bei Kriegsende 1945 wurden die DAV-Hütten als ausländisches Grundeigentum von der Republik Österreich beschlagnahmt und die Verwaltung des Meißner Hauses ging auf den OeAV Zweig Innsbruck über. 1968 übernimmt die DAV Sektion Ebersberg-Grafing die Betreuung, 1973 wird das Meißner Haus von der DAV-Sektion Ebersberg-Grafing erworben.

Glungezerhütte, 2.610 m, OeAV Sektion Hall i Tirol; erbaut 1932/33, erweitert 1934/35, 1995. Höchstgelegene Sommer und Winter voll bewirtschaftete OeAV-Gipfelhütte Tirols; Hütten-Gütesiegel, Tiroler Bergwegegütesiegel 2008; hochalpines Baudenkmal. Idealer Trainingsberg; längster Skitourenanstieg 2.100 Hm ab Karlskirche; mit 16 km längste Tourenabfahrt Tirols.

Lizumer Hütte: siehe oben Seite 273

Weidener Hütte, 1.799 m, DAV Sektion Weiden, liegt im Almgebiet Nafing und am Inntaler Höhenweg; 2008 generalsaniert und erweitert.

Rastkogelhütte, DAV Sektion Oberkochen, am Inntaler Höhenweg

Kellerjochhütte, OeAV Sektion Schwaz, 1908 als Sommerhütte erbaut. Wanderhütte über dem Inn- u. Zillertal, am Inntaler Höhenweg Patscherkofel – Kellerjoch. Das Kellerjoch (2.344 m) ist ein Aussichtsberg mit Blick auf Zillertaler Alpen, Karwendel, Rofan bis Großglockner und ins Inntal. Seit den 1920er Jahren steht am Gipfel eine Kapelle und wenig unterhalb, auf 2.237 m, die »Neue« Kellerjochhütte). Das Gebiet ist teilweise per Skilift erschlossen; im Sommer von Schwaz aus per Sessellift zum Arbeserkogel (ca. ½ Std. Fußmarsch zur Kellerjochhütte).

Tuxer-Jochhaus, 2.313 m, Öster. Touristenklub

Voldertalhütte, 1.376 m, Naturfreunde Österreich »Franz Pitscheider Haus«

[6]Die 6. Jägerbrigade baut 1961 am TÜPl Lizum in 2.050 m Höhe eine Soldatenkirche, sie ist Christus dem König geweiht. Ein Fresko an der Außenwand zeigt den Auferstandenen zwischen zwei Gebirgssoldaten des Ersten und Zweiten Weltkriegs. Es gilt als Mahnmahl für die Gefallenen der Heimat. Ein Gedenkstein neben der Kirche erinnert an die Erbauung.

[7]Guarinoni, Doktor der Medizin, wirkt ab 1598 in Hall als Stadtphysikus und Stiftsarzt des Königlichen Damenstiftes. Er gilt als Universalgenie in Sachen Botanik, Theologie, Malerei, Mathematik, Literatur, Kultur, Architektur. Neben umfangreicher publizistischer Tätigkeit entwirft er 1620 den ersten Zentralbau in Tirol, die Karlskirche in Volders an der Inntalautobahn. Guarinoni legt eines der ältesten Herbarien in Deutschland an. Es enthält ca. 600 Arten, darunter viele botanische Seltenheiten von den Jöchern des Volder- und Wattentals.



»Die stillen Tuxer«, am Schoberspitz, mit Blick zu den »Zillertalern« mit dem »Olperer«.

zen. Am Pluderling gedeiht in 2.700 m Höhe eine seltene Blumenart. Hermann Lechner aus Hall hat sie 1921 entdeckt, die zierliche, nach dem Mont Cenis benannte Glockenblume (*Campanula cenisia*). An der Tarntalerscharte entdeckte Lechner einen Fremdling aus den südlichen Kalkalpen, die Anemone vom Monte Baldo.

Alpenblumengarten Patscherkofel

Der Patscherkofel (2.248 m), der südliche Hausberg Innsbrucks, scheint vom Inntal aus wie ein runder Hügel. Große Teile stehen unter Naturschutz. Ein besonderes Schmuckstück ist der Alpenblumengarten, direkt an der Waldgrenze in 2.000 m Höhe. Natürlich vorkommende Vegetationstypen wie Hochwald, Zwergstrauchheide oder Hochstaudenflur konnten hier vor der starken Beweidung geschützt werden.

Land Tirol und Stadt Innsbruck haben 1930 zwei Grundparzellen auf dem Patscherkofel mit 8700 m² der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck zur Anlage eines Alpengartens und für eine biologische Station überlassen. Seit 1935 nutzt das Botanische Institut der Uni Innsbruck diese Grundstücke als Alpengarten. Ein Rundwanderweg erschließt seit 1994 den Alpengarten für die Öffentlichkeit. Ein kleiner »Ableger« des Alpengartens ist seit 2000 vom Alpenverein bei der Glungezerhütte angelegt worden.

«Lizumer Riemchen« und Wetzsteine

Die »Tuxer« sind bekannt für ihre Bergkristalle, Granaten, Serpentin und Silikatgesteine. Schiefer für Wetzsteine wird in der Lizum von 1820 bis Mitte des 20. Jh. unterhalb der Tarntaler abgebaut. Diese Abziehsteine finden auch als »Lizumer Spaltplättchen« Verwendung für Gartenplatten, Wandverkleidungen und als Bodenfliesen. Die »Lizumer Riemchen« aus Serpentin werden für moderne Raumgestaltung, Mosaike und künstlerische Ausgestaltung verwendet.

Der Bergbau in den »Tuxern« auf Eisen, Kupfer, gold- und silberhaltige Erze war nie sehr bedeutend. Vom 14. bis ins 17. Jh. wurden im Wattental Kupfer und Eisenerz abgebaut.

Lawinenforschung

Schon Mitte des 20. Jhs. wird in der Lizum eine Lawinenforschungsstation betrieben. Hier wurden bereits erste Versuche mit Absprengen von Lawinen unternommen. Das Bundesforschungs- u. Ausbildungszentrum für Wald, Naturgefahren und Landschaft (BFW) richtet 2005 für seine Messungen zum internationalen Lawinenforschungsprojekt »GALAHAD« wieder ein wichtiges Versuchsfeld in der Lizum im Wattental ein.

Schmankerln als Chance

Die »Tuxer«, südlich der Ballungszonen und umrahmt von dicht besiedeltem Raum Inntal, Zillertal, Wipptal, werden künftig durch ihre nahe und leichte Erreichbarkeit, Vielfältigkeit, dem großen »Naturangebot« für Sommer und Winter, trotz einiger Erschließungen, ihre Stärke erst richtig ausspielen können. Ein Kleinod vor der Haustüre, heute für viele oft noch ein weißer Fleck auf den alpinen Landkarte, werden die »Tuxer« mit ihrem guten Hütten- und Wegenetz, ihren vielen Überschreitungsmöglichkeiten, Talwanderungen und Skitouren-Schmankerln den Alpinsportlichen, den Naturliebhabern den Alpenfreunden noch viel selbst zu entdeckende Abenteuer, Abwechslung bieten können. Deshalb müssen wir sie weiter schützen und pflegen.

›Traumpfad über die Alpen‹ München – Venedig: führt als schönster Trekking-Klassiker vom Karwendel über Hall, Tulfes, Glungezerhütte, über die »seven tuxer summits« zur Lizumer Hütte und weiter bis Venedig.

›Via Alpina‹ Roter Weg, Variante Innsbruck: führt als alpine und kulturelle Weitwanderroute von Triest über den Alpenbogen nach Monaco. Dieser internationale »sanfte Tourismusweg« verbindet die 8 Alpenstaaten mitten durch Tirol. Auf Initiative des Alpenvereins Hall bindet eine Variante die »Tuxer« mit ein. Von Innsbruck führt die südliche Via Alpina Schwinge über Patscherkofel, Glungezerhütte, Lizumerhütte, Torjoch oder Junsjoch ins Zillertal nach Ginzling, mit Anbindung der Kellerjochhütte. Die nördliche Route zieht über die Nordkette in den Alpenpark Karwendel. In Scharnitz wie in Ginzling mündet diese Variante in die Hauptroute der Via Alpina »Roter Weg« Richtung West nach Monaco bzw. Richtung Südost nach Triest.

›Tiroler Adlerweg‹ Die »Südschwinge« des Tiroler Adlerwegs bindet in Etappen Patscherkofel – Zirbenweg – Glungezer – Lizum – Tuxerjoch im Herzen der Tuxer Schieferalpen ein. Von der Glungezerhütte aus folgt die Adlerschleife der Gratroute hoch über den »Sieben Blauen Seen«. Wer Glück hat, kann hier den Adler frei fliegen sehen.

›Zentralalpenweg 02A‹ Feldkirch – Hainburg: erreicht vom Zillertal her die Lizum und zieht nach Westen bis Feldkirch.

›Europaweg‹ Innsbruck/Hall – Glungezer – Pordoijoch/Brixen.

›Olympiaweg‹ verbindet die Olympiastädte Garmisch – Innsbruck – Cortina.

›Inntaler Höhenweg‹ zieht auf bestehenden Steigen »6 Tage auf 2000 m, hoch überm Inntal, der Sonne entgegen«, vom Patscherkofel über Glungezer- und Lizumerhütte, Weidener-, Rastkogel- zur Kellerjoch Hütte und nach Schwaz.

›Lizumer Zirmweg‹ führt von Walchen östlich den Bach entlang zur Innerlannalm und steigt durch den wunderschönen Zirbenwald hinan zur Lizum.

›Zirbenweg Patscherkofel – Glungezer‹
Am Nordhang des Glungezers zieht sich bis zum Patscherkofel der ausgedehnteste Zirbenwald Mitteltirols hin. Die stärksten Zirben dieses Naturdenkmals sind hier 250 Jahre alt, die älteste Zirbe im »Rinner Zirben-Urwald« ist 700 Jahre alt. Ein wunderbares Landschaftsschutzgebiet um den Zirbenweg.

›Tuxer Durchquerung‹ Wipptal-Zillertal, mit Anbindung an den Tiroler Jakobsweg.

›Alpin-Wallfahrt‹ Absam – Glungezer – Lizum – Maria Trens b.Sterzing.

›Transalp‹-Bikerouten über Pillberg – Loassattel oder Weidener Hütte – Geiseljoch.

›Glungezer & Geier- Höhenroute‹ führt von der Glungezerhütte in die Lizum im Wattental: Aussichtsreiche, schwierige Gratroute über die »seven tuxer summits« (AV Steig 335) vom Glungezer (2.677 m) über Gamslahner – Kreuzspitze zum Rosenjoch (2.796 m) – Grünbergspitze – Grafmartspitze – Naviser Jöchl – (Abstecher Naviser Sonnenspitze) – Schoberspitze – (Abstecher Mölser Sonnenspitze) – Lizumerhütte.

›Kristallroute‹ Diese vielen verschiedenen Durchquerungen der Tuxer am zentralen Schnittpunkt Lizum durch einen besonderen Kristall auszuzeichnen ist mein Anliegen als Initiator der Via Alpina Variante Innsbruck. Von hier aus führen wunderbare wanderbare Naturrouten mit vielen Entdeckungsmöglichkeiten in alle Himmelsrichtungen. Der »Lizumer Tuxer Bergkristall« bietet mit seinen »Stationen« Schönheiten, Besonderheiten und Naturerlebnisse der Lizum. Die Kristallroute fokussiert thematisch die vielen verschiedenen Fern- und Weitwanderrouten, Durchquerungen und Wege, die sich in den »Tuxern« bündeln und kreuzen. Der Führer zur »Kristallroute« soll als Motivation dienen, die Kristalle dieser Route, vom Salzkristall im Karwendel bis zum Lizumer Tuxer Bergkristall zu schürfen und für sich zum Leuchten zu bringen, den »kristall-klaren Bergwässern« zu folgen; den Schleier dieser stillen Schönheit der Tuxer etwas zu lüften, ihre Einsamkeit und Besonderheit nachzuvollziehen.

Die Zukunft der Tuxer Alpen

Das stille Potenzial der Tuxer Alpen auf Dauer sichern

VON PETER HASSLACHER

Es gibt sie noch, die Gebirgsgruppen im Land Tirol, die noch immer nicht zur Gänze von öffentlich befahrbaren Straßen, Seilbahntrassen und Schipisten, wasserkraftwerklichen Anlagen und dergleichen zerschnitten sind. Zwar ist der Saum der Tuxer Alpen bereits großteils dem landesüblichen Erschließungsmuster unterlegen, doch das größere Kerngebiet ist jenes geblieben, welches bereits in der Raumordnungsskizze der Tiroler Landesplanung aus dem Jahre 1960 als »Stiller Bereich, heute noch abseits der Entwicklungsgebiete« ausgewiesen worden ist (THALHAMMER 1960). Erstaunlicherweise ist dieses Gebiet nur in sehr geringem Ausmaß durch Schutzgebiete in seiner Landschafts- und Natursubstanzqualität abgesichert.

Schutzgebiete dünn gesät

Das im Jahre 1956 verordnete Naturschutzgebiet Penken in den Gemeinden Finkenberg und Schwendau mit einer Fläche von 8,7 km² wurde im Jahre 1990 aufgrund der intensiven Eingriffe aufgelassen (HASSLACHER 1987). Schon zur Zeit des 2. Weltkrieges wurde im Nordwestbereich der Tuxer Alpen im Jahre 1942 das Naturschutzgebiet »Zirmberg« mit einer Fläche von 178 ha in den Gemeinden Aldrans und Rinn und 1947 das 12 km² große Naturschutzgebiet »Patscherkofel« in Innsbruck/Igls, Ellbögen, Lans, Patsch und Sistrans eingerichtet. Im Jahre 1994 verordnete die Tiroler Landesregierung die beiden Schutzgebiete unter dem Druck der Seilbahnwirtschaft neu. Aus den zwei Naturschutzgebieten »Patscherkofel« und »Zirmberg« mit einer Gesamtfläche von 13,78 km² entstand das 8 km² große Landschaftsschutzgebiet »Patscherkofel-Zirmberg« (ÖROK 1997). Sowohl durch die neue Schutzgebietskategorie als auch die Flächenreduktion (= knapp minus 42 Prozent) musste der Naturschutz in dieser stadtnahen Region von Innsbruck einen herben Rückschlag einstecken. Dabei hatte es seitens der Abteilung Umweltschutz des Amtes der Tiroler Landesregierung sehr wohl in den Jahren 1993/94 Bemühungen gegeben, diesen Großraum mit einer Größenordnung von 177,5 km² in den vier Schutzgebietskomplexen Naturschutzgebiet Patscherkofel-Glungezer-Morgenkogel, Ruhegebiet Voldertal, Ruhegebiet Patscherkofel-Nord und Ruhegebiet Mühltal-Mislkopf vor Großerschließungen sicherzustellen. Die Realisierung wäre eine weitsichtige naturschutzpolitische Großtat gewesen, doch leider blieb es bei der bloßen Absicht. Das im Jänner 1994 eröffnete Stellungnahmeverfahren wurde alsbald nach heftigen Attacken von Anrainergemeinden und Grundeigentümern von Amts wegen als nicht mehr gegenständlich erklärt (Sitzungsprotokoll des Tiroler Naturschutzbeirates vom 19. April 1994) (HASSLACHER 1994).

Es blieb schließlich den harten Verhandlungen der OeAV-Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz in den Weihnachtsfeiertagen 2004/05 vorbehalten, dass im November 2006 das Viggartal, südlich des Patscherkofels gelegen, als Erweiterung des bestehenden Landschaftsschutzgebietes »Patscherkofel-Zirmberg« um 7,8 km² unter Schutz gestellt wurde. Es war ein eiskalter Deal: Zustimmung zur Verlängerung einer 4er-Sesselbahn der Patscherkofel Bergbahnen in das Landschaftsschutzgebiet um ca. 120 m und Beschluss der Tiroler Landesregierung für die Erweiterung des Schutzgebietes. Damit ist die schitechnische Erweiterungsmöglichkeit in das schneesicherere Viggartal, welches schon für die Austragung der Olympischen Winterspiele 1964 als Standort zur Debatte gestanden ist, abhakbar (HASSLACHER 2006).

Der Penken wurde 1956 zum Naturschutzgebiet erklärt, verlor jedoch seinen Schutzstatus im Jahre 1990 aufgrund einer Totalerschließung. Foto: OeAV/Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz



Ansonsten sind Schutzgebiete in den Tuxer Alpen sehr rar, denn im Schutzgebietsinventar des Landes Tirol sind nur mehr die kleinräumigen geschützten Landschaftsteile Umgebung von St. Pankraz (Fügenberg), Zahnbichl (Patsch), der Burgstallschrofen (Schwendau) und das Naturschutzgebiet Rosengarten in Patsch/Innsbruck zu registrieren.

Begehrlichkeiten des Schizirkus enden nie

Umgekehrt hat es selbstverständlich einige amtliche Planungsüberlegungen seitens der Tiroler Landesregierung sowie von NGO-Seite (Oesterreichischer Alpenverein) für Unterschutzstellungen gegeben, um das weitere Vordringen der harten technischen Erschließung vom bestehenden schitouristischen Erschließungsgürtel vor allem vom Zillertal und Tuxertal aus in das Innere der Tuxer Alpen zu begrenzen. Nach eigenen statistischen Auswertungen der amtlichen Tiroler Seilbahn- und Liftstatistik 2006 existieren im Außensaum der Tuxer Alpen Aufstiegshilfen mit einer schitouristischen Transportkapazität (Förderkapazität/pro Stunde x überwundene Höhenmeter) der Anlagen von 62.051 PersHkm/h, was 13,6 Prozent der gesamten Tiroler Transportkapazität ausmacht. Davon entfallen auf den Erschließungsgürtel des Ziller- und Tuxer Tales 87,1 Prozent. Womit auch klar ist, von wo die größte Dynamik für weitere Erschließungen ausgeht.

Einer schriftlichen Anfragebeantwortung des Tiroler Naturschutzlandesrates H. Ennemoser an den Tiroler Landtag vom 27.



Blick von der Kreuzspitze (2.746 m) in den Talschluss des Viggartales, das 2006 zum Landschaftsschutzgebiet erklärt wurde. Alle Fotos: Josef Essl



Einsamer Talschluss im Inneren der Tuxer Alpen mit Blick auf den Hirzer (2.725 m).



Unbeschreibliches Gipfelerlebnis am Rauhen Kamm mit Blick auf den Mislkopf (2.623 m).

April 1988 zufolge waren schon damals im Bereich der Tuxer Alpen folgende Erschließungen geplant:

- Verbindung der Schigebiete Hochzillertal und Hochfügen (kurzfristig)
- Zusammenschluss der Gebiete Penken/Horbergtal mit dem Gebiet Lämmerbichl über die Wanglspitze bzw. Wanglalm (mittelfristig)
- Verbindung Hochfügen-Lämmerbichl über Lamargalm und hinteres Nurpenstal (Gebiet Rastkogel)

Die als kurz- bzw. mittelfristig angeführten Infrastrukturprojekte sind mittlerweile realisiert. Bezüglich der Verbindungsidee Hochfügen-Lämmerbichl sind bis dato keine Festlegungen bzw. Genehmigungen erfolgt. Allerdings taucht diese Verbindung in Presseberichten seit 2002/03 wiederholt auf. Im Jahre 2002 wird erstmals sehr konkret die Erschließungsverbindung nach Hochfügen am Gilfert vorbei von Schwaz aus angedacht, zu Jahresbeginn 2003 von Weer/Weerberg, also vom Inntal aus, zum Penken (HASSLACHER 2002). Ebenfalls zur Debatte steht der Zusammenschluss der bestehenden Schigebiete von Fügen/Spieljoch und der Kellerjochbahn in Schwaz.

Im südlichen Bereich der Tuxer Alpen im Übergang zu den Zillertaler Alpen geistert immer wieder und zuletzt im Rahmen der Erarbeitung des »Tiroler Raumordnungsprogrammes betreffend Seilbahnen und skitechnische Erschließungen« (AMT DER TIROLER LANDESREGIERUNG 2005) das Projekt einer schitouristischen Anbindung des Schmirntales an das Tuxer Tal herum. Einmal firmiert diese Projektidee als Zubringerbahn von Kasern in das Zillertaler Gletscherschigebiet in Hintertux, ein anderes Mal als Tunnelprojekt vom Schmirntal ins Tuxer Tal. 50 Jahre nach Erscheinen der Raumordnungsskizze über den Tiroler Raum (siehe THALHAMMER 1960), wo eine Straßenverkehrsanbindung zwischen Tuxer Tal und Schmirntal zur Weckung wichtiger Wirtschaftsimpulse enthalten war, spuken derartige lebens- und erholungsraumvernichtende Projekte noch immer in den Köpfen nicht ganz unbedeutender Tiroler Zeitgenossen herum. Allerdings eröffnet das bis 2014 gültige Raumordnungsprogramm 2005 dafür keine Chance auf Realisierung. Dort heißt es nämlich, dass als Neuerschließungen Zubringerbahnen gelten, die zu bestehenden Schigebieten von anderen Haupttälern aus errichtet werden als jenen, in denen sich die Talstationen der bestehenden Zubringerbahnen befinden. Und Neuerschließungen von Schigebieten sind nicht zulässig. Ein Tunnelprojekt würde wohl an den Kosten scheitern. Doch anscheinend haben einige Projektprotagonisten noch immer nicht verkraftet, dass der südliche Zubringer ins hintere Zillertal über Sterzing-Pfitscher Joch-Ginzling-Mayrhofen durch die Verwirklichung des Ruhegebietes »Zillertaler Hauptkamm« im Jahre 1991 nicht zustandegekommen ist.

Wasser in all seinen Formen ist in den Tuxer Alpen ein prägendes Element. Blick vom Geier (2.857 m) auf den Junssee.



Im Frühjahr 2009 wurden die UVP-Bescheide für das Megaprojekt Brennerbasistunnel veröffentlicht. Obschon unterirdisch verlaufend ist auf der orografisch rechten Wipptalseite, also auch im Bereich der Einstiegstäler in die westlichen Tuxer Alpen, mit ganz erheblichen Auswirkungen zu rechnen. Das Padastertal soll über 7,7 Mio. m³ Tunnelausbruch fassen, der Padasterbach muss zur Gänze neu angelegt werden. Es besteht die Gefahr, dass Quellen versiegen (geringe Wahrscheinlichkeit: 106 Quellen; mittlere Wahrscheinlichkeit: 26 Quellen und hohe Wahrscheinlichkeit: 2 Quellen). Im Zuge des Verfahrens musste das Beweissicherungsprogramm für die potenziell von einem hydrogeologischen Risiko betroffenen Gewässer wie Seerosenweiher (Lanser Moor), Lanser See, Mühlsee, Brennersee sowie die Gießen im Valsertal und die Silikatquellfluren im Venn- und Griesbergtal erst eingefordert werden.

In Tirol fehlt der politische Wille für neue alpine Schutzgebiete

Trotz und aufgrund dieser immer weiter voranschreitenden Nutzung des Berggebietes der Tuxer Alpen wird der Oesterreichische Alpenverein mit aller Kraft versuchen, die bereits bestehenden Schutzgebietsvorschläge auf politischem Wege einer Realisierung näher zu führen. Dieser Prozess ist aber in den letzten Jahren eindeutig schwieriger geworden. Die letzten größeren Schutzgebiete wurden in Tirol zu Beginn der 1990er-Jahre verordnet, nämlich das Ruhegebiet »Zillertaler Hauptkamm« (LGBl. Nr. 65/1991; 372 km²) und der (Osttirol)Teil am Drei-Länder-Nationalpark Hohe Tauern (LGBl. Nr. 14/1992; 610 km²). Danach folgten nur mehr kleine Adaptierungen bestehender Schutzgebiete, neue Ausweisungen waren nur noch nach dem Prinzip des kleinsten gemeinsamen Nenners möglich, die Grenzen folgten politischen Kompromissen viel eher als naturräumlich und naturkundlich entsprechenden Grenzen, und Neuausweisungen von Schutzgebieten dienten auch dem Ziel zur Erfüllung europarechtlicher Vorgaben.

Eine Quelle und Grundlage für die Planung neuer Schutzgebiete stellen die Regionalen Entwicklungsprogramme der Tiroler Landesregierung der 1980er-Jahre dar. Im Wipptal-Programm aus dem Jahre 1988 ist ein äußerst interessanter und noch immer aktueller Vorschlag enthalten (AMT DER TIROLER LANDESREGIERUNG 1988): »*Ein Landschaftsschutz- oder Ruhegebiet sollte ziemlich weit über das bestehende Naturschutzgebiet Valser Tal hinausgehen und unter anderem die Bereiche um den Padauner Berg und die Vennspitze, einen Teil des Venntales sowie Wildlahnertal, Kaserer Winkel, Gulfen und inneres Kluppental umfassen.*« Als schutzwürdig wurde seitens der Abteilung Umweltschutz des Landes Tirol weiters der Bereich um den Padauner Kogel erachtet. Keiner der beiden Vorschläge gelangte in das Begutachtungsstadium. Die OeAV/Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz unterbreitete der Abteilung Umweltschutz Ende der 1980er-Jahre einen Abgrenzungsvorschlag für ein Schutzgebiet vom Kluppental im Norden, über Kaserer Winkl, Wildlahnertal, Auer Berg, Valser Tal, Vennspitze, Padauner Berg bis zur österreichisch-italienischen Staatsgrenze im Ausmaß von rund 86 km². Auch diese Planung wurde seitens des Landes Tirol schubladisiert.



Die Erhaltung und Pflege der Kulturlandschaft besitzt im Navistal nach wie vor eine große Bedeutung und Tradition.

Auf der dem Zillertal im Osten zugeneigten Abdachung der Tuxer Alpen ist die Situation der Schutzgebietsplanung nicht anders. Im Regionalen Entwicklungsprogramm für das Zillertal wurden schon im Jahre 1981 von der Tiroler Landesregierung mit Zustimmung der örtlichen und regionalen Planungsträger Schutzgebiete für diesen Raum vorgeschlagen, welche die ausufernden Erschließungsvorhaben begrenzen sollten: Ruhegebiete in Hintertux, Erklärung des Gebietes zwischen Penken und Hochfügen sowie des Kellerjochgebietes zum Landschaftsschutzgebiet (AMT DER TIROLER LANDESREGIERUNG 1981). Aller-



Blick von der Grünbergspitze (2.790 m) über den weitläufigen Gebirgszug der Tuxer Alpen bis zu den Hohen Tauern.

dings wurden seitens des Landes Tirol weder Begutachtungsverfahren eingeleitet noch Verordnungen erlassen.

Im Jahre 1988 hat der Verwaltungsausschuss des Oesterreichischen Alpenvereins beschlossen, alle Anstrengungen zu unternehmen, damit der Bergraum Gilfert-Rastkogel von jeder technischen Erschließung frei gehalten wird. Noch im selben Jahr wurde von der OeAV-Fachabteilung Raumplanung/Naturschutz ein erster Arbeitsentwurf für ein Ruhegebiet »Gilfert-Rastkogel« ausgearbeitet (HASSLACHER 2002). Informative Gespräche mit dem damaligen Fremdenverkehrsverband Schwaz-Pill im Winterhalbjahr 1990/91 zerschlugen sich und mündeten in keine konkrete Projektphase.

In der Broschüre der Tiroler Handelskammer »*Die Wirtschaft im Bezirk Schwaz: Anliegen, Vorstellungen*« (1992) wurde der Beitrag »*Ruhegebietsprojekte mit Augenmaß*« veröffentlicht. Darin ist auch der Vorschlag für das Projekt »Gilfert-Rastkogel« enthalten.



Stille und Einsamkeit sind in den Tuxer Alpen keine Unbekannten.

Im August 1994 initiierte der Schwazer Hotelier H. UNTERLECHNER einen neuerlichen Vorstoß für die Verwirklichung dieses Schutzgebietsprojektes. Er fand Unterstützung beim Oesterreichischen Alpenverein und dem Transitforum Austria-Tirol, sowie den Naturfreunden Tirol, die sich der Unterschriftenaktion für die Unterschutzstellung der Bergregion Gilfert-Rastkogel anschlossen. Bis Ende Dezember 1996 wurden 10.000 Unterschriften gesammelt. Damit war auch die Gewähr gegeben, dass diese Initiative von der ortsansässigen Bevölkerung ausgeht und entsprechend unterstützt wird.

Am 29. September 1994 stellten die Abgeordneten SCHNEIDER u.a. vom Grünen Landtagsklub den Antrag auf Einleitung eines Verfahrens zur Unterschutzstellung des Gebietes »Gilfert-Rastkogel«. Am 6. Oktober 1994 stellten die Abgeordneten OBERMAIR u.a. vom SPÖ-Landtagsklub Tirol den Antrag auf Erlassung eines Raumordnungsprogramms für die Ausweisung von Ruhegebieten (»Tiroler Ruhegebietsprogramm«), welches auch das Gebiet »Gilfert-Rastkogel« beinhaltete.

Bei den Verhandlungen der Seilbahngrundsätze 1996-2000 in der 46. Sitzung der Untergruppe Erholungsräume des Tiroler Raumordnungsbeirates am 4. Juli 1996 unter Vorsitz von LHStv. F. EBERLE wurden »*gegen den Zusammenschluss der beiden Skigebiete naturschutzfachliche Bedenken*« geäußert und festgelegt, dass der »*Konsens zwischen der Festlegung von Endausbaugrenzen und dem geplanten Ruhegebiet Gilfert (diesbezüglicher Landtagsbeschluss) herzustellen ist*« (Sitzungsprotokoll vom 11. Juli 1996, Zl. 1.5212/7.1996). In den Seilbahngrundsätzen des Landes Tirol 1996 wird das Verbindungsprojekt Hochzillertal-Hochfügen aufgenommen. Als Voraussetzung für die Realisierung wird das Vorliegen einer umweltverträglichen Planung gefordert. Aus den Ruhegebietsplänen wurde aber keine Realität. Nach einem von der Abteilung Umweltschutz des Amtes der Tiroler Landesregierung durchgeführten Stellungnahme-

verfahren lehnten alle vom Ruhegebietsprojekt berührten Gemeinden ein Ruhegebiet »Gilfert-Rastkogel« ab.

Nun, der Schigebietszusammenschluss Kaltenbach/Hochzillertal-Hochfügen ist mittlerweile erfolgt, ein Schutzgebiet gibt es noch immer nicht. Stattdessen wird sehr heftig an den Megaprojekten Schwaz-Kellerjoch-Hochfügen bzw. Weerberg-Hochfügen gearbeitet (HASSLACHER 2002). Dabei wird seitens der Betreiber wiederholt mit dem Argument für die Erschließung geworben, nämlich einen Teil des motorisierten Ausflugsverkehrs ins Zillertal bereits im Inntal abzufangen. Offensichtlich soll nach deren Ansicht wiederum ein technisch nicht erschlossener und für das Schitourengehen hervorragend geeigneter Raum für die verkehrspolitischen Fehlplanungen büßen und auf dem Altar der Zillertaler Seilbahnkaiser geopfert werden. Ganz fieberhaft suchten sie in den letzten Jahren nach dem berühmten »window of opportunity«, welches ihnen vor Wahlen, bei Wechsel der ressortzuständigen Politiker und sonstigen politischen Konstellationen ermöglichen soll, gegen den festen Willen des Alpenvereins einen positiven Bescheid zu erhalten.

Die Bewahrung von großflächigen Freiräumen vor großtechnischer Überbauung ist in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren tatsächlich schwieriger geworden. Seit Beginn der 1990er-Jahre heißt die Schwelle für den Schutzgebietsanteil an der Tiroler Landesfläche rund 25 Prozent und nicht mehr. Für jeden zum Schutz vorgesehenen Raum ist die Zustimmung aller Grundeigentümer nötig. Das ist aufgrund der Abhängigkeit und Vernetzung vieler (bäuerlicher) Grundeigentümer mit den Seilbahnen eine schier unüberwindbare Hürde. Auch politische Absichtserklärungen bzw. Vereinbarungen, gleichzeitig mit der Genehmigung einer schitouristischen Erschließung ein Schutzgebiet zu verordnen, halten nur in wenigen Fällen. Zuletzt hatte der Oesterreichische Alpenverein für die Erweiterung des Ehrwalder Schiraumes in das Gaistal die Unterschutzstellung der Mieminger Kette-Nord herausverhandelt. Die Gäste können in diesem Gebiet bereits Schi fahren, durch den Regierungswechsel im Jahre 2008 ist das Ruhegebiet aber noch immer nicht verordnet. Es kommt noch schlimmer. Ernüchternd hält der Tätigkeitsbericht 2006 bis 2008 der Tiroler Umweltanwaltschaft fest, dass »*sich die Tendenz in Tiroler Schutzgebieten im Berichtsraum fortsetzt, zunehmend mehr Genehmigungen zu erteilen*« (TIROLER UMWELTANWALTSCHAFT 2009). Während einerseits die Tiroler Landesregierung mit beträchtlichem Aufwand der SchutzgebietsbetreuerInnen und der Koordinationsstelle Tiroler Schutzgebiete in die Qualität und Erlebbarkeit dieser besonderen Räume inves-



Mit über 2.800 m Seehöhe gehören sie zu den höchsten Gipfeln der Tuxer Alpen: Naviser Reckner (2.824 m), Lizumer Reckner (2.886 m) und Geier (2.857 m) (v.l.).



Über das Nonsjöchl zum Gilfert (2.506 m). Eine geologische Besonderheit bilden die »atmenden« Löcher, aus denen auch im Winter warme Luft austritt.

tiert, häufen sich die Eingriffe (2008: 170 Genehmigungsbescheide). Dieser Widerspruch wird noch größer, wenn die Projekte der Seilbahnbetreiber in Schutzgebieten in Betracht gezogen werden. So wird an eine Seilbahnverbindung mitten durch das 1983 eingerichtete Ruhegebiet »Kalkkögel« zwischen dem Schlicker Schigebiet in Fulpmes und der Axamer Lizum gedacht. Ebenso steht eine Erweiterung des Bergeralm-Schigebietes in Steinach am Brenner in das Landschaftsschutzgebiet »Nößlachjoch-Obern-



Unverbrauchte Natur im inneren Kern der Tuxer Alpen. Blick vom Kluppental auf den Geier (2.857 m).

berger See-Tribulaune« (LGBl. Nr. 50/1984) an. Selbst vor dem Nationalpark Hohe Tauern machen die Planungen nicht Halt. So warten schon viele sehnsüchtig auf eine Novelle des Tiroler Nationalparkgesetzes Hohe Tauern aus dem Jahre 1991, um damit eine Öffnung des Nationalparkes erwirken zu können. Und im Bundesland Salzburg schreibt das im April 2009 ausverhandelte »Arbeitsübereinkommen zwischen SPÖ und ÖVP zur Bildung der Salzburger Landesregierung« im Naturschutzkapitel fest, dass »*die bestehenden Schutzgebiete weiterhin hinsichtlich ihres Schutzzweckes, der Gebietsgrenzen, sowie hinsichtlich des Zustandes evaluiert und den heutigen Erfordernissen entsprechend angepasst werden sollen*« (Kapitel 7.4.1 Naturschutz und Schutzgebietsmanagement). Es wird nicht lange dauern, ehe diese Diskussion auch in den anderen Bundesländern ausbricht. Denn die verschiedensten Landnutzer warten schon sehnsüchtig auf eine »Novellierung« der Schutzgebietsverordnungen.

Hoffnungsschimmer Raumordnungsplan »ZukunftsRaum Tirol«

Das sind wahrlich keine hoffnungsvollen Aussichten zur Sicherung des Kerngebietes der Tuxer Alpen innerhalb des äußeren, mancherorts weit vorangetriebenen Erschließungsringes vor großen Eingriffen. Obschon zu Beginn der 1980er-Jahre unter dem damaligen Vorstand der Landesplanungsabteilung des Amtes der Tiroler Landesregierung H. BARNICK (1980) eine Ära der »Alpinen Raumordnung« eingeleitet worden ist, gibt es heute in Tirol noch immer keinen ganzheitlich ausbalancierten Planungszugang für eine ausgewogene Raumordnung in Tirols Berggebiet. Zwar wurde dafür unter der Tiroler Raumordnungslandesrätin A. HOSP im Jahre 2005 mit dem »Raumordnungsprogramm betreffend Seilbahnen und skitechnische Erschließungen« ein wichtiger Baustein geschaffen, dem aber bei allem Respekt vor dem Werk eine Gesamtstrategie für das Land zugrunde gelegt werden muss. So ist Tirol eine jener (wenigen) Regionen in den Alpen, die über kein ausdiskutiertes und beschlossenes Landesentwicklungsprogramm verfügt. Ob der 2007 von der Tiroler Landesregierung beschlossene Raumordnungsplan »ZukunftsRaum Tirol. Strategien für die Landesentwicklung« jene akzeptierte Klammer sein kann, welche die verschiedenen Interessenträger unter einem gemeinsamen Landesdach zu vereinen im Stande ist, lässt sich noch nicht beantworten. Einen guten Ansatz könnte dieses Programm »ZukunftsRaum Tirol« aber in der Maßnahme 5 des Bündels »Natur und Landschaftsschutz« bieten, worin es um die »Entwicklung von Umsetzungsstrategien für Wildnisgebiete« geht (AMT DER TIROLER LANDESREGIERUNG 2007). Andererseits sind diese Tuxer Alpen ein herausragender Ausgleichsraum für das zur Bandstadt zusammenwachsende Inntal, das Ziller- und Wipptal, welche bezogen auf den Dauersiedlungsraum saisonale Siedlungsdichten ähnlich den großstädtischen Ballungsräumen aufweisen. Er



Das noch ursprüngliche Padastertal soll 7,7 Mio. m³ Tunnelausbruch des geplanten Brennerbasistunnel fassen. Der wildfließende Padasterbach würde dabei im unteren Bereich regelrecht begraben und ein neues künstliches Bachbett geschaffen werden.

wird zudem aufgrund des Klimawandels und seiner leichten Erreichbarkeit über die Autobahn von Norden und Süden an gesundheitspolitischer Attraktivität gewinnen. Darauf sollten die Politik und alle mit diesem Raum verbundenen Kräfte künftig Antworten und Lösungen anstelle stereotyper Verdrahtung anbieten können.

Das Potenzial der Stille auf Dauer sichern

Die Tuxer Alpen repräsentieren aufgrund fehlender kammübergreifender Straßen und damit Zerschneidung einen kompakt erhaltenen Naturraum. Diesen gilt es, durch eine weitsichtige Vorsorgeplanung für künftige Generationen als ökologischen und ballungsnahen Ausgleichsraum zu erhalten. Durch die überörtliche Raumordnung muss dafür Sorge getragen werden, dass dem äußeren Erschließungssaum Endausbaugrenzen nach innen in Richtung des Kerns der Tuxer Alpen gesetzt werden. Andernfalls wiederholt sich das immer wieder zum Nachteil des Naturschutzes mittlerweile perfektionierte Spiel: Projektanten von Infrastrukturvorhaben können beliebig oft über viele Jahre hindurch immer wieder Anläufe zur Realisierung unternehmen, und zwar so lange, bis sie das »window of opportunity« durch hartes Lobbying, schwächelnde Naturschützer oder Wahlversprechen öffnen können. Sind ihre Bemühungen auch nur einmal von Erfolg gekrönt, dann ist eine sensible Gebirgslandschaft ein für alle Mal zerstört. Der Naturschützer muss also Jahr für Jahr immer wieder auf der Hut sein, ist auf ein funktionierendes Informationsnetz angewiesen, benötigt in seinem Verein bzw. in der Bürgerinitiative über viele Jahre Kontinuität und Rückhalt. Dieses Ringen kann oft über Jahrzehnte gehen, wie beispielsweise beim Piz Val Gronda in Ischgl, bei der Weißseespitze oberhalb des Kaunertaler Gletscherschigebietes oder beim Linken Fernerkogel im Pitztal. Verliert der Naturschutz also nur ein einziges Mal, dann ist die jahrelange Arbeit, Engagement und Einsatz umsonst gewesen. Dieser Frust sollte uns in den Tuxer Alpen erspart bleiben! Die Tuxer Alpen haben genügend Potenzial in jede Richtung. Der Alpenverein sollte alles daransetzen, die Naturnähe zu sichern, denn auch in der Stille, im Unbekanntsein liegt ein großes Potenzial.

Literatur

Amt der Tiroler Landesregierung – Hrsg. (1981): Regionales Entwicklungsprogramm für die Planungsräume 54, 55 Vorderes Zillertal und Hinteres Zillertal. Innsbruck, 236 S. + 1 Karte.

Amt der Tiroler Landesregierung – Hrsg. (1988): Regionales Entwicklungsprogramm für die Kleinregion 16 Wipptal. Innsbruck, 194 S. + 1 Karte.

Amt der Tiroler Landesregierung – Hrsg. (2005): Tiroler Raumordnungsprogramm betreffend Seilbahnen und skitechnische Erschließungen 2005. Innsbruck, 110 S..
www.tirol.gv.at/raumordnung

Amt der Tiroler Landesregierung – Hrsg. (2007): ZukunftsRaum Tirol. Strategien zur Landesentwicklung. Raumordnungsplan. Innsbruck, 94 S.
www.tirol.gv.at/zukunftsraum

Amt der Tiroler Landesregierung/Abt. Sport (2006): Seilbahnen, Lifte in Tirol (Stand 1.12.2006). Innsbruck, 45 S..

Barnick, H. (1980): »Alpine Raumordnung« – ein wichtiger Teil der Tiroler Raumordnung. In: Berichte zur Raumforschung und Raumplanung 24, H. 5, S. 3-7.

Haßlacher, P. (1987): Alpine Schutzgebiete – rien ne va plus? In: CIPRA International (Hrsg.): La conservation de la nature sans l'homme? Naturschutz contra Bürger? (= CIPRA-Schriften 1987). Vaduz, S. 111-134.

Haßlacher, P. (1994): Kindesweglegung am Patscherkofel. In: Lebensraum Tirol (= Zeitschrift des Vereins Bürgerinitiativen Tirol) Nr. 37, S. 4.

Haßlacher, P. (2002): Das Zillertal – Modellhafte Aufschaukelung der Skigebiete. In: Haßlacher, P. (Red.): Die skitouristische Wachstumsmaschine. 3 Tiroler Täler: 3 Aufschaukelungen – Paznauntal, Pitztal, Zillertal (= Fachbeiträge des Oesterreichischen Alpenvereins – Alpine Raumordnung Nr. 23); Innsbruck, S. 43-53.

Haßlacher, P. (2006): Alpine Raumordnung – Viggartal unter Schutz gestellt. In: Innsbruck ALPIN (= Mitteilungen der Innsbrucker OeAV-Sektionen) H. 1/2006, S. 33.

Haßlacher, P. (2009): Naturschutz in Tirol – das ewige Ringen um Akzeptanz und Fortschritt. In: Amt der Tiroler Landesregierung/Landesumweltanwaltschaft (Hrsg.): Sozial- und demokratiepolitische Herausforderungen an die österreichischen Umweltanwaltschaften. Innsbruck, S. 49-57.

Österreichische Raumordnungskonferenz – Hrsg. (1997): Naturschutzrechtliche Festlegungen in Österreich (Stand 31.1.1997). ÖROK-Schriftenreihe Nr. 135; Wien, 82 S. + 2 Karten.

Thalhammer, H. (1960): Der Tiroler Raum, gegenwärtige und zukünftige Widmung und Nutzung. Schutz- und Erholungsgebiete und die technisch-wirtschaftliche Entwicklung. Raumordnungsskizze. Beilage zur Zeitschrift des Österreichischen Naturschutzbundes Natur und Land 46, H. 3, 2 Karten.

Tiroler Umweltanwaltschaft – Hrsg. (2009): Tätigkeitsbericht 2006, 2007, 2008. Innsbruck, 76 S..



Forum Alpenverein

Carla Bräunig
Korbinian Ballweg
Andreas Weber

Thomas Burger

Max Bolland

Zugsache – das Auto ist überholt!

Mobilitätsförderung der JDAV

VON CARLA BRÄUNIG, ANDREAS WEBER UND KORBINIAN BALLWEG

Der JDAV Bezirk München ist der Zusammenschluss aller Münchner Alpenvereinsjugendlichen, vertreten durch die Jugendleiter. Die siebenköpfige Bezirksjugendleitung vertritt den Bezirk nach außen und kümmert sich u.a. um Jugendräume, Ausrüstungslager, Zuschusswesen, Veranstaltungen und soziale Projekte.

»Am Freitag auf'd Nacht
montier I die Schi,
auf mei' Auto, und dann begib i mi,
ins Stubeital oder nach Zell am See«
Wolfgang Ambros: Schifoan

Ob mit Ski im Winter oder im Sommer beim Bergsteigen, der Ablauf ist fast immer gleich: Rein ins Auto und ab Richtung Berg.

Weil es bequem ist. Das Auto steht jederzeit vor der Tür bereit, man muss nicht auf Züge warten, sich um Fahrkarten kümmern, das schwere Gepäck bis zum Bahnhof schleppen und kommt auch noch direkt am Ausgangspunkt raus. Volle Straßen, überfüllte Parkplätze und teure Benzinpreise nimmt man dafür in Kauf, und dass man 17 kg CO_2 bei einer 100-km-Autofahrt ausstößt und die Luft mit weiteren Stickoxiden und Feinstäuben verfeinert, verdrängt man nur allzu gern.



Auch Warten kann Spaß machen.
Foto: Carla Bräunig

Dieses Verhalten dominiert unsere (Bergsteiger-)Gesellschaft mittlerweile so stark, dass selbst der DAV resigniert feststellt, dass »Bergsport in erster Linie Motorsport« ist und vorsorglich mit einem Autohersteller kooperiert. Trotzdem, bzw. gerade deshalb, sehen wir es als unsere Aufgabe, diese Entwicklung nicht einfach zu akzeptieren, sondern etwas dagegen zu tun.

Aber wie kann man so – im wahrsten Sinne des Wortes – festgefahrene Strukturen ändern? Wie überzeugt man Bergsteiger, Winter- und Sommeralpinisten, auf öffentliche Verkehrsmittel umzusteigen? Dass öffentliche Verkehrsmittel besser für die Umwelt sind, weiß eigentlich jeder. Trotzdem fährt man mit dem Auto in die Berge – nur eine Frage der Bequemlichkeit?

Für manche Touren mag es zwar stimmen, dass sie mit öffentlichen Verkehrsmitteln nicht oder nur mit enormem Mehraufwand machbar sind. Für viele Touren gilt das aber nicht.

Unser Ziel ist es also, aufzuzeigen, dass es Touren gibt, die mit öffentlichen Verkehrsmitteln nur unwesentlich aufwändiger sind, dass diese Unternehmungen für



Sammelpunkt Bahnhof
Foto: Wiltrud Sanden

das Gruppenerlebnis einen echten Mehrwert bieten und dazu führen, dass die Teilnehmer ein tieferes Verständnis für umweltbewusste Alternativen entwickeln.

Nur – wie geht man dieses Ziel an? Als Jugendverband besitzen wir eigentlich eine gute Ausgangsposition. Wir sind Vorbilder und Multiplikatoren für viele zukünftige aktive Bergsteiger und Gruppenleiter und erreichen mit unseren Jugendgruppen eine große Zielgruppe.

Aus diesen Gründen wurde die Mobilitätsförderung des JDAV Bezirks München geboren. Aufgebaut wurde dieses Projekt als Wettbewerb, der die kreativsten Jugendfahrten mit öffentlichen Verkehrsmitteln prämiert und dadurch aufzeigt, dass spannende und große Touren mit den Öffentlichen nicht nur machbar sind, sondern den Jugendgruppen auch großen Spaß machen können. Des Weiteren sollten alle eingereichten Fahrten in einer Datenbank gesammelt werden und so zum Nachmachen und Ausprobieren ermutigen. Zusätzlich war die öffentlich wirksame Verleihung eines Preises samt Vorstellung der Gewinner-Tour am jährlichen Bezirksjugendleitertag vorgesehen. So sollten den anwesenden Jugendleitern noch einmal die Vorteile der öffentlichen Verkehrsmittel nahe gelegt werden.

Soweit die Idee. Und zunächst schien die Mobilitätsförderung auch ganz nach dieser Vorstellung abzulaufen – Jahr für Jahr wurden von Münchner Jugendgruppen diverse Touren eingereicht. Der Jury fiel es oft nicht leicht, eine Entscheidung zu fällen.

Die Datenbank auf der Homepage des JDAV Bezirks München wuchs mit der Zeit zu einer recht beachtlichen Größe an. Schnell hat sie ihren Zweck, Grundlage für so manche Tourenplanung zu sein, erfüllt. Denn außer den eher leicht zu planenden Touren in die bayerischen Voralpen, sind auch Touren nach Österreich, Italien, Frankreich und in die Schweiz enthalten. Und jeder, der eine solche Tour schon einmal organisiert hat, weiß, dass Praxistipps hier besonders wichtig sind: Welche Karte kann ich für eine Skidurchquerung der Dolomiten







verwenden? Welcher Zeltplatz am Gardasee ist am jugendgruppenfreundlichsten und wo kann ich bei einer Toskanadurchquerung übernachten? Diese Fragen kann man normalerweise oft erst vor Ort und mit großem Zeitaufwand klären und ist daher froh über jeden hilfreichen Tipp von anderen Jugendleitern.

Eine der außergewöhnlichsten Touren im Rahmen des Wettbewerbs war folgende: Eine Jugendgruppe fuhr mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Sportklettern nach Orpierre in Südfrankreich.

Dabei dauert alleine die Anreise im Zug, die sicherlich nicht langweilig war, 21 Stunden. Als die Gruppe endlich in Südfrankreich ankam, stellte man allerdings fest, dass es mit Busverbindungen sonntagmittags nicht weit her ist und prompt mussten noch sieben Kilometer bis zum Campingplatz zu Fuß gelaufen werden. Nach einer Woche klettern, bis die Finger glühten, folgte der zweite Teil der »Tour de France«. Über Paris führte der Weg in den Forêt de Fontainbleau. In Fontainbleau angekommen – nach wiederum 9 Stunden Zugfahrt – machte sich unsere Jugendgruppe erst einmal auf die mühsame Suche nach einem Fahrradverleih. Dann wurde alles Gepäck inklusive Seile und Bouldermatten auf die Leihräder verladen und ab ging's zum nächsten Campingplatz. Die nächste Woche war man dann mit dem Rad beim Bouldern, bevor es auf den Heimweg ging. Natürlich wieder mit dem Zug, etwa 9 Stunden lang. Insgesamt saß man auf dieser Tour 39 Stunden im Zug. Rechnet man die Wartezeit an Bahnhöfen mit, wurden 2 ganze Tage im Zug verbracht.

Aber jeder, der schon mal mit einer (Jugend)gruppe eine längere Zugfahrt gemacht hat, wird uns zustimmen können, dass diese Zeit keine vergeudete Zeit ist. Irgendwas fällt einem immer ein, um sich zu unterhalten. Ob gemütliche Gesprächsrunden oder spannende Actionspiele im Abteil, wilde Jagden quer durch den ganzen Zug oder Spiele am Bahnsteig: Langweilig wird es hier sicher niemanden und

man lernt die anderen Teilnehmer der Gruppe um einiges besser kennen.

Außerdem ist ein weiterer großer Vorteil, dass die ganze Gruppe im gleichen Zug unterkommen kann. Bei Autos ist das oft nicht der Fall, man muss sich meist aufteilen, einer muss immer fahren und große Action geht im Auto auch nicht so leicht.

Selbst im Winter mit Skiausrüstung sind Touren mit den Öffentlichen kein Problem. Bestes Beispiel: eine Skidurchquerung in den Dolomiten vom Grödner Tal bis nach Toblach, vorbei an Sella, durch den Naturpark Fanes und zu weiteren großartigen Dolomitenbergen – alles ohne Stau am Brenner und den sonstigen autotypischen Anreisehindernissen.

Neben diesen Beispielen gibt es noch viele weitere Touren, und Jugendgruppen, die die Ferne mit öffentlichen Verkehrsmitteln unsicher machten und wir könnten noch so manches tolle Beispiel bringen: Eine Wanderung von Florenz nach Siena, eine Durchquerung im Trentino, eine Fahrt nach Korsika und, und, und.

Die Idee der Datenbank schien also zu funktionieren: den Jugendleitern wurde aufgezeigt, dass so manche Fahrt, bei der einem nur die Durchführung mit dem Auto in den Sinn kommt, auch mit den Öffentlichen möglich ist. Auch die informative und bildreiche Vorstellung der Touren am Bezirksjugendleitertag trug dazu bei.

Doch trotz dieser Erfolge zeichnete sich in der Praxis relativ bald ein zentrales Problem ab: Der Wettbewerb wurde zwar genutzt, war aber meist nicht der ausschlaggebende Grund zur Planung einer Tour. Vielmehr wurde der Wettbewerb »mitgenommen«, wenn eine Tour sowieso mit öffentlichen Verkehrsmitteln durchgeführt wurde.

Außerdem wurden diese Touren eher selten imitiert. Grund dafür war unter anderem, dass der Fokus nur auf große und kreative Touren gelegt wurde. Die meisten Tourentage führen aber doch in der Regel in die nähere Umgebung. Und um effektiv zeigen zu können, dass man auch öffentlich in interessante Klettergärten, zu tollen Skitouren und anderen Touren in der Nähe fahren kann, wurden die »kleinen Touren« zu wenig hervorgehoben.



Dennoch: ein wichtiges Ziel wurde durchaus erreicht: Dadurch, dass Touren mit den Öffentlichen ins Gespräch gebracht und gezielt ein Fokus auf diese Unternehmungen gesetzt wurde, sind viele Jugendleiter zum Nachdenken angeregt worden. Die Absicht, die Wertschätzung solcher Touren zu erhöhen und ein Bewusstsein zu schaffen, dass Touren mit öffentlichen Verkehrsmitteln nicht schwieriger und unbequemer, sondern im Gegenteil auch kurzweilig und lustig sind, haben wir erreicht.

Soweit so gut. Doch gerade in letzter Zeit schwächelte der Wettbewerb. Teilweise kamen nur noch drei Anträge für die drei Preise. Das machte zwar die Auswahl leichter, zeigte dafür umso deutlicher den nötigen Handlungsbedarf. Der Verantwortung, die der DAV als Umweltverein trägt, wurde mit dem Wettbewerb in dieser Form nicht in dem Ausmaß Rechnung getragen, wie es ursprünglich geplant war.

Das Gruppenerlebnis beginnt schon auf der Fahrt.
Fotos links von oben nach unten: Florian Fischer, Carla Bräunig, Marco Stutgens.
Bild oben:
Wiltrud Sanden



Rad und Zug – eine perfekte und eine umweltverträgliche Kombination beim Unterwegssein.
Bilder: Wiltrud Sanden

Was waren die Gründe für den Rückgang der Teilnahme am Wettbewerb? Waren die Geldpreise von 100 bis 300 Euro nicht genug Anreiz? War der Wettbewerb zu wenig bekannt? Fehlte es generell an einer Sensibilisierung für das Thema »Schutz des Lebensraums Alpen«? Müsste man die kleinen, alltäglichen Touren besser präsentieren? Und wie konnte man zum verstärkten Nachahmen anregen? Diese und weitere Fragestellungen waren Gegenstand langer Diskussionen.



Vor allem in einem waren wir uns aber einig: Das Thema war zu wichtig, um sich mit den bisherigen Ergebnissen zufrieden zu geben. So entschieden wir uns dafür, die gute Idee unserer Vorgänger nicht aufzugeben, sondern sie mit einem neuen Konzept zu versehen und neu auferstehen zu lassen – ein »Relaunch« stand auf der Tagesordnung.

Ein »Relaunch« mit drei wichtigen Kernpunkten.

Zum Ersten eine Änderung der Struktur: Statt drei Preisen für die kreativsten Touren sollen ab jetzt zwei Preise in verschiedenen Kategorien vergeben werden. Zum einen – wie gehabt – für die kreativste und ausgefallenste Jugendfahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln. Zum anderen nun auch ein Preis für den Jugendleiter mit den meisten Touren mit den Öffentlichen. Denn gerade in diesem Bereich ist Quantität ein mindestens genauso wichtiger Faktor wie Qualität. Dadurch soll erreicht werden, dass auch interessante, aber kürzere Touren, Geheimtipps in der Nähe oder bekannte Standard-Touren in die Datenbank aufgenommen

werden. Außerdem ist es nur fair, auch denjenigen zu belohnen, der vielleicht keine Zeit für große Wochenfahrten hat, aber dafür jedes Wochenende mit der Jugendgruppe in Zug und Bus in die bayerischen Voralpen fährt.

Die zweite Änderung betraf die Preise selbst. Statt einmal 300 EUR für den ersten Platz und zweimal 100 EUR für die zweiten Plätze, die dem Jugendkonto der Sektion zuflossen, gibt es jetzt für die Jugendleiter greifbarere und damit unmittelbar wirkende Preise. Für den Gewinner der kreativsten Fahrt gibt es eine vom Bezirk organisierte und bezahlte Jugendfahrt. Natürlich mit öffentlichen Verkehrsmitteln und mit einem besonderen »Zuckerl«. Angedacht sind hier zum Beispiel Überlebenstrainings in der Wildnis, Klettern mit berühmten Spitzenkletterern, Hochseilgarten und, und, und.

Für den Jugendleiter mit den meisten öffentlichen Jugendtouren soll es natürlich auch etwas Nützliches geben: Eine gesponserte Bahncard 25 für ein Jahr. Das gezeigte Engagement soll belohnt und durch die Bahncard noch verstärkt werden.

Diese beiden Punkte decken den einen Teil der Mobilitätsförderung ab: Anreize für Jugendtouren mit den öffentlichen Verkehrsmitteln schaffen.

Fehlt noch der zweite Teil und dritte Kernpunkt: Das animieren zum Nachmachen und Nachfahren. Dieses Ziel soll durch mehrere kleine Maßnahmen erreicht werden. Zum einen durch mehr Öffentlichkeitsarbeit und stärkere Präsentation des Wettbewerbs und zum anderen durch ein leichteres »Verfügbar-machen« der gesammelten Touren. Damit dieses Ziel erreicht wird, werden wir zum einen die Überarbeitung der Homepage und der Datenbank mit einer übersichtlichen Gestaltung und Suchfunktion vornehmen und zum anderen ausgewählte Touren in einer gedruckten Broschüre veröffentlichen.

In kleinen Heftchen sollen gut durchführbare Touren zu jeweils einem Thema (Skitouren, Klettern, Bergsteigen, Hochtouren….) und in jeder Ausführung – von der Eintages- bis zur Wochentour – gesammelt und aufbereitet, und den Jugendleitern an die Hand gegeben werden. Diese Heftchen können und sollen zwar keinen Führer ersetzen, aber als schnelle Inspiration dienen, wo man mit seiner Gruppe hin kann, wenn man weiß, was man tun will, aber noch kein Ziel hat.

Zusätzlich wurde der ehemals lange Name »Mobilitätsförderung« durch den neuen, kurzen Namen »Zugsache« ersetzt, der mehr Interesse bei den Jugendleitern wecken soll.

Ein neues Konzept, dass hoffentlich gut aufgenommen wird. Natürlich wäre es ein schöner Nebeneffekt, wenn sich deutschlandweit Nachahmer finden würden, die unsere Idee unterstützen, übernehmen und anpassen. Das Konzept ist einfach durchzuführen, fördert das Bewusstsein für umweltverträgliche Fahrten und bietet Möglichkeiten zur Inspiration für Touren mit öffentlichen Verkehrsmitteln.

Ein gutes – und ein klimaneutrales Naturerlebnis.
Bild: Wiltrud Sanden



Und warum sollte es nur bei der Münchner Jugend klappen und nicht auch woanders? Neugierig geworden, dann einfach unter www.jdav-muenchen.de unter Zugsache nachsehen oder direkt über Zugsache.jdav-muenchen.de.

Durchs Tor des Scheiterns

Lernfeld Eiger-Nordwand

VON THOMAS BURGER

Mein Puls rast. Ich kneife die Augen zu und schleife mich Schritt für Schritt vorwärts. Der Atem geht schwer, Blut schießt in meine erfrorenen Füße – ich könnte schreien vor Schmerz. Noch ein paar Schritte, dann habe ich mein Ziel erreicht. Ein letzter gewaltiger Kraftakt – es ist vollbracht: Ich habe die fünf Meter vom Bett bis zum Waschbecken geschafft.

So fühlten sich meine ersten Schritte nach einem halben Jahr Krankenhaus an. Schwerste Erfrierungen, Amputationen, Hauttransplantationen, Verzweiflung, Kampf, Resignation und wieder Kampf.



Thomas Burger
Foto: Heidi Burger

Jung waren wir – 18 und 19 Jahre alt – wir sind noch zur Schule gegangen – zumindest, wenn schlechtes Wetter war.

Ansonsten waren wir in den Bergen unterwegs. Sie waren mit all ihren Gefahren und Herausforderungen unser selbstgewählter Lehrmeister. Wir wollten alles aus erster Hand erfahren, Wind und Wetter spüren, Kräfte ausloten. Am Seil haben wir erfahren, was es heißt, einander zu vertrauen, Entscheidungen zu treffen und dazu zu stehen. Wir lernten zu überleben, und was es bedeutet, an seine Grenzen zu stoßen.



Holger Wendel, Tannheimer Berge 1982
Archiv Burger

Eine Wand nach der anderen hatten wir durchstiegen. Und irgendwann haben wir uns so sicher gefühlt, dass wir fast nur noch seilfrei kletterten. Unser Leben war durchdrungen von der Droge Berg und der Sucht nach immer wilderen, schwierigeren Klettertouren.

Und irgendwann fiel es dann, das Wort von der Wand der Wände, der Eiger-Nordwand. Ein Ziel, das am Wunschhorizont lockte wie die Sirenen die Seefahrer.

Was hatten wir über diese Wand alles gelesen. Gefressen haben wir jeden Satz, den Harrer in seiner »Weißen Spinne« darüber geschrieben hat. Der Mythos hat uns nicht abgeschreckt, Respekt hatten wir vor der Wand, aber keine Angst. Trainingszustand, Ausrüstung, das Wetter – alles passte, als es dann so weit war, und wir unter unserer Wand standen. Und dennoch: wir haben Fehler gemacht, entscheidende Fehler.

Eigentlich wollten wir ja erst morgen in die Wand steigen, heute in Ruhe die Verhältnisse beobachten. Aber all die kamerabehängten Japaner auf der Kleinen Scheidegg hatten uns mit unseren riesigen Rucksäcken schnell als Nordwandaspiranten entlarvt und fielen über uns her wie die biblische Heuschreckenplage. Die Hektik war unerträglich. Am Berg aber herrschte Ruhe, keine Wolke war zu sehen, warum also nicht noch heute Nachmittag in die Wand steigen? Bis ins ›Schwalbennest‹, einem sicheren Biwakplatz etwa 800 Meter über dem Einstieg, sollten wir es noch schaffen, und dann könnten wir morgen bereits am frühen Nachmittag den Gipfel erreichen. Eigentlich sollten wir noch jemandem Bescheid sagen, aber wer geht schon so einfach in ein Hotel und sagt: »Hören Sie mal, wir machen jetzt die Eiger-Nordwand!« Irgendwie kamen wir uns lächerlich dabei vor. In diesem Moment wussten wir noch nicht, wie sehr die nächsten Tage unser zukünftiges Leben verändern sollten.

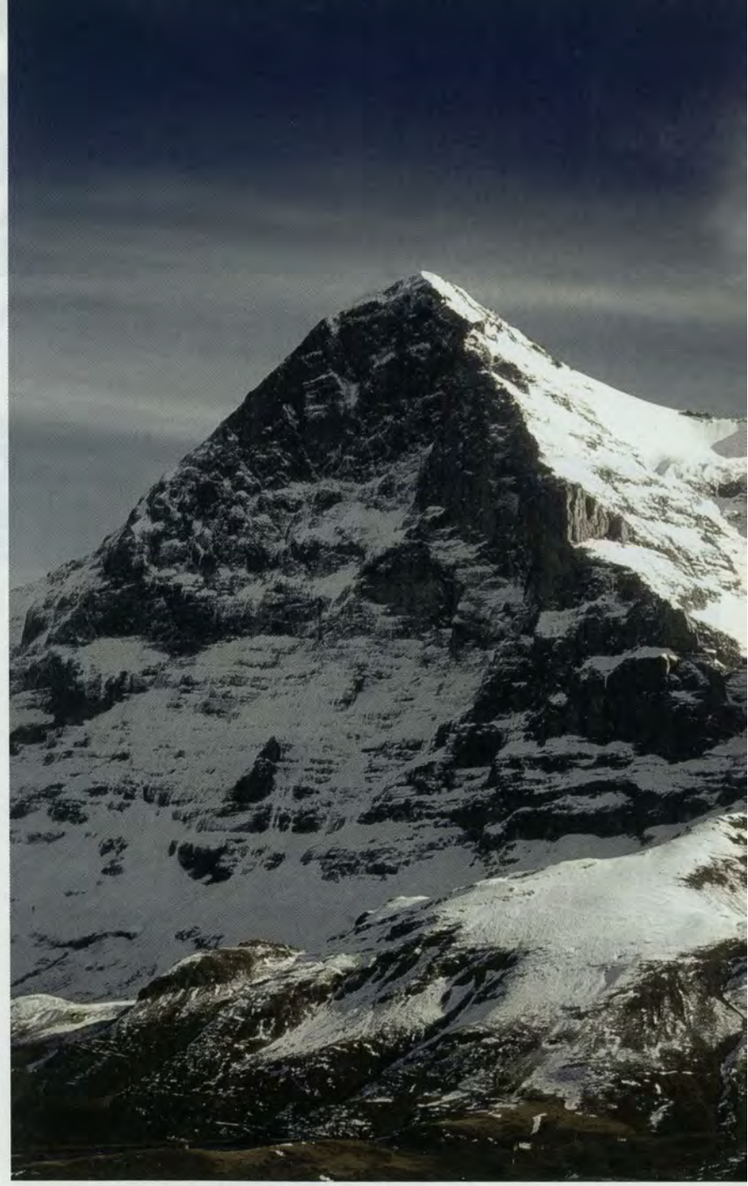
Die ersten Meter führten uns mit schweren Rucksäcken in steilem, brüchigem Gelände empor. Wir wollten wie gewohnt seilfrei durch die Wand steigen. Für den Notfall hatte jedoch jeder von uns ein Halbseil im Rucksack. Es herrschte eine eigenartige Stille, die plötzlich von einem unheimlichen Zischen unterbrochen wurde. Der Himmel verdunkelte sich. Holgers Schrei schoss mir durch Mark und Bein, beide gingen wir blitzschnell in Deckung. Im selben Moment zersplitterte ein tischgroßer Felsbrocken knapp neben uns in tausend Stücke. Holger war bleicher als das ›zweite Eisfeld‹ und mein Mund stand vor Schreck offen. »So schnell könnte es vorbei sein«, dachte ich noch, aber er ist einfach weitergestiegen. In dem leichten Gelände kamen wir zügig voran. Umdrehen kam nicht in Frage oder zumindest traute ich mich nicht, Holger zu sagen, dass ich Schiss hatte. Ein paar Meter weiter haben wir dann einen grauenhaften Fund gemacht. Da lag ein abgerissener Unterschenkel mit Bergschuh dran. Wir verzichteten auf eine genauere Untersuchung und stiegen fluchtartig weiter bis kurz vor das ›Stollenloch‹. Da hätten wir noch umdrehen können.

Unterhalb des ›schwierigen Risses‹ haben wir dann zwei Schweizer getroffen. Einer von beiden hatte eine Hand mit einem dicken Verband umwickelt. Blut sickerte langsam durch. »Steinschlag«, sagte er nur. Wir begleiteten sie noch bis ans ›Stollenloch‹ der Bahn im Berginneren und schlossen das Fenster.

Da haben wir das erste Mal laut darüber nachgedacht, ob wir überhaupt weitersteigen sollen. Aber bis ins ›Schwalbennest‹ zu klettern, konnte doch kein Fehler sein.

Der ›Schwierige Riss‹ gestaltete sich als eine recht luftige, aber problemlose Angelegenheit. Über den ›Hinterstoisser-Quergang‹ fegte ein Wasserfall. Was haben sich hier früher für Tragödien abgespielt. Allem voran die so unendlich tragische Geschichte von Toni Kurz, der hier 1936, nur drei lächerliche Meter von seinen Rettern entfernt, an Erschöpfung starb.

Aber dann warfen wir uns, nach gerade einmal zweieinhalb Stunden Kletterzeit, ins ›Schwalbennest‹ und schliefen in dieser lauen Nacht über den Lichtern von Grindelwald ein.



Eiger Nordwand
Archiv Burger

Der Schrecken folgte am nächsten Morgen. Beim ersten Morgengrauen wollten wir lossteigen – und wir hatten verpennt. Es war bereits halb acht!

Aber der Himmel zeigte sich wolkenlos. Schnell waren wir uns einig, unser Weg ins Tal sollte über den Gipfel führen. ›Erstes Eisfeld‹ und ›Eisschlauch‹ waren so stark ausgeapert, dass sie sich im Fels überwinden ließen. Über der Steilstufe nach dem



In der Eiger Nordwand
1983
Foto: Archiv Burger

›Eisschlauch‹ eröffnete sich, einem überdimensionalem Amphitheater gleich, die grandiose Szenerie der Gipfelwand. Erst da ist uns so richtig bewusst geworden, welche Dimension diese Mauer aus Eis und Fels hatte. Neben uns lag schwarzgrau das ›Zweite Eisfeld‹: Blankeis. Die Steigeisen ungesichert in diesem äußerst brüchigen Gestein anzulegen, entpuppte sich als Balanceakt der Extraklasse. Schnell waren die wasserüberronnenen Felsen des ›Bügeleisens‹ erreicht und das ›Dritte Eisfeld‹ überwunden. Doch am Beginn der ›Rampe‹ wurde unser Aufwärtsdrang jäh von aufquellenden Wolken unterbrochen. Mit einem Schlag wechselte alle Euphorie, all die Ästhetik des Steigens in tiefe Bestürzung und Angst. Wir waren in die Mausefalle getappt, über die wir schon so oft gelesen hatten – ein direkt bevorstehender Wettersturz in der Eiger-Nordwand und noch dazu am Beginn der ›Rampe‹, aus der es kaum ein Entrinnen gibt. Nach oben zu schwer, nach unten zu lang und gefährlich. Unsere jugendliche Unbekümmertheit war wie weggeblasen, das Erwachsensein, das Auf-Sich-Selbst-Gestelltsein schlug uns plötzlich wie ein Faustschlag ins Gesicht. Ohne Zögern machten wir uns an den Rückzug. Uns war klar, dass jeder Meter, den wir noch nach unten kämen, unsere Überlebenschance erhöhen würde. Der seilfreie Abstieg bis zum ›Zweiten Eisfeld‹ ging sehr rasch. Die Wolken wurden immer dichter.

Hastig legten wir die Steigeisen an. Nach wenigen Metern Querung auf dem oberen Rand des Eisfeldes hat Holger plötzlich geschrieen, dass er ein Steigeisen verloren hat. Und schon sprang das lebenswichtige Kletterutensil die Wand hinunter und verschwand haltlos im Nebel des 1000 Meter tiefen Abgrunds.

Ich setzte eine Eisschraube und seilte auf eine winzige Felsinsel mitten im Eisfeld ab. Kaum war Holger dort angekommen, eröffnete ein ohrenbetäubender Knall die Hölle eines Frontgewitters. Dem losbrechenden Platzregen folgte Hagel. Blitze durchzuckten unsere Körper. Beide schrien wir aus Leibeskräften, um der Angst und den Schmerzen etwas entgegen zu setzen. Gewaltige Donner erschütterten die Wand.

Bald folgte Steinschlag. Kleine Felsstücke schmetterten immer wieder auf uns nieder. Holger blutete überall im Gesicht. An Pickel und Steigeisen blitzten Elmsfeuer auf. Graupellawinen fegten über das Eisfeld. Alle paar Minuten mussten wir uns kurz von der Wand abdrücken, um nicht von den Graupelmassen in den Abgrund gerissen zu werden. An das Anbringen einer Sicherung war nicht zu denken. Wir konnten nur krampfhaft unsere Eisgeräte umklammern. Es ging ums nackte Überleben. Das Gewitter hielt nun seit Stunden an und beide waren wir, von Krämpfen in Armen und Beinen geschüttelt, immer wieder kurz vor dem Loslassen.

Schneeregen setzte ein. Wir waren nass bis auf die Knochen und zitterten am ganzen Leib.

Aber wir mussten weiter. So suchten wir verzweifelt nach einer kleinen Ritze, um einen Haken einzutreiben. Doch das Gestein war extrem brüchig. Bei jedem Schlag mit dem Hammer wurden die abwärts geschichteten Schuppen abgesprengt. Unsere letzte Chance war es, einen Haken in eine kleine Ritze zu legen, und an diesem so abzuseilen, dass er sich auf Belastung nach oben verklemmte. Uns war bewusst, dass bei der geringsten Entlastung der Abseilende über 1000 Meter in den Abgrund stürzen würde.

Jeder holte blindlings einen Haken vom Klettergurt, wer den kürzeren zog, musste zuerst hinunter – also ich.

Holger drückte mit beiden Händen den Haken nach unten. Ich versuchte, jede ruckartige Bewegung beim Abseilen zu vermeiden. Holger folgte, mein Gott, was musste er für Ängste ausgestanden haben! Am Standplatz angekommen, schauten wir uns wortlos tief in die Augen. Das Abziehen des Seils gestaltete sich recht einfach. Ein kurzer Ruck, und Seil, Haken und Karabiner fielen nach unten.

Schneeregen und dichter Nebel kam auf, und es begann zu dämmern. Wir beschlossen, in einer abfallenden Mulde, über die ein kleiner Bach rauschte, zu biwakieren. Wir kauerten auf unserer Rettungsdecke und dem über den Kopf gestülpten Biwaksack. Es war entsetzlich kalt und nass, wir zitterten und massierten uns gegenseitig Hände und Füße. Irgendwann in der Nacht schnitt ich dann den Gummizug meiner Hose durch, damit das Wasser besser ablaufen konnte.

Plötzlich hörten wir über uns ein Krachen und Poltern. Es hörte sich an, als ob der ganze Berg in sich zusammenfiele. Instinktiv klammerten wir uns eng aneinander und zogen die Rucksäcke über unsere Köpfe. Mit ohrenbetäubendem Lärm fegte eine Eis- und Steinlawine durch unseren Biwakplatz. Ich kniff die Augen zu, krallte mich krampfhaft an Holgers Anorak fest. Beide wurden wir getroffen und schrien laut auf. Letzte Steine sprangen vorbei, weit unten das Rauschen der Lawine und es kehrte wieder gespenstische Ruhe ein. Welch ein Wunder, wir hatten überlebt.

Schnell kramte ich meine Stirnlampe hervor. Erschreckt stellten wir fest, dass man an meinem Knie bis auf den Knochen sehen konnte, überall Blut, und Holgers Schulter verfärbte sich langsam tiefrot. Sofort kramten wir im völlig durchnässten Rucksack nach Verbandsmaterial und mussten feststellen, dass die Lawine es mit einem meiner beiden Steigeisen, dem Foto, dem Proviant und beiden Handschuhen mit in die nächtliche Tiefe gerissen hatte. Zudem war der Biwaksack völlig zerfetzt und von der Rettungsdecke fast nichts mehr übrig. Langsam setzten auch die Schmerzen ein und ich bekam Schüttelfrost.



Rückzug – Screenshot
Film Eiger Nordwand
Gerhard Baur

Am nächsten Morgen dichtes Schneetreiben, Eiseskälte, keinerlei Sicht, alles ertrinkt im endlosen Weiß. Unsere tiefen Fleischwunden, vom Wasser aufgeweicht, sahen schrecklich aus. Ich konnte meine Hände kaum mehr spüren. Dann hat Holger mir seine Handschuhe angeboten, welch eine Geste in dieser Situation! Wir beschlossen, sie jede volle Stunde zu wechseln. Am liebsten wären wir einfach hier geblieben und hätten auf Hilfe gewartet. Doch wer sollte uns bei diesem Wetter zu Hilfe kommen? Haken für Haken wird in den Fels getrieben und wir seilten uns wie in Trance ab. Nur unser Überlebenswille hielt uns noch auf den Beinen. Kaum ein Wort haben wir gewechselt.

Und dann konnte ich kaum glauben, was da wenige Meter von mir entfernt lag. Meine beiden Handschuhe, die die Lawine gestern Nacht mehrere hundert Meter mitgerissen hatte, waren hier liegengeblieben, sauber nebeneinander, wie im Regal.

Das Abseilen wurde immer mühsamer. Die Seile waren zu Eisstangen gefroren und ließen sich kaum mehr lösen. Zu zweit hingen wir immer wieder am Seilende und zogen so fest wir konnten. Einmal ließ sich das Seil nicht mehr abziehen und wir mussten es abschlagen. Nur die Hoffnung bald in Sicherheit zu sein, ließ uns ungesichert bis über den ›Schwierigen Riss‹ abklettern, der mit feuchtem Schnee bedeckt war. Wir waren auf dem ›Band‹, der erlösenden Brücke zum ›Stollenloch‹, dem Eingang zur rettenden Bahn im Berginnern, angekommen. Kurze Glücksmomente, doch Nebel und Schnee ließen ein Band wie das andere aussehen und wir irrten vergeblich in dieser riesigen Eiswüste umher, ohne die ersehnte Rettung zu erlangen. Irgendwann beschlossen wir dann getrennt zu suchen. Aber das ›Stollenloch‹, dieses Tor zum Leben, blieb unauffindbar. Und dann war Holger plötzlich weg. Was war nur passiert? Hat er das Stollenloch gefunden? Ist er etwa abgestürzt? Immer panischer habe ich nach Holger geschrien. Tränen rollten mir die aufgeplatzten Wangen herunter. Überall Felsbänder, Schnee und Kälte, aber keine Spur von Holger. Immer wieder donnerten Lawinen durch die Wand. Doch dann ist er aus dem milchigen Nichts unversehens vor mir aufgetaucht.



Rückzug – Screenshot aus dem Film Eiger Nordwand
Gerhard Baur

Es dämmerte bereits, der Nebel hatte sich etwas gelichtet. Auf das ›Stollenloch‹ verzichten und ganz absteigen war unsere erste Überlegung, aber in diesem Moment demonstrierte uns eine niederstürzende Lawine eindrucksvoll, was mit uns passieren würde, wenn wir es wagen sollten, den geneigten unteren Wandteil zu betreten. Ein weiteres Biwak schien unumgänglich. Wir setzten uns auf den Pfeilerkopf des ›Zerschrundenen Pfeilers‹, weil sich über ihm die Lawinen teilten und wir dort vielleicht von ihnen verschont bleiben würden. Wir stülpten unseren völlig zerfetzen Biwaksack über unsere Köpfe und versuchten den Kocher anzuwerfen, um Schnee zu schmelzen. Aber weder die Zündhölzer in der angeblich wasserfesten Dose noch die Feuerzeuge spendeten das ersehnte Feuer. Jetzt erst, als die Anspannung langsam abfiel, spürten wir, wie restlos erschöpft wir waren. Alles war nass und entsetzlich kalt. Nur allmählich wurde uns unsere hoffnungslose Lage bewusst. Können wir noch eine Nacht überleben?

In der Nacht hat es geschneit, mehr als einen halben Meter. Ich habe die ganze Nacht vor Kälte so sehr gezittert, dass mir die Zähne schmerzten. Die Hände und Füße waren bereits gefühllos. Unsere Körper hatten aufgehört zu zittern, zudem hatte sich auf der völlig durchnässten Kleidung eine Eisschicht gebildet. Zu geschwächt, zu ausgezehrt und unterkühlt, an den Händen nur noch aufgeschwemmte weiße Hautfetzen, zu viele Wunden, um auch nur ein Bein vor das andere zu setzen. Unser körperlicher Kampf war beendet. Wir mussten einsehen, dass wir die Wand aus eigener Kraft nicht mehr verlassen konnten.

Aber wer sollte uns suchen? Wir konnten doch nicht einfach so sterben. Irgendwie hatte ich diese Gewissheit in mir, dass wir diese Hölle lebend verlassen würden. Wenn nur dieser entsetzliche Hunger und Durst nicht gewesen wäre. Aber wir hatten nichts mehr zu essen und der Schnee, den wir aßen, verursachte grauenhafte Bauchkrämpfe.

Und dann hatte ich eine Idee: Es musste doch möglich sein, diese Streichholzköpfe mit der Wärme der Stirnlampe zu trocknen Ich legte einige Streichhölzer zwischen Glühbirne und Glas. Aber diese verdammten Zündköpfe tropften einfach ab und lagen wie Blutreste als roter Brei in der Lampe. In einem Wutanfall schmiss ich den Kocher samt Gaskartusche in hohem Bogen die Wand hinunter.

Es hörte auf zu schneien und für einen ganz kurzen Augenblick zeigte sich die Kleine Scheidegg. Beide brüllten wir wieder aus Leibeskräften. Es wurde dunkel. Mit meiner Stirnlampe sendete ich das alpine Notsignal. Immer wieder wurden die mittlerweile erfrorenen Hände massiert, an die Füße kamen wir nicht mehr hin. Sie hingen unten aus dem Biwaksack heraus wie zwei gefrorene, leblose Klumpen.

Unsere Uhren waren stehen geblieben. Immer wieder versuchten wir auszurechnen, wie lange wir schon in der Wand waren, fünf Tage, sechs Tage, es war auch einerlei.

Wieder und wieder wand sich ein neuer Tag aus der Eiseskälte, wir klopften die dünne Eisschicht, die sich in der Nacht auf unserer nassen Kleidung gebildet hatte, ab, und wir lebten und lebten und konnten es nicht glauben. Gebete, Wutausbrüche, Euphorie und völlige Resignation wechselten sich ständig ab.

Und immer wieder Erinnerungen an die Familie, Freunde, manchmal glasklare Bilder und dann wieder verschwommene, diffuse Fetzen. Wir waren nicht mehr in der Lage, klar zu denken. Ich hatte schon lange keinen Hunger mehr, aber plötzlich öffnete sich die Sicht hinunter auf die Kleine Scheidegg, und da saßen die Leute und aßen vermutlich die feinsten Sachen. Wir schwärmten uns gegenseitig von unseren Leibspeisen vor und nahmen erst jetzt wahr, dass ich bereits den Daumen meines Schafwollhandschuhes und Holger einen Lippenfettstift gegessen hatte. Sieben Tage waren wir nun schon in der Wand.

Ich war so froh, dass unsere Eltern sich vermutlich keine Sorgen machten. Wir wollten für vier Wochen in die Westalpen fahren und wir waren ja erst einige Tage unterwegs. Meine Eltern haben es nie gern gesehen, wenn ich in den Bergen unterwegs war.

Es war das erste Mal, dass mich ein ganz besonderer Frieden umgab. Ich wusste, dass wir durchkommen werden, und ich empfand diese Gewissheit nicht als überheblich.

Ich hatte mich geirrt, Holger wurde von Stunde zu Stunde apathischer, hat nicht mehr reagiert. Ich habe ihn angeschrien. Plötzlich trat das Weiße in seinen Augen hervor und sein Kopf fiel nach hinten. Ich würde so gerne weinen, aber es will mir nicht gelingen. Die letzten Tage waren zu viel.

Immer wieder hatten wir übers Sterben und das Leben nach dem Tod geredet. Holger hatte sich einmal vorgestellt, wie es wäre, wenn wir auf unserer eigenen Beerdigung zusehen könnten. In den ersten Tagen, als die Schmerzen teilweise unerträglich waren, dachten wir daran, einfach hinunter zu springen. All der Kampf, die Leiden und Wunden, dieses Aufbäumen wieder und wieder waren umsonst. Holger ist tot. Bisher haben wir doch alles gemeinsam überstanden. Er hat mir meine Finger warmgerieben und ich ihm die seinen. Was soll ich denn hier allein? Sein Körper hat aufgegeben, warum kann meiner nicht auch einfach aufhören zu leben? Wer soll uns jetzt noch finden? Wer soll uns überhaupt noch suchen?

Alle werden sie sagen, wie konnten sie nur so jung in eine solche Wand steigen, ach hätten sie doch ... . Die haben doch keine Ahnung welchen Ehrgeiz du entwickelst, wenn du ein Extremer bist. Wenn du das Gefühl kennst, mit nichts als einem kleinen Rucksack Hunderte von Metern über der Erde am Fels zu kleben und die Kraft spürst, dich nur mit deinen Händen und Füßen festhalten zu können. Das gibt dir ein Gefühl der Stärke, dass du das nie wieder aufgeben willst.

Und jetzt, da Holger leblos neben mir lag, konnte ich mich mit dem Tod plötzlich auf eine sehr nüchterne Weise auseinandersetzen. Das Sterben erschien als unausweichliche Konsequenz, die ich hinnahm, ebenso wie die nicht mehr fühlbare Kälte, die meine Glieder erfroren, meinen Körper unterkühlt und meine Gedanken gelähmt hatte. Alle Hoffnung wurde zugedeckt und bewusstlos vergraben in Ahnungslosigkeit und Traum.

Doch plötzlich hörte ich Geräusche über mir. Und was ich da sah, überstieg meine kühnsten Vorstellungen. Direkt über mir



Rettung Holger Wendel
1983
Archiv Burger

kreiste ein knallroter Hubschrauber. Ich wollte winken. Meine Arme waren aber so steif, dass es mir nicht gelingen wollte. Der Hubschrauber flog wieder aus der Wand. Ihr müsst mich doch gesehen haben! Wieder kam er in die Wand, aber viel weiter oben, und drehte wieder ab. Ich nahm alle Kräfte zusammen und schaffte es, einmal meinen linken Arm zu heben. Später berichteten mir die Retter, dass sie mich zuvor nicht gesehen hatten und gerade wieder aus der Wand fliegen wollten. Erst durch die Bewegung des Armes wurde ein Rettungshelfer auf mich aufmerksam.

Rettung Thomas Burger
1983
Archiv Burger



Und dann ging alles rasend schnell. Ein Retter wird über Seilwinde abgelassen und schon hänge ich am Hubschrauber. Auf der Kleinen Scheidegg werde ich in einen anderen Hubschrauber umgeladen. Die Retter fragen mich, ob ich noch laufen könne. Ich sage überglücklich »Ja«, und breche im selben Moment zusammen. Neun Tage waren wir in der Wand gefangen. Erst zwei Tage später wachte ich in der Intensivstation des Kantonsspitals Interlaken wieder auf. Der erste Gedanke ging an Holger. Meine fragenden Augen fanden Halt bei einer Krankenschwester. Ich konnte kaum sprechen. Sie deutete auf das Zimmer nebenan, ich nickte. Und dann schob sie mich durch einen Gang in ein Zimmer und dort lag – Holger. Er lebte!

Diese Geschichte ereignete sich vor nunmehr gut 25 Jahren, und es war zunächst sehr schwer, mit diesem Scheitern zu leben. Wie sollte man seinen Eltern gegenübertreten, die sich so unbeschreibliche Sorgen gemacht haben? Wie mit den Vorwürfen all der »perfekten Bergsteiger« umgehen, die alles ganz anders und natürlich viel besser gemacht hätten?

Als wir im Krankenhaus lagen, war unsere Geschichte bereits eine Sensation für die Boulevardpresse.

Bis dahin hatte niemand so lange ohne Schutz mit einer Körperkerntemperatur von nur 22 Grad überlebt.

Noch nie hatten zwei so junge Kletterer versucht, die Eiger-Nordwand seilfrei zu durchsteigen.

Journalisten aus aller Welt wollten Fotos und ein Interview von uns.

Doch wir hatten einen genialen Plan: Wenn wir nichts sagen, dann können sie auch nichts schreiben. Das war natürlich naiv, denn sie haben geschrieben, was sie wollten. Sie haben Geschichten geschrieben, bei denen uns die Haare zu Berge standen.

Schon wieder hatten wir einen Fehler gemacht.

Heute ist mir klar: Nichts zu sagen, ist immer die schlechteste aller Möglichkeiten. Das predige ich heute in meinen Rhetorik- und Schlagfertigkeitseminaren meinen Teilnehmern. Und ich weiß, wovon ich spreche.

Als ich nach einem Jahr und acht Operationen aus dem Krankenhaus entlassen worden war, kam der Schock meines Lebens. Holger, er war nur drei Monate in der Klinik, ist auf tragische Weise in den Bergen tödlich verunglückt. Es war, als ob mir ein Stück von meinem Leben aus dem Leib gerissen worden wäre.

Hinzu kam die Diagnose der Ärzte: Nie wieder gehen ohne Krücken – ich war wie betäubt, taumelte in einer Spirale abwärts – nie wieder gehen ohne Krücken, hämmerte es in meinem Kopf. Die Diagnose war endgültig – aus Ärztesicht. Aber nicht aus meiner.

Meine längste Tour begann: Jede Woche zu einem neuen Arzt, jeden Monat zu einem neuen Therapeuten. Der Erfolg gleich null.

Und irgendwann musste ich einsehen – die Ärzte hatten Recht.

Also schleppte ich meine kaputten Füße, auf Krücken gestützt, auf einen Berg nach dem anderen. Jedes Mal, wenn wir zurückkamen, musste ich meine blutenden Bündel wochenlang auskurieren. So konnte das nicht weitergehen. Aber alt werden im Ohrensessel vor dem Fernseher mit Wochenendausflügen zum Schweinebratenessen – nein, das war nicht mein Weg.

Eines hatte ich allerdings nie ausprobiert, obwohl es einer der ersten Tipps war, die ich von einer meiner Gitarrenschülerinnen bekommen hatte: »Dynamische Integration« bei den Grühlings im Allgäu, eine Weiterentwicklung der Feldenkrais-Methode. Ich habe mir darunter irgend so eine esoterische Veranstaltung vorgestellt. Damit wollte ich nichts zu tun haben. Und deshalb bin ich auch nie hingegangen. Aber wenn es der letzte Strohhalm ist, dann zieht man dran.

Diese beiden wundervollen Therapeuten haben mir beigebracht, dass es in ihrer Therapie um sanfte Bewegungen geht, die keinen Schmerz erzeugen. Denn alles was schmerzt, sei eine Hemmung und was ich bräuchte, sei die Erweiterung meiner Bewegungsmuster. Dann würde ich auch ohne Krücken wieder gehen können. Genau das Gegenteil von dem also, was ich bisher gehört und unter Training verstanden hatte. Die Therapeuten der Dynamischen Integration sind keine Wunderheiler, zu denen man mit Krücken kommt, diese nach der ersten Sitzung wegwirft und dann für immer unbeschwert durchs Leben schwebt.

Film »Eiger-Nordwand«

Das Erlebnis von Holger und Thomas in der Eiger-Nordwand wurde basierend auf einer Drehbuchvorlage von Thomas Burger 1999 vom weltbekannten Bergfilmer Gerhard Baur verfilmt. Der Film »Eiger Nordwand« hat zahlreiche Preise bei verschiedenen Berg- und Dokumentarfilmfestivals gewonnen. Filmvorführungen können unter www.burgerseminare.de oder GBF – Gerhard Baur Film gebucht werden.



Thomas Burger im Klettergarten Thalkirchen
Archiv Burger

Gott sei Dank, sage ich heute, denn die Wahrnehmungsreise durch meinen Körper hat vieles in meinem Leben verändert. Wie ich mit meinem Körper, meiner Gesundheit, meiner Einstellung zu Sport und Bewegung, meinem eigenen Denken umging, das kam damals alles ins Wanken.

Ein halbes Jahr war ich in Behandlung. Danach konnte ich wieder laufen, klettern und Ski fahren. Zudem habe ich Bergführerlehrgänge besucht, die Hochtourenführer- und Skilehrerprüfung abgelegt und mich zum Therapeuten für Dynamische Integration ausbilden lassen. Ich habe ein gehöriges Maß an Lebensqualität zurückerlangt, und nebenbei ein sehr entspanntes Verhältnis zum Leben entwickelt.

Seitdem lautet mein Lieblingssatz: Schön ist's, wenn's leicht geht!

Ich hatte Germanistik und Geographie fürs Lehramt Gymnasium studiert und war eigentlich fertig mit dem Studium. Nur eine Sache, die hatte ich immer vor mir hergeschoben. Das große Latinum – nur das hatte ich nicht. Meine einzige Chance war ein Crashkurs im Bayerischen Wald.

Zu Beginn 250 Teilnehmer, nur 30 bis 40 davon sollten davon am Schluss das Latinum bestehen. Für mich ohne jede Vorbildung also nach dem Motto: Du hast keine Chance – nutze sie!

Wenn du einen einzigen Tag versäumst, wenn du einen einzigen Tag nicht voll konzentriert bist, ist der Zug abgefahren. Das hat mich doch sehr ans Soloklettern erinnert. Jeder Griff muss überprüft werden, jeder Zug muss mit voller Konzentration ausgeführt werden. Keinerlei Ablenkung ist zu dulden, auch und vor allem nicht im Denken. Den Fokus auf das Hier und Jetzt gerichtet, der nächste Griff ist jetzt das einzig Wichtige. Und genauso war das hier. Jede Vokabel, musste gelernt, jede Grammatikregel beherrscht werden. Keine Telefonate am Abend, kein Nachsinnen, was man nun alles machen könnte. Denn eines hatte ich mir schnell klargemacht: Wenn du Latein lernend an einem Schreibtisch sitzt und von den Dolomiten träumst, dann bist du weder an deinem Schreibtisch noch in den Dolomiten.

Der Sologang war erfolgreich. Am Schluss konnte ich das begehrte Papier in der Hand halten. Es war eine meiner extremsten Touren. Schon wieder wurde mir etwas, was ich im Bergsport erfahren habe, im Leben bewusst: Konzentriere dich voll auf das, was du gerade tust, dann kannst du Unglaubliches erreichen!

In Jugendjahren ist mir im Leben sehr wenig und am Berg fast alles gelungen. Ich hab's nicht auf die Reihe bekommen, mich auf die Physikschulaufgabe vernünftig vorzubereiten. Am Berg war das kein Problem. Für die seilfreie Begehung des Pilastropfeilers an der Tofana haben wir hart trainiert, die Schlüsselstellen mental und tatsächlich geübt, uns auf Kraftausdauer vorbereitet, auf das Gestein, die Exponiertheit, das Wetter eingestellt – und sind dann im richtigen Moment durchgestiegen.

Heute bin ich immer wieder sehr dankbar dafür, wenn ich es schaffe, die Erfahrungen vom Berg bewusst auf den Alltag zu übertragen. Aber das passiert nur manchmal automatisch. Ich mache mir die Parallelen immer wieder bewusst. Ansonsten kehrt sich das rasch um. Wie schnell überträgt man den Stress aus dem Berufsleben auf den Bergsport, rennt gehetzt auf die Berge und kehrt dann völlig erledigt von der Wochenendbergrallye heim.

Für mich ist das Bergsteigen auch Lern- und Erfahrungsfeld fürs Leben geworden.

In Interviews wurde ich oft gefragt, ob ich oder überhaupt Extrembergsteiger besonders mutige Menschen seien.

Bergsteiger, auch Extremkletterer, sind nicht mutiger als der Durchschnitt der Bevölkerung. Nur weil jemand mehr oder weniger gut gesichert durch eine Wand steigt, ist er nicht mutig. Mut spielt sich auf völlig anderem Terrain ab. Wer sich für Menschenrechte bei den Nazis eingesetzt und dabei sein eigenes Leben aufs Spiel gesetzt hat, der ist mutig. Mut hängt immer davon ab, wie man sich außerhalb von seinem Fachgebiet verhält.

Den Mut zu haben, durch eine Wand zu steigen, aber gleichzeitig zu feige zu sein, in der Sitzung den Mund aufzumachen, wenn eine Ungerechtigkeit zum Himmel schreit; zu feige zu sein, sich klar zu machen, was im Leben wirklich wichtig ist – dieses Problem kennen viele von uns. Dann ist das Klettern vielleicht nur Kompensation für zu wenig Mut im Leben!?

Aus dem Bergsteigen kann ich andere Dinge schöpfen als Mut.

Sich bewusst Zeit nehmen, bewusst entscheiden – das ist es! Es gibt keine Zwänge, auch wenn wir uns allzu gerne darauf hinausreden. Am Berg sind die Entscheidungen glasklar. Das ist etwas, was ich so schätze am Bergsteigen. Wenn du durch den Freney-Pfeiler steigen willst, dann gibt es nur ein eindeutiges Ja oder Nein – du kannst nicht ein bisschen durch den Freney-Pfeiler klettern. Gute Bergsteiger sind keine Vielleicht-Menschen, sondern haben gelernt, Entscheidungen zu treffen und auch dazu zu stehen.

Im Leben entscheide ich, ob ich Karriere und dafür einen 14-Stunden-Arbeitstag in Kauf nehme oder lieber mehr Zeit in meine Familie investiere – das eine ist dabei nicht besser als das andere, aber eines ist es auf jeden Fall: eine klare Entscheidung; nur das verdrängen wir oft, suchen nach Ausreden und Entschuldigungen.

Man kann die eigene Wirklichkeit gestalten, und das Bergsteigen hilft, sie bewusst zu kreieren. Wir sind nicht ausgeliefert – daran glaube ich. Natürlich hat man nicht alles selbst im Griff, natürlich gibt es Schicksalsschläge, aber sich deshalb einfach treiben lassen oder Halt in Heilslehren suchen, die die Erfüllung im Leben nach dem Tod verheißen – nein, dagegen entscheide ich mich ganz bewusst. Natürlich ist das nicht die Wahrheit, das ist meine momentane Wahrheit.



Linus, Heidi, Bastian und Lena Burger, Familienausflug zur Tanner Alm 2008
Foto: Thomas Burger

Ich habe erfahren, was man in seinem Leben alles gestalten kann, ich habe erlebt, wie sehr man sein Leben in die eigenen Hände nehmen kann. Sich in erster Linie auf das eigene Gefühl verlassen, sich wenig vorschreiben lassen, sich die eigenen Abhängigkeiten klar und ehrlich vor Augen führen, sich bewusst machen, dass es nur wenig Zwänge, aber viele bewusste Entscheidungen gibt – das war für mich schon ein großer Schritt zu einem selbstbestimmten Leben.

Von Zeit zu Zeit brauche ich jedoch Herausforderungen, im Beruf und hin und wieder auch am Berg. Viel zu viele betrachten das Leben als Vermeiden von Niederlagen.

Die Ängste sind immer dieselben:
Es könnte schief gehen.
Wir wollen auf der sicheren Seite bleiben.
Es könnte jemand nicht gut finden, was du tust.

Ich bin überzeugt davon, wer im Leben Erweiterung erreichen will, der muss durchs Scheitern gehen, der muss Herausforderungen suchen, seine Grenzen erleben.

Ich habe mich oft gefragt: Was steht hinter dem Gedanken, einen Berg zu besteigen? Und eines ist mir klargeworden: Es geht nicht um den Berg, es geht nicht um die Leistung, es geht auch nicht um das Erlebnis. Es geht um das Gefühl, das der Berg, die erbrachte Leistung, das Erlebte auslöst. Wir alle wollen einfach nur gute Gefühle haben.

Und irgendwann habe ich gemerkt, dieses Wahnsinnsgefühl, das sich einstellt, wenn man oben sitzt und eine schwere Wand durchstiegen hat, lässt sich auch auf anderen Feldern erreichen.

Manchmal überkommt mich dieses wunderbare Gefühl einfach so – abends im Garten mit meiner Frau bei einem Glas Rotwein, beim Autofahren, in der Badewanne, wenn ich meine Kinder ins Bett bringe und eben immer wieder am Berg.

Heute ist es kein Kampf mehr in den Bergen. Heute freue ich mich, wenn ich irgendwo leicht hinaufkomme – und leicht heißt:

Ohne Knieschmerzen
Ohne Rückenschmerzen
Aber gerne mal außer Atem
Gerne auf Wegen, die sonst keiner geht
Gerne durch eine Kletterroute

Ich kämpfe nicht mehr gegen Mauern. Die Rückfälle ins Extreme sind selten, der Blick dafür weiter geworden.

Ein neues Leben kann mit fünf Metern auf dem Weg vom Bett zum Waschbecken beginnen, denn eines habe ich verstanden:

Es ist nicht wichtig, wo du im Moment gerade stehst, entscheidend ist, in welche Richtung du gehst!

Wo geht's lang?

VON MAX BOLLAND

Das Spektrum bergsportlicher Leistungen bleibt unverändert breit gefächert, Tendenz steigend. Von fragwürdigen Rekordversuchen am Berg der Berge, dem Everest – der Jüngste, der Älteste, die Schwangerste usw. – über todesmutige Alpinaktionen an den Gruselwänden vom Himalaja bis Patagonien, tief hinein in die Welt der kleinen Griffe und dicken Unterarme geistern die Nachrichten durch die alpine Pressewelt. Dementsprechend schwer ist es, die diversen Leistungen miteinander zu vergleichen und zu werten, wirklich Bahnbrechendes und Richtungsweisendes von jenen Aktionen zu trennen, die zwar beeindrucken, letztendlich aber nur den Status Quo alpinsportlicher Leistung darstellen. Dies ist der Anspruch, den ich mir an diese Chronik stelle, mehr als dem der vollständigen Auflistung sämtlicher erbrachter Großtaten des letzten Jahres. Des Weiteren möchte ich Tendenzen in der Gesamtentwicklung des Alpinismus aufzeigen. Wohin geht der Bergsport und welche Leistungen des letzten Jahres sind für diese Entwicklung sinnbildlich? Den Taten, die mehr durch ihre Medienwirksamkeit als durch ihre alpinistische Bedeutung bestechen, wird an dieser Stelle keine oder eine nur geringe Bedeutung zugestanden. Der beobachtete Zeitraum erstreckt sich wie auch in den vergangenen Chroniken von März bis März, um die gesamte Klettersaison in Patagonien zu erfassen und somit eine möglichst hohe Aktualität zu sichern.

Klettersport – Durchbruch zum 12. Grad?

Wie sieht es mit dem zwölften Grad aus? Gibt es ihn nun, oder nicht? Was gibt es Neues auf der nach oben offenen Schwierigkeitsskala 16 Jahre nach Güllichs »Action Directe«, dem ersten 11er weltweit? Interessanterweise stellt sich die Frage nach dem 12. Grad nicht nur beim Sportklettern, sondern auch die englische E-Bewertung für traditionelle, selbst abzusichernde Kletterei pendelt sich zum ersten Mal beim neuartigen Gruselgrad E12 ein.

Eines hat die Entwicklung in beiden Sparten gezeigt, wer für sich und seine Neutouren den 12. Grad proklamiert, muss auf die nötige Reputation zurückgreifen können. Und die erhält der Protagonist nur durch ein ordentliches Maß an Routen im High-End-Bereich. Letztendlich ist aber eine Erstbegehung nur so gut und schwer wie ihre Wiederholer oder auch ihre gescheiterten Wiederholer sie bewerten. Nur durch den Austausch der weltbesten Kletterer untereinander kann ein neuer Schwierigkeitsgrad gefestigt werden.

Sportklettern

Die Anzahl schwerster Routen, sprich 8c+ (11-) und schwerer, hat ebenso exponentiell zugenommen wie die Zahl der Athleten, die diesen Grad klettern. Herausragen aus der Masse der starken Männer und Frauen kann nur, wer eine sehr hohe Zahl schwerster Routen in wenigen Versuchen vorweisen kann. 2008 konnten dabei vor allem Chris Sharma (USA) und der blutjunge Tscheche Adam Ondra (15 Jahre) bestechen. Anzahl und Schwierigkeit der von ihnen gekletterten Routen sprechen eine deutliche Sprache und somit ist auch ihr Ruf und ihre Glaubwürdigkeit innerhalb der Szene unbestritten. Sharma gelingt mit seinem langjährigen, 80m langen Projekt an der stark überhängenden Kalkwand des Clark Mountains (Kalifornien) der Durchstieg seiner »bisher schwersten Route« (Sharma bewertet nur sehr ungern seine Routen). Diese Route könnte als erster unumstrittener 12er (9b = 12-) in die Kletterhistorie eingehen, und man kann nur gespannt darauf hoffen, dass sich weitere Kletterasse an dem neuen Prüfstein versuchen. Der Durchstieg gelingt im September, nachdem Sharma im Mai ein weiteres Mal seine Ausnahmestellung durch die Begehung zweier Routen in Spanien im Schwierigkeitsbereich von 9a und 9a+ (11/11+) innerhalb eines Monats gefestigt hat.

Im Sammeln schwerster Routen überzeugt Adam Ondra wie kein anderer, seine Tourenliste liest sich wie das »Who is who« des Sportkletterns der letzten beiden Jahrzehnte, nur dass das junge Klettertalent seine Touren in ein paar wenigen Jahren gesammelt hat. Zu den Highlights seines Kletterjahres gehören: »Action Directe« (9a), »La Rambla« (9a+) in Siurana, »Wagnis Orange« (8c+) und die erste Wiederholung der mittlerweile schon mystifizierten »Piccolo Orso« (8c) in Tirol. Nach einmaligem Auschecken tanzt er locker lässig durch die 40 Meterroute, die mehr als ein Jahrzehnt lang auch die namhaftesten Kletterer abgeschüttelt hatte. Mit seinen gerade 15 Jahren besitzt er eine Kompetenz im Vergleich der unterschiedlichen Highend Routen wie kaum ein anderer. Fast 13 Jahre nach der Erstbegehung durch Alexander Huber gelingt Ondra die erste Wiederholung von »Open Air« am Schleierwasserfall (A). Er wertet sie auf 9a+ auf, womit »Open Air« eine der schwersten Routen weltweit ist – und das schon seit über einem Jahrzehnt. Gleichzeitig lässt sich an der Person Adam Ondra eine Tendenz in der Gesamtentwicklung des Sportkletterns ausmachen, für die auch andere wie Chris Sharma oder David Lama stehen. Wolfgang Güllich stand seinerseits für den Einbruch eines planmäßigen Trainings nach sportwissenschaftlichen Aspekten in den Klettersport, die neue Generation steht für die Weiterentwicklung einer systematischen Trainingsweise im Kinder- und Jugendtraining im Sinne einer gezielten Leistungsentwicklung von klein auf wie es in anderen Hochleistungssportarten schon lange gang und gäbe ist. Man kann von den kommenden Generationen somit durchaus nochmals eine Steigerung der Schwierigkeitsskala erwarten.



Adam Ondra in »Open Air«
Foto: Vojtech Vrzba

Als weitere Protagonisten des Sportkletterns sind die üblichen Verdächtigen wie Andreas und Christian Bindhammer, Markus Bock (alle D) oder die starken Spanier Dani Andrada, Patxi Usobiaga und Ramonet Puingblanc zu erwähnen. Bei den Damen hat im Wettkampfklettern Angela Eiter (A) mit Maja Vidmar mittlerweile eine ebenbürtige Konkurrentin erhalten. Die starken Damen klettern auch im Fels mit 8c+ im oberen Schwierigkeitsbereich.

Bouldern

Anders als im Sportklettern scheint sich im Boulderbereich das Leistungsniveau momentan eher bei Fb 8c/8c+ zu konsoli-



Beth Rodden in »Meltdown« Foto: Corey Rich/AURORA

dieren. Sprich immer mehr Kletterer dringen in den Grad vor, entsprechende Boulder werden immer schneller gelöst, jedoch gibt es keine Tendenz hin zu einer Weiterentwicklung der Schwierigkeitsskala nach oben. Es bleibt sicher spannend, ob sich in dieser Richtung in der Welt der allerkleinsten Griffe und der allergrößten Muskeln noch was tut, oder ob die Fahnenstange menschlicher Leistungsfähigkeit und muskulärer Kraftentfaltung schon erreicht ist. Neben all den neuen Namen in der Boulderszene halten sich aber auch hartnäckig alte Bekannte,wie der Deutsche Toni Lamprecht. Mit dem 8c+Boulder »Assassin, Monkey and Man« im Heimatgebiet Kochel eröffnet er ein Problem am oberen Ende der Schwierigkeitsskala. Weiterhin stark dabei sind bei den schwersten Zügen auch Daniel Wood (USA) und Bernd Zangerl (A), um nur zwei zu nennen.

Traditionelles Klettern

Durch den Verzicht auf Bohrhaken wird der Abenteueraspekt beim Tradclimbing englischer Prägung klar in den Vordergrund gestellt und schlägt sich auch im Bewertungssystem, der E-Bewertung für die Ernsthaftigkeit und die Gesamtanforderung einer Route nieder. Ähnlich dem Sportklettern entwickeln sich die E-Grade stetig nach oben und erstmals wurde eine Route, »Walk of life« in Devon, von James Pearson mit E12, 7a bewertet. Anders jedoch als im Sportklettern ist die Anzahl schwerster Tradrouten auch weltweit gesehen durchaus überschaubar, ebenso wie die Anzahl jener wilder Gestalten, die sich an die mitunter lebensgefährlichen Routen wagen. Zu den aktivsten dieses exklusiven Kreises gehören der Schotte Dave McLeod und der Kanadier Sonnie Trotter. McLeod eröffnete letztes Jahr mit »Rhapsody« die erste E11 und legte dieses Jahr mit »Echo Wall« nochmals eine Schippe drauf. Ohne eine offizielle Bewertung abzugeben, bezeichnet McLeod sie als noch ein gutes Stück härter als »Rhapsody«, also E12? Spezielles Boulder- und Klettertraining war für McLeod nötig, um die nötige Fitness für die eher athletische Route zu erhalten. Sein Free Solo einer 8c (10+/11-) im spanischen Siurana war da nur Teil seiner Vorbereitung für die »Echo Wall«!

McLeod's Rhapsody erhält unterdessen ihre erste Wiederholung durch Sonnie Trotter, der schwerste Tradrouten über den ganzen Erdball hinweg sammelt wie andere Leute Pilze im Wald. Wenig später gelingt auch Englands Sportkletterchamp Steve McClure eine erfolgreiche Begehung von Rhapsody, die Schwierigkeiten werden bestätigt. Die Phalanx der hauptsächlich männlich geprägten Tradkletterszene durchbricht die Amerikanerin Beth Rodden. Mit »Meltdown« (5.14c = 11-) im Yosemite Valley klettert sie eine der schwersten Risstouren der Welt und bringt die wenigen Sicherungsmittel aus der Kletterstellung an. Roddens Erstbegehung gehört zu den absoluten Highlights des Kletterjahres 2008, man darf gespannt darauf warten, ob je ein männlicher Kollege an dem extrem steilen und äußerst schmalen Fingerriss Halt finden wird.

Im Dezember macht sich McLeod an die Wiederholung von Pearsons »Walk of life« (E12), die Route gelingt trotz angeschlagenem Ellbogen und kalten Fingern und wird um satte drei Grad auf E9,6c abgewertet. Dass dies mit viel Respekt für den Kollegen und ohne diesen zu verbrämen erfolgen kann, beweist McLeod in seiner langen und gut nachvollziehbaren Begründung, die so manchem als Anschauungsobjekt dienen könnte, der all zu schnell und despektierlich gegen seine Kletterkollegen schießt. »Walk of life« ist somit immer noch eine der ganz wenigen Routen weltweit, die den Grad E9 erreichen, ein Meilenstein der Entwicklung der Tradclimbings ist sie aber nicht.

Altmeister Beat Kammerlander (A) beweist mit seinen 50 Jahren derweil, dass auch Kontinentaleuropa einiges an Tradrouten zu bieten hat. Seine Route »Prinzip Hoffnung« an der senkrechten Bürserplatte bietet höchste Kletterschwierigkeiten bei gleichzeitig mäßigen Sicherungsmöglichkeiten. Mit einer Bewertung von E10 ist sie eine der wenigen Routen weltweit in diesem Grad und die wohl erste auf dem europäischen Festland. Kammerlander über seinen erfolgreichen Durchstieg: »Ich war überrascht, dass ich immer noch wie ein Tropfen an der Decke kleben bleibe.«

Härteste Tradrouten werden normalerweise »geheadpointed«, d.h. im Toprope einstudiert und anschließend vorgestiegen, wobei das Sicherungsmaterial aus der Kletterstellung gelegt wird.

Wesentlich seltener sind Begehungen harter Tradrouten im Onsight, im Rahmen des BMC-Meetings in Nordwales gelingt den Belgiern Nicolas Favresse und Sean Villanueva mit einer Onsight-Begehung von »Mad Brown« (E7,6b,4 Sl) in den schauerlich brüchigen Küstenfelsen Goggarths eine beeindruckende Leistung. Alex Honnold, Matt Seagal und Kevin Jorgeson (alle USA) hinterlassen eindrücklich ihre Duftmarke im britischen Gritstone: Honnold klettert »Gaia« (E8) und den Ultraklassiker »Master's Edge« (E7) onsight, »London Wall« (E5) sogar onsight freesolo!

Hohe Wände

Die Idee, den Sportklettergedanken und damit die Suche nach höchsten Freikletterschwierigkeiten auf hohe Wände zu übertragen, ist so alt wie das Sportklettern selbst. Naturgemäß findet auch hier eine stete Steigerung im Sinne von »immer schwerer, immer höher« statt. So sehr man sich in der Szene auch darüber einig ist, dass die ide-

Ins Scheinwerferlicht...

...rücken an dieser Stelle jene Ereignisse des Bergjahres 2008, von denen man nur wenig bis gar nicht in den Medien erfährt, weil sie keine Erfolgsgeschichte sind, weil es keine strahlende Gipfelhelden zu präsentieren gibt oder weil vielleicht moralische, ethische Gründe zum Rückzug führten, statt zum Gipfel.

Schauplatz Annapurna: es lässt sich nur vermuten, welche Bedeutung die Südwand der Annapurna für den Bergsteiger Uli Steck einnimmt. Im Jahr zuvor war er im Alleingang dort gescheitert, überlebte mit viel Glück einen 300m Sturz. Nun steht er wieder unter der furchterregenden Wand, zusammen mit seinem Seilgefährten Simon Anthamatten. Die beiden sind in Topform, an der Nordwand des Tengkampoche gelingt ihnen quasi als Akklimatisationstour eine Erstbegehung, von der viele Topbergsteiger nur träumen können. Eine Neuroute durch die 3000m hohe Südwand auf das Haupt der Annapurna soll nun die Krönung der Expedition werden: direkte Linie, hohe technische Schwierigkeiten, Alpinstil – ein prestigeträchtiges Ziel für einen Profi wie Uli Steck. Doch bevor die beiden nach einem ersten gescheiterten Versuch erneut in die Wand einsteigen können, erreicht sie ein Notruf zweier in Not geratener Bergsteiger: am Ostgrat des Berges sitzt der Spanier Iñaki Ochoa de Olza mit einem Höhenlungenödem in seinem Zelt auf 7400m fest. Anthamatten und Steck zögern keine Sekunde, noch in der Nacht brechen sie auf, um dem Spanier und seinem rumänischen Kameraden Horia Colibasanu zur Hilfe zu eilen, trotz unadäquater Bekleidung, da der Großteil ihrer Ausrüstung am Fuße der Südwand deponiert liegt. In viel zu leichtem Schuhwerk ohne Daunenkleidung und Kletterausrüstung steigen die beiden bis Lager 2 auf 5900m, die herrschende Lawinengefahr zwingt sie dort einen Tag auszuharren. Am nächsten Morgen geht es weiter zu Lager 3 (6800m), nach einer weiteren Nacht dort spurt Steck allein durch hüfttiefen Schnee nach oben, eine Sträflingsarbeit. Anthamatten muss dem schnellen Aufstieg Tribut zollen, er übergibt sich mehrmals die Nacht und beschließt besser auf La-

ale Erstbegehung von unten, ohne Bohrhaken und in ausschließlich freier Kletterei, am besten onsight erfolgen müsste, so selten werden Wände in diesem Stil wirklich angegangen. Das Diktat eines möglichst hohen Schwierigkeitsgrades scheint da doch größer zu sein. Gängige Praxis ist es vielmehr, die Route erstzubegehen, dabei auch technische Passagen in Kauf zu nehmen, Sicherungspunkte wie Bolts und Felshaken anzubringen und anschließend die Route freizuklettern. Ein weiteres Tätigkeitsfeld ist die freie Begehung ehemals technischer Routen, hier hat sich vor allem der El Capitan im kalifornischen Yosemite Valley als bevorzugte Spielwiese der Felsartisten herauskristallisiert, schwerste Kletterpassagen bei oft fragwürdiger Absicherung sind hier das Salz in der Suppe des Abenteuers.

Neben den Gebrüdern Huber (D) sticht dabei Tommy Caldwell (USA) hervor. Er ist ohne Zweifel der leistungsstärkste Freikletterer an den Granitfluchten des El Cap. Nach seiner bahnbrechenden Aneinanderreihung zweier Freikletterrouten (Nose & Freerider) innerhalb von 24 h vor drei Jahren, gelingt ihm die Route »Magic Mushroom« am 8. Juni 08 frei und an einem einzigen Tag. Mit 11 Seillängen im Grad 5.13-5.14 (9+-10+) und 9 Seillängen zwischen 5.12 und 5.12+ (9-/9+) dürfte sie auf Grund der anhaltenden Schwierigkeiten und einer Wandhöhe von fast 1000 m der wohl schwerste freikletterbare Big Wall der Welt sein. Ein Monat zuvor holte sich Caldwell zusammen mit Justen Sjong (USA) die erste freie Begehung von »Magic Mushroom« in fünf Tagen in Seilschaft (Vor- und Nachsteiger klettern frei). Nicolas Favresse und Sean Villanueva schenken im Oktober mit »The secret passage« dem El Cap eine weitere Freikletterroute. Die 15 Seilängen-Kreation verbindet die beiden bestehenden Technotouren »The Eagles Way« und »Bad To The Bones« miteinander. Bis auf einen Bohrhaken auf einer freien Umgehungsvariante und einem weiteren zur Aufbesserung eines Standplatzes, wird traditionell gesichert, so dass sich eine anspruchsvolle Route mit langen Runouts ergibt (15 Sl, bis 5.13c/X.Grad). Ach ja und sie rennen noch immer: Die »Nose« scheint sich zur international anerkannten Rennstrecke der Felsmatadoren Marke Speedclimber zu entwickeln. Yuji Hirayama und Hans Florine holen sich den Speedrekord von den Huberbuam zurück: zu schlagen gilt in Zukunft 2h37′05′′. Unterdessen zeigt Adam Ondra (CZ) seine Ausnahmestellung auch beim alpinen Sportklettern: 11 Jahre nach der Erstbegehung durch Beat Kammerlander (A) gelingt ihm die erste Rotpunkt-Begehung der 7-SL-Route WoGü im Rätikon. Kammerlander konnte damals die Route nicht komplett freiklettern, schätzte aber die Schwierigkeiten auf 2 Seillängen 8c (11-), eine 8b+, eine 8b, eine 8a+, zwei 7c+, Adam Ondra bestätigte im Großen und Ganzen diese Einschätzung, somit ist WoGü die schwerste Route alpenweit, zumindest was die reinen Freikletterschwierigkeiten anbelangt. Der Ruf als schwerste Mehrseillängen-Route weltweit könnte der WoGü durch die freie Variante der Techno-Route von Daniel Gebel und Steiner (D) aus dem Jahr 2005 strittig gemacht werden.

ger 3 zu warten. Acht Stunden benötigt Steck für nur 400 Höhenmeter, aber er kommt den in Not Geratenen unweigerlich näher. Über Funk weist er Colibasanu an, mit dem Abstieg zu beginnen. Bis zuletzt hatte dieser bei seinem spanischen Freund gewartet und zeigt nun selbst schon erste Zeichen von Höhenerkrankung und Erschöpfung. Von Lager 3 wird er mit Hilfe Anthamattens absteigen und gerettet werden. Unterdessen trifft Steck bei dem schwer kranken Iñaki ein: »Iñaki erkannte mich zwar, doch sein Zustand war schon sehr schlecht. Ich konnte ihn nicht einmal aufrichten.« Trotz Steck's Bemühungen und der mitgebrachten Medikamente verstirbt der Spanier. Steck beerdigt den Leichnam in einer Gletscherspalte und muss einen weiteren Tag in Lager 4 ausharren bis die Lawinensituation einen Abstieg erlaubt. Bei seinem Abstieg durch dichtes Schneetreiben trifft er auf den Kasachen Denis Urubko (s.a. Text), der ebenfalls zu Hilfe geeilt war, zusammen kehren die beiden in die Sicherheit zurück. Ein glänzendes Beispiel für grenzenlosen menschlichen Einsatz, ein Beispiel für gegenseitige Fürsorge und füreinander einstehen, selbst wenn es eigene

»Tough Enough« sind die 12 Seillängen an der Westwand des Karimbony auf Madagaskar wirklich, die Schlüsselseillänge rangiert bei 8c+ (11-/11) ein. Die freie Begehung gelingt den Briten James McHaffie und David Pickford, es bleibt abzuwarten, ob die Schwierigkeiten bestätigt werden. Alexander Huber entdeckt derweilen seine Liebe zur Heimat wieder und kreiert mit »Feuertaufe« (7 SL/10+) am Urlkopf und »Sansara« (7 SL/10+, dabei ist auch das cleane Rissdach von »Desperate Reality« 10- zu überwinden) zusammen mit Guido Unterwurzacher (A) zwei harte Mehrseillängenrouten mit gewohnt sportlichen Abständen zwischen den Bohrhaken. Die Protagonisten des Schweizer Bergsteigens, Ueli Steck und Stephan Siegrist, schenken dem Eiger mit »Pacienca« (23 Sl/bis 8a/10-) seine schwerste Route, Absicherung erfolgt durch Bohrhaken. Dem »Hotel Supramonte« (10 Sl, bis 8b+) in Sardinien wird erstmals in seiner Geschichte ein Onsight-Besuch abgestattet, bei dem flüchtigen Gast handelt es sich um den bereits öfters auffällig gewordenen Adam Ondra. Ob sich die sardische Herberge zukünftig in ein Stundenhotel verwandeln wird, bleibt abzuwarten.

Free Solo – mit und ohne Netz und doppelten Boden!

Alex Honnold (USA) ist der neue Stern am Himmel der elitären Gemeinde der Solokletterer! Kaum, dass sich die Kletterszene von Hans Jörg Auers Solo des »Fisch« an der Marmolada erholt hat, legt Honnold zumindest in Sachen Schwierigkeiten nochmals eine Schippe drauf: mit dem Klassiker »Moonlight Buttress« (Zion National Park, 9 SL 5.12c = 9) gelingt ihm das schwerste Mehrseillängen-Free Solo der Kletterhistorie, allein vier der letzten fünf Seillängen sind 8+/9- oder schwerer. Honnold klettert vorher je zweimal an zwei aufeinander folgenden Tagen am Fixseil entlang durch die Route, die Solobegehung selbst war dann in 83 Minuten abgehakt: »Ich stellte am Einstieg meinen IPod mit den Top25 Songs an, rockte das Ding hoch und hatte am Ausstieg immer noch ein paar Songs übrig.« Gut, wer sich auf die wesentlichen Probleme des Lebens konzentrieren kann! Den Fisch und Moonlight Buttress miteinander vergleichen zu wollen ist müßig, der Fisch bietet sicherlich die unsicherere Kletterei über glatte Platten mit viel Reibungskletterei, Moonlight Buttress ist nominell schwieriger, extrem steil und ausgesetzt, bietet aber ausschließlich Risskletterei, was sich für einen sehr guten Risskletterer wie Honnold deutlich »safer« anfühlen mag. Dass er aber auch bei unsicherer Kletterei seine Nerven im Griff hat, beweist Honnold nur wenige Monate später. Mit der Free Solo Begehung der beeindruckenden Regular Route durch die Halfdome Nordwestwand (23Sl, bis 9-) setzt er einen weiteren Meilenstein. Hier warten auch heikle Plattenstellen in ausgesetzter Position auf den tollkühnen Athleten. »Der Moonlight Buttress war nur pumpig, der Halfdome ein größeres Abenteuer.«

Ein Abenteuer ganz besonderer Art nimmt Alexander Huber auf sich, der in den letzten Jahren immer wieder mit spektakulären und schwierigsten Free Solos für

Gefährdung, Mühen und Strapazen bedeutet! Dieses Beispiel wurde nur mit einem kleinen Trost belohnt: »Iñaki musste nicht alleine sterben. Das gibt mir Trost.« (U.Steck).

P.S. Steck und Anthamatten brachen auf Grund dieser Ereignisse ihren Versuch an der Südwand ab, ihre Linie bleibt weiterhin ungeklettert.
P.P.S. Im Februar 09 stirbt der junge argentinische Bergsteiger Joaquin »Chino« Prado auf 1500m Meereshöhe zu Füßen des Fitz Roy, einsam und allein, an Erschöpfung und Unterkühlung. Sein Seilpartner, wie auch eine nachfolgenden Seilschaft hatten ihn 20! Stunden vorher in der Überzeugung, er sei bereits tot, auf dem Gletscherbecken oberhalb des Passo Superior liegen lassen. Eine Rettung von dort wäre eine Sache von zwei bis drei Stunden über wenig anspruchvolles Gelände gewesen.

Schlagzeilen sorgte. Ohne jegliche Sicherung steigt er über den Schweizer Weg (7) auf den Gipfel des Grand Capucin und mangels geeigneten Abstiegs über die gleiche Route auch wieder hinab! Ohne Seil! Kletterpurist Paul Preuss hat einen wirklich würdigen Nachfolger gefunden.

Das Abstiegsproblem löst Steph Davis (USA), eine der wenigen weiblichen Vertreter des Solokletterns, auf ihre Art und Weise: nach dem sie die drei Seillängen der Nordwandroute (8-) auf den Castelton Tower ohne Seil hochgeturnt ist, springt sie mit dem dort wohlweislich deponierten Fallschirm am Rücken einfach wieder hinunter.

Ehemann Dean Potter treibt dieses Spiel noch auf die Spitze und kreiert eine völlig neue Art des seilfreien Alleingangs mit Netz und doppelten Boden. Neben Kletterschuhen und Chalkbag kommt noch ein ultraleichter Fallschirm mit, so kann im Falle eines Sturzes noch die Reißleine gezogen werden und der Kletterer wird vom Fallschirm sanft zu Boden getragen. Voraussetzung dafür ist, dass die Wand steil genug ist und der Kletterer sich weit genug oben befindet. Dean steigt auf diese Art und Weise durch die Route »Deep Blue Sea« (9-) im rechten, felsigen und sehr steilen Teil der Eigernordwand. Über die veränderten Konsequenzen im Vergleich zum herkömmlichen Free Solo spricht er: »Instead of dying, I'm flying!«

Expeditionsbergsteigen:

Im klassischen Sinn bedeutet Expeditionsbergsteigen das Erkunden, Erforschen und Erschließen unbekannter Bergregionen und Gipfel fernab menschlicher Zivilisation. Wer dieser zugegeben etwas romantischen Vorstellung nachhängt, wird sich von den meisten der heute als Expeditionen betitelten Unternehmungen enttäuscht sehen. Als Mindestanforderung für den Gütestempel »Expedition« bleibt aber: höherer logistischer Aufwand, schwere Erreichbarkeit und damit auch geringere Rettungsmöglichkeiten, Absenz von zivilisatorischen Strukturen. Eine Unterteilung des Expeditionsbergsteigens in Höhenbergsteigen und Expeditionsbergsteigen ohne relevante Höhe (bis ca. 6000m) drängt sich auf. Das Höhenbergsteigen wird zusätzlich in Gipfelhöhen bis 7500m und bis 8848m unterteilt.

Höhenbergsteigen 7500m-8848m:

Die Zukunft des Höhenbergsteigens liegt, oder besser gesagt sollte, in der Besteigung von Wänden und Gipfel in leichtem Stil liegen, im Verzicht auf Fixseile und künstlichen Sauerstoff. Dass, trotzdem dieser Stil ja schon seit über 3 Jahrzehnten propagiert wird, die Realität an den höchsten Bergen der Welt eine andere ist, ist die ernüchternde Erkenntnis aus der Analyse des Höhenbergsteigens. Nicht der Bergsteiger bereitet sich auf den Berg vor, sondern der Berg wird für den Bergsteiger im wahrsten Sinne des Wortes präpariert. Die Bereitschaft auf Verzicht ist die Grundvoraussetzung für einen sauberen Stil beim Bergsteigen allgemein, diese scheint aber gerade bei den prestigeträchtigen Gipfeln über 8000m indirekt proportional zur Größe der Berge abzunehmen. Abgesehen davon werden an den höchsten Bergen der Welt immer wieder beachtliche Leistungen erbracht, die in allen Belangen beeindrucken. Valerie Babanov, seit Jahren als Hardcore Bergsteiger immer wieder in Erscheinung getreten, und Victor Afanasiev gelingen gleich zwei technisch schwere Erstbesteigungen an 8000ern im Zeitraum weniger Wochen. Im Alpinstil bezwingen sie in neun Tagen in der Wand eine schwere Linie durch die Nordwest-Wand des Broad Peak (8047m). Mit 90° steilen Eispassagen und Kletterschwierigkeiten bis M6 gehört die Route sicherlich zu den härteren Brocken und überzeugt dabei noch durch einen blitzsauberen Begehungsstil. 2 Wochen später eröffnen die beiden eine Linie durch die SW-Wand des Gasherbrums I (8068m) erneut im Alpinstil. Die Besteigung gleich mehrerer 8000er im Rahmen einer einzigen Expedition, früher noch undenkbar, erfreut sich immer größerer Beliebtheit und steht für die neue Herangehensweise ans 8000er-Bergsteigen wie auch für die gestiegene Leistungsfähigkeit der Akteure.

Dean Potter am Eiger
Foto: Beat Kammerlander

Der Münchner Luis Stitzinger legt am Nanga Parbat einen sensationellen Beweis seiner Motivation und Energie an den Tag. Nach erfolgreicher Besteigung als Leiter einer kommerziellen Expedition gelingt ihm zusammen mit Josef Lunger der 10 km lange Mazeno Grat am Nanga Parbat bis zum Gipfel des Mazeno Peak (2. Besteigung). Schwierigkeiten bis zum fünften Felsgrat und eine unendliche Aneinanderreihung heikler Kletterpassagen bewältigen die beiden in siebentägiger Kletterei, ihr richtungsweisender Versuch über den Grat den Gipfel des Nanga Parbats zu erreichen scheitert knapp unterhalb des Cols Mazeno La. Der komplette Grat bis zum Col wurde erst einmal erfolgreich bestiegen, die Vollendung bis zum Gipfel des Nanga Parbat bleibt auch weiterhin eine der interessantesten Aufgaben an den 8000ern. Doch damit nicht genug: Ein drittes Mal bricht Stitzinger zum Gipfel des Nanga Parbat auf, allein steigt er durch die Diamirwand und beweist 300 m unterhalb des Gipfels soviel Vernunft auf den Gipfel zu verzichten, um sein eigentliches Ziel, eine Abfahrt durch die Diamirflanke, zu verwirklichen. Trotz 3000 m extremem Skigelände kommt er wohlbehalten zurück ins Basislager.

Weitaus weniger beachtet sind Erfolge an Gipfeln knapp unter 8000 Metern. Der Nuptse (7861 m) steht zudem noch direkt im Schatten seiner ungleich berühmteren Nachbarn Mount Everest und Lhotse. Die beiden französischen Bergführer Stéphane Benoist und Patrice Glairon-Rappaz lassen sich von solchen Marginalien nicht abhalten und legen Ende Oktober die Route »Are you experienced« durch die Nuptse Südwand. Die 2000 Meter anspruchsvolles Eis- und Kombigelände legen die beiden im Alpinstil zurück und schreiben damit ein weiteres Kapitel zukunftweisenden Expeditionsbergsteigens. Das Dreamteam in Sachen Hardcore-Bergsteigen in den höchsten Höhen ist unzweifelhaft das Trio aus Steve House, Vince Anderson (beide USA) und Marco Prezlej (SLO). Auch dieses Jahr schlagen sie wieder zu: Prezlej/Anderson bezwingen als Akklimatisationstour (!) für ihr eigentliches Projekt, die Makalu-Westwand, den Makalu II (7678 m) über seine Westwand, ungeachtet fortschreitender Dehydration und zunehmender Erschöpfung.

Das japanische Paar Kazuya Hiraide und Kei Taniguchi landet mit der Durchsteigung der 2000m hohen Südostwand des Kamet (7756 m) im indischen Garwal Himalaja einen großen Wurf. In sechseinhalb Tagen bewältigen die beiden im Nachmonsun (Oktober) die imposante Wand im für japanische Bergsteiger eher unüblichen Alpinstil und stoßen auf Schwierigkeiten bis WI 5/M5+. Die 36-Jährige Taniguchi gehört damit sicher zu den leistungsstärksten Bergsteigerinnen in Sachen technisch schwerer Himalajarouten im Alpinstil. Mit der Verleihung des Piolet d'or für Entdeckergeist wurde die Leistung der Beiden angemessen honoriert.

Ihre Kolleginnen Gerlinde Kaltenbrunner (A), Nives Meroi (I) und Edurne Pasaban (ESP) beweisen währenddessen, dass das Sammeln und Jagen keine rein männliche Eigenschaft ist, ihre 8000er-Konten stehen mittlerweile bei elf Stück. Kaltenbrunner gelingt zusammen mit David Göttler (D) der Dhaulagiri, Nives und Pasaban stehen am gleichen Tag auf der Shisha Pangma. Der Wettlauf um den Titel »Erste Frau auf allen 14 Achttausendern«, sofern er denn besteht, bleibt also offen. Dem Deutschen Ralf Dujmovits, Lebensgefährte von Kaltenbrunner, fehlt nach erfolgreicher





K6
Foto: Hans Mitterer

Makalubesteigung hingegen nur noch der Lhotse zum perfekten Achttausender-Glück.[1]

Eben jener Makalu erhielt im Februar 2009 seine erste Winterbesteigung durch Simone Moro (I) und Denis Urubko (Kasachstan), die beide zu den absoluten Spezialisten in dieser vielleicht härtesten Disziplin des Himalajabergsteigens gehören. Orkanartige Winde und äußerst tiefe Temperaturen erschweren und gefährden das ohnehin nicht ungefährliche 8000er-Bergsteigen im Winter noch um einiges. Man mag den Basislagerzustieg per Flug und Moros Hang zu Videolivekonferenzen zur gerade laufenden Sportartikelfachmesse als störende Note in der romantischen Vorstellung vom ultimativen Himalajaabenteuer erachten, der sportlichen Höchstleistung tut dies aber keinen Abbruch.

Mit dem Makalu ist auch der letzte Himalaja-Achttausender im Winter bestiegen worden, die Karakorum-Riesen warten hingegen noch auf eine Winterbesteigung, es bleibt also noch Spielraum für die kommenden Generationen. Die Suche nach technisch schweren Linien an den Riesenwänden der Weltberge und diese in einem sauberen Stil durchzuziehen, wird auch weiterhin die größte Herausforderung an den 8000ern darstellen. Akteure wie Marko Prezlej, Steve House, Vince Anderson und Valerie Babanov haben hier deutlich aufgezeigt, was möglich ist und wo die Entwicklung hingehen sollte. Es darf mit Spannung erwartet werden, was eine Seilschaft wie Anthamatten/Steck, die zudem noch ein deutlich höheres Kletterkönnen mitbringt, in Zukunft an den Weltbergen zu leisten vermag.

Harte Routen an hohen (<7500m) Bergen

Hohe Kletterschwierigkeiten an wilden Wänden zu verwirklichen, ist an den etwas niedrigeren Bergen des Himalajas schon längst »state of art« der modernen Spitzenbergsteiger. Die Saison 2008 begann gleich mit einem Paukenschlag: Als Vorbereitung für die angestrebte Annapurna-Südwand (siehe Kasten) klettert die Seilschaft Simon Anthamatten und Uli Steck (beide CH) durch die Nordwand des Tengkampoche, die schon einige Bewerber abgeschüttelt hatte. Zwei Tage harte Kletterei durch technisch anspruchsvollstes Gelände (60 SL; M7+/6A0, 85° Eis) ohne Verwendung von Bohrhaken und Fixseilen, geben Zeugnis von einer der stärksten Seilschaften weltweit und stellen ein absolutes Highlight des letzten Jahres dar. »Dass jede der 60 Seillängen ein Abenteuer für sich darstellte« (Steck), ist ein Fakt, der den meisten Aspiranten wohl gehöriges Gruseln einjagen dürfte. Für ihre Leistung werden die beiden mit dem »Piolet d'or« für technisch schwierige Kletterei ausgezeichnet. Die bekannte Auszeichnung stand schon kurz vor ihrer Abschaffung, nachdem in den Vorjahren vermehrt Kritik am Verfahren und teils auch an den Preisträgern auftrat. 2008 fand die Veranstaltung überhaupt nicht statt. Mit neuem Konzept und neuer Jury präsentierte sich der Piolet d'or 2009. Die Jury, besetzt mit in die Tage gekommenen Bergsteigern allererster Güte wie Doug Scott, Peter Habeler und Jim Donini, lässt vermuten, dass in Zukunft die Stilfrage mit an erster Stelle stehen wird. So zeichnete sich auch die dritte prämierte Expedition mehr durch sauberen Stil als durch allerhöchste Kletterschwierigkeiten aus. Der Piolet d'or für Einsatz geht an die Japaner Fumitaka Ichimura, Yusuke Sato und Kazuki Amano, denen im Alpinstil eine neue Route (1800m; M5) durch die Nordwand der Kalanka (6931m) im indischen Garwal Himalaja gelang.

Auf das Wagnis »Alpinstil« ließ sich auch die amerikanische Seilschaft Chad Kellogg und Dylan Thomas am Südwestgrat des Singuiang (6250 m) ein. Der amerikanische Hardcore-Alpinist Mark Twight bezeichnete einst das Bergsteigen als »die Bereitschaft, die Suppe, die man sich eingebrockt hat, mit all ihren darin schwimmenden Kotzbrocken auszulöffeln«. Selbst über diese wenig appetitlich anmutende Speise wäre die Seilschaft Kellogg/Thomas am Ende ihrer epischen Reise wohl dankbar gewesen: Nach 500m »Zustiegsbigwall« (Schwierigkeiten bis zum 8.Grad), kämpfen sie sich über den nervenaufreibenden Fels- und Eisgrat zum Gipfel, eine Abstiegsodyssee bringt die beiden nach zehn Tagen wieder zurück zu ihren Vorräten ins Basecamp, sie hatten nur für sieben Tage Essen kalkuliert und mitgenommen. Ein wunderschönes Abenteuer in wildem, wenig erschlossenem Ambiente!

Anderer Stil, jedoch um keinen Deut weniger hart: Allein, aber mit hohem Materialaufwand macht sich der US-Amerikaner Kyle Dempster an die 1300m hohe Westwand des Tahu Rutum (6651 m). Sieben Wochen Einsamkeit in der Steinwüste und Einöde des Karakorums, davon 20 Tage am Berg, werden nicht einmal mit dem Gipfel belohnt. Nach erfolgreicher Durchsteigung der Westwand sieht sich Dempster vom nahenden Schlechtwetter gezwungen am Schneegrat zum Gipfel umzudrehen.

Ines Paperts Weg von der dominierenden Eiswettkampfkletterin der letzen Jahre zur erfolgreichen Expeditionsbergsteigerin ist mehr als beeindruckend. Für ihre Himalajapremiere wählt sie gleich mal die Wintermonate und durchsteigt zusammen mit Corry Richards (CAN) im Januar die Nordwand des Kwangde Sar (6093m) auf zum Großteil neuer Route und im Alpinstil, die Schwierigkeiten taxiert das Duo auf M8/WI5 und klagt über jede Menge heikles Schneeeisgelände auf den 1300 Metern

[1]Seit 20.5.09 ist Ralf Dujmovits der erste deutsche Bergsteiger mit allen 8000ern

Tague yer time…

…heißt eine Klettertour durch die dunkel düsteren Wandfluchten des Black Canyon of Gunnison im amerikanischen Bundesstaat Colorado. Die beiden Erstbegeher Topher Donahue und Jared Ogden benötigen zwei Tage für die Wand, bewältigen Risslängen bis zum 9. Schwierigkeitsgrad und natürlich sichern sie den Climb gestreng nach amerikanischer Tradition selbst mit Klemmkeilen und Friends ab. Gewidmet ist die Tour ihrem erst kürzlich tödlich verunglückten Freund Cameron Tague, seine Asche streuen sie in der Biwaknacht hinab in die Tiefe. Ein letztes Mal ist der Freund so intensiv bei ihnen, als würde er das Seil mit ihnen teilen. Auch wenn am Ende nüchtern nur Schwierigkeitsangabe und Wandhöhe in Büchern stehen wird, eine Tour wie diese hat viele Facetten: das Abenteuer einer Erstbegehung, die Ungewissheit wie und ob es weitergeht, das Erlebnis einer wilden Natur, die düsteren, oft brüchigen Felswände des Canyons, der rauschende Gunnison River tief unten, die tiefe Verbundenheit mit dem Seilpartner, aber auch die Erfahrung der eigenen Verwundbarkeit, der eigenen Sterblichkeit, die Frage nach der Sinnhaftigkeit des eigenen, mitunter gefährlichen Treibens. Es sind diese Dinge, die das Bergsteigen ausmachen, und gerade diese sind einer breiteren Öffentlichkeit schwer zu vermitteln und sie sind noch schwerer zu vermarkten. Bergsteigen ist ein seltsamer Sport und für den Laien ist es schier unmöglich, verschiedene Leistungen miteinander zu vergleichen. Zu viele Faktoren spielen da mit rein, selbst der Schwierigkeitsgrad gibt nur bedingt Auskunft über den Wert einer erbrachten Leistung. So stellt sich gerade beim Verfassen einer Chronik, der Auflistung der Highlights des Bergjahres 08, des öfteren die Frage nach Sinn und Unsinn eines Vergleichs der diversen Leistungen. Welche Parameter sind anzuwenden? Wie verlässlich sind die Angaben der Aktiven? Wie subjektiv sind Bewertungen? Was ist der zehnte Grad an einer verlassenen Wand im unzugänglichsten Winkel unseres Erdballs wert, wenn sich wohl nie wieder ein Kletterer dahin verirren wird? Was ist mit den Leistungen, die nie veröffentlicht wurden, aber vielleicht ebensolche oder sogar größere Meilensteine

Wandhöhe. Mit Peter Anzenberger und David Göttler versuchen zwei Bergsteiger aus der DAV-Nachwuchsförderung sich an dem überaus anspruchsvollen Südostgrat des Gaurishankar (7134m), ihr mutiger Versuch im Zwei-Mann-Team ein derartig großes Ziel anzugehen, scheitert auf einer Höhe von etwa 6500m.

Neben der Exploration der zahllosen noch unbestiegenen Gipfel unter 7000m, wie z.B. die Erstbesteigung des Kang Nachugo (6735 m) im nepalesischen Rolwaling Himalaya durch David Gottlieb und Joe Puryear, weisen Aktionen wie die von Anthamatten/Steck klar die Richtung, wohin das Himalajabergsteigen der Zukunft geht. »Letzte Probleme«, wie die Nordwand des Tengkampoche, gibt es noch zur Genüge. An manchen wie dem Nordgrat am Latok I haben sich schon etliche Expeditionen die Zähne ausgebissen, an anderen wie zum Beispiel der Nordwand des K6 im Charakusa Valley gab es noch nicht einmal ernsthafte Versuche. Die Seilschaft Anthamatten/Steck steht dabei auch für den Typus Bergsteiger, der nötig sein wird, um diese Probleme in einem sauberen Stil ohne Fixseile und Bohrhaken zu lösen. Hohes Freikletterkönnen in Fels, Eis und kombiniertem Gelände gepaart mit absoluter körperlicher Austrainiertheit und mentaler Stärke sind die Voraussetzung, um weitere Ausrufezeichen im Himalajabergsteigen zu setzen.

Patagonien & Co…

An dieser Stelle seien jene Unternehmungen abgehandelt, die größerer Gipfelhöhen entbehren, aber auf Grund ihrer Abgeschiedenheit und des zu bewältigenden logistischen Aufwands dennoch als Expeditionen gewertet werden können.

Die bedeutendste Erstbegehung der diesjährigen Patagoniensaison fand einige hundert Kilometer nördlich der ungleich berühmteren Fitz-Roy-Gruppe statt. Den Katalanen Oriol Baro und Jordi Corominas gelang in 30stündiger Kletterei die erste Durchsteigung der äußerst anspruchsvollen Ostwand des Cerro San Lorenzo.1500m anspruchsvolles Eis- und Kombigelände, sowie hohe objektive Gefahren hatten zuvor so manchen namhaften Bergsteiger zurückgewiesen. Hingegen verlief die diesjährige Saison rund um Fitz Roy und Torre vergleichsweise unspektakulär. Historisch gesehen ereignete sich jedoch ein Novum: so erreichen erstmals mehr Personen über die Ferrari-Route in der Westwand des Berges den Gipfel des Cerro Torre als durch den sonst so beliebten Anstieg über Maestri's Kompressorroute an der Südostkante. Insgesamt 21 Bergsteiger gelangen im Laufe zweier Schönwetterperioden über 14 Tage verteilt über die Ferrari auf den Gipfel, das sind deutlich mehr als in all den Jahren seit der Erstbesteigung 1974 zusammen. Unter den Besteigern findet sich mit Dörte Pietron auch die erste Deutsche auf dem Cerro Torre und die erste Frau überhaupt, die den Torre nicht über die Route Maestris erreichte. Nur fünf Frauen standen vorher auf dem Gipfel des Cerro Torre. Pietron gelangt zusammen mit Rolando Garibotti über das Col Standhard auf die Westseite, in weiteren zwei Tagen erreichen sie durch die berüchtigte Wand den Gipfel. Durch die äußerst anspruchsvolle letzte Seillänge mit 50 Metern senkrechten Anraums hatte sich eine argentinische Viererseilschaft in mühsamer Teamarbeit fast vier Stunden lang im wahrsten Sinne durchgegraben. Diese Länge wird auch für zukünftige Aspiranten eine große Hürde darstellen, alle nachfolgenden Seilschaften haben es da schon ein gutes Stück einfacher. Dies schmälert aber kein bisschen den Erfolg Walter Hungerbühlers (CH), dem wenig später die erste Solobegehung der Ferrari gelingt. Mit der fünften Begehung der Route »Mate, Porros y todo demas« (900m, 8-) am Nordpfeiler des Fitz Roy zusammen mit Luciana Tessio (ARG) komplettierte Pietron ihren erfolgreichen Patagonienaufenthalt.



Westwand Torre.
Foto vom Autor

Zeitgleich bewältigen die Seilschaften Garibotti/Haley (ARG/USA) sowie Jorge Ackermann und Tomas Aguilo (ARG) die sogenannte »Care Bear Traverse«, die Überschreitung von Guillaumet, Mermoz und Fitz Roy. Erstmals wurde diese Traverse in der vergangenen Saison von den beiden Amerikanern Freddie Wilkinson und Dana Drummond verwirklicht. Die Überschreitung der gesamten Gruppe mit samt der sich südlich an den Fitz Roy anschließenden Trabanten könnte eine Aufgabe für die kommenden Jahre darstellen.

Eine verrückte Idee verfolgte eine norwegische Seilschaft: sie besteigen den Südostgrat am Cerro Torre über die Maestri Route bis zu dem Punkt, an dem sich Maestri mit viel Bohrhaken durch die glatten Granitfluchten nach rechts arbeitete. Ole Lied und Trym Atle Saeland hingegen wenden sich an dieser Stelle nach links und gelangen so auf das auffällige Eisfeld in der Südwand des Torres, das sie so lange traversieren, bis sie auf Ferraris Westwandroute stoßen, über die sie den Gipfel erreichen. Bis auf zwei Ausnahmen können sie ihr Vorhaben verwirklichen, den Anstieg ohne Verwendung der Bohrhaken Maestris zu bewältigen. Nach diesem ereignisreichen Dezember, zeigte sich das patagonische Wetter für die folgenden Monate wieder von seiner bekannt schlechten Seite. Einzig die belgische Crew aus Nicolas Favresse, Sean Villaneuve und Ben Ditto konnte mit der ersten freien Begehung (1200m; bis 7b+) der

darstellen wie jene die ständig durch den alpinen Äther schwirren? Extremes Bergsteigen findet meist unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt, oft in entlegenen Regionen, die kaum ein Normalsterblicher je erreichen wird. Letztendlich bleibt es dem Bergsteiger überlassen, ob und wie er die Öffentlichkeit daran teilhaben lässt. Theoretisch könnte der weltbeste Bergsteiger völlig unbemerkt von der Öffentlichkeit seine Taten vollbringen, man würde ihn noch nicht einmal kennen. Hätte Hans Jörg Auer nach der Freesolo-Begehung des »Weg durch den Fisch« das ganze, wie ursprünglich beabsichtigt, geheim gehalten, wäre eine der größten Taten der Alpingeschichte der breiten Öffentlichkeit verloren gegangen. Es ist eine durchaus faszinierende Vorstellung, dass wohl einige der größten alpinen Leistungen fernab des Rampenlichts der Öffentlichkeit stattfinden. Dementsprechend schwer ist es aber auch, besonders für den Laien, Medienpräsenz nicht von vornherein mit Können zu verwechseln. Will der Profibergsteiger eine breite Öffentlichkeit erreichen, hat die nahe Vergangenheit gezeigt, dass er um spektakuläre, leicht verständliche Aktionen nicht herumkommt. Die Materie »Extrembergsteigen« ist in vielen Punkten zu komplex, um von Außenstehenden verstanden oder gar in ihrem Stellenwert bewertet werden zu können. Das Publikum braucht leicht verständliche Parameter, schon der Schwierigkeitsgrad besitzt für den Nichtkletterer eigentlich keinerlei Aussagekraft. Treten doch meist schon beim Begriff Freeclimbing die ersten Verständigungsschwierigkeiten auf, wird er immer noch mit dem Free Solo verwechselt. Die Zeit als Gütemerkmal scheint da doch viel besser geeignet, das kennt man aus vielen anderen Sportarten, ist leicht verständlich und bestens vergleichbar. Das ultimative Nordwandabenteuer wird reduziert auf zwei Ziffern zur Angabe von Stunden und Minuten. Mühen, Freuden und Ängste eines Bigwalls, Durst und Hunger, die abendliche Ruhe im Biwak reduziert sich auf eine nüchterne Zeitangabe. Man kann das aus alpinistischer Sicht als Verarmung bezeichnen, es weckt jedenfalls reges Interesse in der Öffentlichkeit. Nimmt man die breite Latte herausragender Leistungen von Bergsteigern wie Alexander und Thomas Huber oder auch Uli Steck, fällt auf, dass sie in erster Linie

South African Route am Torre Centrale im Paine Nationalpark einen beachtlichen Erfolg einfahren.

Stefan Glowacz frönt einmal mehr seiner Vorliebe für Expeditionen in unerforschte und unwirtliche Gegenden unseres Erdballs. Exploration unbekannter Bergregionen und Felswände zeichnen seine Aktionen aus, die oft schon bei Zu- und Abmarsch ein Abenteuer für sich darstellen. Zusammen mit den Bergkameraden Robert Jasper, Mariusz Hoffmann, Holger Heuber (Kameramann) und Klaus Fengler (Fotograf) lässt er es diesmal zumindest beim Zustieg noch recht gemütlich angehen. Mit Motorschlitten lässt sich das Team fünf Tage lang in eine der entlegendsten Regionen Baffin Islands (Kanada) kutschieren. In der 700-Meter-Wand der »Bastion« ist schnell ein geeignetes Ziel gefunden, dem das Team eine Erstbegehung abringen kann. In einer Mischung aus Big-Wall- und Fixseil-Stil und in teils freier, teils technischer Kletterei gelangt die Mannschaft auf den Gipfel und bewältigt dabei Schwierigkeiten von X-/A4. Tom Waits dürfte bei der Namensfindung für die neue Route wohl weniger ausschlaggebend gewesen sein, als viel mehr das Wissen um den bevorstehenden Rückweg in die Zivilisation: »Take the long way home.« Ganze 350 km sind zu bewältigen, hierbei kann das Team auch seine neue erworbenen Fähigkeiten im Snowkiten zur Anwendung bringen.

Mit dem Ziel den Granitwänden der Antarktis in Queen-Maud-Land eine freie Begehung abzutrotzen, waren Alexander und Thomas Huber (D) zusammen mit Stephane Siegrist (CH) angerückt. Die kosten- und materialintensive Expedition bringt drei Erstbegehungen und einen sehr eindrücklichen Film von Max Reichelt mit begeisternden Bildern dieser surrealen Landschaft ein. Bei zwei Neurouten muss das Team auf Grund der tiefen Temperaturen aufs technische Klettern zurückgreifen: »Sounds of Silence« am Ulvetanna bietet auf 800 Metern Schwierigkeiten von 8-/A2, die »Eiszeit« am Holtanna lässt mit 7+/A4 eventuelle Wiederholer vielleicht doch ins Schwitzen kommen. Über den Nordpfeiler des Holtanna wird mit der Route »Skywalk« das Ziel einer freien Begehung (450m, 7-) doch noch realisiert. Mensch und Material wurde per Flugzeug an diesen windigen und eiskalten Ort unseres Planeten gebracht.

Alpines Bergsteigen

Der Mann hört nicht auf die Alpinwelt in Staunen zu versetzen: Uli Steck. Man mag über das Bergsteigen nach Stoppuhr denken was man will, die nackten Zahlen, die Steck präsentiert, sind einmal mehr unglaublich. Ende Dezember klettert, oder muss man sagen läuft er in 2h 23min durch die äußerst anspruchsvolle Colton/McIntery Route an der Nordwand der Grand Jorasse. Auf den 1200 m steiles Eis (bis 90°) und heikles Kombigelände (bis M6) sichert sich der Berner kein einziges Mal, auch im Fels klettert er mit den Eisgeräten in Drytooltechnik, die Temperaturen sind zu kalt, um den Fels anzufassen. Die Bedingungen in der Wand sind sicherlich nicht schlecht, aber sie sind auch nicht perfekt. Umso fabulöser ist Stecks Begehungszeit und sein kompromissloser Stil in einer Route, die auch bei sehr guten Bergsteigern einen beinah legendären Ruf genießt. Eine Begehung der Route ohne Biwak ist selbst für eine starke Seilschaft keine Selbstverständlichkeit! Steck gibt ein weiteres Mal einen Eindruck von seiner unheimlichen Leistungsfähigkeit und seinen Reserven selbst in technisch schwerstem Gelände. Wenige Wochen später legt er auch in der Nordwand des Matterhorns eine neue Bestzeit vor: in nur 1h58min steigt er durch die Schmidt-Route.

Das kanadische Eisass Will Gadd erschließt zusammen mit EJ Plimeley Kanadas höchsten Eisfall, den 330m Hulen Fall. Labiles Eis und schlechte bis nicht existente Absicherung fordern den Beiden alles ab. Was hinter der so unscheinbar wirkenden Bewertung 5.9, A2 steht, erklärt Gadd folgendermaßen: »Wenn ein kanadischer Kletterer 5.9, A2 sieht, weiß er, dass er vor einer epischen Route steht, die brüchigen Fels, schlecht anzubringende Sicherungen und eine ernste Situation mit sich bringt.« Sprich: mehr Fall als Eis!

Auch Robert Jasper schlägt zu, in Norwegen gelingen ihm die Erstbegehung einiger der weltweit längsten Eisfälle: mit Markus Stofer begeht er »Into the wild« (WI 6, 900 Hm) und »Landeplage« (WI 7-, 240 Hm) und kehrt mit Roger Schäli nochmals nach Norwegen zurück, um auch seine dritte Erstbegehung zu vollenden: das »Fosslimonster« (M8+, WI 6+, 800 Hm) ist wohl mit neun Standbohrhaken und fünf Bohrhaken als Zwischensicherungen auf die gesamte Länge nicht wirklich überbohrt.

Im Bereich psychisch anspruchsvoller Erstbegehungen schwerster Routen unter dem Verzicht auf Bohrhaken als Sicherungsmittel machen die Gebrüder Florian und Martin Riegler (Südtirol) schon seit einigen Jahren immer wieder von sich hören. Ihre Leistungsfähigkeit stellen sie auch dieses Jahr unter Beweis: Ende Dezember, während jeder normale Mensch sich noch mit Weihnachtsgebäck voll stopft, gelingt ihnen mit »La Sor Blanche«, fünf schwere Seillängen in Fels und Eis (M9,WI6-), nur unter Verwendung von Friends und Felshaken zur Absicherung.

An Hand der Entwicklung des alpinen Bergsteigens zeigt sich, wie durch die Übertragung der Fertigkeiten aus extremem Sport- und Mixedklettern auf hohe Wände die Leistungsfähigkeit der Bergsteiger der neuen Generation geradezu explodiert ist. Das Potenzial an großen Neurouten, die nicht nur Varianten zu bestehenden darstellen, ist in den Alpen schon länger begrenzt. Bestehenden Routen möglichst schnelle Begehungszeiten abzutrotzen, ist ein nettes Spiel, das aber weder sonderlich neu ist, noch langfristig seine Faszination bewahren wird. Es ist wohl eher Zeichen dafür, dass die großen Herausforderungen für die Topalpinisten unsere Zeit zumindest in den Alpen immer rarer werden. Immer stärker zeigt sich, dass die Alpen zum Trainigscourt für die wirklich großen, neuen Ziele im Himalaja und anderen Regionen degradiert sind.

durch ihre Speedbegehungen ein größeres Interesse in der Öffentlichkeit entfachten. Dabei handelt es sich zwar immer noch um ausgezeichnete sportliche Leistungen, aber anders als bei vielen anderen ihrer Taten, kann man kaum ernsthaft von für die Alpingeschichte richtungsweisenden Aktionen sprechen. Begehungszeiten miteinander zu vergleichen steht durchaus in einer langen Tradition unter Bergsteigern, sie aber zum alleinigen Kriterium zu erheben ist neu. Besonders skurill wird das ganze beim Höhenbergsteigen. Die Zeit als Gütemaßstab, wie es in den letzten Jahren zunehmend Mode geworden ist und leider ja auch von Seiten des DAV gefördert wurde, ist gerade an den höchsten Bergen der Welt ausgesprochen unsinnig. Zu groß ist die Rolle, die äußere Verhältnisse und das Vorhandensein einer Spur spielen, als dass man Begehungszeiten an 8000ern miteinander vergleichen könnte. Macht es auf Meeresniveau schon einen Riesenunterschied, ob man knietief im Pulverschnee einen Hang hochsteigt oder in einer fest ausgetretenen Spur, wie groß ist dann erst der Unterschied auf sieben- oder achttausend Metern? Doch gerade diese Faktoren werden von Seiten der Aktiven meist verschwiegen. Bei all dem Hype um Speedbegehungen an den Weltbergen ist der marktwirtschaftliche Wert wohl deutlich größer als der sportliche. Leistungsbergsteigen wird immer, besonders für Profibergsteiger, mit gegenseitigem Vergleichen verbunden sein, dafür stehen verschiedene Parameter zur Verfügung, von denen nicht jeder einem breiten Publikum verständlich gemacht werden kann. Darüber sollte man aber nicht vergessen, dass es viele dieser Aspekte sind, die die Faszination Bergsteigen ausmachen: der Abenteuergeist, die Bereitschaft, Unwägbarkeiten und Gefahren für Leib und Leben auf sich zu nehmen, das Entdecken entlegener Regionen, der Kontakt mit fremden Kulturen. Wenn man von den höchsten Gipfeln der sieben Kontinente nur eine Zeitangabe mit nach Hause bringt, ist das mehr bedauerns- als bewundernswert. Leistung hat ihren Platz beim Bergsteigen und muss sie auch haben. Aber lasst uns das Bergsteigen nicht nur darauf reduzieren! Versuchen wir auch weiterhin die Komplexität des Faszinosums Bergsteigen begreiflich zu machen, auch wenn es mehr Mühen bedeutet. Ist das nicht gerade Teil des Bergsteigens: Mühen in Kauf nehmen, um das Besondere zu erreichen?

Nehmt euch die Zeit! Take your time!

Autoren

Heike Aghte, geborene Ruhrgebietlerin, lebt mittlerweile seit 25 Jahren im bayerischen Inntal. Mit ihrem Büro für Umweltkommunikation beschäftigt sie sich mit dem Spannungsfeld von Verkehr/Gesundheit und Umwelt, mit Tourismus und der Alpenpolitik. Für verschiedene alpine Umweltorganisationen seit einigen Jahren bei der EU in Brüssel aktiv.

Gerald Aichner, aus Hall in Tirol, wohnhaft am »Jakobsweg«, Buchautor, Publizist und Journalist; langjähriger Radio-, TV-& Internet-Redakteur im ORF Tirol. Bergsteiger und Bergfotograf. AV-Vorsitzender des OeAV-Landesverbandes Tirol und der Sektion Hall in Tirol; www.glungezer.com/gerald.aichner

Birgit Antes, 1950 im alpenfernen Saarland geboren, lebt seit 39 Jahren am Tegernsee in Oberbayern und arbeitet als freie Journalistin und Buchautorin. In heimischen und fernen Berg-Welten unterwegs, am liebsten im Team Antes & Antes.

Korbinian Ballweg, geb. 1987 in München. Student (Chemie/Bio Lehramt), verschiedenste alpine Sportarten von Klettern über Kajakfahren bis Skitouren, seit 2007 stellv. Bezirksjugendleiter des JDAV Bezirks München.

Prof. Dr. Werner Bätzing, geb. 1949 in Kassel, studierte Ev. Theologie und Philosophie (1968-74) und arbeitete dann im Buchhandel und Verlagswesen in Berlin (1976-81). In dieser Zeit entstand seine Begeisterung für die Alpen. Von 1983-87 studierte er Geographie in Berlin, um sein Alpeninteresse weiter zu vertiefen. 1988-95 Uni Bern (CH)/Promotion und Habilitation. Seit 1995 ist er Professor für Kulturgeographie an der Uni Erlangen-Nürnberg (Schwerpunkte »Alpen« und »ländliche Räume«).

Max Bolland, geb. 1976 in Rosenheim, Dipl. Sportwissenschaftler, staatl. geprüfter Berg- und Skiführer, wohnhaft in Rohrdorf, arbeitet hauptberuflich als Bergführer in der eigenen Bergschule »Erlebnis Berg« und als Mitglied des DAV-Lehrteams. Kletterreisen und Expeditionen rund um den Globus, mit starker Vorliebe fürs Abenteuerklettern und das »Aufs-Klettern-Warten« in Patagonien.

Carla Bräunig, geb.1985 in München; Studentin (Sportmanagement). Mitglied im Jugendvorstand der Sektion Oberland, seit Februar 2008 Schatzmeisterin im JDAV Bezirk München. Engagiert sich hier v.a. in sozialen Projekten und der Jugendpolitik. Alpin in allen Bereichen unterwegs.

Thomas Burger, geb. 1964 in Kempten/Allgäu, lebt mit seiner Frau und seinen 3 Kindern in Wackersberg/Bad Tölz; studierte Germanistik, Verwaltungswirtschaft und Geographie. Skilehrer, Hochtourenführer, Therapeut für Dynamische Integration®. Gymnasiallehrer in Bayern und in Stockholm. Seit 1988 Darsteller und Autor bei verschiedenen Fernsehproduktionen. Verfasser zahlreicher Buch- und Zeitschriftenbeiträgen. Vortragsredner und Seminarleiter zu den Themen »Rhetorik«, »Präsentation«, und Selbstmanagement (www.burgerseminare.de).

Peter Donatsch, (1958) hat sich sich nach Alpinjournalismus und -Fotografie auf Themen der Gesellschaft und der Zukunft im alpinen Raum spezialisiert. Als Kommunikator und Coach ist er täglich damit befasst. www.peterdonatsch.ch

Rudi Erlacher, 2. Vorsitzender des Vereins zum Schutz der Bergwelt e.V. Zusammen mit Sylvia Hamberger, Oswald Baumeister und Wolfgang Zängl Autor der Ausstellung und des gleichnamigen Buches »Schöne neue Alpen. Eine Ortsbesichtigung«, München, 1998. rudolf.erlacher@t-online.de

Gaby Funk, geb. 1957 in Eybach, Schwäb. Alb. Studium Germanistik/Romanistik, später Journalismus, Produktmanagerin, Leiterin Marketing und Presse bei Reiseveranstaltern, Tourguide in Alaska/Kanada, Redakteurin und Textchefin bei Alpin und Outdoor. Lebt seit 2005 in Oy-Mittelberg im Allgäu als freie Bergsport- und Reise-Journalistin, Buchautorin sowie Übersetzerin französischer und englischer Bergbücher.

Dr. Jan Gürke, geb. 1967 in Freiburg/Breisgau, studierte Geografie, Geologie und Soziologie (Uni Heidelberg; Dissertation zum Thema Umwelt und Verkehr). Er war sechs Jahre lang bei Mountain Wilderness Schweiz als Projektleiter »keepwild!« für Fragen zu Bergsport und Umwelt zuständig. Seit 2008 ist er Geschäftsleiter von »per pedes bergferien« in Zürich, einem Anbieter naturverträglicher Wander- und Trekkingtouren. Er ist als Kletter-Instruktor ausgebildet und Vater von zwei bergbegeisterten Kindern.

Hans Haid, geb. 1938 in Längenfeld im Ötztal/Tirol. Studium der Volkskunde in Wien. Jahrelange Beschäftigung mit der Kultur der Alpen und den Problemen des Massentourismus. Gründung des Vereines »Pro vita alpina«. Autor zahlreicher Publikationen mit Dialektpoesie und über die Kultur der Alpen. Mitherausgeber der CD-Serie »musica alpina«. Organisator vieler Kulturaktionen sowie einiger Entwicklungs-Projekte. Stellungnahmen zu Alpenthemen in Sendungen des Hörfunks und des Fernsehens in Deutschland und Österreich.

Johannes Haslauer, M.A., geb. 1980 in München, wo er Bayerische Landesgeschichte, Neuere und Neueste Geschichte sowie Kommunikationswissenschaft studierte. Dem alpinen Raum besonders in kulturhistorischer Perspektive verbunden (Dissertationsprojekt zur Geschichte der Grafschaft Werdenfels). Derzeit Redakteur beim Historischen Lexikon Bayerns (Federführung Bayerische Staatsbibliothek).

Peter Haßlacher, geb. 1949 in Nikolsdorf/Osttirol; Geograf. leitet seit 1980 die Fachabteilung Raumplanung-Naturschutz des OeAV. Vorsitzender der CIPRA Österreich und Vizepräs. im Österr. Umweltdachverband. Träger des Konrad-Lorenz-Staatspreises für Umweltschutz und des Kleinen Binding-Preises (Liechtenstein).

Dr. Andreas Hohl, geb. 1961, hat Psychologie und Agrarwissenschaften studiert und über tropische Regenwälder promoviert. Für Ökotourismus-Unternehmen und als freier Journalist war er auf allen bewohnten Kontinenten tätig. Arbeitet derzeit im Gunung-Leuser-Nationalpark auf der Insel Sumatra.

Thomas Huber, geb. 1966 in Palling/Obb., seit 1992 staatlich geprüfter Berg- u. Skilehrer, seit 1996 Berufsbergsteiger. Der Vater von drei Kindern zählt international zu den stärksten Allroundbergsteigern und setzte – oft gemeinsam mit Bruder Alexander – Meilensteine beim Sportklettern, an Bigwalls und an den hohen Bergen im Himalaya, Karakorum und in Patagonien.

Dr. Clemens M. Hutter, Journalist und Politologe, befasste sich als Autor von ca. 45 Büchern vorwiegend mit Zeitgeschichte, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Ostalpenraums. Er veröffentlichte auch mehrere Bildbände und Tourenführer.

Dipl. Ing. Dr. mont. Heinz Jungmeier, geb. 1937 in Welst OÖ. Leitende Funktionen Feuerfest-Industrie, Lehrbeauftragter TU Graz. Bergsteiger und 3-D-Fotograf. Diverse Publikationen. Vorsitzender des Landesverbandes Kärnten des OeAV (1986-2003).

Helmut Knabl, geb. 1959, Lehrer an der Sporthauptschule Imst mit dem Schwerpunkt Sportklettern und Alpinsport, Lehrwart Hochalpin, Vizepräsident des Österreichischen (ÖWK) und Vizepräsident des Internationalen Wettkletterverbandes (IFSC), Sonderbeauftragter für Sportklettern im OeAV.

Dr. Ingrid Krumrei studierte Geologie an der TU Bergakademie Freiberg (2003 Diplom). Forschte anschließend an der Uni Tübingen für ihre Dissertation, in der sie die Vergletscherung und das Klima während der letzten Eiszeit auf Korsika und im westlichen Mittelmeer rekonstruierte (Promotion 2009). Sie ist verheiratet und Mutter zweier Kinder.

Dr. Joachim Kuhlemann stammt aus Norddeutschland und studierte Geologie in Kiel bis 1990, promovierte 1994 in Heidelberg, assistierte und lehrte Geowissenschaften in Tübingen bis 2008, und arbeitet jetzt am Eidgenössischen Nuklearsicherheitsinspektorat. Forschungsarbeiten u.a. zum eiszeitlichen Klima im Mittelmeerraum. Er ist DAV-Mitglied seit 1995.

Folkert Lenz, geb. 1964. Der hauptberufliche Journalist treibt sich jede freie Minute auf den hohen Bergen dieser Welt herum. Nach vielen Gipfelerfolgen (Alaska, Anden, Pamir, Afrika, Kaukasus, Himalaja) – auch als Expeditionsleiter – zieht es den Allround-Abenteurer immer wieder in die einsamsten Landstriche dieser Welt, z.B. nach Patagonien.

Dr. phil. nat. Jürg Meyer, Geologe, Dipl. Bergführer, Alpen-, Umwelt- und Kommunikationsfachmann. Eine geologische Doktorarbeit in den Walliser Hochalpen und die Ausbildung zum Bergführer machten die Passion für die Berge zum Beruf. 1983-1996 Teilzeit-Geologe an der Uni Bern sowie freiberuflicher Bergführer. 1996-2007 Bereichsleiter Umwelt beim SAC. Seit 2008 selbständig: www.juerg-meyer.ch.

Andreas Mühlleitner, geb. 1970 in Aspach, lebt mit Frau und Kindern im Innviertel. Seit 20 Jahren als Wanderer und Bergsteiger in den Ost- und Westalpen unterwegs. Ausgedehnte Reisen in Asien und im Himalaya, leidenschaftlicher Fotograf und Produzent von Audio-Visionen, Publikationen in verschiedenen Fachzeitschriften und Reisemagazinen.

Eberhard Neubronner, geb. 1942 in Ulm, lebt und arbeitet als Schriftsteller. Bücher u.a. ›Der Weg‹ (DAV Literaturpreis 1994), ›Das Schwarze Tal‹ (1996), ›Der Herrgott weiß, was mit uns geschieht‹ (2007), ›Die Letzten löschen das Feuer‹ (2008), ›Steine im Brot‹ (2009).

Peter Pallua, geb. 1941 in Lana (Südtirol). Nach dem Wirtschaftsabitur 35 Jahre tätig als Verantwortlicher für die Datenverarbeitung in zwei Firmen. Nebenbei alpinistische Betätigung und seit 1964 Mitglied des Bergrettungsdienstes. Übersetzer von Bergbüchern und 1988-2002 Schriftleiter des Mitteilungsblattes des AVS. 1996 Verdienstmedaille des Landes Tirol.

Dr. John Reinecker, studierte und promovierte in Geologie an der Uni Tübingen und ist seit 1997 Dozent für Geologie am Leibniz-Kolleg in Tübingen. Er arbeitet und unterrichtet leidenschaftlich gerne im Gelände, speziell über Gebirgsbildungsprozesse und Glazialmorphologie in den Alpen. Er ist aktiver Fachübungsleiter bei der Sektion Tübingen des DAV.

Prof. Dr. Felizitas Romeiß-Stracke, Diplomsoziologin/ Stadtplanerin, 1970-1977 Landeshauptstadt München (Stadtentwicklung, Stadtsanierung), 1977 Gründung »Büro für Sozial- und Freizeitforschung« (Beratung von öffentlichen Institutionen und privaten Unternehmen in der Freizeit- und Tourismuswirtschaft). 2007 Gründung der »Plattform für Tourismus und Architektur« (www.tourismusarchitektur.de). Langjährige Lehrtätigkeit in München und Bozen, zahlreiche Veröffentlichungen in Zeitschriften und Büchern.

Martin Roos, geb. 1967, sattelte nach dem Biochemiediplom auf Wissenschaftsjournalismus um. Als freier Autor, wechselweise wohnhaft in München und Valencia, schreibt er vor allem über medizinische und erdkundliche Themen. Autorenhomepage: www.genuancen.net

Ingrid Runggaldier Moroder, geb. 1963 in Bozen, aufgewachsen in Gröden. Germanistik und Anglistikstudium in Innsbruck. Übersetzerin in der Landesverwaltung der Provinz Bozen Südtirol, freie Mitarbeiterin für verschiedene Zeitschriften, Radio und Fernsehen. Verschiedene Filmdokumentationen. Kulturreferentin beim AVS und Mitglied des Verwaltungsrates des Internat. Bergfilmfestivals der Stadt Trient.

Dr. Volker Schenk, geb. 1937, aufgewachsen in Tegernsee, lebt mit seiner Frau in Hohenlohe. Geologiestudium in München. Zunächst bei einer amerik. Baufirma in Österreich und Italien, dann in einer deutschen, international operierenden Ingenieurgesellschaft als Chefgeologe tätig, dabei Reisen weltweit. Zahlreiche Fachvorträge und Veröffentlichungen in nationalen/internationalen Zeitschriften; DAV-Mitglied seit 1956.

Tamara Schlemmer, geb. 1966 in Talfingen, wohnhaft in Windischgaillenreuth/Fränkische Schweiz, war von 1987-98 Mitglied der Sportkletternationalmannschaft. Die studierte Dipl.Ing. Innenarchitektin engagiert sich seit 1996 ehrenamtlich für den DAV, ist seit 2007 Vizepräsidentin des DAV und Inhaberin einer Vertriebs-/Marketingagentur.

Mag. Dr. Ingeborg Schmid-Mummert, geb. 1973 in Innsbruck, Studium Europäische Ethnologie/Volkskunde und Italienisch in Innsbruck und Rom, Dissertation über tödliche Bergunfälle, freie Kulturwissenschafterin und Autorin, Mitarbeiterin in Alpenvereins-Projekten.

Christina Schuster studierte Geoökologie mit Schwerpunkt Ökosystemmanagement (Uni Tübingen). Spezialisierte sich auf Wald- u. Gebirgsökosysteme, insbesondere unter dem Einfluss menschlicher Aktivität und des Klimawandels. In ihrer Diplomarbeit rekonstruierte sie die Gletscherstände der Kleinen Eiszeit auf Korsika und untersuchte deren Aussagen über die Klimavariabilität.

Robert Steiner, geb. 1976, lebt in Calw/Baden-Württemberg. Schriftsteller (»Selig, wer in Träumen stirbt«, »Stoneman«), Bergsteiger (u.a. dreifacher Besteiger des Khan Tengri, sanierte 2007 die Westgratroute mit Bohrhaken), Lehrer.

Dr. Franziska Torma, geb. 1975, studierte in München und Bochum Geschichte und Theaterwissenschaft. Im Jahr 2008 hat sie ihre Dissertation unter dem Titel »Zeitreisen – Turkestan in der Imagination der Deutschen (1890-1930)« abgeschlossen. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Wissenschafts-, Kultur- und Umweltgeschichte sowie die Geschichte des Alpinismus, insbesondere des internationalen Expeditionswesens.

Andreas Weber, geb. 1987 in München; Student (Jura), seit 2006 Jugendleiter bei der Sektion München, seit 2007 ehrenamtliches Engagement im JDAV Bezirk München, zunächst als Schatzmeister und seit 2008 als Bezirksjugendleiter.

Dr. Hildegard Westphal studiert in Tübingen und Brisbane (Australien) Geologie, promovierte in Kiel. Nach Forschungsaufenthalten in Miami, Hannover und Erlangen habilitierte sie sich und ist nun an der Uni Bremen tätig. Hauptinteresse: Rekonstruktion von Klima-/Umweltbedingungen in der erdgeschichtlichen Vergangenheit anhand von biogenen Sedimenten, insbes. Kalksteinen. Sie ist Mitglied der Jungen Akademie.

Jürgen Winkler, erlernte das Fotografenhandwerk und arbeitete einige Jahre in der Industrie- und Werbefotografie. Dann freischaffender Fotograf mit dem Schwerpunkt Fotografie im Gebirge. 1970 Teilnehmer der Nanga-Parbat-Expedition zur Rupalwand, seit 1974 staatlich geprüfter Berg- und Skiführer. Er ist berufenes Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Photografie und national und international mehrfach ausgezeichnet. Diverse Ausstellungen im In- und Ausland.

Lene Wolny, geb. 1977 in Graz. Publizistikstudium in London. Mehrere Jahre als Radioredakteurin in Österreich tätig. Kurzzeitig Werbetexterin, dann Chefredakteurin der Alpenvereinszeitschrift »3D – Denkraum für Jugendarbeit«. Derzeit freie Journalistin und Reiseleiterin mit dem Schwerpunkt Himalaya.

IMPRESSUM

ISSN 0179-1419 | ISBN: 978-3-937530-49-9 (Mitgliederausgabe) | ISBN-13: 978-3-937530-50-5 (Buchhandelsausgabe) | ISBN-13: 978-3-937530-47-5 (beiliegende AV-Karte)

Nachdrucke von Beiträgen, auch auszugsweise, oder Bildern aus diesem Jahrbuch sind nur mit vorheriger Genehmigung durch die Herausgeber gestattet. Alle Rechte, auch bezüglich der Beilagen und Übersetzungen, bleiben vorbehalten. Die Verfasser tragen die Verantwortung für Form und Inhalt ihrer Angaben.

Text- u. Bildredaktion: Karin Straßer, Walter Theil
Konzeption u. Layout: wt-BuchTeam Walter Theil, Garching/Alz
Umschlaggestaltung: Norbert Freudenthaler
Reprographische Arbeiten: Siegfried Garnweidner, Baierbrunn
Gesamtherstellung: Gebr. Geiselberger GmbH, Altötting

Alleinvertrieb für Wiederverkäufer:
in Deutschland: GeoCenter, Postfach 800330, 70508 Stuttgart
in Österreich: Freytag-Berndt u. Artaria, Brunner Str. 69, 1231 Wien

Bildnachweis (Kapitelseiten):
Bild S. 10: Abendstimmung: Wenn die Idylle Wirklichkeit wird.
Foto: Peter Donatsch
Bild S. 90: Skywalk
Foto: Alexander und Thomas Huber
Bild S. 132: Faksimile der Besteigungsskizze von J. Moritz.
Foto: Archiv Heinz Jungmeier
Bild S. 190: Aus den Tourenbüchern von Hermi Lottersberger.
Archiv Hermi Lottersberger
Bild S. 256: Übergang Lizumer Hüte – Tuxerjochhaus.
Foto: A. Strauss
Bild S. 286: Die JDAV im Altmühltal.
Foto: Wiltrud Sanden

Beilage zu 4D1(134+3
LS

33

Alpenvereinskarte

Tuxer Alpen

Wegmarkierung

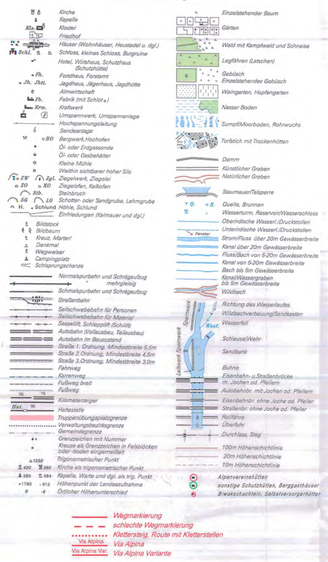


1:50 000

TUXER ALPEN

1:50 000

Zeichenerklärung:



1: 50 000 (1 cm ≙ 500 m)

Böschungsmaßstab für 20m Höhenschichtlinien

Herausgegeben im Rahmen der Alpenvereinskartographie vom Oesterreichischen Alpenverein 2009

1. Ausgabe 2009: Digitale kartographische Bearbeitung H. Schirmer

Kartenprojektion: Universale Transversale Mercatorprojektion (UTM) in 6° breiten Meridianstreifen (MB). Zonenfeld 32T.
Kartendatum (Bezugsellipsoid): World Geodetic System 1984 (WGS 84)
Mit GPS-Empfängern ermittelte Höhen beziehen sich auf das Ellipsoid WGS 84. Sie sind im Bereich um durchschnittlich 50m größer als die auf Normal-Null bezogenen Höhen in der Karte. Bei den meisten gängigen GPS-Empfängern wird diese Höhendifferenz jedoch automatisch berücksichtigt.



M Meridiankonvergenz: 1° 57' ostwärts
D Deklination: 2° 00' ostwärts (2009), jährliche Zunahme 0° 05.8'
N Nadelabweichung: 0° 03' ostwärts (2009), jährliche Zunahme 0° 05.8'.

Digitale Kartengrundlage von der ÖK50 vom Bundesamt für Eich- und Vermessungswesen, Wien.

Nachführungsstand



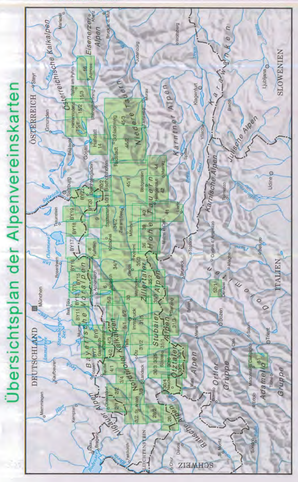
Nachdruck und Vervielfältigung jeder Art, auch einzelner Teile, sowie Anfertigung von Vergrößerungen und Verkleinerungen auf Grund des Urheberrechtsgesetzes nur mit Bewilligung des Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen (Landesaufnahme), Wien und des Oesterreichischen Alpenvereins, Innsbruck.

© BEV 2009, Vervielfältigt mit Genehmigung des BEV - Bundesamtes für Eich- und Vermessungswesen in Wien, T2009/56813

Druck: Kartografische Anstalt Freytag-Berndt und Artaria, Wien.
Internetadresse: www.alpenvereinskarten.at

ISBN 978-3-937530-47-5

Übersichtsplan der Alpenvereinskarten



2009

Wegmarkierung 33 Tuxer Alpen

Beilage zu 4 21 (134+3 LS

33

Alpenvereinskarte

Tuxer Alpen

Wegmarkierung



1:50 000

© BEV und ALPENVEREINSKARTOGRAPHIE

Top Thema
Lebensraum Alpen im Wandel

Werner Bätzing, Peter Donatsch, Hans Haid, Felizitas Romeiß-Stracke, Rudi Erlacher, Heike Aghte, Jürg Meyer, Jan Gürke, Joachim Kuhlemann, John Reinecker, Ingrid Krumrei, Christina Schuster, Hildegard Westphal, Jürgen Winkler

Bergsport heute

Thomas Huber, Andreas Mühlleitner, Folkert Lenz, Gaby Funk, Tamara Schlemmer, Helmut Knabl

Kultur/Wissenschaft

Volker Schenk, Eberhard Neubronner, Johannes Haslauer, Heinz Jungmeier, Ingeborg Schmid-Mummert

Alpine Geschichte

Clemens M. Hutter, Peter Pallua, Franziska Torma, Ingrid Runggaldier Moroder, Robert Steiner, Birgit Antes, Andreas Hohl

Gebietsthema & Kartengebiet:
Tuxer Alpen

Martin Roos, Léne Wolny, Gerald Aichner, Peter Hasslacher

Forum Alpenverein

Carla Bräunig, Korbinian Ballweg, Andreas Weber, Thomas Burger, Max Bolland

Kartenbeilage

Tuxer Alpen (Wegausgabe) 1:25000

Deutscher Alpe
Bibliothek des Deutschen Alpenvereins
049000489324

Berge erleben
AVS
ALPENVEREIN SÜDTIROL

ISSN 0179-1419 · ISBN: 978-3-937530-49-9 (Mitgliederausgabe)
ISBN: 978-3-937530-50-5 (Buchhandelsausgabe)